


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE

Versuch

einer vollständigen

Thierseelenkunde.

Von

P. Scheitlin,
Professor.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen,
Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1840.

Dem großen Geiste und Vater aller Geister in tiefster Anbetung für alle seine Kinder, heißen sie Engel, Menschen oder Würmer!

Vorrede.

Ich habe die Thiere von frühester Jugend an geliebt und geehrt, schon als Knabe mir eine Menge lebendiger Thiere aus allen Classen gehalten und im Beobachten derselben immer sehr viel Genuß gefunden. Ich fühlte mich den vollkommnern näher, als viele andere Menschen, wollte Sittlichkeit und Unsterblichkeit in ihnen finden u. s. w. Ich beobachtete genauer und las über sie, was ich nur immer konnte. Weil ich mich aber ans Kantische System angeschlossen, kam ich mit meinen Privatgedanken über die Thiere gar nicht zu recht. Ich verließ, was mir gegeben worden, und hielt mich nur noch ans Thier selbst und an mich.

Ich fing über sie zu schreiben an, ich las über einzelne Thiere in wissenschaftlichen Gesellschaften, man forderte mich auf, meine Ansichten zu veröffentlichen. Das Werk wuchs unter meinen Händen nur zu sehr.

Die Literatur des Faches ist viel größer als die Meisten wissen. Nur um diese zu vermehren, ist von mir nicht geschrieben worden. Ich wollte eine vollständige Geschichte der Ansichten der Thierpsychologen, dann Thatsachen und endlich noch Anwendungen geben. Ich weiß nichts davon, daß das erste, zweite und dritte je so vollständig oder je in dieser Art gegeben worden, jedenfalls hat Niemand eine Thierpsychologie der Bibel, der religiösen Urkunden aller alten Völker, der alten Dichter u. s. w. gegeben und Niemand die Geschichte der Thierpsychologie bis in die neuesten Zeiten herunter geführt.

Ebenso ist auch die Bearbeitung der vielen Fähigkeiten der Thierseelen und die Berücksichtigung aller Verhältnisse der Thiere meines Wissens ganz neu.

Für Manches fand ich gar keine Vorarbeit, für die Literatur dienten mir die Schriftwerke selbst, als Leitfaden Carus' Geschichte der Psychologie (der Menschen), für die alten Völker Creuzers Symbolik, für Thatsachen größtentheils Oken. Bessere, geistvollere

Gewährsmänner fand ich keine. Diesen bin ich den größten Dank schuldig. Was ich selbst gegeben, wird unschwer gefunden werden.

Ich hoffe durch dieses Werk dem Freunde der Literatur, besonders aber dem Freunde der Thiere, einen Dienst erwiesen zu haben. Ich wollte durch meine Ansichten nicht den Menschen erniedrigen, jedoch das Thier höher stellen und den Menschen näher bringen, die zu groß gemachte, widernaturgeschichtliche, unwahre Kluft zwischen Thier und Mensch kleiner machen und Achtung und Liebe zu den niedrigern Wesen lehren und geschichtlich begründen. Man wird mir meine Vorliebe für mein Thema und Schwärmerei für die Thiere vorwerfen, mehrere meiner Ansichten bitter tadeln, und vielleicht selbst die Religion und Moral im Menschen für gefährdet halten, dafür aber werden andere Leser mit mir stimmen und mir vielleicht an manchen Stellen warm die Hand drücken. Schwärmte ich, so schwärmte ich für eine gute Sache, für ein grosses Ding — für die ganze lebendige, denkende, empfindende Thierwelt, die um uns hersteht, mit uns umgeht, mit der wir leben, weben und sind. Im Sinn und Geist und in der Tendenz habe ich mich an ein Wort Plato's und an eins von Herder, im Princip an Leibnitz angeschlossen. Wer sich in der Weltansicht diesen anschließt, wird zu keinem un-

wahren Ziele kommen, oder er hat wenigstens die Ehre, mit solchen Männern, solchen Geistern, geirrt zu haben.

St. Gallen, im August 1839.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung ins Thema.

Es haben sich schon Viele mit den Thierseelen beschäftigt, und Mehrere versucht, was sich über sie sagen läßt, zu systematisiren. Schon die ersten Menschen mußten, wenn sie mit Thieren umgingen, wahrnehmen, daß die Handlungen auch dieser ihrer Mitgeschöpfe Aeußerungen einer Seele seyen, und in dem Grade, in welchem sie sich selbst eine Seele beilegten, werden sie sich gereizt gefühlt haben, auch ihnen eine beizulegen. Die urzeitliche Beurtheilung der Thierseelen konnte und mußte sich wie ein Erbgut in die nachfolgenden Zeiten fortpflanzen, ist aber für uns verloren gegangen. Frühe genug wurde die Ansicht des größern Theils der ältern Menschheit pantheistisch-mystisch. Die Religions-Urkunden aller alten Völker sprechen von den Thieren, und es dürfte lehrreich seyn sie mit einander auch in dieser Hinsicht zu vergleichen. Dann sprechen auch die Naturhistoriker und Philosophen von ihnen. Was uns die Dichter von ihnen sagen, ist wenigstens Bild.

In der Urzeit fiel Religions-Lehre, Natur-Ansicht, Philosophie und Poesie, wenigstens bei den meisten Völkern, in Eins. Naturhistoriker und Philosophen suchten dann, nachdem sie angefangen hatten sich selbst über die Sache ein wenig klar zu werden, die Thierseelen bald durch Vergleichung mit den Menschenseelen auf dem Wege der Erfahrung, bald auf dem der Speculation, durch oft nur willkürliche Verschmelzung oder Entgegensetzung beider, zu bestimmen. Der Streit, ob die Thierseele eine andere Art Seele, oder ein nur geringerer Grad von Menschenseele, oder der menschlichen

Seele weder der Art noch dem Grade nach gleich, aber doch ähnlich sey, zieht sich durch alle Jahrhunderte hinab. Die Meinung, daß die Thiere nur belebte Maschinen seyen, also gar keine Seele haben, ist erst in der neuern Zeit aufgetreten. Es macht sich jedoch auf den ersten Blick wahr, daß der große Menschenhaufe immer nur eine sehr verworrene und dunkle, sich immerdar widersprechende Ansicht vom Thier und von dessen Seele hatte.

Die Ansicht der Gelehrten und Denker, an ihre Ansicht von der Natur, von Gott und vom Menschen, an ihre Systeme in der Theologie, Philosophie und Naturkunde geknüpft, spielte fast immer nur eine sehr untergeordnete Rolle. Die neuern Philosophen, die besonders viel auf die Eintheilung jeder Seele in Erkenntniß=, Gefühls= und Begehrungsvermögen halten, und das Gebiet und die Gränzen derselben mit dem Cirkel ausmaßen, mußten, aufgefordert vom Satze, daß Jedem das Seinige gehöre, den Versuch wagen, auch den Thieren ihr Quantum von allen dreien in möglichst bestimmten Begriffen, gleichsam in Zahlen, zukommen zu lassen. Allein gerade das Studium der Geschichte dieser Begriffsbestimmungen macht es gewiß, daß bei vielen Völkern Mensch und Thier zuerst zusammen fielen, dann im Laufe langer Zeiten, nach einer fast unendlichen Reihe von Unbestimmtheiten, Unerweisbarkeiten, Verwirrungen und Widersprüchen, Mensch und Thier immer weiter auseinander gesperrt wurden, bis sie endlich an beiden Enden eines Durchmessers als vollkommene Gegensätze, als Geist und Materie, stunden. Als jedoch das Allzugewagte, das Unnaturhistorische und Unnaturphilosophische dieser Ansicht eingesehen worden, näherte man wieder das Thier dem Menschen, die Menschen dem Thiere so, daß sie wieder zusammen stießen, man sie wieder zusammenschmolz, und man der Bedeutung des Begriffs Seele nach wieder da stand, von wo man ehemals in der Dunkelheit ausgegangen war. Nicht minder wahr macht uns das Studium den Satz gewiß, daß äußerst selten von Beobachtungen ausgegangen wurde, und jedes System der Thierseelenkunde aufs auffallendste das Gepräge seiner Zeit, in alter Zeit das der Zeit=Theologie, in neuer das der Zeitphilosophie, an sich trägt.

Wie alle Geschichte, so kann auch die Geschichte der Thierseelenkunde verdunkeln, verwirren, vom Pfade ableiten. Denn dem, der unter ihrem Stoffe erliegt, den die von ihr aufgestellten Hypothesen erschrecken, der Folgerungen fürchtet, Ansichten für Glaubenssätze hält, oder auch sich irgend einer andern Autorität als derjenigen der Natur unterwirft, nützt sie nichts. Alle Geschichte gibt uns nur Materialien, und auf alle Materialien muß man von oben herunter schauen lernen. Man muß alle Systeme verlassen, man muß selbst beobachten, man muß sich fest an die Erfahrung, an die möglichst wohlverstandene, halten. Nur unter dieser Voraussetzung kann das Studium der bisher aufgestellten Ansichten uns unsere eigenen Schritte sicher und besser beurtheilen lehren.

Thierpsychologischen Stoff: Anekdoten, Beispiele und Ansichten geben uns beinahe alle Zoologen und Anthropologen in größester Menge, jedoch die Werke, die sich ausschließlich mit den Thierseelen beschäftigen, deren Zahl ist zwar nicht klein, aber doch nach Verhältniß der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht groß. Ihr Werth muß sehr verschieden seyn. Eine Menge Anekdoten derselben sind unverbürgt, viele widersprechen einander geradezu, viele sind verschönert, sind Poesie, aus andern wird viel zu viel gezogen. Gar manche solcher Schriftsteller unterscheiden nicht zwischen Trieb, Kunsttrieb, Ueberlegung, Bewußtseyn, sogar zwischen Thier und Thier, nicht im mindesten. Wieder andere gehen von erbettelten Sätzen aus, ordnen die Thierseelen nach Schulformeln, und schlagen schon von vornherein alle Untersuchungen in naturwidrige Fesseln. Bisweilen sprechen sie mit der oberflächlichsten Keckheit ab, erklären alle Thiere augenblicklich für sterblich oder unsterblich, lassen entweder die Seele des Thiers mit dem Blute verrinnen, oder erblicken in ihm, wie im Menschen, ewige Tugenden, knüpfen die Unsterblichkeit des Thieres ununtersucht an diejenige des Menschen und umgekehrt, leihen den Thieren eine gebildete Sprache wie dem Menschen, nennen ihren Vereinigungstrieb menschliche Liebe und warten uns mit Sittenlehren in Beispielen von Thieren auf. Wie oft hören wir gutmüthige Oberflächliche ausrufen: wahrhaftig, es fehlt dem Hunde, dem Elephanten zum Menschen nichts als die Sprache!

wenn hingegen der rohe Oberflächliche zum Schmerz des Thieres sagt: es ist ein Thier nur. Gegenüber aber finden wir in Schriften der Barmherzigkeit für die Thiere die nicht minder oberflächliche Ansicht, daß das Thier, wie der Mensch, bei gleichem Grade der Verwundung, gleich viel empfinde.

Unläugbar sind manche Schriften über unser Thema nur Spreuer, andere aber sind inhaltschwer und geistvoll, reich an Wahrheiten, an werthvollen Sätzen, an herrlichen Hypothesen wie an wohlbegründeten, in sich übereinstimmenden Thatsachen. Der Thierpsycholog wird sie alle gerne lesen, er wird aus allen mehr oder minder lernen.

Die Thierseelenlehre muß jeden Denkenden, am meisten den Zoologen, den Anthropologen und den Metaphysiker interessiren. Was zieht uns mit so gewaltiger Kraft an die Krystallisationen der Mineralien? Ist's nicht der ordnende Geist, die Seele, die sich durch sie ausspricht? nicht das, wodurch sie unserer Seele näher stehen? Was spricht uns an der Pflanze am meisten an? Ist's nicht ihre Psyche, sind's nicht die Geister der Natur, über welche Meyer so herrlich geschrieben hat? Warum gehen wir so gerne mit Thieren um, und machen einzelne zu unsern Freunden? Ist's nicht ihr Verstand, ihre Geschicklichkeit, ihre Liebe und Treue? Eben das, wodurch sie menschlich sind, oder scheinen? Tibull klagte über den Tod seines Sperlings; Hunden und Canarienvögeln sind Mausoleen gesetzt worden; Damen lieben Wachteln, Affen, Katzen und Hündchen, Kindern gleich, und der Reisende will einen vierfüßigen Begleiter zur Unterhaltung. Wir entrüsten uns über die Thierquälereien der Straßenjungen, Schlächter, Naturforscher und Aerzte, setzen invalidgewordenen Pferden ein Gnadenbrod aus, und erkennen schon Pflichten gegen die Thiere. Einzelne moralphilosophische Werke sprechen in einem eigenen Paragraph von unsern Pflichten gegen sie, sey es auch nur um unsrer selbst willen; und im Naturrecht wird von den Rechten der Thiere, nach den Ansichten jetziger Denker, sey es auch nur negativ, gesprochen. Wir werden auf edle Eigenschaften mancher Thiere schon in unsern Religionsurkunden aufmerksam gemacht, und zur Nachahmung aufgefordert.

Wir trauen, unserer eigenen Erfahrung und Ansicht ge-

mäß, manchen Thieren gar viel zu. Wir lehren, wir ermuntern, wir warnen, wir belohnen und strafen sie. Wir sprechen mit ihnen wie mit unsersgleichen, und pflegen mit ihnen lange Unterredungen. Wir könnnen dieses alles aber nur darum, weil wir sie mit uns, Geist mit Geist, Gemüth mit Gemüth, in Verwandtschaft glauben. Mancher Mensch schließt sich sogar an ein Thier, an Tauben, an Pferde, an Hunde mit innigerer Liebe als an irgend ein menschliches Wesen, und ein Thier wird ihm Freund, Seelentrost. Hunde leckten Lazarus' Wunden; Hunde und Pferde nehmen an der Krankheit, am Tode des Herrn gemüthlichen Antheil. Darum will Mancher seinen Pudel noch in dem Himmel finden!

Schon dem Menschen, als solchem, ist die Thierpsychologie angenehm, weil ihm das Thier angenehm ist, und die Unterhaltungen in Gesellschaften werden, sobald ein Gesellschaftsglied Anekdoten von seinem Hunde u. s. w. erzählt, endlos. Noch angenehmer ist sie dem Thierforscher. Freilich beschäftigt sich mancher einzig mit dem Baue, mit der Wohnung des Thieres (z. B. der gewöhnliche Konchyliolog), oder nur mit dem Körper des Thieres (der Anatom), oder mit den Lebenskräften und Lebensäußerungen desselben (der Physiolog), die Seele jedoch muß, weil sie noch viel interessanter ist, noch viel mehr interessiren. Freilich wird oft nichts Interessantes gefunden, aber nur weil nichts gesucht, nichts vermuthet, und aus vorgefaßter Meinung die Seele völlig unberücksichtigt gelassen wird. Was soll eine Wurm-, eine Schnecken-, eine Spinnenseele? So kann sogar der Zoolog noch fragen.

Für den Menschenkundigen (Anthropologen) ist die Thierseele von hoher Bedeutung, denn er studirt in der Thierseele wenigstens zum Theil seine eigene, sey es als ein Entgegengesetztes oder ein Aehnliches. Es frägt sich, ob die Menschenseele nur gehörig definirt werden könne, wenn ihr Unterschied von der Thierseele nicht gehörig angegeben werden kann.

Was soll erst die Thierseelenkunde dem Metaphysiker? Er sucht den Urgrund aller Dinge, das ursprüngliche Element, die Kraft, von der alles ausfloß was Seyn, Leben, Athem Denkkraft, Gefühlskraft, Willenskraft hat. Er spricht vom Ersten und vom Zweiten, vom Anfang und Fortgang, dem

Grundseyn und dem abgeleiteten Seyn, also von dem der Thiere und Menschen, und sucht den Zusammenhang aller Wesen, und den des Lebendigen mit dem Todten, des Geistes mit dem was man Materie nennt. Hier sind heilige Tiefen, in welche die Naturphilosophie, zum Theil auch die Religionslehre, hinabzuführen sich anerbietet.

Unwillkürlich gelangen wir in unseren Fragen und Antworten ins religiöse Gebiet, ins dunkle, weite Heiligthum, in welchem das Wissen (im engsten Sinne) aufhört, und der Glaube anfängt.

Entsteht das Thier aus den gleichen Naturkräften und nach gleichen Gesetzen wie der Mensch? Entwickelt es sich, wenn auch langsamer und nach andern Richtungen, wie wir? Lebt es und fühlt es wie wir? Ist Alles in ihm nur Instinct, nur Trieb ohne Bewußtseyn, nur Naturseele? oder ist nur ein Theil seines Selbstes Instinct, oder ist es gar nichts? Hat es Wahrnehmungsgabe, kann es aufmerksam seyn, hat es Einbildungskraft und Gedächtniß, wohl gar Verstand und Vernunft? Kann es wollen wie wir? Wohnen die gleichen Gesetze, wenn auch die Kräfte verschieden seyn sollten, in ihm wie in uns? Hat es eine natürliche Logik? Behandelt es alle seine Gesellschafter und die Menschen gleich, oder richtet es sich nach deren Eigenheiten ein, d. h. ist's auch Psycholog? Täuscht es sich nie? Kann man es nicht täuschen? Kann man ihm keinen Unterschied zwischen wahr und unwahr, recht und unrecht, gut und böse beibringen? Ahnet es keinen Zweck seines Seyns? Ist's unbedingt unmöglich, ihm einen Gedanken an einen Gott beizubringen? Steigt es auf bis zur Selbstseele, zum Selbstgefühl, Selbstbewußtseyn? Ist's frei, ist's sittlich? der Zurechnung, der Reue, der Selbstzufriedenheit fähig? Ist's der Vervollkommnung durch Menschen, durch den Umgang mit Thieren anderer Art, mit seinesgleichen, wohl gar durch sich selbst fähig? Lernt es irgend etwas von der Natur? Ist's erziehungsfähig etwa durch seine Eltern nur? Welches ist sein Verhältniß zur Natur, zu seinesgleichen, zu den Menschen, zu Gott? Ist's auch einem Schicksal unterworfen? Wird es durch eine Vorsehung auch persönlich als Individuum oder als abgeschlossenes Ganzes geleitet? wel-

ches ist seine Bestimmung? Stirbt es so wie wir sterben? Vollendet es seine Bestimmung mit seinem Athmen? Ist irgend etwas an ihm, was der Vergänglichkeit schuldig, und der Unvergänglichkeit werth ist? Sehnt sich auch das Thier (mit aller Creatur) nach einem Künftigen? Hat es auch Hoffnungen in sich? Ahnet es ein ihm bevorstehendes Unbekanntes? Gibt's eine Ewigkeit für das Thier, sogar, wenn es der Zurechnung unfähig ist, eine Thierhölle, einen Thierhimmel, oder doch eine bildende, erhebende Fortdauer? Was sagt zu allen solchen Fragen die Thierseelenkunde? Sie darf nicht Eine derselben unberührt lassen.

Jemehr wir uns mit der Seele der Thiere, dem Köstlichsten was auch sie haben, beschäftigen, desto achtungswerther wird uns das Thier, desto herrlicher die Natur, desto anbetungswürdiger Gott. Mangel an Sinn für die Thierseelen deutet auf Gedankenlosigkeit, Rohheit, Unsittlichkeit, Irreligiosität, und die Mißhandlung der Thiere, und sey es auch nur eines Wurms, geht aus irreligiöser Unwissenheit hervor. Alle alten Völker achteten, weil sie religiös waren, das Thier hoch, die irreligiösesten müssen es am geringsten achten. Kein sinniger Mensch (die Sinnigkeit führt in die Tiefe und zur Religion und Metaphysik hinab) wird eine Seele, wird einen, sey es auch noch so kleinen Anfang von Denk-, Gefühls- und Willenskraft mit Füßen treten. Wir schenken dem, der die Gesetze der wunderbaren Krystallisationen der Mineralien auskundschaftet, unsere Achtung, weil er dadurch sich selbst als einen gesetzmäßigen Denker beurkundet. Wir achten nicht minder den hoch, der uns die immer sich umbildenden Formen und Farben und die immer lebendige Einrichtung der Pflanzenwelt öffnet, weil er dadurch selbst seine innere Geistesbildung offenbart, und auch dem kann unsere Achtung nicht entgehen, der unsern Blick, unsere Gedanken ans Wunderbare der Thiere, sey es das des Aufgußthierchens, oder des riesigen Elephanten, heftet. Er thut uns dadurch sein eigenes inneres Geistesleben kund.

So werden auch diejenigen Männer, die uns in die Seele der Thiere blicken lehrten, die dunkle Denkkraft dersel-

ben uns vor die Augen ans Tageslicht zu ziehen suchten, nicht ohne Verdienst seyn.

Freilich ist die Aufgabe die schwerste. Wer kann die Kräfte, die Triebe, die Gesetze der sich krystallisirenden Steine und Metalle anschaulich machen? wer das Leben der Pflanzen öffnen? Wer die Seele der Thiere beschauen? Aber wer auch seine eigene, oder irgend eines andern Menschen Seele? Die Seele der Schnecke ist erst noch verborgener, als ihr Haus im tiefen Meer, oder im Grase des Raines. Die Seele des Wallfisches schwimmt in dem weiten Wasser grundloser Tiefe herum; der lebendige, graue Felsen, Elephant genannt, kann unsere Aufmerksamkeit durch seine Größe allerdings weit eher als durch seine unsehbare Seele an sich fesseln, und der Schmetterling spielt mit seinen Farben bunt und munter für das Auge, während seine Seele ganz unsichtbar mit ihm von Blume zu Blume flattert.

Ja hier muß jede Wahrheit schwer, und jeder Schluß gewagt seyn. Wir sind nur an die Aeußerungen der Seele gebunden, von, vielleicht gar nicht, oder nur halbverstandenen, Thatsachen abhängig, und vielleicht können wir nie ganz sichere Schlüsse machen. Machen wir das Thier zum Gegensatz von uns, so verzichten wir auf jedes Verständniß seiner Seele; stellen wir es neben uns hin, so sind wir in steter Gefahr, uns in das Thier hinein zu legen.

Nicht Wenige lassen ein Studium der Seele der vollkommneren Thiere gelten, und sagen, daß das Säugethier gewiß dem Menschen ähnlich, und auch der Vogel noch mit uns verwandt sey, daß aber das Amphibium und der Fisch mit uns nicht verglichen werden können; im Insect komme nur noch bewußtseynloser Instinct vor, im Wurm höre alles Geistige auf.

Was soll also eine Seelenlehre vom Spulwurm, Gartenwurm? vom Käfer und Schmetterling? Alle diese unvollkommenen Wesen unterscheiden sich ja gar nicht von einander. Wahrer als diese hingeworfenen Behauptungen ist diejenige, daß in allen Dingen viel mehr liege, als man auf den ersten Blick vermuthet. Der Nichtmineralog, der Nichtbotaniker, der Nichtphysiognom findet in den Mineralien, Gräsern, Angesichtern auch keine große Verschiedenheit, ungeachtet ihre Ver-

schiedenheiten für den Mann des Faches so groß sind, daß er eine Verwechslung nicht einmal begreifen kann.

Die Thierseelenkunde ist nun einmal doch kein ganz unbekanntes Land mehr, und das Feld ist nur demjenigen noch ganz finster oder bleibt dem finster, der jedes Licht selbst auslöscht oder die Augen zuhält. Es ist in der That nicht mehr begreiflich, wie manche Viertel- und Halbwisser von vorne herein jeden Schritt in diesem Gebiete für völlig unsicher, und jede Deutung einer Thatsache für baare Schwärmerei halten, als ob der logische metaphysische Satz, daß wir für Menschen und Thiere und alle Wesen stets von den Wirkungen auf die Ursachen schließen müssen, für sie gar nicht vorhanden sey.

I. Hauptstück.

Bestimmung der Begriffe Seele, Thiere, Thierseele und Thierseelenkunde.

Das Grundwort, auf dessen Bedeutung wir diese ganze Schrift bauen müssen, ist Seele. Wir sollten also zuvörderst dieses bestimmen. Verdrießlicher Weise ist aber gerade die Bedeutung desselben finster, und kaum läßt sich bestimmen, woher sie genommen ist. Das Wort ist deutsch, es wird aber jede Sprache, die das unsichtbare, geistige, denkende, fühlende, wollende Princip, sey es zuletzt auch nur im Menschen, als etwas Eigenthümliches, vom Sichtbaren Verschiedenes, und insofern Entgegengesetztes, bezeichnen will, einen Stellvertreter desselben haben. Aber eben haben alle Sprachen, vermuthlich nicht Eine der bekannten fünfzehnhundert ausgenommen, einen eignen Ausdruck für den Einen Begriff oder das Eine Ding; weßwegen es nicht gewiß gemacht werden kann, daß ein Volk, das diesen oder jenen Ausdruck braucht, gerade das dabei denke, was wir bei dem unsrigen denken. Begreiflich jedoch sollten alle fünfzehnhundert Zeichen haarscharf das Gleiche bezeichnen.

Es hat dann erst noch die Sprache des gleichen Volkes, für das Eine zu Bezeichnende, mehrere Zeichen, wodurch die Bestimmung noch viel schwieriger wird, denn nicht leicht ersetzt in der Psychologie ein Wort das andere vollkommen. Es gebührt sich aber, mit Worten gerade so wie mit Zahlen umzugehen. Nie darf, nie kann, genau genommen, eine Zahl die andere, ein Wort das andere, vollkommen ersetzen, es handle sich denn um Wechselbegriffe. Zwanzig — zweimal zehn — und viermal fünf, sind Wechselbegriffe; Seele, Geist, Denkkraft aber sind

es nicht, oder für den nur, der nicht einmal ahnet, daß der Mensch alle seine feinsten Schattirungen des Denkens, Fühlens, Wollens, eben in die Sprache gelegt hat. Auch die einander ähnlichsten Bedeutungen sind einander nicht gleich. Eben um feine Verschiedenheiten auszudrücken, fand sich der Mensch genöthigt, verschiedene Töne zu erfinden. Schon die Töne des Thieres gehen aus ungleichen Zuständen hervor, und werden demzufolge ungleiche Zeichen für Ungleiches.

Jede Thätigkeit geht von etwas Innerem oder etwas Aeußerem wie von einem Punkte aus. Je nachdem sie von diesem oder jenem ausgeht, ändert sich die Wahrnehmung und das sie bezeichnende Wort. Gingen die Beobachter vom Leben selbst aus, wie es sich als Erzeugniß eines innern Etwas äußert, so konnten sie dieses Innere Lebenshauch (Ruach der Hebräer, Pneuma der Griechen, Anima der Lateiner) nennen. Gingen sie von der Auffassungsgabe aus, so nannten sie es Sinn und Gefühl — inwiefern es aber die Hand ausstreckt, um sich etwas anzueignen, Willen; inwiefern es die Bedeutung irgend eines Dinges erkennt: Verstand und Erkenntnißkraft u. s. w. Hieraus mag erhellen, daß die Zeitwörter, weil sie Thätigkeiten bezeichnen, diese aber zuerst die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, den Hauptwörtern vorangingen, wie wir auch wirklich in unserer Sprache Zeitwörter haben, zu denen nicht einmal ein Hauptwort gebildet worden ist, weßwegen wir unsere Zeitwörter oft als Hauptwörter (Substantiva) gebrauchen dürfen und müssen. Aber leider kennen wir zum Worte Seele kein Zeitwort. Das Zeitwort sollte uns die Action des Hauptworts andeuten, wir haben nur das Beseelen und Entseelen. Das Seelen ist ungebräuchlich.

Das Wort Seele ist ein Wurzel- oder einfaches Wort. Erst wenn wir seine Bedeutung kennen, können wir die ihm verwandten Wörter bestimmen. Beseelen heißt ja nur: eine Seele geben; beseelt ist: was eine Seele hat; Seelenvermögen sagt nur: daß die Seele ein Vermögen, eine Kraft sey oder habe. Aber was für ein Vermögen? Was ist es seiner Natur nach? Was leistet es? Wodurch unterscheidet es sich von andern? Das wären die zu beantwortenden Fragen.

Es kann als gewiß angenommen werden, daß in der Urzeit

„mit Kräften begabt, belebt und beseelt," gleich bedeutend genommen wurden. Wälder und Flüsse, Pflanzen und Thiere, galten für belebt und beseelt. Man dachte sich unter Leben und Seele ein Etwas, das Ursache zur Thätigkeit ist, wirkt, und also Bewegung hervorbringt; und, weil man sich das Innere und Aeußere als Eins, als aus einem Guße gebildet, dachte, mußte man, indem man die Aeußerungen Leben nannte, das Innere Lebenshauch, ein zwar Unsichtbares, aber Bewegendes, nennen. Die Griechen stellten den Ausdruck Psyche auf, allein auch dieser reicht nicht aus, weil sie dieselbe in ihren Dichtungen und Philosophemen verschieden bestimmten, oft nur in dunkeln Bildern von ihr sprachen, und eben, je nachdem sie von verschiedenen Wahrnehmungspunkten ausgingen, bald mehr Sinn, bald mehr Denkkraft, bald mehr Willen in sie legten. Von den Griechen haben wir für die Wissenschaften bestimmtere Ausdrücke, und Versuche sie zu definiren, erhalten. Aber auch ihre früheren und späteren Definitionen zeichnen nicht genau genug. Legte doch Thales noch — der erste griechische Philosoph, dessen Philosophien wir kennen — in den Magnet eine Seele, und nannte die Luft beseelt. Hinwiederum nannte Anaxagoras — der Erste, der Gott von der Welt abtrennte — Gott eine Seele. Die Pantheisten legten Gott in die Welt als Seele. Plato und Aristoteles, die geistigsten und größten griechischen Heroen, sprachen von den Seelen, sey es der Götter, der Menschen und Thiere. Eben von den Griechen entlehnten wir die Ausdrücke Psyche und Psychologie, und übersetzen sie durch Seele und Seelenlehre, ohne mit diesen Ausdrücken ganz bestimmte oder auch nur völlig bestimmbare Begriffe zu verbinden. Am höchsten stehen für Seele im Griechischen die Ausdrücke Nous, im Lateinischen Intelligenz und Animus, im Deutschen Vernunft, wodurch aber offenbar ein eignes und höchstes Vermögen, ein Theil der Seele, und zwar gerade das bezeichnet werden soll, was die Menschen und Götterseelen über die zwar auch belebte, mit einem Ruach, einem Pneuma, einer Anima, sogar mit einer Psyche begabte Natur, und sogar über die Thiere, emporheben soll. Sonach wären Lebenshauch und Vernunft als die zwei äußersten, und Psyche als der Indifferenzpunkt zu betrachten.

Von den Griechen und Römern an wandelten die Völker und Philologen, Philosophen und Theologen, mit und ohne Wissen und Wollen, in den vor ihnen liegenden Fußstapfen. Unter den Italienern, Franzosen, Engländern und Deutschen, bis auf uns hinab, traten viele Psychologen auf, ohne den Begriff Seele genau bestimmen zu können; und in neuester Zeit übersahen nicht wenige psychologische Lehrbücher den Streitpunkt, oder umgingen ihn, oder bestimmten willkürlich, und legten also bald mehr, bald minder in ihn.

Wir können mit der Urzeit unter Seele einen Lebenshauch, oder mit der neuesten Zeit einen mit Bewußtseyn begabten Geist, ein Ich, ein Wesen mit Bewußtseyn seiner selbst, ja mit Bewußtseyn seines Bewußtseyns, denken; dann aber müssen wir sagen, daß zwischen dem Einen und Andern als den beiden Polen, jenem physikalischen und diesem metaphysischen Etwas oder Princip innerer Thätigkeit, ein ungeheuer langer und holperichter Weg durch ganze Jahrhunderte, ja Jahrtausende, eine lange Reihe von ganzen Wissenschaften, und zehn Reihen von Begriffsbestimmungen liegen. Welche Wegesstrecke vom ersten Versuche der Bestimmung durch alle andern Bestimmungen von Geist, Sinn, Verstand, Denkkraft, Herz, Gemüth, Vernunft, Vermögen zum Erkennen, Fühlen und Wollen, bis zum abgewogensten und mit Ich und Bewußtseyn des Bewußtseyns bezeichneten Begriff! Ein Weg, der sein Ende sogar in unsrer, an den genauesten Definitionen so reichen, Zeit noch nicht gefunden, noch zu keinem befriedigenden Ergebniß geführt hat, und in der That in seinem Laufe dem langen Rheinstrom gleicht, der sich zuerst als einfache Natur von den Hochgebirgen tief und schmal stürzt, dann, aber immer noch Eins, breit durch die Länder wallt, endlich (wie die Gelehrsamkeit) sich in viele Arme zertheilt und zuletzt (aus lauter Armuth der Nominaldefinitionen) im Sand verbirgt.

Wir erinnern nur noch, um die Schwierigkeiten recht anschaulich zu machen, an die wunderbare Ansichtsverschiedenheit der ersten Denker aller Zeiten, an Plato, Aristoteles, Spinoza, Cartesius und Leibnitz. Zum guten Glück besteht dennoch etwas als Thatsache, was wir Seele nennen, und auch hier

gilt des Dichters Wort vom Grün des Lebensbaumes und Grau der Theorie.

Selbst die Belehrungen über die Entstehungsart der Seele und das Verhältniß zum Körper, oder zur Materie, fördern nicht in dem gewünschten Grade. Noch sind die Fragen, ob die Materie Seele habe, ob die Seele ein Erzeugniß der Organisation der Materie sey, ob die Seele die Materie organisire und sich selbst ihr einbilde, der Körper also sichtbare Seele, die Seele unsichtbarer Körper sey, oder ob Seele und Leib, Geist und Materie nur durch eine gewisse Wechselbeziehung bestehen, und Eins das Andere bedinge, mit sich hervorbringe, ausbilde und erhalte — so wie auch die: ob die Seele vom Leben, oder das Leben von der Seele ausgehe, ob Leben und Seele Eins, nur auf verschiedenen Stufen des Werthes, oder von einander ganz unabhängig seyen, für alle die, welche nun einmal eine Seele annehmen, noch nicht befriedigend beantwortet. Ein Ergebniß, das allerdings bei der unendlichen Mannichfaltigkeit des Denktalentes, des Grades und der Art der Vorkenntnisse und Bildung derer, die darüber nachdachten und nicht nachdachten, nicht anders seyn konnte, und vielleicht nie anders werden wird noch kann, es sey denn, das Ovidische: die Ursache ist verborgen (causa latet), höre auf wahr zu seyn.

Nicht besser aber sind wir daran, wenn wir dem Verhältniß der Seele zum Körper und der Verbindung beider nachfragen. Sobald wir unter Seele nur Denkkraft, und unter Denkkraft, mit Cartesius, eine vom Körper ganz verschiedene, von ihm unabhängige, ihm sogar entgegengesetzte Kraft denken, die nur der allmächtige Gott, der auch, wenn er will, Widersprüche vereinigen kann, und Materie und Denkkraft, wenn sie auf und mit einander zu wirken scheinen, wunderthätig und unmittelbar, in jedem gegebenen Falle, verbindet, geht freilich die Frage in Nichts auf. Flüchten wir uns aber zu Leibnitzens prästabilirter Harmonie, vermöge welcher Seele und Körper ebenfalls in keiner von ihnen selbst vermittelten Verbindung stehen, sondern von Gott in ihrer Entstehung verbunden worden sind, so daß sie, ohne verbunden zu seyn, in jedem Momente so mit einander spielen, als ob sie verbunden seyen, so sind wir doch nur wieder von einem zweiten Räthsel befangen.

Die alltägliche Ansicht aber, von einer physikalischen Verbindung beider mit einander, macht uns auch nichts klar. Am klarsten möchte Manchem der Satz, daß die Seele aus dem tiefgefühlten Leben als höhere Potenz hervorgehe, und daß die Seelenthätigkeiten als obere Parallellinien der Lebensthätigkeiten laufen, die dunkle Sache zu machen scheinen — eine Meinung, die aber doch mit manchen ziemlich wohlverstandenen Erfahrungen fort und fort im Kriege lebt.

Fragen wir erst noch, ob die Seele ein Ergebniß vieler geistigen Kräfte sey, und nur dem Gefühle ein Eins, ein Singular zu seyn scheine, oder wirklich ein Eins, ein Ich (auch im Thiere) sey, so müssen wir, um verschiedener Gründe willen, das Wort des im Forschen noch nicht überbertroffenen Haller: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist," uns noch aus seinen Grabe ins Ohr schreien machen.

Nehmen wir das Wort Seele als ein uns vom Sprachgebrauche Gegebenes, ohne seiner Bedeutung nachzufragen, so finden wir, daß es von eben diesem Sprachgebrauche nur in drei Verbindungen gebraucht wird. Man spricht von Weltseele, Menschenseele und Thierseele. Gott, den Engeln (höhern Wesen als der Mensch ist, außer Gott), den Pflanzen und Mineralien, den Elementen und der Erde wird das Wort niemals beigelegt. Gott wird ein Geist, Geister werden die Engel genannt. Man spricht von Geistern der Pflanzen, Erdgeistern, auch einem Weltgeiste. Zwischen Seele und Geist wird also, sey es mit Recht oder Unrecht, unterschieden. Hat aber die Welt eine Seele, so müssen wir auch unserm Sonnensystem, unserer Erde und jedem Ding der Erde, seinen quantitativen und qualitativen Antheil derselben beilegen. Dann fragt sich, wie viel und was dem Thiere davon zukomme? Wir können jedoch auch von unten herauf steigen und beim Mineral anfangen, denn, noch seit den ältesten Zeiten, werden unsere Naturkörper in Mineralien, Pflanzen, Thiere und Menschen eingetheilt. Sollten wir auch den Elementen, den Mineralien und Pflanzen eine Seele beilegen, so steht der Begriff von einer Thierseele dennoch fest, wenn der Unterschied zwischen Thier und Pflanze, Pflanze und Mineral, Mensch und Thier u. s. w. fest steht. Wollten wir aber den Menschen in physiologischer Beziehung

zum Säugethiere zählen, so müssen wir ihn dennoch in psychologischer Beziehung, und wenn seine Seele auch nur dem Grade nach höher stünde, zu einer eigenen Art: Vernunftthier, machen.

Vielleicht aber ist in psychologischer Beziehung zwischen manchen Thierclassen ein so großer Unterschied, als zwischen Mensch und Thier. Dann wären wir zu Zertheilungen der Thiere auf dem psychologischen Standpunkte, zu rein psychologischen Bezeichnungen der Classen genöthigt. Jedenfalls müssen wir also von dem Unterschiede zwischen Mineral, Pflanze und Thier sprechen, um das Thier heraus zu kriegen, sodann ein psychisches Etwas angeben, das als Ausdruck für Seele Allem, was wir Thier nennen, zukommt. Es muß ein allgemeines Kennzeichen in psychologischer Beziehung seyn, ein Etwas, das dem Mineral und selbst der dem Thier so sehr nahe verwandten Pflanze, entweder gar nicht, oder, sey es auch der vollkommensten, ans Thier gränzenden Pflanze, wenigstens nicht in dem Grade zukommt. Nennen wir dann aber das psychologische Kennzeichen des Thiers eben nur Psyche, so muß es sich von selbst verstehen, daß sie unter dem Thiere und über ihm nicht eben das Gleiche sey, aber um der Stufenleiter der Natur willen, sey es auch in noch so verwischten dunkeln Spuren in der Pflanze u. s. w. abwärts, aufwärts jedoch auch im Menschen vorkommen müsse, und, wenn man kann, auch über ihn hinaus fortgesetzt gedacht werden dürfe. Welches ist nun aber jenes seelenartige oder psychische, für uns vor der Hand mit Seele gleichbedeutende Kennzeichen? Es ist, damit wir nicht zu viel sagen: die Unterscheidungsgabe. Wir wählen diesen Ausdruck wohlbedächtlich, wählen nicht Geist, nicht Denkkraft, nicht Verstand, nicht Gefühl, noch Empfindung u. s. w. Es fragt sich nur, ob alle die Geschöpfe, die wir, aus was immer für Gründen, für Thiere halten, genannte Gabe besitzen, ob etwas in ihnen sey, das Unterschiede machen könne, lassen uns aber vor der Hand nicht einmal in die Frage ein, ob mit ihr noch irgend etwas Anderes, z. B. Gefühl oder Bewußtseyn, verbunden sey? Es muß nämlich dieses Kennzeichen auf Alles, was Thier ist, es muß auf die Infusions- und Säugethiere, und alle Zwischenordnungen, auf die vollkommneren Thiere wie auf die Punktthierchen, die nur einfache Häutchen sind oder scheinen, auf die Polypen, Fische und Hunde passen.

Wir wollen damit sagen, daß Unterscheidungsgabe der Anfang der Seele, ein so zu sagen psychologisches Punktthierchen sey, daß da, wo sich diese Gabe noch nicht äußere, nur Pflanzen oder gar nur mineralische Natur angenommen werden dürfe, daß aber aufwärts sich in allen Naturen eine immer ausgebildetere Unterscheidungsgabe, eine Gabe, die sich auf immer Mehreres bezieht, und mit immer Mehrerem sich in Verbindung setzt, finden lassen müsse.

Wir wenden nichts gegen den Satz ein, daß, dem Sprachgebrauche angemessen, unter Seele mehr als nur Unterscheidungsgabe zu verstehen sey, sondern stellen dieser Behauptung nur die Frage entgegen, ob nicht da, wo Unterscheidungsgabe gefunden wird, auch Seele angenommen werden dürfe und müsse? Denkkraft, Geist, sogar Seele, sind verschlossene Begriffe; darum wählten wir einen Ausdruck, dessen ursächliches Moment durch den Augenschein an den Thieren selbst wahrgenommen werden kann, und muß wahrgenommen werden können. Sind wir aber im Stande, dieses anschaulich zu machen, und zu erhärten? können wir den Ausdruck und dessen Bedeutung und Werth für unser großes Thema rechtfertigen, consequent durchs Ganze hindurchführen? oder ihn als den Grundstein zum ganzen Gebäude benutzen? Das eben muß sich in der Folge zeigen, das sollte in der That die Darstellung unserer psychologischen Ansichten kund thun.

Nach dieser Angabe über das Wort und den Begriff Seele suchen wir den Begriff Thier zu bestimmen. Das Wort Thier ist nicht wie Seele deutsch. Es stammt aus dem Griechischen, wenn nicht das Griechische und das Deutsche, wie eine Menge anderer Wörter, mit einander aus einer noch ältern gemeinsamen Stammsprache, etwa aus dem Indostanischen, gekommen. Der Ausdruck Thier führt, wenigstens für viele Menschen, etwas Erniedrigendes mit sich. Ein Widerspruch oder eine Sinnlosigkeit, da ja die Pflanze und das Mineral, also selbst die herrliche Palme und der angebetete Diamant, noch niedriger als selbst z. B. die elende Schnecke stehen. Der Grieche brauchte jedoch auch den Ausdruck: lebendiges Wesen, daher Zoologie, von Zoon, wozu nur die Thiere gerechnet werden, denn die Lehre vom Leben der Thiere und Pflanzen heißt Biologie.

Der Lateiner braucht das Wort animal von anima, ein Wesen mit Lebenshauch, ohne irgend etwas Erniedrigendes damit zu verbinden. Für das zahme Vieh wie für das wilde hatte er eigne Bezeichnungen: pecus und bestia, fera. Auch die Hebräer machten diesen Unterschied. Wir Deutschen haben nur Ein Zeichen, und müssen uns mit den Beiwörtern zahm und wild behelfen. Um die niedrigsten und uns widrigsten Thiere zu bezeichnen, haben wir das Wort Ungeziefer, das dem Unkraut in der Pflanzenlehre entspricht — zwei Ausdrücke, die selbst auch Ungeziefer und Unkraut in der Naturgeschichte sind!

Plato nannte die Welt, in welcher er regelmäßige und unregelmäßige Bewegung wahrnahm, ein lebendiges Wesen (Zoon, Animal), einen belebten Organismus, nicht ein Thier im rohen Sinne vieler Menschen. Man kann aber wirklich, wenn man eben will, die Welt, unser Sonnensystem, unsere Erde, ein Thier nennen, wenn in ihre Bewegungskraft eine Seelenthätigkeit, ein denkendes und wollendes Princip gelegt wird. Hat man doch auch der Erde ein thierisches Leben, ein Bewußtseyn, einen Organismus wie dem Thiere und dem Menschen, einen Säftekreislauf, Adern und Mägen, Excremente und einen Athmungs-Proceß in alten und neuesten Zeiten beigelegt! Wir verlassen jedoch solche allgemeine Begriffe und Vorstellungen, weil wir nur den Unterschied zwischen Thier und Nichtthier mit Bezug auf die übrigen Naturkörper bestimmen, nur eine Thierseelenlehre geben möchten. Der Sprachgebrauch des täglichen Lebens und derjenige der Wissenschaft unterscheiden nun einmal, gesetzt, es ließen sich auch keine scharfen Gränzen zwischen ihnen ziehen. Solche zu ziehen, war ehemals, da man noch wenige Vergleichungen angestellt, und eine Menge Mittelglieder noch nicht aufgefunden hatte, ungleich leichter. Man kannte z. B. die Priestley'sche Materie, die, als sie zuerst wahrgenommen worden, vermuthlich nur für eine chemische Ausscheidung oder für etwas von außen Hinzugekommenes gehalten wurde, und in der wir den Anfang des Pflanzenlebens sehen können, noch nicht, und eben so die Infusionsthierchen, die Polypen u. s. w., den Anfang des Thierlebens, und hundert feine Uebergänge aus einer Classe in die andere, noch nicht. Auch jetzt noch stellt der rohe Beobachter, um die Leichtigkeit der Trennung aller drei Ordnungen anzu-

blicklich ausgesprochen zu haben, nur ein Gerölle von der Straße, den Kirschenbaum und den Hund neben einander, und ruft pathetisch: wer wird Mineral, Pflanze und Thier nicht von einander unterscheiden können? Extreme sind leicht zu unterscheiden, aber die Beobachtung lehrt, daß auch Affen und Menschen, die wir so leicht von einander unterscheiden können, in einzelnen Fällen kaum zu unterscheiden seyen, da wir Menschen mit vollkommenen Affengesichtern, großem Maule, platten Nasen, ohne Waden u. s. w. finden.

Die Unterscheidung zwischen Mineral, Pflanze, Thier und Mensch geschieht entweder chemisch oder anotomisch, oder physiologisch oder psychisch. Alle vier Wege jedoch, wie häufig sie versucht worden sind, ließen noch Räthsel liegen. Zum völligen Lichte hat noch nicht Einer geführt. Vermuthlich aber sind alle vier Wege richtig, weil alle Straßen nach Rom führen. Ist jedes Individuum Eins, ein abgeschlossenes Ganzes, aus Einem Guß, so müssen die chemischen, anatomischen, physiologischen und psychischen Verhältnisse eines jeden nothwendig untereinander übereinstimmen, so daß sich aus jedem erkannten Verhältnisse auf die drei übrigen, noch nicht erkannten, nothwendig schließen lassen muß. Mit andern Worten: alles Aeußere und Nichtpsychische des Minerals oder der Pflanze oder des Thiers oder des Menschen muß zu dessen Innerm und Psychischem vollkommen passen, so daß also das Mineral kein Pflanzenleben, die Pflanze keine Thierseele, das Thier keine Menschenseele, kein Thier einen Menschenkopf (Sphinx), kein Mensch einen Hundskopf (Anubis), Rindskopf (Moloch), Elephantenkopf (Ganescha) besitzen kann. Vom Körperlichen muß sich aufs Geistige und umgekehrt schließen lassen.

Abgesehen von diesem, haben manche naturforschende Denker allen qualitativen Unterschied zwischen den drei Reichen aufheben, und in die Mineralien, Pflanzen und Thiere die gleichen chemischen Bestandtheile, in alle eine Organisation und einen Geschlechtsunterschied, in alle Leben, Empfinden und (wenigstens schlummerndes) Denken gelegt wissen wollen. So Leibnitz, der, geistesübervoll, nichts Ungeistiges anerkennen wollte. (Ihm gegenüber hat Berkley, ebenfalls ein tiefsinniger Denker, allen äußern Dingen, der sichtbaren Welt und unserm

Körper, alles Seyn (esse), weil nichts als Geist seyn könne, abgesprochen.) Man ließ nur einen Gradunterschied gelten, und nahm an, die Natur bilde, wie Eine Mutter, alle Dinge, wie ihre Kinder, aus gleichem Stoff, jedoch in ungleichen Richtungen, wodurch die ungleichen Formen, aber nach einem Grundgesetze, nur gröber und feiner, und für verschiedene Stufen entstehen, so daß z. B. die Eine große Naturkraft, Lebenskraft, Seelenkraft, im Mineral als Krystallisation, in der Pflanze als Lebens-, im Thier als Empfindungs-, im Menschen als Denkkraft wirke, Krystallisiren, Leben, Empfinden und Denken nur Stufen der Einen Thätigkeit seyen. Geht diese Ansicht weiter, so kann sie zur Behauptung gelangen, daß das Mineral unter gewissen Verhältnissen Pflanze, die Pflanze Thier, das Thier Mensch werden könne, werden müsse. Wollen wir diese große Hypothese nicht verwerfen, im Stoff und in den Körpern nur eine Stufenleiter, z. B. vom untersten Erkenntnißgrade (Krystallisirung) bis zum obersten (Selbstbewußtseyn), annehmen, so müssen wir doch, eben weil wir eine Stufenleiter annehmen, auch Stufen annehmen, und eben weil das Mineral nur durch gewisse Einwirkungen in andere Verhältnisse kommen und Pflanze werden könnte, ein Mineral u. s. w. annehmen, und zu bestimmen suchen, wer auf der Mineral-, wer auf der Pflanzen- und wer auf der Thierstufe stehe. Die Möglichkeit und Unmöglichkeit der Uebergänge berührt uns nicht.

Wir würden uns aber, wie schon oben angedeutet, sehr täuschen, wenn wir wähnten, diese Unterschiede leicht festsetzen, und uns augenblicklich auf den Augenschein berufen zu dürfen. Der Schein trügt auch hier. Mehrere Mineralien sehen sogar Kunsterzeugnissen menschlicher Hand auffallend ähnlich. Die Basaltsäulen, Tausende an der Zahl, wunderbar sechsseitig gestaltet, wurden für ungeheure Riesenwerke der kräftigsten Urzeit gehalten. Wer hält den rein auskrystallisirten, oben und unten sechsseitig pyramidalisch zugespitzten Bergkrystall (Edelquarz), wer den säulenartigen Topas mit seinen so regelmäßigen acht Seiten, und seinen Endkantungen, den meisterhaft gearbeiteten Dodekaëder Granat, den prächtigen Analcim mit seinen Trapezoiden, wenn er sie das erstemal sieht, nicht für

das Werk einer Menschenhand? Andere Mineralien, besonders aus dem Talkgeschlechte, sehen Pflanzentheilen auffallend ähnlich. Das Bergholz sieht wie Baumrinde, das Bergleder wie Thierleder, und der feinste Amianth von Corsica wie die Haare an dem Samen der syrischen Seidenpflanze (Asclepia syriaca), wie viel mehr werden Pflanze und Thier, die beide erwiesen Lebenskraft besitzen, und in einander übergehen zu können scheinen, täuschen können? Das Mineralreich wird aber doch beinahe allgemein für todt gehalten. Zwischen Leben und Tod sollte doch ein großer Unterschied seyn.

Die Mineralien entstehen anders als die Pflanzen und Thiere, doch bildet sich auch das Mineral nach Gesetzen, denn es kann nichts Gesetzloses gedacht werden. Von innen, durch Gesetze aufgefordert, bildet sich der Bergkrystall. Ein ordnender Geist wirkt in ihm, allein er entsteht unerzeugt und erzeugt auch nicht, was alle Pflanze und alles Thier nach seiner Anlage soll und kann. Die Anziehung und Abstoßung, bildlich Freundschaft und Feindschaft, wirken in ihm allerdings wie Seelen. Er entsteht chemisch-mathematisch, wie die Stöchiometrie zeigt. Es ist in ihm eine bildende Kraft (vis plastica). Im Rhomboidalspat ist eine schöne Bildhauerei.

Auch im Mineral gibt's einen Anfangs- oder Springpunkt (punctum saliens). Punkte in einer Linie geben die Faser, Fasern in allen Richtungen auf einer Ebene die Fläche, und in allen möglichen die Kugel, in den Bestrebungen gehemmt, Kanten, wie an den Pflanzen, an Thieren, Menschen.

Beziehen wir unsere Bemühung, auf Unterschiede aufmerksam zu machen, auf Pflanzen und Thiere, so stoßen wir auf viel größere Schwierigkeiten. Man nennt die Pflanzen und Thiere organisirt und belebt. Wollen wir diese zwei von einander trennen, was wir thun müssen, wenn es eine eigne Thierseelenkunde geben soll, so müssen wir auch den Unterschied zwischen Leben und Organisation kennen. Chemisch sind jedoch Pflanzen und Thiere eins, und müssen's vermuthlich seyn, denn das Thier kann aus nichts Anderm als aus seiner Nahrung bestehen, diese aber wird aus dem Pflanzenreiche genommen.

Die Tinte des Tintenfisches (sepia officinalis), wie dessen

Schulpe, der Wasserlibelle tausendfaches Auge, die silbernen Schuppen des Weißfisches (Cyprinus Ukley), die gräulichen Zähne des Krokodils, so wie die Vogelfedern, des Rindviehs Horn und das herrliche steinartige Elfenbein des Elephanten sind — Kraut und Gras.

Kennen wir, wenigstens nach der jetzigen Eintheilung und Ansicht, bei fünfzig mineralogische Elemente, so kennen wir für die Pflanzen und Thiere nur wenige, deren vorzüglichste: Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Eiweißstoff, Gallert und Kleber sind. Durch die letztern sind sie von den Mineralien verschieden. Das Eigenste jedoch des Pflanzen- und des Thierreichs ist — das Leben. Dem Leben als einer Aeußerung muß eine Kraft zum Grunde liegen — eine Lebenskraft. Aeußerst schwierig, für die Wissenschaft stachlicht, sind die Fragen, ob die Lebenskraft Organisation, oder die Organisation Lebenskraft hervorbringe? was die Lebenskraft sey und ob es nicht nur Grade, sondern auch Arten der Lebenskraft gebe?

Philosophen, Aerzte und Naturforscher bemühten sich, den Begriff von Leben zu bestimmen, der Lebenskraft einen Standort anzuweisen, und eine der drei Ansichten: daß Lebenskraft nur da sey, wo lebensfähige Materie sey — lebensfähige Materie sey nur da, wo Lebenskraft sey, und — lebensfähige Materie und Lebenskraft müssen immer mit einander seyn, stets einander wechselseitig bedingen, geltend zu machen.

Schade, daß noch keine dieser Ansichten befriedigend durchgeführt werden konnte; doch ist gewiß, daß die dritte Ansicht sich am besten durchführen läßt, und, wegen innerer und äußerer Gründe, ein entschiedenes Uebergewicht über die zwei andern gewonnen hat. Am günstigsten ist diese Ansicht der Wahrheit, daß es eine niedrigste und eine höchste Lebenskraft (z. B. in der Priestley'schen Materie und im Menschen) gebe.

Aber von entscheidender Wichtigkeit wären Antworten auf die Frage: tritt das eigentlich Geistige, z. B. die Denk- und Willenskraft, auch noch im Gebiete der Lebenskraft auf? Sind genannte Kräfte Provinzen derselben? Sind sie der Spitzpunkt der breitgefußten Pyramide Lebenskraft? Und wenn es sich so verhält, zerfallen auch jene Höhen, jene Kräfte, wenn das

Gebäude und die Basis zerfallen? Kann überhaupt Lebenskraft sterben? Und wenn das Denken und Wollen etwa nicht Producte, etwa nicht Modificationen der Lebenskraft und des Lebens, sondern etwas Eigenes seyn sollten, wie verhalten sie sich denn zu der ihnen fremden Lebenskraft, und stimmen sie zum materiellen zerfallenden Organismus? Fragen, die auch den Thierpsychologen aufs höchste interessiren. Noch aber ist's nicht Zeit davon zu sprechen.

Pflanzen und Thieren wird Lebenskraft und Leben beigelegt. Alle Kraft ist dem Wesen und Ursprung nach unbekannt, oder wird nur aus ihren Wirkungen, inwiefern sie erkennbar sind, erkannt, und anderswohin als aus ihren Wirkungen kann auf sie schlechterdings nicht geschlossen werden. Eben deßwegen können dann aber doch Definitionen von Leben versucht werden. Eine der vorzüglichsten ist die von Treviranus: daß das Leben in der Gleichförmigkeit der Reactionen bei ungleichförmigen Einwirkungen der Außenwelt bestehe — eine Definition, durch welche dem Leben eine gewisse Quantität, Sicherheit, Selbstständigkeit, Persönlichkeit zugesichert, und welche darum auch für die Thierpsychologie von größter Wichtigkeit ist.

Aber ungewiß bleibt immer noch das Verhältniß des Lebens zum Entstehen, Wachsen, Fühlen und Wollen, oder das der Lebenskraft zur Seele. Naturforscher und Philosophen verbinden sie mit einander unauflöslich, oder trennen sie vollkommen von einander als zwei von einander unabhängige Kräfte. Wir legen das Leben in die Materie als ihr ihres Weses wegen zukommend, oder als ein ihr Gegebenes; wir legen das Leben nur in den Körper, oder wir halten die Seelenthätigkeiten für höhere Lebensäußerungen, und lassen die Seele Lebenskraft haben und seyn. Ein uralter Ideen- und Meinungskrieg! Es wird gefragt, ob die Materie oder die Lebenskraft oder die Seele empfinde; ob Empfinden ein dunkles Denken, das Denken ein helles Empfinden sey u. s. w. Wir können nicht läugnen, daß wir in Verlegenheiten gerathen, wenn wir Leben und Seele für Eins halten. Zwar rühren sie nicht von den Erfahrungen an galvanisch gereizten Fröschen, Aalen, Pferden und Menschen her, welche Bewegungen machen, ähnlich

denen des Lebens; denn wir sehen in diesen doch keine wahren Lebensäußerungen, sondern nur Aeußerungen, die von denen der lebendigen Wesen und der Maschinen gleich weit entfernt zu seyn, und die Mitte zu halten scheinen. Des Weberknechts (opilio) lange Beine machen, auch abgerissen, noch fort und fort Bewegungen, und der Magen des Menschen bewegt sich noch peristaltisch, wenn er dem Leibe entzogen worden, noch eine Weile wie in dem Leibe. Hier ist Lebenskraft im Spiele. Aber die in sechsundzwanzig Theilchen zerschnittene Nais, die dann zu sechsundzwanzig Würmern wird, und sechsundzwanzig abgeschlossene Leben bildet, wird nun auch sechsundzwanzig Seelen bilden müssen! Hier ist Leben und Seele Eins. Der Schnecke wächst der Kopf wieder nach, den wir vorzugsweise Sitz oder Werkzeug der Seele nennen. In solchen Wesen fällt Alles zusammen, aber in höhern Organismen scheinen Leben und Seele gar sehr ungleiche Dinge zu seyn. Wenn aber in den höhern, warum nicht auch in den mittlern und niedrigen und niedrigsten? Wir müssen uns die Natur, wenigstens die der Organisirten, als aus Einem Gusse gegossen, denken.

Erinnern wir uns der Thatsache, daß ein Schmetterlingsweibchen, dessen Lebenskraft durch eine Stecknadel furchtbar verletzt wird, angespießt, dennoch alle seine Functionen im Eieranlegen und sie Aneinanderkleben vollkommen verrichtet, und also mit einer durch die Nadel unzerstochenen und ungetrübten Seelenthätigkeit handelt. Aehnliche Thatsachen machen uns mehr staunen als denken.

Es ist dann erst noch die Lebenskraft eine auch durch ihre Dauer sonderbare Kraft. Wenn Leben und Seele Eins sind, so erstaunen wir neuerdings so, daß unser Denken ganz aufhört. Stubenfliegen (musca domestica), die, im Wasser, im Branntwein ersäuft, stundenlang wie todt lagen, werden, wenn sie ins Trockne, zumal an die Sonne gelegt und wohl gar noch mit warmer Asche bestreut werden, alle, oder doch fast alle, wieder lebendig. Man liest, daß in fremden Weinen ertrunkene Lebenskräfte oder Seelen von Fliegen und andern Insecten, wenn sie auch mehrere Jahre lang in der geistigen Flüssigkeit, im versiegelten Kruge gelegen, und vom fernen Süden oder Westen zu uns gekommen sind, wieder erwacht

seyen. Wie lange leben die Kleisterälchen? Hundertmal kann man sie eintrocknen und wieder aufleben machen. Sie scheinen unsterblich zu seyn, unsterblich wie die stundenlang gemörserte Polype, die, wenn sie wieder ins Wasser, in ihr Element, gebracht wird, sofort ihre Arme wieder freudig ausbreitet. Pflanzen leben Jahrtausende. Noch stehen Eichen in Deutschland von Karl dem Großen, Cedern auf Libanon von Salomon dem König, und Baobabe in Ostindien vielleicht seit Adam her! Erinnern wir uns jener todten Zwiebel, die in der Hand einer ägyptischen Mumie in unserer Zeit gefunden wurde, und von den Häuten gereinigt, in den Boden gesteckt, wieder erwachte, wieder lebendig wurde, Wurzeln trieb und schön aufblühte. Sie muß etwa dreitausend Jahr alt gewesen seyn. Sie hatte in der That eine Mumie-Unsterblichkeit. Wollten wir, solchen Erfahrungen zufolge, Lebenskraft und Seelenkraft für Eins halten, so müssen wir dennoch wieder Pflanzen und Thiere von einander, sey es auch nur dem Grade nach, trennen, und in dem Leben des Thieres ein höheres und dadurch ein anderes Leben denken. Kein Thierleben dauert so lange verborgen. Doch, wir springen über diese Verlegenheiten und Unterschiede, weil wir ihrer jetzt oder nie bedürfen, unbekümmert hinüber!

Pflanzen und Thiere entstehen durch einen Bildungstrieb (nisus formativus) der Lebenskraft, sie erhalten sich selbst durch diese Kraft, mit Hülfe von sogenannten Nahrungsmitteln, sie verähnlichen dieselben sich selbst, und machen sie zu ihrem Eigenthum, indem sie sie in sich hineinnehmen; sie haben demzufolge mehr und minder einfache, oder künstliche Einrichtungen, deren Inbegriff Organisation heißt. Die gleiche Lebenskraft äußert sich als Wiedererzeugungskraft verlorner Theile, als Ausscheidungs-, Circulations-, Respirations-, so wie dann, wenn sie ihre Reife erhalten haben, als Fortpflanzungskraft. Beide wachsen von innen heraus, beide erreichen einen Blüthe- und Spitzpunkt des Lebens, in welchem sie am schönsten gefärbt und geformt sind, beide verwelken und sterben, und hinterlassen eine Nachkommenschaft.

So können wir den höchsten Charakter des Lebens „ein regelmäßiges Wirken aus einem selbstthätigen Princip nennen,

dessen Ziel die Fortdauer des Wirkens (aber nicht nur des Individuums, sondern auch der Nachkommenschaft und der ganzen Gattung) ist.“ Um oben angedeuteter Ansicht willen müssen wir dann aber für die bestimmte Handlungsweise der Lebenskraft auch eine bestimmte Form des Materiellen annehmen, und eben diese wird Organisation genannt.

So leicht es jedoch ist, die gemeinschaftlichen Merkmale beider Reiche, so schwer ist's, die trennenden, besonders schwer dann aber, anzugeben, „wenn beide organische Reiche ihren Ursprung aus Einem Anfangspunkte, aus Einer Wurzel haben, und gabelförmig aus ihr hervorgehen.“ Aber eben weil die Möglichkeit dieser Ansicht nicht geläugnet werden kann, muß ein unterscheidendes Kennzeichen zwischen Pflanze und Thier um so sorgfältiger aufgesucht werden, und, sollte die Natur in den untersten Organismen noch so sehr, wie ein Berauschter, der aus dem Tode ins Leben, aus dem Schlafe ins Wachen, aus dem Dunkel ins Licht heraustritt, und sich die Augen reibt, hin und her schwanken, so dürfen wir doch annehmen, daß die Unentschiedenheit der Natur nur für unsere Unachtsamkeit Unentschiedenheit sey.

Man sagt, in der Pflanze herrsche der Kohlenstoff, in dem Thier der Stickstoff vor. Uns kann aber dieses Kennzeichen nicht weiter bringen, obschon es benutzbar zur Bestimmung des Anfangs der Thierheit in chemischer Beziehung seyn mag. Wir wünschen nämlich die Thierheit im lebendigen Thiere zu sehen.

Auch auf die Form kann man sich nicht berufen. Es gibt Pflanzen und Thiere, die einander zum Täuschen ähnlich sehen, z. B. Baumzweiglein und Raupen. Wir nennen die Gottesanbeterin (mantis religiosa) ein fliegendes Blatt.

Man lehrt, „daß die Pflanzen ihren Ort nicht, daß ihn nur die Thiere ändern, diese nur sich frei bewegen können.“ Allein auch Pflanzen, z. B. die Wasserlinse, ändern ihren Standpunkt in der Blüthezeit, kommen herauf und sinken wieder unter.

„Die Pflanzen bewegen sich nicht, nicht einmal einzelne Theile, wenn nicht mechanisch auf diese eingewirkt wird.“ Allein was die Sinnpflanze (mimosa pudica) und die Fliegen-

klappe (dionæa muscicapa), wenn sie berührt wird, thun, läßt sich schlechterdings nicht mechanisch erklären. Der bewegliche Süßklee (hedisarum zyrans) bewegt sich vom Reize des Lichtes, und die Berberis und tausend Pflanzen bewegen ihre Geschlechtstheile im Begattungszeitpunkt mit großer und größester Lebhaftigkeit vollkommen von innen heraus, d. h. aus innerm lebendigem Reize.

„Die Pflanzen bedürfen keines Schlafes, wohl aber die Thiere.“ Es gibt jedoch auch Pflanzen, die einen nächtlichen Erholungsschlaf halten, die Blätter zusammen legen, die Zweige wie müde Arme fallen lassen, z. B. mehrere Rosenarten. Andere Pflanzen wachen nur bei Tag, noch andere schlafen schon im Sonnenschein ein, und noch andere schlafen bis in den hellsten Tag hinein, bis die Sonne warm sich über die Wiese ausgegossen hat, z. B. das faule Mädchen. Schlafen nicht die meisten Pflanzen im Winter? Was ist die Erstarrung derselben? Und die Nachtviole schlaft den ganzen Tag, und wacht bei Nacht auf, wie das Raubthier der Nacht.

„Die Pflanzen haben keine eigenthümliche Wärme, die Thiere haben solche.“ Hierüber wird erst noch ein gelehrter Streit gefochten, dessen Acten noch nicht geschlossen sind. Auch wird man schwerlich darthun können, daß die vier untersten Thierclassen eine eigene Wärme haben. Sie haben die Wärme ihres Aufenthaltsortes (medium) und mögen hierin wenig von den Pflanzen verschieden seyn. „Aber nur die Thiere haben ein Maul, sie nur Eine Afteröffnung.“ Nur ist nicht unberücksichtigt zu lassen, daß einige Thiere sowohl als die Pflanzen mehrere Mäuler haben (z. B. die Rhizostomen), Wurzelmäuler, deren mehrere Wurzeln wie Pflanzenwurzeln, wie ihr Name anzeigt, Mäuler sind. „Knochen, Muskeln und Nerven jedoch mangeln den Pflanzen gänzlich.“ Wir können dieses nicht läugnen, obschon wenigstens mancherlei Aehnlichkeiten zwischen Pflanze und Thiere auch hierin vorkommen. Am entscheidendsten ist der Mangel an Nerven in den Pflanzen, allein wir kennen auch Thiere, an denen laut Ansicht Mehrerer noch keine Spur von Nerven hat entdeckt werden können; z. B. an Aufgußthierchen, Pflanzenthieren und Thierpflanzen.

Man spricht der Pflanze den Hunger ab, Thiere aber sollen, durch ihn getrieben, ihre Nahrung suchen. Nur gehört

der Hunger unter die unsichtbaren und unverschlossenen Dinge, er ist kein physiographischer oder naturhistorischer, sondern ein physiologischer, vielleicht ein halbpsychologischer Begriff, der uns somit dem ganzpsychologischen näher führte. Anbei müssen wir sagen, daß der Hunger, wozu auch der Durst gerechnet werden muß, unter die allgemeine Rubrik Empfindung gehört. Haben die Pflanzen keine Nerven, als in welche allein die Empfindung hineingelegt wird, so können sie allerdings, wenn wirklich alle Empfindung nur durch Nerven, oder das, was wir Nerven nennen, vermittelt wird, keinen Hunger empfinden.

Wir kommen einen Schritt vorwärts, wenn wir sagen: Pflanzen empfinden nicht, die Thiere aber empfinden. Nur stellen wir uns mit diesem Kennzeichen eben auf einen ganz psychologischen Standpunkt, weil wir die allgemeine Empfindungsfähigkeit nicht wahrnehmen, sondern nur erschließen können. Wir schließen auf Empfindungen aus den Reactionen der Thiere, wenn sie gereizt oder beleidigt werden. Der Wurm krümmt sich unter unserm Fuße, wenn wir auf ihn treten, und das Pferd schlägt aus, wenn es gepeitscht wird. Wir schließen deßwegen auf eine Empfindung, weil wir unter dem Fuße und unter der Peitsche uns auch krümmten und ausschlügen, weil wir ein Uebel empfänden. Es läßt sich aber wenigstens nicht mit voller Sicherheit vom Menschen aufs Thier, und nicht mit voller Sicherheit von Bewegungen auf Empfindungen schließen. Wir sehen, wie die Blüthen der Pflanzen zur Begattungszeit Bewegungen machen, die nicht nur auf eine Empfindung, sondern sogar auf eine Denkkraft schließen zu machen scheinen; wir sehen den beweglichen Süßklee, von Tag und Nacht gereizt, alle seine Zweige schaukeln; wir sehen, wie die Venusfliegenklappe ihre Blätter zusammenklafft, wenn sich etwas auf sie, z. B. ein Insect, hinsetzt; ja die keusche Mimose zieht alle ihr Blättchen und Zweiglein, wenn sie berührt worden, zurück, und in sich selbst hinein. Schon stundenlang todte Aale und Fröschenbeine bewegen sich heftig, wenn man sie mit Salz bestreut. Todte Pferde machen unter dem galvanischen Processe Bewegungen mit den hintern Extremitäten, so daß getroffene Zuschauer weggeschleudert werden können, und in todten (z. B. gehängten) Menschen bringt



er (jedoch nur unter den günstigsten Verhältnissen) wieder Herzschlag, Blutumlauf, und sogar ein Athmen hervor, und dennoch wagen wir es nicht, sowohl jenen Pflanzen als diesen Thieren, Empfindung zuzuschreiben; wir beziehen alles dieses nur auf ihre Muskelreizbarkeit (Irritabilität), nicht auf eine Sensibilität. Bei den genannten Pflanzen muß dann aber die Pflanzenfaser wie eine Muskelfaser wirken, obschon ihnen eigentliche Muskeln (Fleisch) abgesprochen werden.

Sagt man aber, daß jene Pflanzen und diese Thiere empfinden, nur ohne Bewußtseyn, so sagt man gar nichts, weil wir uns keine Empfindung ohne wenigstens den Anfang des dunkelsten Bewußtseyns denken können.

Und wie will man die Empfindungsfähigkeit der untersten Thierclassen darthun? Empfindet die Polype wirklich noch, die den ganzen Tag gemörsert werden kann, die aber im Wasser ihre Arme wieder so ausstreckt, und sich in ihrem Elemente wieder so wohl befindet, als ob sie vorher auch in ihrem Elemente gewesen wäre? Nimmt man an den Austerthieren eine Empfindung wahr? Empfindet das Wasserschlängelchen (Nais), das, nur anderthalb Zoll lang, in sechsundzwanzig Theile zerschnitten werden kann, ohne daß ein einziger Theil davon stirbt? Jeder Theil treibt einen Anfang und ein Ende aus, und macht sich wieder zu einem Ganzen. Sogar Pflanzen, nur wenige Arten ausgenommen, gingen unter einer solchen Operation nothwendig zu Grunde. Eben solche Thatsachen konnten die Meinung veranlassen, daß die Natur in den untersten Organismen lange nicht recht wußte, was, ob sie Pflanzen oder Thiere schaffen wolle. Eine Lieblingsmeinung mehrerer jetziger Naturforscher. In solcher Tiefe sind kaum mehr Schlüsse möglich!

Noch glauben Manche den großen Streit ans Ende gebracht zu haben, wenn sie sagen: Thiere haben Instinct, Pflanzen nicht! Gerade damit ist am wenigsten gesagt. Instinct als Naturtrieb im allgemeinsten Sinne kommt auch dem Mineral zu. Er gestaltet es regelmäßig und ganz seiner Natur angemessen. Er kommt auch der Pflanze zu. Wir mögen das Samenkorn in die Erde legen wie wir wollen, immer wird das Schnäbelchen (rostellum) abwärts, der Blattkeim (plumula) aufwärts treiben. Alles, was die Pflanze bis

der Hunger unter die unsichtbaren und unverschlossenen Dinge, er ist kein physiographischer oder naturhistorischer, sondern ein physiologischer, vielleicht ein halbpsychologischer Begriff, der uns somit dem ganzpsychologischen näher führte. Anbei müssen wir sagen, daß der Hunger, wozu auch der Durst gerechnet werden muß, unter die allgemeine Rubrik Empfindung gehört. Haben die Pflanzen keine Nerven, als in welche allein die Empfindung hineingelegt wird, so können sie allerdings, wenn wirklich alle Empfindung nur durch Nerven, oder das, was wir Nerven nennen, vermittelt wird, keinen Hunger empfinden.

Wir kommen einen Schritt vorwärts, wenn wir sagen: Pflanzen empfinden nicht, die Thiere aber empfinden. Nur stellen wir uns mit diesem Kennzeichen eben auf einen ganz psychologischen Standpunkt, weil wir die allgemeine Empfindungsfähigkeit nicht wahrnehmen, sondern nur erschließen können. Wir schließen auf Empfindungen aus den Reactionen der Thiere, wenn sie gereizt oder beleidigt werden. Der Wurm krümmt sich unter unserm Fuße, wenn wir auf ihn treten, und das Pferd schlägt aus, wenn es gepeitscht wird. Wir schließen deßwegen auf eine Empfindung, weil wir unter dem Fuße und unter der Peitsche uns auch krümmten und ausschlügen, weil wir ein Uebel empfänden. Es läßt sich aber wenigstens nicht mit voller Sicherheit vom Menschen aufs Thier, und nicht mit voller Sicherheit von Bewegungen auf Empfindungen schließen. Wir sehen, wie die Blüthen der Pflanzen zur Begattungszeit Bewegungen machen, die nicht nur auf eine Empfindung, sondern sogar auf eine Denkkraft schließen zu machen scheinen; wir sehen den beweglichen Süßklee, von Tag und Nacht gereizt, alle seine Zweige schaukeln; wir sehen, wie die Venusfliegenklappe ihre Blätter zusammenklafft, wenn sich etwas auf sie, z. B. ein Insect, hinsetzt; ja die keusche Mimose zieht alle ihr Blättchen und Zweiglein, wenn sie berührt worden, zurück, und in sich selbst hinein. Schon stundenlang todte Aale und Fröschenbeine bewegen sich heftig, wenn man sie mit Salz bestreut. Todte Pferde machen unter dem galvanischen Processe Bewegungen mit den hintern Extremitäten, so daß getroffene Zuschauer weggeschleudert werden können, und in todten (z. B. gehängten) Menschen bringt



er (jedoch nur unter den günstigsten Verhältnissen) wieder Herzschlag, Blutumlauf, und sogar ein Athmen hervor, und dennoch wagen wir es nicht, sowohl jenen Pflanzen als diesen Thieren, Empfindung zuzuschreiben; wir beziehen alles dieses nur auf ihre Muskelreizbarkeit (Irritabilität), nicht auf eine Sensibilität. Bei den genannten Pflanzen muß dann aber die Pflanzenfaser wie eine Muskelfaser wirken, obschon ihnen eigentliche Muskeln (Fleisch) abgesprochen werden.

Sagt man aber, daß jene Pflanzen und diese Thiere empfinden, nur ohne Bewußtseyn, so sagt man gar nichts, weil wir uns keine Empfindung ohne wenigstens den Anfang des dunkelsten Bewußtseyns denken können.

Und wie will man die Empfindungsfähigkeit der untersten Thierclassen darthun? Empfindet die Polype wirklich noch, die den ganzen Tag gemörsert werden kann, die aber im Wasser ihre Arme wieder so ausstreckt, und sich in ihrem Elemente wieder so wohl befindet, als ob sie vorher auch in ihrem Elemente gewesen wäre? Nimmt man an den Austerthieren eine Empfindung wahr? Empfindet das Wasserschlängelchen (Nais), das, nur anderthalb Zoll lang, in sechsundzwanzig Theile zerschnitten werden kann, ohne daß ein einziger Theil davon stirbt? Jeder Theil treibt einen Anfang und ein Ende aus, und macht sich wieder zu einem Ganzen. Sogar Pflanzen, nur wenige Arten ausgenommen, gingen unter einer solchen Operation nothwendig zu Grunde. Eben solche Thatsachen konnten die Meinung veranlassen, daß die Natur in den untersten Organismen lange nicht recht wußte, was, ob sie Pflanzen oder Thiere schaffen wolle. Eine Lieblingsmeinung mehrerer jetziger Naturforscher. In solcher Tiefe sind kaum mehr Schlüsse möglich!

Noch glauben Manche den großen Streit ans Ende gebracht zu haben, wenn sie sagen: Thiere haben Instinct, Pflanzen nicht! Gerade damit ist am wenigsten gesagt. Instinct als Naturtrieb im allgemeinsten Sinne kommt auch dem Mineral zu. Er gestaltet es regelmäßig und ganz seiner Natur angemessen. Er kommt auch der Pflanze zu. Wir mögen das Samenkorn in die Erde legen wie wir wollen, immer wird das Schnäbelchen (rostellum) abwärts, der Blattkeim (plumula) aufwärts treiben. Alles, was die Pflanze bis

an ihr Lebensende thut, thut sie aus Instinct. Aber dei Pflanzeninstinct leistet Anderes als der Mineralinstinct, und der Thierinstinct wiederum Anderes. Wollte man aber nur Eine Art Instinct annehmen, und unter ihm etwas Mechanisch-treibendes verstehen, so bewiese man nur, daß man entweder von der gröbsten Unwissenheit oder dem gröbsten Vorurtheile gefangen sey. Wer wird die Krystallisirung des Granats, die Blüthenbewegungen der Berberisstaude und die Handlungen des Canarienvogels, der aus einzelnen Buchstaben, wie ein Kind in der Elementarschule, Wörter zusammensetzt, und wenn er zur Zusammensetzung der dritten Sylbe z. B. ein A nothwendig hätte, kein solches jedoch mehr vorräthig wäre, das A aus der ersten Sylbe herauszieht, und in die dritte setzt, neben einander stellen?

Alles dieses auf die Seite gesetzt, dürfte nicht von einem blinden Instinct gesprochen, sondern es müßte dessen Daseyn zuerst erwiesen werden, denn vielleicht ist in den Handlungen der Thiere das gar nicht vorhanden, was so Manche augenblicklich Instinct nennen. Wähnt man aber mit etwas noch nie Erklärtem und noch nie Verstandenem alle thierischen Handlungen erklären und verstehbar machen zu können, so könnten wir den Versuch auch beim Menschen machen. Auch seine Handlungen alle wollte man aus einem Instinct oder blinden Naturtrieb erklären, oder vielmehr nicht erklären. Einen dunklern Begriff als ihn kennen wir nicht; selbst der Begriff Gefühl ist nicht so dunkel. Jedenfalls ist der Instinct ebenfalls unsichtbar und psychologischer Natur. So verläßt uns allmählich die Naturbeschreibung, so sind und werden wir je mehr und mehr an die Seelenkunde gewiesen, wenn wir Pflanzen und Thiere von einander unterscheiden wollen — ein Ereigniß, das uns nicht unlieb seyn kann.

Noch psychologischer tönt die Behauptung, daß nur die Thiere willkürlich handeln. Willkür setzt ein Wollensvermögen und dieses eine Seele voraus. Legte man aber das Wollensvermögen in die Organisation und Lebenskraft, so setzte man entweder die Psychologie zur Physiologie herunter, oder die letztere zur erstern hinauf. Wir können jedoch auf Willkür unläugbar nur schließen. Aus was jedoch schließen wir

auf sie? Einzig aus der Wahrnehmung, daß die Thiere unterscheiden! Des Thieres Seele zeigt sich als Unterscheidungsgabe. Unterscheidungsgabe muß das allgemeine Merkmal der Thiere seyn. Was nicht unterscheidet, ist noch nicht Thier. Aus dem Unterscheidenkönnen schließen wir allein mit Sicherheit auf eine Seele.

Somit sind wir durch die Naturgeschichte zur Seelenlehre gekommen.

Wir suchen unsern Satz, daß die Thiere, und nur die Thiere, eine Unterscheidungsgabe haben, darzuthun.

Wenn das Mineral eine Unterscheidungsgabe besäße, so äußerte es sie gewiß am ehesten, wenn es sich krystallisirt, denn seine höchste Kraft, sein thätigster Geist äußert sich am stärksten im Krystallisationsact, als seinem Spitz- und Blüthenpunkt und Augenblicke, es wird jedoch keine Spur davon wahrgenommen. Es richtet sich gar nicht nach den Umständen ein, und alle Verhältnisse sind ihm gleich.

Eine leise Spur von Unterscheidungsgabe, als Gabe sich Umständen zu schmiegen und Gewohnheiten anzunehmen, scheint in der Pflanze vorzukommen. Wir können z. B. einen Baum, der frei wachsend sich eine runde Krone bildet, mit allen seinen Armen so an eine Wand nageln, daß er fächerförmig wächst. Nur seine Finger, das Beweglichste, wollen sich nicht fügen, wollen immer vorwärts treiben. Verpflanzen wir ihn wieder ins Freie, so wächst er noch lange in dieser Fächergestalt fort, und je älter er ist, um so minder legt er die Gewohnheit ab. Die Unnatur ist ihm Natur geworden. Wir wirkten mit unserm Hammer, unsern Nägeln und Bindfäden, mit unsrem Gesetz, Geist und Willen, auf sein Holz, sein Leben, sein Gesetz und seinen Geist; unser Wille scheint sein Wille geworden zu seyn, aber auf das Gesetz im Mineral, auf sein Streben und Wollen, können wir nicht einwirken, dem Mineral können wir keine Gewohnheit beibringen. Es ist zu starr. Höchstens können wir das Mineral lenken, nicht aber etwas thun machen. Die Pflanze lebt, darum thut sie Manches aus sich, und wir können, weil wir ebenfalls leben, auf ihr Leben wirken. Sie wirkt auch auf unser Leben. Es ist Verwandtschaft da. Darum vermitteln wir in ihr Gewohnheiten, darum können wir ihr Fer-

an ihr Lebensende thut, thut sie aus Instinct. Aber der Pflanzeninstinct leistet Anderes als der Mineralinstinct, und der Thierinstinct wiederum Anderes. Wollte man aber nur Eine Art Instinct annehmen, und unter ihm etwas Mechanisch-treibendes verstehen, so bewiese man nur, daß man entweder von der gröbsten Unwissenheit oder dem gröbsten Vorurtheile gefangen sey. Wer wird die Krystallisirung des Granats, die Blüthenbewegungen der Berberisstaude und die Handlungen des Canarienvogels, der aus einzelnen Buchstaben, wie ein Kind in der Elementarschule, Wörter zusammensetzt, und wenn er zur Zusammensetzung der dritten Sylbe z. B. ein A nothwendig hätte, kein solches jedoch mehr vorräthig wäre, das A aus der ersten Sylbe herauszieht, und in die dritte setzt, neben einander stellen?

Alles dieses auf die Seite gesetzt, dürfte nicht von einem blinden Instinct gesprochen, sondern es müßte dessen Daseyn zuerst erwiesen werden, denn vielleicht ist in den Handlungen der Thiere das gar nicht vorhanden, was so Manche augenblicklich Instinct nennen. Wähnt man aber mit etwas noch nie Erklärtem und noch nie Verstandenem alle thierischen Handlungen erklären und verstehbar machen zu können, so könnten wir den Versuch auch beim Menschen machen. Auch seine Handlungen alle wollte man aus einem Instinct oder blinden Naturtrieb erklären, oder vielmehr nicht erklären. Einen dunklern Begriff als ihn kennen wir nicht; selbst der Begriff Gefühl ist nicht so dunkel. Jedenfalls ist der Instinct ebenfalls unsichtbar und psychologischer Natur. So verläßt uns allmählich die Naturbeschreibung, so sind und werden wir je mehr und mehr an die Seelenkunde gewiesen, wenn wir Pflanzen und Thiere von einander unterscheiden wollen — ein Ereigniß, das uns nicht unlieb seyn kann.

Noch psychologischer tönt die Behauptung, daß nur die Thiere willkürlich handeln. Willkür setzt ein Wollensvermögen und dieses eine Seele voraus. Legte man aber das Wollensvermögen in die Organisation und Lebenskraft, so setzte man entweder die Psychologie zur Physiologie herunter, oder die letztere zur erstern hinauf. Wir können jedoch auf Willkür unläugbar nur schließen. Aus was jedoch schließen wir

auf sie? Einzig aus der Wahrnehmung, daß die Thiere unterscheiden! Des Thieres Seele zeigt sich als Unterscheidungsgabe. Unterscheidungsgabe muß das allgemeine Merkmal der Thiere seyn. Was nicht unterscheidet, ist noch nicht Thier. Aus dem Unterscheidenkönnen schließen wir allein mit Sicherheit auf eine Seele.

Somit sind wir durch die Naturgeschichte zur Seelenlehre gekommen.

Wir suchen unsern Satz, daß die Thiere, und nur die Thiere, eine Unterscheidungsgabe haben, darzuthun.

Wenn das Mineral eine Unterscheidungsgabe besäße, so äußerte es sie gewiß am ehesten, wenn es sich krystallisirt, denn seine höchste Kraft, sein thätigster Geist äußert sich am stärksten im Krystallisationsact, als seinem Spitz- und Blüthenpunkt und Augenblicke, es wird jedoch keine Spur davon wahrgenommen. Es richtet sich gar nicht nach den Umständen ein, und alle Verhältnisse sind ihm gleich.

Eine leise Spur von Unterscheidungsgabe, als Gabe sich Umständen zu schmiegen und Gewohnheiten anzunehmen, scheint in der Pflanze vorzukommen. Wir können z. B. einen Baum, der frei wachsend sich eine runde Krone bildet, mit allen seinen Armen so an eine Wand nageln, daß er fächerförmig wächst. Nur seine Finger, das Beweglichste, wollen sich nicht fügen, wollen immer vorwärts treiben. Verpflanzen wir ihn wieder ins Freie, so wächst er noch lange in dieser Fächergestalt fort, und je älter er ist, um so minder legt er die Gewohnheit ab. Die Unnatur ist ihm Natur geworden. Wir wirkten mit unserm Hammer, unsern Nägeln und Bindfäden, mit unsrem Gesetz, Geist und Willen, auf sein Holz, sein Leben, sein Gesetz und seinen Geist; unser Wille scheint sein Wille geworden zu seyn, aber auf das Gesetz im Mineral, auf sein Streben und Wollen, können wir nicht einwirken, dem Mineral können wir keine Gewohnheit beibringen. Es ist zu starr. Höchstens können wir das Mineral lenken, nicht aber etwas thun machen. Die Pflanze lebt, darum thut sie Manches aus sich, und wir können, weil wir ebenfalls leben, auf ihr Leben wirken. Sie wirkt auch auf unser Leben. Es ist Verwandtschaft da. Darum vermitteln wir in ihr Gewohnheiten, darum können wir ihr Fer-

tigkeiten beibringen, die dann zum Theil von ihr, zum Theil von uns, abhangen. Sie fügt sich in uns. Dennoch aber unterscheidet sie von sich aus nicht, macht sich selbst keine Gewohnheit. Zwar treibt die Kartoffel vom hintersten dunkeln Winkel des Kellers einen Ausläufer am Boden zur Wand hin, und an der Wand hinauf bis zum Kellerlicht, wie wenn sie heraus wolle; Gewächse in Gewächshäusern pressen ihre Blätter oft fest an die Fenster, die Sonnen- und andere Blumen drehen sich gegen die Sonne hin, doch beweist alles dieses nur die große Reizbarkeit fürs Licht, doch kann diese Eigenschaft als etwas Seelenartiges und als Uebergang zur Unterscheidungsgabe betrachtet werden.

Es ist, als ob sie Licht und Dunkelheit unterscheiden. Die Mimose und die Fliegenklappe scheinen noch mehr zu unterscheiden, denn sie machen nach Berührungen gewisse Bewegungen, die auf Empfindung deuten; allein die Mimose zieht sich in sich hinein, es sey, daß ein Strohhalm oder ein Finger sie berühre, und die letztere klafft ihr honigklebriges Blatt zusammen, mag sich ein Insect, ein Sandkorn, ein Grashälmchen darauf setzen. So lange das Insect in der Klemme lebt, und sich herausarbeiten will, dauert der Reiz aufs Blatt fort, und es hält sich festgeschlossen; ist's endlich todt, so öffnet sich das Blatt wieder. Auch hier ist noch kein Unterscheiden denkbar, wahrnehmbar; auch hier aber ein Uebergang, ein Anfang zum Unterscheiden. Aller Anfang ist dunkel. Unsre menschliche Unterscheidungsgabe hat sich auch im Dunkeln gebildet. Wann und wie? wissen wir selbst nicht.

Dürften wir aber jenen Durst der Kartoffel nach Licht, und alles, was Pflanzen mit Zweckmäßigkeit und den Umständen zu lieb thun, auf Unterscheidungsgabe zurückführen, so müßten wir nach unserer Ansicht auch die Pflanzen zu den Thieren zählen, d. h. für Thiere halten, was wir jedoch nicht thun, denn der Pflanzen Unterscheidungsgabe ist nun einmal doch höchstens ein wenig Weltseele, nicht Individualseele. Und wenn wir nach der Ansicht einiger Naturforscher dasjenige Thier nennen dürfen, was sich frei bewegt, oder hungert oder empfindet, so werden wir um so eher dasjenige Wesen Thier nennen dürfen, das irgend etwas unterscheiden kann. Jeden-

falls kann irgend etwas Anderes, als Kennzeichen gedacht, eher täuschen als die Unterscheidung, weil diese sich durch Actionen, und zwar durch äußere, kund gibt.

Es ist nicht nöthig, daß wir die Unterscheidungsgabe an allen Thieren nachweisen; wie wollten wir das an allen Arten, deren man bei der jetzigen Kenntniß der Naturgeschichte gegen 120,000 zählt? Wenn wir sie nur an gewissen, untersten Organismen finden, so reicht es für uns aus, weil wir das, was wir den untersten Organismen beilegen müssen, unwiderredlich auch den ihnen zur Seite und den höher stehenden zukommen zu lassen uns genöthigt wissen, weil im entgegengesetzten Falle alle Logik, d. h. alle Möglichkeit zu schließen, fällt.

Wir treten auch noch nicht in die Frage von den verschiedenen Graden, Arten, Richtungen, Zwecken und Bestimmungsgründen der Unterscheidungsgabe ein, doch müssen wir einen Anfang derselben in irgend einem bestimmten Wesen suchen. Hier aber stoßen wir auf neue Schwierigkeiten. Die untersten Organismen, denen das Beiwort Thier gegeben wird, sind die Thierpflanzen, d. h. Thiere, die noch Pflanzen sind, denn das Hauptwort muß bestimmen. Auf diese folgen von unten herauf die Pflanzenthiere, oder Pflanzen, die schon Thiere sind (Zoophyten und Phytozoen); alsdann die Würmer u. s. w. aufwärts bis zum Menschen. Zu den Thierpflanzen werden z. B. von unten herauf die Najaden, Farrenkräuter, Laub- und Lebermoose, Flechten, Tange, Wasserfäden und Pilze gezählt. (So Treviranus.) Das unterste Thierwesen wäre demnach die Najade. Andere führen alle genannten Arten, die Najaden ausgenommen, noch bei den eigentlichen Pflanzen an. Ebenso stellen hundert Systematiker hundert verschiedene Systeme auf, je nachdem sie in der Natur ein Netz, oder eine einfache Leiter, oder eine Doppelleiter sehen oder sehen wollen. Alles dieses berührt uns nicht. Wir sagen, woran wir Unterscheidungsgabe wahrnehmen, nehmen wir Thierheit wahr; woran wir sie nicht wahrnehmen können, noch nicht Thierheit — weil wir in der Thierpsychologie einen psychologischen Unterscheidungscharakter haben müssen. Die größte Gefahr, die uns drohen kann, ist nur die, daß wir vielleicht aus Mangel an Beobachtung und eigener Unterschei-

dungsgabe, den untersten Arten noch keine Unterscheidungsgabe beilegen, obschon sie ihnen etwa im geringsten Grade zukommt; so wie wir dann auch andrerseits der Gefahr entgegengehen, solchen untersten Wesen, die noch nichts Thierisches, keine Unterscheidung offenbaren, solche beizulegen. Auch ist's aus Mangel an Beobachtungen jetzt noch rein unmöglich, eine vollständige psychologische Stufenleiter der Thierwelt aufzurichten — eine Möglichkeit, die vielleicht nach einem halben Jahrhundert Wirklichkeit wird; erst dann aber Wirklichkeit werden kann, wenn einmal die Organenlehre und Lebenslehre (die Physiologie) der Thiere abgeschlossen, und die Beobachtungen der darauf gebauten oder zugleich gegebenen Psychologie der Thiere vollbracht seyn wird.

Vor der Hand sagen wir: auch das Infusionsthierchen schon hat Unterscheidungsgabe, denn es bewegt sich, wenn sich sein Wassertropfen zum Theil verdunstet hat, dahin, wo noch etwas vom Tropfen ist. Es hat die Polype Unterscheidungsgabe, denn sie streckt ihre Arme nicht nach dem Strohhälmchen in ihrer Nähe, sondern nur nach dem Insect aus, ergreift nur letzteres, und führt's zum Leib, zum Schlauch, und schiebt's hinein. Unterscheidungsgabe hat der Bandwurm und die Schnecke, der Käfer, Karpfe, Krokodil, Canarienvogel, Hund und Mensch. Mehr hierüber, wenn vom Systeme einer Thierpsychologie die Rede seyn wird.

Unter Thierseelenkunde verstehen wir also die Lehre von der Unterscheidungsgabe derjenigen Wesen, die wir Thiere nennen.

II. Hauptstück.

Denkbarer Ursprung der Thierseelenkunde des ersten Zeitalters.

Es ist uns ungewiß, wo die Thierseelenkunde entstanden ist, weil uns ungewiß ist, wo die ersten Menschen wohnten, mit welchen Thieren sie den ersten Umgang pflogen.

Von der ersten Ansicht der Beurtheilung konnte viel abhangen, und ein unrichtiges Erfassen der Thiere konnte durch Jahrhunderte und Jahrtausende hinab Irrthümer hervorbringen und erstarren machen. Der erste Eindruck entscheidet oft unglaublich viel beim Volke. Von Adam an hat sich Alles fortgepflanzt, wie seine Natur, so seine Meinung. Des Vaters Aug' und Urtheil besticht oft das des Sohnes, und des Sohnes Sohns. Bisweilen jedoch widerspricht des Sohnes Wort demjenigen des Vaters geradezu, um selbstständigen Urtheils zu scheinen, und schweift ins Conträre, oder ins positive Gegentheil hinüber.

Wie viel hing hierin jedoch von der Eigenthümlichkeit der ersten, ganz unverfälschten, aber doch noch ungebildeten Menschennatur ab! Waren die ersten Menschen Troglodyten, Thiermenschen, in der Größe und Fruchtbarkeit wie Eichen, mit Elephantenstärke (wie Etliche wollen), oder ursprünglich selbst Meerthiere, die dann ans Land krochen und erst im Laufe von Jahrtausenden durch eine Reihe Ovidischer Verwandlungen Menschen geworden sind (was andere Etliche behaupten), oder ursprünglich Menschen wie wir, oder aber sogar noch vollkommner, als wir es sind: zart, fein, geistig und gefühlvoll? Je nachdem mußte ihnen auch das Thier anders erscheinen. Dem Thiere kommt Alles thierisch, dem Menschen menschlich, dem Engel

als einem Engel, dem Geistlosen geistlos, dem in sich selbst Zerrissenen chaotisch vor, und dem Unmusikalischen hat die Welt keine Pythagoräischen Concerte. Jeder trägt sich selbst in die Welt und die Thiere, und jeder wird von ihnen eigen angesprochen. Sollten aber die Menschen ursprünglich Thiere gewesen seyn, so sollte es uns leichter seyn, uns in sie hinein, uns rückwärts zu denken und zu erklären, weil wir alsdann sie gewesen wären; und kennten wir den Grad der Verwandtschaft der ersten Menschen mit dem Thier, oder die Gegensätze genauer, wir könnten eine ursprüngliche Thierseelenkunde errathen. Ein thierischer und ein menschlicher, oder wohl gar ein göttlicher, ein sinnender und ein sinnloser, ein gefühlvoller und ein gefühlleerer Mensch, sind in Allem Gegensätze.

Aber, waren sich die ersten Menschen im Urtheil sich selbst überlassen, oder hat ein unsichtbarer Geist sie augenblicklich zu belehren angefangen, was doch auch noch irgend etwas für sich haben mag? Die älteste Religionsurkunde spricht für letzteres durch die Andeutung, daß Gott selbst (der große, ewige, unentbehrliche Erzieher des ganzen Menschengeschlechts, und also auch jedes einzelnen Menschen) dem ersten Menschen die Thiere vorgeführt habe, zu sehen, wie er sie nennete. Je nachdem fiel das erste Urtheil aus. Und als die Menschen sich vermehrt, sich in Völker getheilt hatten, mußten auch sogleich Verschiedenheiten in die Thierpsychologie kommen, denn jedes Volk urtheilt wie sein Boden, sein Himmel und sein Verkehr. Wir finden auch in der That schon in den Urzeiten verschiedene Ansichten von den Thieren, und deren Werth und Bestimmung.

Auch der von den Thieren ausgehende erste und zweite Eindruck konnte und mußte Einfluß auf das Urtheil haben. Ob die ersten Menschen in steter Gefahr und Furcht vor Raubthieren, oder aber ruhig zwischen Pflanzenessern lebten, konnte nicht ohne Wirkung seyn. Begreiflich zogen zuerst die großen Gewalthaber, die Fürsten unter den Thieren, ihre Aufmerksamkeit an sich, so daß es sich erst noch fragt, ob sie auch die Fische, Insecten und Würmer, kurz, alles was wir unvollkommnere und schwächere Thiere nennen, unter einer Rubrik gedacht haben können. Wir nehmen einmal aber doch mit einer an Gewißheit gränzenden Wahrscheinlichkeit als Stamm-

land Asien, und zwar entweder eine Provinz am Kaukasus, oder am Ganges, an. Die Landthiere im Süden sind größer, stärker, gewandter, herrlicher als die des Nordens. (Das Gute kommt aus dem Sonnenland.) Darum war ursprünglich eine andere Thierseelenansicht, als wir haben, möglich, und was wir darüber bei Urvölkern finden, sagt uns, daß eine andere wirklich gewesen. Der Süden hat das Thier nie so weit vom Menschen entfernt als der Norden, die Vorzeit nicht so weit als die Nachzeit, die Zeit der Phantasie nicht so weit als die Verstandeszeit, in welcher die Trennung der Vorstellungen und Begriffe vermittelst schulgerechter Definitionen durch alles menschliche Denken, Erkennen und Glauben geführt worden ist. Darum eben konnte die Urzeit, und zwar nicht nur im Süden, heilige Thiere, Götterthiere wie Göttermenschen, haben. Der Norden hat solche vom Süden empfangen, aber auch er war für sie im gleichen Grade empfänglich. Jetzt aber scheint die Erde für diese Ansicht zu erkalten, doch denken sich die Kinder immer noch mit Thieren, begreiflich mit Säugethieren und Vögeln, nahe verwandt, so daß es leicht wäre, die alte Ansicht aus ihnen wieder hervorzurufen, und durch sie in die Welt noch einmal einzuführen.

Abgesehen von allem diesem dürfen wir annehmen, daß der Mensch zuerst durch die Formen, Farben, Töne und Bewegungen Mineralien, Pflanzen und Thiere unterscheiden lernte, daß er sich bisweilen täuschte, daß das todte, kalte, aber doch oft glänzende Mineral, die wachsende, grünende und blühende Pflanzen-, Blätter- und Blumenwelt, die immer junge, muntere Thierwelt, ihn zum Staunen und dann zum Nachdenken reizte, so daß er nach kurzer Zeitfrist den langen, dünnen Wurm, den freudigen, glühenden, schnurrenden Käfer, den silbernen Fisch im durchsichtigen Elemente, das träge, bunte Amphib, sicher genug vom freundlichen, singenden Vogel, vom Leopard und Schaf und jedem andern Ding geschieden haben werde. An ihre Seele dachte er vermuthlich anfangs nicht, aber gewiß hielt er die Thiere nicht für lebendige Maschinen, denn er fand sich mit ihnen zu nahe verwandt, in sich aber fühlte er Selbstständigkeit und Willen. Der nächste Gedanke mußte seyn, daß Alles am Ding, am

Mineral, an der Pflanze und am Thier Eins, das Aeußere und das Innere Gleiches sey; und wie er an sich selbst Leib und Seele nicht genau unterschied, so schied er auch an den Thieren sie nicht genau. Vermuthlich nahm er Seele, d. h. eine wirkende, wollende Kraft im Kopfe, im Arme, in der Brust, im Fuße, und überall, wo er Thätigkeit und Ausführung eines Gedankens oder einer Absicht wahrnahm, an. So konnte er dem schnellen Blitze, der in einen Baum, in ein Haus, in einen Menschen herunterfahren will, und den Baumwipfel, den Hausgiebel, den Menschen recht eigentlich aufsucht; dem Donner, der in der Wolkenhöhe, um zu schrecken, über ganze Provinzen rollend dahinläuft, dem brausenden Winde, der sich hören lassen; dem fast lebendig wallenden Strom, der dem Meere zueilen, dem Magnet, der Eisen an sich ziehen, dem feurigen Edelstein, der ergötzen will, so wie der Duft aushauchenden Blume, und dem muntern thätigen Thiere eine Seele zuschreiben. Alles würde vom lebendigen Menschen lebendig, vom beseelten Wesen beseelt gedacht, Allem Unterscheidungsgabe, also eine Art Empfindung und Denken, nebst einem Willens- und Absichtsvermögen, zugeschrieben.

Wohnten die ersten Menschen in Indien, so sahen sie zuvörderst eine Legion Affen, schnurrige, widrige, doch Menschen ähnliche Dinge, sodann ungeheuer große Kolosse oder Elephanten, das einhörnige gräuliche Nashorn, den sonderbar gestalteten Sukotiro, das Gangeskrokodil, den bengalischen schrecklichsten Tiger, den Ochsen Zebu, und ein Heer himmlisch schöner Pflanzen, Schmetterlinge, Käfer, Würmer und Würmergehäuse, nebst einem Garten von Blumen, wie ihn die Erde nirgends so paradiesisch geziert hat. Ein ewiger Frühling, Sommer und Herbst miteinander! Hier wären Beobachtungen und eigne Ergebnisse derselben in hohem Grade möglich.

Am Kaukasus sahen sie zum Theil andere Thiere, keine solchen Kolosse, aber doch Löwen, Dromedare, Pferde, Esel, Hyänen, Schakale, Schafe, Ziegen, Hunde, Adlerarten. In Habesch (Abyssinien) hätten besonders die Hyänen, am Senegal Elephanten und doppelte Nashörner, am Cap Elephanten, Ochsen, Affen und Panther, Giraffen, Löwen und äthiopische Schweine (Bestien mit gräulichen Hauern), in Maurita-

iken aber Löwen und Strauße, in Aegypten hingegen Nilpferde, Krokodile, Ichneumon und Ibis ihre Augen und Gedanken gefesselt.

Aber in Amerika hätten sie ihre Thierpsychologie nicht von Pferden, Eseln, Löwen, Tigern, Elephanten, Nashörnern, Kamelen, Rindern, Straußen u. s. w. nehmen können, denn daselbst wohnen die Cuguar und Jaguar, Meerkatzen (cercopitheci), Lama, Condor und die feurigen Colibri. Neu-Holland hat die Schnabelthiere, die Grundlage zu der ganz eignen Säugethier-Vogel-Psychologie, es sey denn, daß sie nicht Säugethiere seyen, sondern, wie neue Beobachtungen lehren wollen, Nester bauen und Eier wie die Vögel legen. Wir aber im Norden hätten unsere Psychologie Steinböcken und Gemsen, Bären, Wölfen und Auerochsen, Vielfraßen, Renn- und Elenthieren abgezogen, und eine ziemlich unschöne und rauhe Psychologie bekommen. Ja, in jedem Lande ein eigner Anfang zu einer eignen Thierseelenlehre! Am ärmlichsten müßte er in Küstenländern seyn. Der öde Ocean ist hiefür ein langweiliger Nachbar. Er verschließt seine Lehren im Abgrund, läßt selten eine derselben in einer seiner sonderbaren Formen auftauchen, und macht jede Beobachtung fast unmöglich. Der äußerste Süden und Norden mußte sich auch nur mit sehr Wenigem, mit Seelöwen, Seehunden, Wallrossen und Meerkälbern begnügen — plumpe Organismen, die in ihrem Fette wenig Thatkraft, wenig Seele zu haben scheinen! Ueber die Südländer: Indien, Java, Yemen ist ein Himmel ausgegossen, so daß wir in Gefahr sind sie anzubeten, aber Vandiemens- und Feuerland, Labrador und Grönland scheint auch hierin ein Fluch zu drücken, denn ein grauer Himmel, eine starre Erde, elende Moose können keine frohe Thierpsychologie geben. Selbst wir glücklicheren Europäer müssen uns hiefür Rathes im blumigen Süden erholen; der Löwe und Elephant sind uns schönere Lehren als das dummere Rind. Der Hund allein, überall wo Menschen sind zu finden, verbindet für alle Länder ehrenvoll die Psychologie der Thiere; doch ist auch er in Neuseeland, wo er nur faule Fische kriegt, in Kanaan, wo er nur auf der Straße wohnt, nicht was der unsrige ist, der mit uns Menschen ißt und — unser Freund ist.

Auch das Gebirgsland lehrt Manches, was die Ebene nicht lehrt, und ein Jäger der Hyänen und Wölfe bildet sich eine andere Thierseelenlehre als ein Hirt, und dieser eine andere als ein Ackersmann. Der Jäger wird bald im Thier nur seinen Feind und lustige Beute, der Hirt in ihm nur Feind und Freund, der Ackersmann in ihm nur Feinde und Knechte, der Schlächter nur Speise, das Kind nur Kurzweil erblicken. So ist's auch noch jetzt, und die Sprache aller fünfe vom Thier ist so sehr verschieden, daß man aus den Jäger-, Hirten-, Ackersmann-, Schlächter- und Kindersprachen fünf verschiedene Thierseelenlehren bilden könnte. Es muß sich diese Verschiedenheit in allen alten Völkern, je nachdem sie Jäger, Hirten oder Ackersleute waren, auffallend äußern. Die Sprache aber schließt die Ansicht in sich. Es hat z. B. der dreiundzwanzigste Psalm eine hirtliche Sprache und Ansicht, aber nicht so spricht und denkt der Bauer hinter dem Gaul mit der Peitsche, und der Jäger hinter dem Gewilde.

Es muß der Mensch, ehe er noch mit den Thieren in einigen Verkehr trat, einen großen Unterschied im Naturell derselben wahrgenommen haben. Der Löwe tritt stolz einher, zieht am Menschen furchtlos vorüber uud weicht ihm nicht; der Tiger blitzt aus den Augen und überfällt blutgierig den Menschen, der Elephant, von Natur halbzahm, frißt seinen Reis und seine Baumzweige in der Stille fort, ohne sich viel um den Menschen zu bekümmern. Die Vögel kamen ihm bald genug als flüchtige Naturen vor, die träge Kröte aber, die den Sonnenschein und die Trockenheit flieht, widerte ihn, ihrer Unnatürlichkeit wegen, an. Das Pferd lachte ihn wiehernd freudigen Muthes an. Das Schaf mußte ihm sehr furchtsam, der Widder kräftig und muthig, aber nur wenige Tage lang, nur in der Brunstzeit, vorkommen.

So mußte eine Thierseelenlehre entstehen, und der Vater konnte dem Sohn und dem Enkel manchen Beweis des Muthes des Löwen, der Milde des Elephanten, der lächerlichen Furcht des Schafes, der muntern Kraft des Pferdes, des Verstandes des Hundes, der Bosheit des Marders erzählen, und erweitert, verschönert erzählte sie der Großvater seinen Enkeln, der Patriarch den Urenkeln. Schon damals müssen

Erzählungen von Kämpfen der Menschen mit Thieren, von der List, mit welcher Thiere den Jäger zu täuschen suchen, von Künsten der Thiere, wie die Natur sie lehrt und die ihnen beigebracht wurden, die kleinen und großen Kinder ergötzen und belehren. Jäger und Hirten waren dem Volke in dieser Beziehung wichtig. Der Ackersmann, dem Nutzen zu sehr zugewandt, beobachtet und spricht wenig, aber um den Jäger, der aus unbekannten Wüsten und Wäldern Unerhörtes von gewaltigen Thieren erzählte, und blutige Wunden und Narben vorweisen konnte, stund eine große horchende Zahl von neugierigen Kindern, besonders Knaben, in welchen plötzlich ein Muth für gleiche und größere Kämpfe erwachte. Der Reiz zur Jagd wirkt allgewaltig. Jäger und Hirten gaben den ersten Menschen und später auch den Naturforschern viel Stoff, viel Wahrheit und Unwahrheit.

Unfehlbar hat der Mensch zuerst die ihm näher stehenden Säugethiere beobachtet. Er sah (nicht glaubte er nur), daß sie ihm nahe stehen; er nahm wahr, daß sie ihn noch am ehesten verstehen, ja, daß einige derselben sich recht ordentlich mit ihm befreunden können, sich mit ihm befreunden wollen, sich an ihn noch fester als an Thiere ihresgleichen anschließen. Einige nahen sich ihm von selbst, von innen heraus zu ihm getrieben; andere thun so, als ob sie sich seines Schutzes benöthigt wissen, wieder andere hingegen thun ihm frühe genug eine schreckliche Selbstständigkeit ihrer Klauen und Zähne kund, und noch einmal andere suchen Sicherung ihrer Selbstständigkeit in ihren fliehenden Füßen. Es scheint sogar, als ob der Mensch schon sehr frühe die Wahrnehmung gemacht, daß er auf einige Thiere sympathetisch einwirken könne. Um so mehr aber konnte der Mensch eine Weile mit den Thieren in bestem Vernehmen stehen, weil er, obschon die Mannichfaltigkeit seiner Zahnformen, und die Einrichtung seiner Verdauungswerkzeuge ihn zum Pflanzen und Fleisch essen sollenden Geschöpfe ursprünglich bestimmen, anfänglich gewiß kein Fleisch gegessen hat. Seine Seele sträubte sich gegen das Essen ihm verwandter Wesen, sein Auge wies ihn an die Früchte der Bäume. Als aber der Genuß des Fleisches gäng und gäbe geworden war, brach der Krieg zwischen Mensch und Thier in allen Richtun-

gen in vollen Flammen aus. Doch ist die Jagd nicht nur zur Sicherheit vor menschenfleischessenden Thieren, und nicht nur zum Vergnügen, sondern um des Tischgenusses willen, fast so alt als die Menschheit, und bald genug entstund eine Unterscheidung der Raub- und zahmen Thiere, des Löwen und des Rindes, so wie des Fleisches, z. B. des Tigers und des Rehes. Es mußte die Frage entstehen, ob das Naturell das Fleisch wild und zahm, oder das wilde und zahme Fleisch das Naturell mache, oder eins das andere wechselsweise bedinge. Die Zeit, in welcher der Mensch dem Thiere nichts zu leide that, und also das Thier den Menschen nicht fürchtete (das Paradies für das Thier), dauerte ebenfalls kurze Zeit. Die Früchte reichten nicht mehr aus, und seine Zähne machen den Menschen von Natur zum fleischessenden Soldaten gegen gewisse Thiere. Vermuthlich ist die Furcht so vieler Thierarten vor den Menschen ein Erzeugniß der Zeit, in der der Mensch den großen, nun bald sechstausend Jahr alten Krieg begonnen, und den nur der Friedensschluß am jüngsten Tag beendigen kann, wenn sich die große schöne Idee des Propheten vom Frieden auf der Erde zwischen Thier und Thier und Mensch und Thier, und Mensch und Mensch nicht noch vorher verwirklicht.

Bald entstund das, was wir jetzt Hausthiere nennen. Aller Geschichte und Vermuthung zufolge waren es Schafe, Rinder, Ziegen, Pferde, Esel, Kamele, Elephanten, Hunde und Katzen; ursprünglich wilde Thiere und Fleischfresser traten viel später ins Haus. Gegenüber stunden begreiflich die Löwen und Tiger, Hyänen u. s. w. Zwischen beiden die Hirsche, Rehe, Gazellen, Hasen. Von einigen, z. B. Giraffen, Nashornen, Nilpferden, nahm nur das Auge und die Neugierde etwelche Kenntniß. Vögel stunden zum Menschen immer anders, noch anders die Fische und Amphibien, die Insecten und Würmer achtete man nicht, oder der Orient lehrte sie, ihrer gräulichen, belästigenden, stechenden und heillosen Menge wegen, nur fürchten. Sie wurden Sinnbilder der Verächtlichkeit. Gefährlich wie die Heuschrecke, und elend wie ein Wurm, mußte Sprüchwort werden!

Der Mensch verwirft, was er nicht brauchen kann, er

verabscheut, was er nicht brauchen soll, liebt, was ihm wohl will und wohl thut. Speise gab frühe das wilde Schaf und Rind, der Hirsch, das Geflügel und der Fisch. Amphibien achtete man als solche nicht. Der Genuß von Insecten und Würmern konnte erst spät aufkommen. Er gebrauchte auch die Thiere, aber es mag ihm bald die Ueberzeugung geworden seyn, daß er das Thier, nicht aber das Thier ihn brauchen und benützen soll.

Die Heroen unter den Thieren konnten bald genug Erstaunen erregen, und das Erstaunen könnte in Verehrung übergehen; solches aber mußte sogar geschehen, als die religiöse Ansicht der Natur einen Anfang gewonnen hatte, und die Natur, weil Alles in ihr lebt und webt in ewiger Thätigkeit, für ein ewiges Wesen, für vollkommen gehalten, verehrt und angebetet, und sodann recht eigentlich vergöttert wurde.

So machte sich der Mensch vertraut mit etlichen Thieren. Liebe gebiert Liebe. So haßte er dafür etliche andere. Haß gebiert Haß, und so verehrte er auch wieder andere, wofür freilich das Thier ihm nichts leisten konnte. Es kann ja seiner religiösen Beurtheilung nicht entgegenkommen. Hierin ist's einzig leidend.

Gewiß hat der Mensch auch bald nicht nur Thierarten mit Thierarten, sondern auch einzelne Thiere einer und derselben Art mit einander verglichen, und Unterschiede in den vollkommneren Thieren gefunden. Es mußten ihm die Eigenthümlichkeiten der Nachtigallen und Tauben, deren letztere frühe die Aufmerksamkeit des Orients an sich zogen, als Arteigenthümlichkeiten auffallen, aber auch zwischen Storch und Storch, obschon beide den Aufenthalt bei Menschen suchen, zwischen Hund und Hund, mußte er später einen Unterschied finden. Er sah in dem einen Thiere Liebe zur Ordnung, im andern zur Unordnung, zum gesellschaftlichen und zum Einsiedlerleben, Gleichgültigkeit oder Dankbarkeit gegen Wohlthäter, Sanftmuth oder aufbrausenden Zorn, Gelehrigkeit oder Ungelehrigkeit, Verstand oder Dummheit, ein treues Gedächtniß oder Vergeßlichkeit aller Dinge. Er fand, daß aber dennoch kein einziges Thier der menschlichen Rede, sondern höchstens der verstandlosen Nachahmung einiger Töne fähig sey;

daß nur einige gezähmt werden, nur einige von ihm lernen können; daß diese einigen und vorzüglichern Thiere ihn nur allmählich verstehen lernen; daß sie ihn besser verstehen als er sie; daß aber doch dieses „Sichmiteinanderverständigen" Gränzen habe, und zuletzt alle Bemühung, dem Thiere irgend eine höhere Kunst oder eine Wissenschaft beizubringen, rein vergeblich, des Thieres Talent so umschlossen sey, daß nichts aus ihm herausbrechen, nichts in dasselbe hineingedrängt werden könne. So kam's, daß er dann auch endlich an Charakteristiken einzelner Thierarten und einzelner Thiere denken konnte. Er mußte auch wahrnehmen, daß in einzelnen Thieren, z. B. in Pferden und Hunden, schon Idiosynkrasien u. s. w. vorkommen.

Vielleicht ahmte er auch einige Thiere in ihren Bewegungen, Tönen und Geschicklichkeiten nach. Dann mußte er finden, daß er vom Thiere doch nichts lernen könne; daß er die Geschicklichkeit nachzuahmen doch in sich selbst suchen und finden müsse; daß er den Gesang der Nachtigall nachäffen, und nur mit unmenschlicher Anstrengung das Pferd im Laufe, das Schwein im Grunzen, den Affen im Klettern erreichen könne, und seine Hand nicht geschickt und fein genug zum Spinnengewebe sey. Er kam in Gefahr, das Thier für vorzüglicher als sich selbst zu halten, höhere Kräfte in ihm zu vermuthen. Ungeachtet dessen sah er aber ein, daß nie das Thier den Menschen Künste lehre oder abrichte; nie daß der Ochse den Menschen an den Pflug spanne, das Pferd sich in die Kutsche setze, der Esel dem Menschen den Mehlsack auflege u. s. w., als welches Alles nur zum Scherze auf Kinderbilderbögen mit der Aufschrift: „Verkehrte Welt," nicht aber in die Erfahrung, nicht in die Thierseelenlehre gehört. Am Ende kam es auf verschiedenen Wegen dahin, daß das Thier für einen vollkommnen Gegensatz vom Menschen gehalten wurde, es tief unter dem Menschen, andrerseits aber hoch über ihm gesehen werden konnte. So gebar die Zeit allmählich eine Menge und Mannichfaltigkeit thierpsychologischer Notizen, Bruchstücke einer Thierseelenlehre, Wahrheiten, Schiefheiten, Uebertreibungen, Widersprüche, gerade das, was jetzt noch die Thierpsychologie der meisten Menschen ist und immer bleiben wird,

An eine eigentliche Thierseelenlehre dachte man noch nicht, konnte man noch nicht denken. Zu einer solchen können Beobachtungen ohne Werthung, Bruchstücke ohne einen Verbindungsfaden, Einzelnheiten ohne Allgemeinheiten, Thatsachen ohne Abstractionen, Behauptungen ohne Begründungen, ewig niemals, zu ihr kann nur ein systematisirendes Denken führen; doch kann erst in der vollständigen Erfahrung eine Theorie liegen.

III. Hauptstück.

Thierseelenlehre der Hebräer und Christen nach ihren Religions-Urkunden.

Nach dieser allgemeinen historischen Einleitung gehen wir zu der Thierseelenkunde der ältesten Völker. Wir finden jedoch Bruchstücke, die sich zum Theil systematisiren lassen. Hätten sie indeß irgend etwas Systematisches ausgefertigt, es wäre vermuthlich verloren gegangen, denn kaum haben sich ihre wichtigsten, d. h. ihre religiösen Schriften erhalten können. Andere sind keine vorhanden, darum hat, was wir finden, wie Alles in der Urzeit, eine ganz eigne, d. h. eine religiöse Grundlage.

A. Die Hebräer.

Wir fangen mit den Hebräern, also mit der Bibel an. Sie sind eines der ältesten Völker, und ihre Religionsurkunde ist auch für unsern Zweck die vollständigste und reichste. Sollten die Inder, Chaldäer, Chinesen eben so alt und noch älter seyn, so müssen wir sie doch mit den übrigen den Hebräern nachfolgen lassen, weil die Religionsurkunde der letztern auch darin sich vor allen andern auszeichnet, ganz eigen dasteht. In gelehrte Streitigkeiten über die Verfasser und das Alter der Schriften haben wir uns, als uns fremd, nicht einzulassen, denn die ganze Urkunde bis ans Ende der Prophetenzeit ist nun einmal hebräisch und spricht die Ansicht eines uralten Volkes aus. Wichtiger für uns ist die Aufeinanderfolge der Bücher, weil sich auch die Thierseelenkunde der Hebräer allmählich entwickelte, Späteres also nicht früher, Früheres nicht später gegeben werden darf. Wir können aber bei der gewöhnlichen Aufeinanderfolge stehen blei-

ben, wenn wir nur mit Sorgfalt dem ganz eignen Hiob die rechte Stelle anzuweisen suchen. Wir unterscheiden mit Leichtigkeit das mosaische, davidische, prophetische und das apokryphische Zeitalter, weil alle vier eigene Ansichten aufstellen. Dann folgt, als nöthige Fortsetzung, das neue Testament mit einigen wenigen, aber tiefeingreifenden Thierseelenlehren. Ja, sie unterscheiden sich so von einander, daß aus jedem der fünf Zeitalter eine eigne Psychologie abgezogen werden kann, doch ist Moses die Grundlage aller Nachfolger, und Eine Idee zieht sich wie ein Band durch alle spätern Vorstellungen. Daß wir aber das ganze alte, ja sogar das neue Testament, ungeachtet des langen Zeitraums von Moses bis Jesum, und der Veränderungen der Ansichten und des Wortes in demselben, unabgebrochen, unzertheilt geben, wird man begreiflich finden. Es machen nun einmal doch alle Theile ein schönes Ganzes aus, und nirgends konnten und durften die Ansichten anderer Völker, anderer Urkunden eingeschoben werden. Wir können auch Luthers Uebersetzung benutzen, nur müssen wir hie und da, weil Luther in Thiernamen bisweilen noch fehlgreifen mußte, den Grundtext (mit Gesenius' Lexikon) fragen.

Die Urkunde der Hebräer, unsere Bibel, uns allen von Jugend an wohl bekannt, wird in jeglicher Beziehung von Unzähligen nicht benutzt und nicht verstanden. Am schlimmsten sind mit ihr die Sectirer und theologischen Knauser daran. Ohne Orientalismus im Geist und Gemüthe kann sie nur mißverstanden werden. Ihr Boden ist Palästina, eines der schönsten, fruchtbarsten und thierreichsten Lande. Da weidet das fette Rind, da wiehert ein schönes muntres Pferd, da brüllt der Löwe und lagert sich und schlägt mit seinem Schweife seine starken Seiten, da heult der Schakal und raubt der Wolf wehrlose Schafe, da ist das Kamel ein Hausthier, und läuft der Hund herrenlos herum, und horstet der Adler auf hohen Felsen. Genug und mehr als in vielen andern Ländern Stoff zum Beobachten! Und die Schriftsteller dieser Zeit und dieses Landes beobachteten meist sehr wohl, und zogen Sätze aus dem Besondern und Einzelnen.

A. Erste Zeit, mosaische Zeit und Schriften.

Moses, in den ägyptischen Schulen wohl erzogen, der Mann der Beobachtung, Reflexion und Abstraction, Naturkenner und Religionsphilosoph, mit einem verständigen Geiste und religiöspoetischen Gemüthe, greift etwa zweitausend Jahre vorwärts. Er gibt mit wenigen Worten die Erschaffung, und malt dann die Zubereitung der Erde zum Wohnplatz der Thiere und Menschen. Woher er seine Ideen genommen habe, sagt er selbst nirgends. Ihn interessirte vorzüglich (wie jeden Denker) die Entstehung. Wir folgen nun zuerst seiner hohen Poesie, aber nur in Prosa, dann seinen Erzählungen, durch alle seine fünf Bücher, die als älteste aller Schriften auch die ältesten Ansichten der Menschen vom Thier enthalten, und deßwegen eine ganz eigene Theilnahme erwecken konnten.

Der Himmel und die Erde haben Einen Urheber, Einen Gott. Schon ein großes Wort! So sind denn auch die Thiere wie die Menschen, die Thiere wie die Himmel von Gott, und in Betreff des Urhebers findet kein Unterschied statt. Ein Stützpunkt zur Ehre der Thiere!

Wasser umwallte den Erdboden. Es entstunden die Aufenthaltsorte der Pflanzen und Thiere: Meer, Luft und Land. Als Charakter der Pflanzen wird das Tragen des Samens zur Selbstfortpflanzung angegeben. Zu den Pflanzen sprach Gott nicht, er überließ sie sich selbst. Später entstunden die Thiere, zuerst die Wasserthiere. Moses nennt sie wimmelnde, mit Leben durchhauchte Dinge. Zu diesen sprach Gott. Dann wurden die Flieger oder Luftthiere zwischen Himmel und Erde; endlich die Landthiere! Gott gab ihnen einen Auftrag: sich zu vermehren. Auffallend ist das Wort, „und er segnete sie.“ Gott sprach einen Glückswunsch über sie aus, womit ihnen Empfänglichkeit für Glück und Unglück, oder ein Schicksal gegeben war. Vielleicht aber ist der Segenswunsch mit dem „seyd fruchtbar!“ Eins. Moses aber, einer der geistigsten Männer der Vorzeit, muß doch etwas Geistiges dabei gedacht haben.

Auch die Erdthiere, Landthiere, waren durchhauchte lebendige Dinge. Moses unterschied zahme Thiere (pecora), kriechende und wilde Thiere (ferae). Aber es waren doch nur die Wasser, die Luft und die Erde, welche die Thiere wie die Pflanzen

hervorbrachten. Die ganze Pflanzenwelt entstund in Einem Zeitpunkte, hingegen die Thierwelt in zweien, wie später in zweien das Menschenpaar, als ob die eine Thierhälfte an Werth dem der ganzen Pflanzenwelt, und Ein Mensch dem der halben, beide Menschen dem der ganzen Thierwelt gleich seyen. Häufig unbeachtet und unangewandt auf alle Thiere blieb jedoch das Wort: und siehe, es war gut, und es war sehr gut.

Dann wurde der Mensch geschaffen. Ihn schuf Gott unmittelbar, ihn bildete er besonders, und überließ sein Hervorgebrachtwerden nicht dem Wasser, nicht der Luft, noch der Erde. Vorher sprach er mit sich selbst in großem Tone. Gottes Bild sollte der Mensch seyn. Erkläre man wie man will; denn wenn sich auch Moses nur körperliche Aehnlichkeit mit Gott gedacht hätte (was offenbar später Vorkommendem schnurgerade widerspricht), so wäre für den Menschen das Größeste ausgesprochen: er sey Gott ähnlich. Aber Moses dachte sich mehr. Er dachte sich unter dieser Gottähnlichkeit wenigstens die Kraft, alle Naturdinge, auch die Thiere, zu beherrschen, oder das wirkliche Königthum auf Erden. Vielleicht dachte er dabei noch mehr. Moses stellt Alles hoch, weil er selbst hoch stund. Die Erde von Gott, auf den dunkeln Wassern ein Gottesgeist, den Pflanzen eine wundervolle Geschicklichkeit, die dem vollkommensten menschlichen Kunstwerk nicht zukommt, den Thieren ein geistiger Hauch, ein Lebenshauch, den Menschen ein königliches Seyn, ein eigner Gottesgeist und Gottähnlichkeit! Nur vom Menschen ist gesagt, daß ihm Gott einen Athem eingehaucht habe (wenn etwa die Thiere nur vom Athem der Welt beseelt sind); nur ihm wurde ein Weib durch eine besondere Schöpfung geschenkt, nur ihm Sprache und Kleidung nicht nur durch Naturmittel, sondern unmittelbar durch Gott verliehen, nur ihm gesagt, daß er das Land bauen soll, wenn das Thier ernten darf und soll, wo es nie gesäet hat. Ja, nur dem Menschen ist dadurch ein Eigenthum vermittelt, nur er ist für ein eheliches Wesen und Leben, nur er durch das Verbot für ein Pflichtwesen erklärt, nur ihm Belohnung und Bestrafung angekündigt, nur ihm ein immerwährendes Leben (sey es hier oder dort!) versprochen, nur ihm ein eignes Land an-

gewiesen, und Gesetz und Ehre, Gewissen und Ehrgefühl treten nur für ihn und nur in ihm auf.

Wir bemerken noch, daß dem Manne etwas Eigenes, und etwas Eigenes dem Weibe, als zwei abgeschlossenen Individualitäten, zuzuschreiben sey.

So unterscheidet Moses genau zwischen den Elementen, den Pflanzen, Thieren und Menschen, setzt ihren Charakter fest, deutet auf eine Naturordnung, auf das System durch das Wort: „Alles in seiner Art."

Das erste Thier, von welchem Moses zuerst besonders spricht, ist die Schlange. Sie wird das listigste der Erdthiere genannt. Wie entstund die Sage, daß sie listig sey? Auch sind es nicht alle. Wie kommt's, daß Moses der Schlange Sprache und Verstand, Willen und Lüge, und die Fähigkeit mit der Eva ein Gespräch zu führen, den Sinn der Worte Eva's zu verstehen und ihn zu erwiedern, beilegt und die Schlange so hoch stellt? Unbedenklich sagen wir, daß die Darstellung Allegorie sey, und nicht nur nicht geschichtlich und nicht naturhistorisch aufgefaßt werden dürfe, sondern von Moses selbst nur für Allegorie gehalten und nur als solche gegeben worden seyn könne. Denn diese Darstellung der Entstehungsart der Sünde stimmt einerseits mit dem von Moses unmittelbar vorher von den Thieren Gesagten nicht im mindesten, und ebenfalls nicht im mindesten mit allem dem überein, was uns von ihm später über die Thiere gesagt wird. Wir werden sehen, daß Moses eine Thierpsychologie aufstellt, womit eine Schlangenrede, ein Menschenverstand in einer Schlange, eine Bestrafung der Schlange in geradestem Widerspruch steht. Es muß diese Darstellung also jedenfalls als ein für sich Bestehendes genommen, und nicht in die Thierpsychologie unserer Quelle aufgenommen werden. Das traurige Factum vom Eintritt der Sünde in die Menschenbrust und Menschenwelt bleibt dennoch stehen. Sagten wir aber, daß ein böser Dämon aus der Schlange geredet habe, so sagten wir durch einen Umweg und mystisch doch nur, daß die Schlange nicht selbst menschlich gedacht, gewollt, gesprochen, verführt habe. Wir aber mysticiren nicht, sondern fassen nur psychologisch auf.

Als erster Inhaber, Hüter und Opferer von Thieren, und zwar von Schafen, tritt Abel auf. Die Zähmbarkeit der Schafe war schon beobachtet worden. Welche Schafart es jedoch war, ist nicht befriedigend auszumitteln. Ganz mit Obigem übereinstimmend, war es nicht Sünde, Thiere zu opfern, Thierleben zu zernichten, aber das Leben eines Menschen zu zernichten galt für ein furchtbares Verbrechen. Ja, das Thieropfer Abels war Gott sogar angenehm. Und erst war noch der sanftere Bruder ein Thiertödter. Was dachte er zu den Aeußerungen des Schmerzens des Thieres, dachte er in ihm keine Empfindung, keine Seele?

Schon frühe (Genesis VII, 2) wird zwischen reinen und unreinen Thieren unterschieden, der Unterschied ist aber theils naturhistorisch, theils kirchlich, berührt uns also nicht. Für die reinen (den Menschen unmittelbar nützlichen) mußte Noah siebenfache Fürsorge thun, damit sie nicht umkommen. Sogar der kriechenden Thiere wurde fürsorgend gedacht. (Nur die symbolische Schlange war verflucht.)

Das zweite namentlich (Genesis 8, 7) angeführte Thier ist der Rabe, den Noah ausfliegen ließ. Er kehrte nicht mehr zurück. Er fand Aas und ist dem Menschen nicht so anhängig wie die Taube. Diese fand ein Oelblatt, und kehrte heim, und ließ sich von Noah greifen und in die Arche hineinnehmen.

Nun war wieder Alles aus dem Wasserhause gegangen. Herrlich ist das wahrhaft göttliche Wort: der Bund mit euch soll auch den Thieren gelten! Und: ich richte einen Bund auf mit allen Thieren, allen Vögeln, allen zahmen und wilden, und diesem Bunde gemäß will ich nie mehr alles Lebendige tödten. So soll der Regenbogen auch ein Beruhigungszeichen für die Thiere seyn, und der Mensch kann, weil das Thier sich des Bogens, wie herrlich er ist, nicht freuen kann, auch um des Thieres willen sich desselben freuen; auch soll er wissen, daß Gott selbst mit den Thieren einen Bund gemacht habe, darum ist des Thieres Schicksal und Leben ans Schicksal und Leben der Menschen gebunden. Es ist nicht nöthig, daß das Thier den Bund kenne, der Säugling, im Schooße der Mutter, weiß auch nichts vom Bunde seiner Mutter mit ihm. Der Werth des Bundes ist wichtiger als die Kenntniß von

ihm. Doch ist der Mensch neuerdings für den Herrn der Natur und alles Lebendigen erklärt worden. (Auch die Schlange nicht ausgenommen.) Erst Genesis 9. 3 wird das Fleisch der Thiere eben sowohl als das grüne Kraut den Menschen als Speise freigegeben, aber das Tödten der Menschen und der Genuß des rohen Blutes der Thiere verboten. „Du sollst das Fleisch nicht mit dem Hauche oder Leben seines Blutes essen.“ Hauch und Leben werden ins Blut gesetzt, aber vom Sitze des Lebenshauches des Menschen ist keine Andeutung gegeben. Moses muß sich unter dem Lebenshauche selbst des Thieres, etwas Immaterielles gedacht haben, etwas das dennoch nicht in den Menschen übergehen soll. Thierleben wird also auch hier vom Menschenleben getrennt, vermischen sollen sie sich miteinander nicht. Doch strafen will Gott den Tod eines Menschen am Mörder, sey dieser Mensch oder Thier. Der Mensch darf Thiere, das Thier aber den Menschen nicht tödten. Es darf das Thier seinesgleichen tödten, und die wilden, reißenden sind ursprünglich an Thiere gewiesen. Tödtet das Thier einen Menschen, an den es nicht gewiesen ist, so hat es sich am Höchsten vergriffen; tödtet ein Mensch den andern, so sollen ihn die Menschen tödten; nicht soll er, wie bei den Persern, Römern u. s. w. geschah, Bestien vorgeworfen werden, denn ihm ziemt es nur vor seinesgleichen zu erliegen. Der Mensch ist nicht Herr, sondern Bruder seinesgleichen, das Thier hingegen ist sein Unterthan, und dessen Herr ist er.

Ein Jäger, Nimrod (Genesis 10, 9), trat auf. Es gab auch wilde Thiere, in jenem Lande viele aus dem Katzen- und Hundegeschlechte, und sie hatten das: „seyd fruchtbar und mehret euch!“ auch auf sich, wie sie sollten, angewandt.

Abraham hatte schon gezähmte Schafe, Rinder, Esel und Kamele, deren Stammracen wir jetzt freilich nur sehr unsicher bestimmen können. Manche waren leichter als andere zu zähmen. Die Gründe, weßwegen man sie zähmte, waren sehr verschieden, vereinten sich aber in der Vorstellung von Nützlichkeit. Wie sie sie fingen und zähmten, wissen wir nicht; sie brauchten dazu aber nun einmal, wenn nicht überlegene Kraft und Schnelligkeit, doch überlegenen Verstand, Mannsmuth und Ausdauer.

Bemerkenswerth ist, daß das hebräische Wort Kamel (Gomol), das Stammort unsers deutschen, in allen semitischen

Dialekten mit den gleichen Mitlauten vorkommend, von einer Wurzel hergeleitet wird, welche „vergelten" bedeutet. Es heißt, das Kamel vergesse angethanes Leid nicht sobald, sondern vergelte es. Diese Ableitung, vorausgesetzt die Angabe sey richtig, ist jedoch zu psychologisch und zu künstlich; die Ableitung von Tragen wird die natürlichere seyn.

Abrahams, Loths und aller dortigen Nomaden Reichthum bestund in Heerden. Wie sie für dieselben sorgten, erhellet aus den Streitigkeiten der Hirten, den Hirten Loths und Abrahams. Der Streit bezog sich auf Wasser.

Abrahams Reichthum wird in der Ordnung: Schafe, Rinder, Esel, Knechte, Mägde, Eselinnen und Kamele angegeben. Knechte und Mägde waren Sklaven. Man stellte also schon Menschen unter Menschen. Warum stehen sie aber hier in der Mitte? Als das Beste? Zufällig stellte Moses sie gewiß nicht so, denn bald nachher werden sie ebenfalls wieder den Schafen und Rindern nachgesetzt. Sollten sie, als das Beste, immer ans Ende gesetzt seyn, und haben Copisten aus Unachtsamkeit sie in unsre Stelle hinaufgenommen? Ismael, auch ein Jäger, war ein guter Schütze. Der Pfeil des Menschen ist schneller als der schnellste Fuß des Thieres. Die Kunst überwindet die Natur, aber eben durch Natur, d. h. Verstand. Genesis 15. 9 spricht von bestimmten Opferthieren. Bei Tauben und Schafen konnte der Begriff von Reinheit und Geduld zum Grunde liegen. Die Mythologie des Alterthums des Gesammtorients muß uns Aufschluß geben. Mehrere Thiernamen scheinen von der Stimme genommen zu seyn, der Name des Widders jedoch vom Voranseyn. Er ist Heerdenführer.

Hier kommen auch Raubvögel vor. Abraham scheuchte sie vom Opfer weg. Ihre Unbenutzbarkeit machte sie für den Menschen gleichgültig, ihre Schädlichkeit widrig, ihre Zudringlichkeit lästig.

Genesis 22, 3 kommen schon gesattelte Esel vor. Man brauchte sie als Lastträger auf Reisen. Ihre Willigkeit war wie die der Kamele schon bekannt.

Die erste Andeutung einer Karawane (von zehn Kamelen) finden wir in der ersten Reisegeschichte Eliesers nach Mesopotamien. Die Kamele wurden abgezäumt und auf Stroh gelagert. Ein Mensch kann viele Thiere, auch große und starke

und schnelle, weisen, regieren. Sie fürchten sein Wort, wie seine Peitsche.

Elieser setzte ebenfalls die Sklaven in die Mitte des Reichthums seines Herrn, und Esel und Kamele ans Ende, aber Gold und Silber voran. Allein im erzählenden Tone nimmt man's mit der Rangordnung nicht genau. Rebekka ritt auf einem Kamel. Erste sichere Spur vom Reiten! Sogar Frauenzimmer wagten es. Das Kamel hat einen natürlichen Sattel, ist geduldig und sicher. Auf Löwen ritt man noch nicht, aber der Mensch ist doch das frechste Geschöpf.

Esau war ebenfalls Jäger. Er gefiel der Mutter nicht. Im Kampfe mit dem Leben anderer Wesen sah man immer etwas Wildes. Dem Vater konnte die Jägerei schon besser gefallen.

Höchst merkwürdig und rein psychologisch-physiologisch ist Jakobs Mittel, die Schafmütter zum Gebären gefleckter Lämmer zu nöthigen. Es ist hier nicht der Ort, in eine Untersuchung der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewißheit der Angabe einzutreten. Genug, man glaubte schon damals an eine nahe Verbindung des Objects, des Auges und der Einbildungskraft mit der Fruchtbildung. Jakob ging offenbar anthropologisch zu Werke. Der Glaube war stark und näherte das Thier sehr dem Menschen, in welchem ja auch seit uralter Zeit an eine solche Verbindung geglaubt wurde.

Zum drittenmal werden Sklaven zwischen Thiere gesetzt. Es muß eine Vorstellung zum Grunde gelegt worden seyn, aber wir finden sie nicht mehr.

Im Traume des obersten Bäckers an Pharao's Hofe kommen Raubvögel als symbolische Galgenvögel vor. Thiere fraßen todte Menschen. Das dürfen sie (und später wird bisweilen Menschen gedroht, daß sie als Aas Thieren vorgeworfen werden sollen). Joseph wurde im Staatswagen vermuthlich von Pferden geführt. Nun haben wir alle drei Benutzungen dreier Thiere. Der Esel trägt, das Kamel wird geritten, das Pferd zieht. Man muß den Thieren schon früh große Ruhe und Wohlwollen, sich selbst eine völlige Uebermacht zugetraut haben! Die Viehzucht der Israeliten war den Aegyptiern ein Gräuel, bei Todesstrafe war ihnen das Tödten eines

Kuh untersagt, die ersteren aber schlachteten sie. Die Ansicht der beiden Völker war also sehr verschieden; diese Verschiedenheit lag aber offenbar nicht in dem Thier, denn das palästinische war vom ägyptischen nicht verschieden, sondern in religiösen Grundbegriffen. Die Aegyptier gingen von ganz andern Vorstellungen von der Welt aus, darum gelangten sie, zuletzt im Einzelnen, zu ganz andern Ansichten.

Der sterbende Jakob tadelt Simeon und Levi ernst, daß sie in Sichem Männer und Rinder im Zorne gemordet hatten. Es galt also das muthwillige, boshafte Tödten von Thieren für schlecht, obschon das Tödten derselben zum Nutzen, zur Sicherung und zum Opfer erlaubt war.

Im Worte an Juda wird des Löwen und der Löwin sehr malerisch gedacht. Muth und Kraft dieses Meisterthiers waren schon bekannt. Isaschar wird ein wilder Esel (Onager) genannt. Er ist knochenfest, und ruht und weidet gern, neigt seine Schultern zum Tragen und ist ein zinsbarer Knecht worden. Die Psychologie des Esels selbst!

Der Wolf wird reißend genannt. Er war den Hirten nur zu wohl bekannt. In der Prophezeyung auf Dan kommt die erste Andeutung eines Reiters vor. Schade, daß wir den Kühnen nicht kennen, der sich zuerst auf den Rücken des Starken setzte, der erste Centaur seyn wollte! So viel aus der Genesis!

Im zweiten Buch Mosis (Exodus) werden in einer neuen Aufzählung die Sklaven vorangesetzt.

Der Unterschied zwischen der Erstgeburt und den nachfolgenden Geburten ist naturhistorisch-physiologisch. Aber nur die Erstgeburt der Männlichen galt. So war dem männlichen Geschlechte eine Ehre eingeräumt, die ihm freilich oft den Tod brachte.

Exod. 14 kommen Kriegswagen und Kriegsrosse vor. Das Kriegsroß mußte das Schicksal seines Herrn im Schilfmeere theilen, und der Sieg über dasselbe galt fast wie ein Sieg über die Menschen, darum hat Moses auch des Pferdes Untergang im rothen Meere besungen. Nur das Pferd wurde zum Reiten in die Schlacht tauglich befunden, und Könige ritten schon damals auf ihm. Es nahm den Muth und den Schrecken, den Zorn und den Stolz seines Reiters an. Auf keinem Thiere als

ihm ritt man in ganzen Heeren, und nur auf Löwen wäre das Reiten noch königlicher. Kein anderes Tragthier ließ sich von jeher so leiten, und sein Verhältniß zum Menschen ist schon in dieser alten Zeit hinlänglich erkannt gewesen.

Exod. 19, 4 wird die erste Vergleichung Gottes mit einem hochachtbaren Thiere gegeben: Gott trug euch, Israeliten wie ein Adler die Jungen! Liebliches Bild der Sorgfalt Gottes, schöne symbolische Verbindung der Gottheit mit der Thierwelt! Die übrigen Völker, und so auch die Aegyptier, hatten eine rein symbolische Götterverehrung, und die Thiere galten ihnen Großes. Wie schön veredelte Moses die Ansicht, wie vergeistigte er den Cultus derselben in diesem Worte?

Der Schritt über die den Sinai umgebende Hecke sollte auch am Thiere bestraft werden. Es kann nicht Mosis Ansicht gewesen seyn, daß sich das Thier damit versündigte, denn nirgends legt er ins Thier Sündfähigkeit, nirgends schreibt er ihm ein Gebot vor, aber der Mensch sollte die Bestrafung des Thieres zur Warnung auf sich selbst übertragen.

Eines der sinaitischen Gebote schreibt für den siebenten Tag Ruhe auch zu Gunsten des Thieres vor, nur bleibt ungewiß, ob um des Menschen oder um des Thieres selbst willen. Ist letzteres der Fall, so ist die erste Andeutung einer Pflicht gegen die Thiere gegeben. Wir dürfen aber, eben um Moses willen, mit höchster Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß Moses auch den Thieren die Sabbathsruhe gönnte, sie ihnen geben wollte. Ebenso verhält es sich mit dem Gebote, den verirrten Ochsen oder Esel wieder heimzuführen, dem unter der Last erliegenden Thiere wieder aufzuhelfen. In der Angabe geht aber das Vieh noch dem Fremdling vor, unläugbar weil ersteres noch zum Eigenthum des Volkes gerechnet ist.

Bald hernach wird das Sterben des Thieres und des Menschen mit dem gleichen Worte bezeichnet (wir brauchen oft unwürdigere Bezeichnungen).

Dem, der ein Thier beschläft, wird der Tod gedroht — eine Drohung, die gewiß uralt ist und durch die ganze Welt geht.

Eine Verheißung gibt dem israelitischen Volke Hornissen (ursprünglich nur stechende Dinge) als Secundanten gegen seine

Feinde, und verbindet so der Menschen Schicksal mit dem kleinsten Thier.

Exod. 25, 18 verbindet ganz unerwartet Vögelflügel mit menschlichen Gestalten. Geflügelte Engel, Cherube! Der Cherub mit dem flammenden Schwert nach dem Sündenfalle gehört zur Symbolik, so wie auch diese dazu gehören, nur müssen wir fragen, wie Moses zu dieser Ideeverbindung gekommen sey? Die Vermischung der Menschengestalt mit Vogelflügeln ist wunderbar, unnaturhistorisch, unpsychologisch, nicht rein mosaisch. Sie ist auch nicht eigentlich ägyptisch, und scheint ganz bestimmt nur dem spätern, reichern Cultus im Tempel auf dem Berge Zion anzugehören. Solche Cherube sind Engel, die in die christlich-biblischen Bilder hinübergegangen sind.

Warum ist gerade der Bock (Sündenbock) zum Sündenträger gemacht worden? Unter den Juden schwerlich seiner wirklichen oder scheinbaren Geilheit wegen.

Auch die Juden konnten sich (siehe die Geschichte des goldenen Kalbes) in Thieren Göttliches denken. Sie äfften aber nur nach. Moses mußte darüber furchtbar zürnen. Er, der die Thiere in sittlicher Beziehung so tief sogar unter den Menschen setzte! Und der Israelit, sein Schüler, setzte das Thier über den Menschen, und das Obere betete das Untere an! Dafür erlaubte Moses einen sehr blutigen Thieropferdienst, wofür andere Völker Menschen opferten. Das Alterthum wollte opfern, und mußte opfern wollen.

Das dritte Buch Mosis enthält für uns nur Folgendes:

Das Opfern eines männlichen jungen Rindes ist Gott angenehm. Männlichkeit und Jugend sind auch die Blüthen des Thierlebens.

Das Leben des Thieres ist im Blute. Esset kein Blut, der Athem, der Hauch, der Geist, das Leben des Thieres ist darin. Ein wichtiges Wort!

Achtet nicht auf Vogelgeschrei. Ein Wort gegen den Aberglauben, der die Stimmen der Vögel für symbolisch hielt, den Vögeln Weissagungsgabe zuschrieb! Moses mußte schon gegen diese Ansicht, die vermuthlich von andern Völkern zu den Hebräern kommen wollte, kämpfen, denn im Mosaismus ist kein Moment dazu vorhanden.

In einer Aufzählung setzt Moses die Säugethiere zuerst, dann die Vögel, dann die Amphibien.

Im vierten Buche (Cap. 22) kommt Bileams redende Eselin vor. Eine Eselin sah einen Engel des Herrn, noch ehe Bileam ihn sah, und, von Bileam geschlagen, sprach sie mit Bileam, und Bileam mit ihr — eine Erzählung, der von der Schlange im Paradiese in psychologischer Beziehung vollkommen gleich. Und wie dort die Schlange bestraft wird, so wird hier der Eselin gedroht, falls sie nicht ausgewichen wäre. Unläugbar steht auch diese Erzählung mit der mosaischen Thierpsychologie im schneidendsten Widerspruche, und muß auch anderswoher genommen worden seyn. Alt ist jedoch die Ansicht, daß gewisse Thiere in einem geheimen Bunde mit Geistern stehen und solche wahrnehmen, wo sie der Mensch noch nicht wahrnimmt. Sie ahnen oft auch besser als der Mensch.

Ein neues Geschöpf, Ream, nach Luther Einhorn, kommt als ein fröhliches Thier vor. Die Exegeten verstehen unter ihm bald das Rhinoceros, bald den wilden Büffel, bald die Gazelle, gewöhnlich das Einhorn, d. h. eine Art Pferd mit einem Horn auf der Stirne, wie es theils auf den Ruinen von Persepolis abgebildet ist, theils Plinius es beschrieben hat, und nach neuen Nachrichten in Tibet als ein unbändiges Thier vorkommen soll.

Die eherne Schlange ist offenbar ägyptischen Ursprungs. In Aegypten ist die Schlange das Symbol des Lebens (nicht Symbol der Sünde). Hier hat Moses eine andere Ansicht von der Schlange. Seine eherne Schlange ist auch nicht psychologisch, sondern symbolisch, eine Brücke zwischen dem Gottesdienste der Israeliten und dem Thierdienste der Aegyptier. Es gibt nur Eine psychologische Ansicht, aber viele symbolische.

Im fünften Buch werden die Thiere dem Silber und dem Gold vorgesetzt. Das Blut wird die Seele, der Hauch, der Geist selbst genannt.

Vortreffliches sagt Moses in Folgendem:

Findest du ein Vogelnest mit Eiern und Jungen, und die Mutter sitzt darauf, so laß die Mutter fliegen, damit es dir wohlgehe.

Ackere nicht mit einem Ochsen und Esel zugleich. (Sie haben ungleiche Schritte und beide sind dadurch geplagt.)

Verbinde dem dreschenden, das Korn austretenden Ochsen das Maul nicht. (Geize nicht gegen das Thier, das für dich arbeitet.)

Gott segnet auch die Thiere.

Früchte des Menschenleibes voran, dann Früchte der Thiere, erst dann die des Ackers. So ordnete sich allmählich die Ansicht vom Werthe der Dinge.

In Moses Abschiedslied wird noch der Adler citirt, der seine Jungen aus dem Nest führt und fliegen lehrt. Herrliches Bild der Stärke der Liebe Gottes für sein Volk!

Wir Abendländer würden es aber nicht wagen, das Thun Gottes mit dem eines, wenn auch Königthieres zu vergleichen. So weit Moses.

Das Ergebniß seiner Ansichten ist hell genug:

Auch das Thier ist unmittelbar durch Gottes Willen entstanden.

Auch das Thier steht unter Gottes Obsorge.

Der Mensch steht aber der Art nach weit höher, denn nur er ist sittlich.

Das Thier ist dem Menschen unterworfen.

Das Thier ist um seiner selbst und um des Menschen willen da.

Das Thier ist des Menschen Segen, im Falle der Sünde aber seine Strafe.

Der Mensch hat gegen das Thier Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe.

Der Mensch darf mit edlern Thieren verglichen werden, ja vorzügliche Eigenschaften edler Thiere sind würdige Symbole, sogar göttlicher Theilvollkommenheiten.

Alles dieses ist aus Einem Gusse, und kann nur mosaisch seyn.

So weit die erste Periode, auf der, mit wenigen Ausnahmen, die folgenden stehen, so daß in ihr beinahe die ganze Thierpsychologie des alten Testamentes liegt, und wir in der folgenden Periode um so kürzer seyn können.

B. Zweite oder Davidische Zeit, oder bis zu den Propheten.

Josua, Mosis Schüler und Nachfolger im Felde und Gottesdienste, immer mit Schlachten, Eroberungen und Landaustheilen beschäftiget, gab auch nicht Eine neue Vorstellung von den Thierseelen, die Gradation aber in Menschen, Thiere und leblose Habe behält er bei.

Im Buche der Richter besingt Debora das Rasseln der Füße der Pferde unter dem zitternden Schrecken der fliehenden Reiter, und Gideon sah im Wasserlecken des Hundes ein Symbol des Muthes mit Raschheit. Kamele trugen Halsbänder. Sollten sie damit wie die Pferde stolziren? Heuschreckenwolken deuten wenigstens im Ausdrucke auf den Gesellschaftstrieb dieser Thiere, und die große Menge Schakale, die Simson leicht einfing, noch sicherer auf deren geselligen Umgang.

Ruth gibt uns nicht einmal einen Wink.

Die Bücher Samuels sprechen von goldenen Mäusen der Philister. Mäuse hatten ihre Felder verwüstet. Da riethen ihre Priester an, den israelitischen Gott, dem sie diese Plage zuschrieben, durch Symbole der Plage zu versöhnen. Immer nahm man eine geheime sympathetische Beziehung der lebendigen Dinge auf die todten künstlichen an. Wahrverstandene, oder nur zum Theil oder gar nicht verstandene, Erfahrungen konnten zu diesem Glauben Veranlassung gegeben haben.

Goliath und David drohen einander beide mit den Vögeln, die aufs Aas stürzen, mit wilden Thieren, die ihre Glieder fressen sollen! Uralte Ansicht von der Schmach, als Mensch den Raubthieren zu Theil zu werden, in wilden Thieren sein Grab zu finden. Es droht damit die Schrift den Sündern von Anfang des alten Testaments bis ans Ende.

Goliath fragte David im Zorn: bin ich ein Hund, daß du mit einem Stocke auf mich loskommst? Der Hund war im Orient damals verachtet. Und David nennt in seiner Drohung gegen Nabal den Hund, der an die Wand pißt, als das allerverächtlichste, sich selbst gegen Saul, als Symbol des allergeringsten, einen Floh. Ebenso nannte sich Mephiboseth (der Lahmfüßler, Sauls Sohn) gegen David einen todten Hund,

so auch Abisai den Simei, der David mit Erdschollen warf. Der Ausdruck muß als sehr bezeichnend gegolten haben. (Der Ausdruck: Bluthund Simei gegen David ist nicht biblisch. Der Grundtext sagt: Mann des Blutes).

Hiob steht auch in thierpsychologischer Hinsicht ganz eigen, und kann mit keinem andern Bibelstücke verwechselt werden. Am ehesten stimmt er in unserm Thema noch mit dem spätern Salomon überein, weßwegen wir ihn hier in dessen Nähe stellen. Er ist aber so eigen, daß wir ihn nirgends gut anbringen können; er ist kein Anfang, kein Uebergang und kein Schluß. Wegen des später jüdischen Begriffes von einem Widersacher scheint er später gegeben werden zu sollen, allein seiner einfachen, uralten, dramatischen Poesie wegen gehört er Mose ziemlich nahe.

Hiob enthält mehr Naturkundliches als irgend ein anderes Buch der Bibel, und besonders viel Thierpsychologie. Wir wollen selbst sehen.

Schon Cap. 3. 8 enthält er manches Interessante.

Es ist darin von Leviathans Bannern und Schlangenbeschwörern die Rede. Schon damals also beschäftigten sich freche Südländer mit lebensgefährlichen Thieren, und Menschen konnten mit besonderer Geschicklichkeit Thiere bändigen, zähmen, abrichten.

Der Löwe kommt im muntern Alter um, weil seine Jungen sich zerstreuen. Nähren etwa die jungen Löwen ihre Eltern?

Der junge Waldesel ist des frechen Wildfangs Sinnbild.

Der Vogel ist zum Fliegen, wie der Mensch zum Unglück bestimmt — Thier und Mensch stehen einander in Betreff des Schicksals ganz nahe.

Das Thier ist zufrieden, wenn es sein Futter hat. Es begehrt nichts Größeres.

Frage das Vieh, das wird dich lehren, die Vögel des Himmels werden dir's sagen, und die Fische dir erzählen. Land- und Luft- und Wasserthiere! Du kannst Gottes Wege durch Beobachtung seiner Werke kennen lernen, du kannst vom Thier auf Gott schließen; das Thier muß also etwas Göttliches, mit Gott Verwandtes seyn, sonst kann es dir für deine Conclusion nicht als Prämisse dienen.

Der Mensch ist ein in Fäulniß entstandener Wurm, eine Made, doch reißt er das Gold aus dem Berge, das der Adler nicht erspäht und der Löwe nicht findet. Die Weisheit aber ist Menschen und Vögeln verborgen. Auch hierin ist der Mensch dem Thiere gleich. Am ehesten möchte sie noch der Vogel, der von oben herab schaut, erspähen.

Mit Schärfe sagt Hiob, daß ihn nun manche Junge verachten, deren Väter er nicht einmal für gut genug erachtet hätte, neben seinen Hirtenhunden zu stehen. So kann er die Menschen heruntersetzen.

Gott nur sorgt für die Thiere, der Mensch kann nicht für sie sorgen.

Die Jungen der Raben schreien zu Gott um Speise. Ein dichterischer Wink einer Thiersprache!

Der Waldesel wohnt, ein Flüchtling, frei von Banden in der Wüste. Er lacht des Stadtgetümmels, des Treibers Schreien hört er nicht. Er streift durch Berge, und spüret Allem nach. Die Gazelle fröhnt nicht, und übernachtet nicht in deiner Tenne, und egget deine Felder nicht. Ein Feldgeschäft kannst du ihr nicht anvertrauen, und deine Ernte führt sie nicht heim. Das Thier ist demzufolge frei. Des Thieres Freiheit hebt Hiob oft hervor und rühmt sie sehr. Im Menschen aber sieht er einen Knecht, darin gar sehr verkürzt.

Der Strauß vertraut der Erde seine Eier, vergißt daß sie der Fuß zertreten, das Feldthier sie zerquetschen kann. Hart geht er mit seinen Kindern um, als wären sie nicht sein. Die Weisheit hat ihm Gott versagt, Verstand hat ihm Gott nicht ertheilt, doch spornt er sich zum Lauf empor, und Roß und Reiter lacht er aus. (Er muß also damals schon mit Pferden gejagt worden seyn.)

Das Pferd ist muthvoll und freudig. Gabst du ihm Muth? Es scharrt im Boden und freut sich seiner Kraft. Es lacht der Furcht und bebet nie, und kehrt vorm Schwert nicht um, wenn über ihm der Köcher klirrt, und wühlt mit Unmuth in dem Boden und steht nicht mehr, hat die Posaun' ertönt. Meisterhafte, reinpsychologische Thierzeichnungen!

Der Behemoth und Leviathan, d. i. Nilpferd oder Wasserochs und das Krokodil (anders können wir sie nicht deuten), können wir, weil sie poetisch gegeben sind, nicht aufnehmen.

Dichterisch aber oder nicht dichterisch, es liegt doch der gleiche Gedanke zum Grunde: der Mensch ist an Kraft und Muth hinter dem Thier. Es ist sein Knecht nicht, und hochbegabt sind einzelne mit fürchterlichen Waffen. Eben das ist Grundvorstellung durchs ganze Buch, und Hiobs Lehren sind:

Manche Thiere haben Vorzüge vor den Menschen. Mensch und Thiere sind Gott in gleichem Grade unterworfen, ja das Thier hat noch Vorzüge, es muß der Mensch vor Riesenthieren (dem Behemoth und Leviathan) fliehen. Das Thier kann sich selbst helfen und ist des Menschen Hülfe unbedürftig.

Es darf auch der Mensch nicht mit seiner Abkunft prahlen, und mindern Werthes als ein Hund kann er werden. Alles gegen Moses!

Einzelnen Thieren ist Unbändigkeit, Unbezähmbarkeit, Sorglosigkeit, Muth, Frechheit, Arglist, Mangel an Jungenliebe beigelegt, andern Sorgfalt für die Jungen.

Mit Moses aber stimmt er, wenn er lehrt, Gott selbst habe den Thieren Verstand und Unverstand gegeben, und ihren Hunger höre er wohl, höre ihre Stimme.

Das ist Gottes Bund mit den Thieren, allein Gottes Bund mit den Menschen leidet in Hiob Noth, obschon dem frommen Hiob später Ersatz für seine Schmerzen der Elephantiasis zu Theil geworden ist, aber das Gewild des Waldes und der Wüste ist immer schmerzlos, gesund und fröhlich.

Die Psalmen (nach David genannt, von dem wir auch den Namen dieses Zeitabschnittes borgten) sind ebenfalls Dichtungen voll hohen Geistesschwunges, für uns aber arm, denn Hiob sah in die Natur, David in sich selbst. In David finden wir eher Moses wieder, doch äußert er in etlichen Stellen Hiobs Ansichten, sonst stimmt er mit Samuel.

Zahme und wilde Thiere, Vögel und Fische hat Gott unter ihn gesetzt. Stolze, lasterhafte Menschen sind Löwen, stolze, starke Gegner Farren und Hunde. Gott deckt die Frommen, der Adler die Jungen. Gottes Stimme wirkt auf Wald, Flur und Thier. Rosse und Maulthiere sind unverständig, zwingbar nur durch Gebiß und Zaum. Unvernünftige Menschen fahren wie das Vieh hin. Alle Thiere im Walde sind Gottes. Schlangen wollen bisweilen den Zauberern nicht ge-

horchen, sind eigensinnig. Schrecklich, daß Gottes Knechte Raubvögeln zu Theil werden! Gott ist ein Hirt. Ein liebliches Bild, weil der Morgenländer mit dem Schafe und andern Thieren sanft umgeht, des Abendländers Unmenschlichkeit gegen die Thiere nicht kennt. Die Schwalbe findet ihren alten Wohnort wieder. Im herrlichen 104ten Naturpsalm macht Gott Wasser zwischen den Bergen fließen, damit die Thiere ihren Durst löschen: fürs Vieh macht er Gras wachsen, selbst die Meere machte Gott, damit Wallfische darin scherzen. Alles wartet auf ihn, und an Allem hat er Wohlgefallen.

Bitter rügt der Dichter, daß die Israeliten Gott unter dem Bilde eines grasfressenden Apis denken wollen. Ein Bild schuldloser Fröhlichkeit ist ihm ein Haufen Schafe. Löwen brüllen nach Raub, Raben schreien nach Speise. Aber alle Thiere, wilde, zahme, Vögel, Würmer, sollen Gott loben mit den Menschen. Interessante Andeutung! Die Thiere können loben, ihre Sprache hat Werth, sie können ins große Concert einstimmen, sie singen im Weltconcert den Preis des ewigen Schöpfers!

Meist wahre und würdige Sätze! In praktisch religiöser Beziehung sind wir nur einen Schritt weiter gekommen.

Salomons Sittensprüche sagen, es sey unnütz, das Netz vor den Augen der Vögel auszuwerfen. Er legt ihnen also Beobachtungsgabe, eine Einsicht in die Verbindung des Netzes mit ihrem Leben, Ahnung der Gefahr, Ueberlegung und, wenn sie fliehen, Klugheit bei. Vögel retten sich noch aus des Voglers Hand. Auch Gazellen fliehen. Eine junge Frau gleicht der Gazelle an Schönheit. Die Ameise ist ein Vorbild des Fleißes. Sie ist klug, sie sammelt Speise für den Winter, sie sieht die Zukunft vorher. Sie hält Ordnung und hat doch keinen Fürsten, Hauptmann, Herrn, was namentlich Salomon, dem Könige, auffallen mußte. Sie bilden eine Republik. (Nicht so die Bienen!) Der Ochs aber geht, der Gefahr unbewußt, ruhig zur Schlachtbank. Er räumt also dem Ochsen minder Verstand als dem Vogel und Insect ein, doch sagt er auch, daß der Vogel, unbewußt der Gefahr, dem Stricke zueile. Der Vogel ahnet also die Gefahr nur, wenn er das Netz vor seinen Augen ausbreiten sieht. Hierin nun aber doch ein Anfang einer Moral für Menschen aus der Thierwelt, und zwar von der Ameise!

Die Sau muß dem Schönheit liebenden König, sey es der Form, vermuthlich noch mehr des Thuns wegen, sehr häßlich vorgekommen seyn, weil er sie mit einem zuchtlosen Weibe vergleicht. Auch er sieht im Bär, dem die Jungen geraubt sind, das ärgste Thier. Das Brüllen des Löwen ist dem Zorn eines Königs gleich. Ein Kraftwort ist die Sentenz: der Gerechte ist wie ein junger Löwe.

Agur, ein Anhängsel von Salomon, hält den Weg eines Adlers in der Luft und den Pfad einer Schlange am Felsen herauf für unerforschlich. Wer weiß, warum er gerade durch diesen Raum fliegt, sie gerade jenen Weg hinaufschleicht? Agur läßt also auch das Naturhistorische, das jeder erklären zu können meint, unerklärlich seyn, und stellt es neben die Wege der menschlichen Psyche. Die Gedanken, die Absichten der Thiere sind unauffindbar.

Cap. 30, 24 — 28 sagt sogar, daß die schwachen vorsichtigen Ameisen, die schmächtigen Springhasen (nicht Kaninchen), die Heuschrecken und Spinnen klüger als die Weisen unter den Menschen seyen. Die ersten sammeln im Sommer Speise, die andern machen sich Wohnungen in Felsen, die dritten ziehen geregelt ohne König aus, die vierten wirken mit ihren Händen. Agur sieht also in diesen Thieren eine, die Menschenpsyche übertreffende Naturpsyche, denn einen Willen scheint er ihnen nicht einzuräumen. Hiob sieht in einigen Thieren nur mehr Körperkraft. Merkwürdiger Fortschritt im Beobachten und in der Ansicht! Wir bezeichnen das Angeführte mit dem Worte Kunsttrieb, der sicherer als der Menschenverstand leitet. Hier also wieder deutliche Spuren einer Thierpsychologie.

Noch rühmt er des Löwen Muth, der vor Niemanden umkehrt u. s. w., seinen herrlichen Gang, worin er vielleicht etwas Psychisches sah, so wie den Widder, der, groß und stark, die Heerde führt und Kämpfe wagt.

So weit die Sitten- oder Sinnsprüche.

Aber der Prediger Salomons, den Vertheidiger der Skepsis darstellend, läßt den Menschen wie das Vieh untergehen, mit dem Thiere Einen Athem haben, den Menschen nichts vor dem Vieh voraus haben u. s. w. Alles fährt an Einen Ort. Aus Staub ist Alles entstanden und wird zu Staub. Ob der

Geist des Menschen aufwärts, der des Thieres abwärts fahre, weiß man nicht, und für beide, Menschen und Thiere, braucht er den gleichen Ausdruck: Geist.

So stellt die Skepsis das Thier zum Menschen hinauf, um den Menschen erniedrigen zu können. Ein eigner Kunstgriff, den Viele üben!

Auch des Menschen bestes Loos ist nur Fröhlichkeit, die Zukunft kennt aber auch er nicht, und die Zeit des Sterbens so wenig als das Thier. Den Vogel überfällt der Strick, den Fisch angelt das Eisen ganz unerwartet.

Fluche dem König nicht in deinem Herzen, dem Vornehmen nicht in deinem Innersten, denn die Vögel des Himmels führen die Stimme, und die Fittige haben, sagen es nach: Sagt hier Salomon nur was unser Sprüchwort: die Wände haben Ohren, sagt, oder will er den Vögeln, wenigstens einigen, die Gabe zu verrathen beigelegt wissen? Allerdings spricht schon das graue Alterthum von weissagenden Vögeln, aber das israelitische nicht. Moses warnt vor solchem Wahne.

Ganz dogmatisch schließt der Verfasser seine Skepsis mit Sittengeboten und einem Blick in die richtende Zukunft, jedoch bezieht er es nur auf Menschen, das Thier ist ihm wieder aus den Augen verschwunden, und hoch steht ihm der Mensch wieder da.

Das sogenannte Hohelied, diese köstliche orientalische Perle laut Herder und Hug, den competentesten Richtern, berührt nur einzelne Thiere psychologisch mit der Fingerspitze. Einen Freund vergleicht es mit einer Gazelle, eine Geliebte mit einer Taube. Nett werden die Vögel Töchter des Gesanges genannt, als ob sie vom Gesange, von der Kunst selbst geboren und erzogen werden.

Löwen stunden an beiden Seiten der Stufen von Salomons Thron. Ein Zeugniß der höchsten Achtung vor der Schönheit, Größe, Kraft und dem Muthe des Königthieres!

Beim Einweihen des Tempels floß Thierblut in Strömen, doch galt es hoch, es galt symbolisch wie Menschenblut, und konnte selbst Gott versöhnen.

Salomon hielt sich eine Menagerie und ließ sich aus Ophir Affen kommen. Dem Volke mußten sie ihrer Possierlichkeit wegen gefallen; aber was dachte sich dasselbe von der

Aehnlichkeit derselben mit dem Menschen? Könige hatten von jeher, wenn auch kein wissenschaftliches, doch ein Interesse der Neugierde, der Kurzweil' und des Prunkes für Thiersammlungen.

Aus dieser Periode können wir nichts Gemeinschaftliches als das entheben, daß sie theils von Moses, zur Ehre des Thieres (Hiob und Salomon), in der Theorie abgewichen, theils (wie Samuel und David) ihr treu geblieben sey, jedoch neue Wendungen und Anwendungen versucht habe.

c) Dritte Zeit, die Zeit der Propheten.

Es windet sich diese Zeit mit ihren Königen und Propheten durch die Geschichte des judäischen und israelitischen Königreichs herunter, und lehrt uns auf beide, auf deren Könige und Propheten schauen. Es treten aber in ihr furchtbare Gegensätze auf, denn viele Könige dienten mit ihren Pfaffen dem Thier und Geschöpf, wenn hingegen die Propheten zwar große Ansichten vom Thiere in sich trugen, dennoch aber den Menschen zum Kniebeugen nur vor Gott anhielten. Wir berühren diesen Punkt für ein und allemal.

In den Büchern der Könige und der Zeit (Chroniken) finden wir nur wenige Worte für uns. Es sind folgende:

Es wird Achab und Jesabel, sie tief zu erniedrigen, angedroht, daß Hunde ihr Blut lecken, Hunde sie fressen sollen. Es waren herrenlose Aashunde, Hunde des Morgenlandes.

Aber hoch stund das Pferd, und je länger je höher. Ritter und Reiter werden von einander unterschieden. Erstere, immer zu Pferde, waren der Adel, geehrt durch das Pferd. Man ließ auch viele Pferde aus Aegypten kommen, obschon Palästina schöne eigene hat. Könige verehrten die Sonne, indem sie ihr Rosse und Sonnenwagen setzten. Dafür aber setzten sie den Menschen tief, opferten Menschen und ließen das Thier los. Ganz anti-mosaisch.

Nur Löwen, Tiger, Pferde und Adler konnten zur Ehre gelangen, am hohen Himmel die gewaltige Sonne zu ziehen. Alle andern Geschöpfe kamen der Einbildungskraft zu unwürdig vor, und auch wir würden ihr unmöglich andere Thiere vorführen können. Stolz geht der Löwe, rasch der Tiger, muthig

das Pferd, fliegend der Adler, aber schwerfällig der Elephant, plump das Nilpferd, langsam das Kamel u. s. w. Nur etwa der Schwan könnte uns noch gefallen.

Manasse, der König, war ein Freund der Deutung des Vogelgeschreies und des Verbrennens der Kinder zu Ehren des Sonnen-Gottes. Er hat die Thier-, und Menschen- und Gottes-Psychologie verlassen. Darin lag seine Sünde.

Es treten nun die Propheten mit ihrer hohen Sprache auf. Voran Jesaias!

Jesaias sagt: ein Stier weiß, wem er angehört, der Esel kennt die Tenne seines Herrn. Nur meinem Volke ist nichts bekannt. Er kann damit freilich nicht eine größere Intelligenz dieser zwei Thiere, als die des Volkes ist, haben behaupten wollen, doch legt er ihnen ein vortreffliches Gedächtniß, Anhänglichkeit und Zahmheit bei. Er läßt Gott sagen: die Widderopfer hab' ich satt, ich mag das Blut der Rinder und der Lämmer und der Böcke nicht. Eure Hände sind voll Blut. So scheint der große Seher zu ahnen, daß nicht geopfert werden sollte. Wie bezeichnend ist das Wort: meine Hand griff in der Völker Schätze, wie in Nester, und wie verlass'ne Eier eignet' ich die Welt mir zu. Nichts regte einen Flügel, nichts öffnete den Mund und zwitscherte.

Hindeutung auf die sonstige ängstliche Gegenwehr der Alten, wenn ihnen die Jungen entrissen werden.

Keine anmuthigere Vergleichung für ein goldenes Zeitalter konnte er sich denken, als die Befreundung der ärgsten Fleischfresser mit den furchtsamen Grasessern, und des Säuglings Spiel mit der gehörnten Schlange (der Schauerschlange des Orients). Das Raubthier schont des Mitthiers und des Schwachen, des Unwehrsamen und Waffenlosen.

Der Wolf wird mit dem Lamm zusammenliegen, der Leoparde mit dem Bock, und Kalb und Löw' und Mastvieh werden beieinander ruhn, ein kleiner Knabe wird sie auf die Weide treiben, und Stroh wird, wie das Rind, der Löwe fressen. Es wird der Säugling an dem Loch der Otter spielen, und der Entwöhnte seine Hand in des Kerasten Höhle stecken. Nichts werden die Beschädiger verletzen auf meinem heil'gen Berg,

so weit er reicht, denn wie des Meeres Boden Wasser decken, so ist das Land voll Ehrfurcht vor dem Herrn.

Eine sublime Stelle, hochbegeistert und begeisternd! Es ist in der That, als ob er sich die Möglichkeit des Aufhörens des Raubs und gänzlicher Sicherheit gedacht habe. Gott gab den Trieb zum Rauben und Vergiften, Gott nimmt den Trieb zurück. Aus Furcht vor ihm ist Alles zahm. Er ist der Herr des Naturells der Thiere. Dieses ist der darin liegende Gedanke in Prosa.

Die lächerlichste Furcht eines Volkes wird durch seine Flucht vor einer Kuh angedeutet.

Als groß und herrlich, größer und herrlicher als durch irgend Jemand, wird der Löwe dadurch bezeichnet, daß Gott ihn auf der Warte als Wächter setzt. Er mußte mit Donnerstimme das große Wort: Babylon ist gefallen! rufen.

Wie ein Hirt wird er seine Heerde weiden, die Lämmer in seine Arme sammeln, und die Schafmütter führen. Wir kennen keine Erfahrung, daß Schafe jemals ohne Hirten weiden konnten. Die Unbehülflichkeit des Schafes, seine Verlegenheit beim kleinsten Unfall, seine Gedankenlosigkeit im Glück und Unglück muß Jesaias bekannt gewesen seyn, und seine Geduld und stille Ergebung in sein Schicksal zeichnet er mit den Worten: er that den Mund nicht auf wie ein Lamm, das man zur Schlachtbank führt. Das Schaf verstummt vor seinem Scheerer. So war es einst, so ist es noch, so ist es auch bei unserm Schafe, so ist Jesaias ein Prophet auch in der Naturgeschichte.

Auch ihm sind aber die Hunde der Schlechtigkeit Bild. Er nennt die schlechten Volkswächter stumme, faule, starke, nimmersatte Hunde, die gerne schlafen. Es muß das orientalische Schaf, obschon ein Thier, weil es so sehr gepriesen wird, ein gar liebenswürdiges Wesen, der Hund aber eine schlimme Bestie gewesen seyn, weil man über ihn so arg loszog.

Irrig übersetzt Luther Cap. 66, 3 so: wer einen Ochsen schlachtet, ist eben als der einen Mann erschlüge, u. s. w. Nach dieser Uebersetzung hätte Jesaias das Thiertödten neben das Menschentödten gestellt, was unmöglich ist. Jesaias war

kein Indier. Die Stelle sagt: der Gleiche, der Rinder schlachtet, schlachtet auch Menschen, der Gott Schafe opfert, opfert zugleich Hunde den Götzen, der Speisopfer bringt, bringt auch (verbotenes) Schweinsblut, der Jehovah Weihrauch streut, kniet auch vor Götzen; d. h. ihr seyd Israeliten und opfert als solche im Tempel, und dennoch bringt ihr dem Moloch Menschenopfer, Hunde der Hekate, Schweine der Ceres dar. Jesaias, obschon Prophet und geistvoll, war doch noch Israelit, und rief denen, die Mäuse und Schweinefleisch aßen, das Wehe zu. Die Fürsehung Gottes, und wie er die Thiere benutze, deutet er ebenfalls, rein mosaisch, noch mit der Drohung, daß Heuschrecken und Wespen kommen sollen u. s. w., an.

Man sieht, daß sich die Abweichung vom mosaischen Gottesdienste, das Menschenopfer und der Götzendienst schon eingenistet hatten, womit eben die Psychologie verfälscht worden war.

Jeremias spricht von Vogelbauern mit Lockvögeln. Man wußte also schon damals, daß Vögel durch ihresgleichen betrogen werden können, Vögel sich willig und unbewußt zum Betruge der ihrigen mißbrauchen lassen.

Moses ließ Gott auch die Thiere in seinen Bund aufnehmen, Jeremias aber Gott seinen Zorn auch über die Thiere ausgießen. Darum kann Jeremias dem Volke mit Kriegsrossen und Kerasten drohen.

Eine schöne Erinnerung an die wunderbare Kunst der Zugvögel, Zeit und Weg in den Lüften, in denen beiden jede Spur sogleich verwischt wird, in die alte freundliche Heimath zu finden, aber auch eine Vergleichung des Volks mit Thieren zu dessen Unehren, ganz nach obiger Art des Jesaias, liegt in den Worten: ein Storch, der doch im Himmel fliegt und keine Bahn hat, die Turteltaube und der Kranich und die Schwalbe merken ihre Zeit, wann sie wieder kommen sollen; ihr aber — — — — Jeremias spricht von einem Vogel, um den die Vögel sich sammeln. Wir kennen ein solches Verhältniß, ein freundschaftliches und feindseliges, Sympathie und Antipathie zwischen Thier und Thier, Vogel und Vogel, ohne sie erklären zu können.

Den Hunger der Hindin, diesen groben Naturtrieb, setzt

er über ihre Triebe zu den Jungen, über ihren Feiern und Adlern. Keiner vor Jeremias droht den Menschen geradezu mit Hunden. Sehr auffallend ist (Cap. 22) seine große Verachtung des Esels. Stammte diese Verachtung aus einer ägyptischen Provinz her? Noch ist sie nicht naturhistorisch, nicht psychologisch, noch ästhetisch erklärt, besonders am orientalischen, der ein ganz anderes Geschöpf als unser grauer, lahmer Müllerefel ist.

Jeremias vergleicht Volksführer mit Hirten, für den Orientalen, ja auch für den Schweizer, ein liebliches Bild! Damals zog die Neigung zum Apis, oder der Ochsendienst, viele Israeliten nach Aegypten. Grauenerregend ist das Bild, daß Völker wie Schafheerden zur Schlachtbank geführt werden sollen.

In seinen Threnodien klagt er, daß, da noch selbst wilde Ungethüme ihre Brust den Jungen reichen, Jerusalem unbarmherzig seine Kinder, wie ein Strauß seine Eier, verlasse.

Hesekiel setzt, chaldäisch, unmosaisch, unisraelitisch, ein Gebilde der Einbildungskraft aus vier lebenden Wesen: Mensch, Löwe, Ochse und Adler, mit Angesichtern, Händen, Füßen, Flügeln, aneinander. Alle vier waren Eins, ruhten und bewegten sich mit einander. So hat keiner seiner Vorgänger einen Menschen mit Thieren verschmolzen, im Denken und Wollen verbunden! Er erniedrigte den Menschen und erhob zu ihm drei Königsthiere, denn in Chaldäa war auch der Ochse ein solches. Im Rauschen der Flügel dieses unnaturhistorischen und unpsychologischen Wunderwesens hörte er sogar ein Tönen des Allmächtigen. Das war auch ein Ansehen der Herrlichkeit Gottes selbst, sagt er — völlig unmosaisch, bar chaldäisch. In einem spätern Bilde sah er den Ochsen durch einen Cherub ersetzt. Das Bild war also: Engel, Mensch, Land- und Luftthier. Sey es nun Bild oder nicht, die chaldäische und indische Psychologie gebar die Bilder, und die Bilder bestimmten hinwiederum die Psychologie.

Hesekiel läßt — ein grauenvolles Bild der Allmacht Gottes — die Fische in den Wassern, die Vögel in den Lüften, das Vieh des Feldes, den Wurm im Boden innen und die Menschen erzittern. Er kann Fürsten mit Cherubim, aber auch mit Widdern und Ochsen vergleichen. Alles ist dem Chaldäer u. s. w.

aus. Hesekiel näherte sich dem Naturdienste und Pantheismus, und doch war er dem Opfern viel günstiger (mosaisch), als es Jesaias war.

So viel aus den drei ersten großen Propheten.

Daniel ausgenommen, fassen wir die kleinen in Kürze zusammen.

Daniel ist für uns sehr wichtig. Nebukadnezar wird wahnsinnig, ein Feldthier, ißt wie ein solches und liegt im Thau auf der Weide. Sein Stolz verdirbt, raubt ihm das menschliche Bewußtseyn, und an dessen Stelle tritt das thierische. Mit der Menschenvernunft ein Nebukadnezar, ein welteroberndes Wesen, vor dem die Könige aufstehen — ohne sie ein Rindvieh! Allein, im thiergewordenen Menschen liegt doch der Mensch noch, ist die Menschenvernunft noch. Steht sie wieder auf, so steht auch der Mensch wieder auf, und hebt sich wieder vom Boden der Weide, und richtet sich wieder auf zu sich selbst und zu den Menschen, und wieder zur menschlichen Nahrung und Kleidung. Ohne Kleidung im Thau auf der Weide liegen, ist nur am Thier Natur, und unbekleidet seyn ist nur am Menschen Schmach. Nach dieser Zeit hob ich, Nebukadnezar (Ausdruck des bestimmtesten Selbstbewußtseyns, der keinem Thiere zukommt), meine Augen auf gen Himmel, und kam wieder zur Vernunft, und lobte den Höchsten. Seine Augen gen Himmel heben, und zur Vernunft kommen, und Gott loben, ist Eins. Hiermit ist dann aber auch die Natur des Thiers genau bestimmt: es weidet im Gras und liegt im Thau und ißt Gras, und schaut nicht zum Himmel, und kommt nicht zur Vernunft, und lobet Gott nicht, und sinkt nicht unter sich selbst, und will nicht höher hinauf, und bleibt sich immer gleich.

Kein Schriftsteller des alten Testaments sprach so bestimmt, keiner legte einen solchen Geist in den Menschen. Ja, sobald der Mensch sein Auge wieder zum Himmel hebt und betet, mit Gott spricht, ist er wieder Mensch, wieder Gottes Bild und Kind. Alles dieses wenigstens nicht gegen Moses, aber schöner, edler, bestimmter, als was er gegeben.

Schon hielten die Könige Löwengruben. Verbrecher wurden in sie hineingeworfen. Als Daniel darin war, zähmte

Gott der Löwen Hunger. Daniels Vision setzt Löwe, Bär, Adler in ein unbestimmbar Ungethüm zusammen. Später treten Ziegen, Bock und Widder, im Oriente geachtete Thiere, handelnd auf.

Daniel war in Chaldäa, in Babylon, woselbst auch Hesekiel einen Theil, wenn nicht seiner Weisheit, doch seiner Bilder geholt hatte.

Hoseas ist auch als Orientalist keck. Er läßt Gott wie einen Löwen brüllen, wie einen Löwen sein Volk zerreißen, wie eine Schabe (Motte) an Ephraim und Juda nagen. Wer den Vergleichungspunkt nicht auffinden kann, für den ist jedes orientalische Bild ganz besonders geschmacklos, aber uns sind solche Bilder doch nicht gefällig. Die Taube nennt (nach Eichhorn) Hoseas dumm und schreckhaft.

Joel citirt Raupen u. s. w. geradezu als Strafen Gottes, und läßt die Rinder aus Mangel an Futter kläglich stehen, das Vieh seufzen. Er hat Recht. Hunger macht auch dem Thier klägliche Augen, und seine Stellung wird auch an ihm psychologisch interessant.

Wie ein vollkommnes Kriegsheer, das eine Festung erobert, stellt er ein Heuschreckenheer dar. Sie sind wie Rosse gestaltet, sie springen wie Ritter heran, gerüstet zum Streite. Sie ersteigen die Mauern, dringen herein. Jeder zieht stracks vor sich hin, keiner irrt den andern, jeder fährt in seiner Ordnung daher. Poesie, Wahrheit und Schönheit! Joel ist ein feiner Schriftsteller.

Amos läßt den Löwen nur dann brüllen, wenn er Raub hat, andere aber, z. B. Le Vaillant, lassen ihn nach Raub brüllen. Gefangene brüllen selten, brummen und knurren aber oft. — Amos sagt: Niemand thut etwas Unnützes, auch der Löwe nicht.

Obadia gibt uns nichts, Jonas setzt den Wurm, der den Kürbis zerstach, unmittelbar unter Gottes Hand; Micha ist, wie die meisten Propheten, ordentlich in den Löwen verliebt. Zephania läßt in Ninive Thiere unter den Fenstern, an, aus Cedernholz gebauten, Häusern singen. Ein beißender Spott, denn ihr Gekreisch kann er im Ernste nicht singen heißen. Meisterhaft stellt er die Unbeholfenheit der Heerden, wenn sie ihren Hirten verloren haben, ihr Irregehn, ihre Un-

geschicklichkeit den Brunnen zu finden, dar. Der Hirt soll die Schafe schonen, aber im Kriegsheer sollen die Thiere jede Plage mit den Herren theilen. Zwischen Reiter und Pferd muß ja eine Verwandtschaft stattfinden. Auf einem stolzen Rosse bedarf es einer Portion Stolz. Wer auf einem Ochsen reitet (auf den Balearen sollen sie auf Schweinen reiten), wird (wenigstens bei uns) verspottet. Auf Löwen zu reiten, wagen nur Löwenseelen!

Nahum, Habakuk, Haggai und Maleachi schweigen für uns!

So treiben sich die Propheten in kühnen Bildern herum, so vergleichen sie Gott selbst mit Thieren, doch nur poetisch, nicht wie die Indier u. s. w. realistisch; so kämpften sie auf jede Weise für Gott und seine Ehre, dem schmählichen Thierdienste, Sonnen-, Geschöpfsdienste, der falschen Psychologie Widerstand zu leisten; denn zum Feinern des Naturdienstes, zum Geistigern des Pantheismus hätten sich die Israeliten, so wenig als die Volksmasse irgend anderswo, erheben können.

d) Vierte Zeit oder die der Apokryphen.

Das Buch der Weisheit spricht, vermuthlich aus heftigem Abscheu vor dem Thierdienste, immer verächtlich vom Thier, läßt aber dennoch die unter die Gottlosen geschickten Raubthiere nicht, sondern nur die Menschen, von den Flammen ergriffen werden.

Tobias' Hündchen ist psychologisch. Es lief voran, es eilte in die ihm bekannte Herberge, es wedelte mit dem Schwanze vor dem alten, blinden Tobias, und ist dadurch sogar, biblisch mit Tobias verschmolzen, in die Bilderbibeln als lieblicher Zug aufgenommen worden. Nur hier, das erste und letzte Mal in der Bibel, erscheint der Hund als Hausfreund, als Reisebegleiter. Keine Spur von der Verachtung desselben! Aber der Schauplatz war nicht Kanaan. Es scheint, daß er in Medien ganz anders als in Kanaan angesehen worden. Nur in Lazarus' Parabel kommt er auch als ein freundliches Wesen, und zwar in Kanaan, vor, aber auch bei Lazarus sind die Hunde doch nicht Hausthiere, sondern Gassenhunde, herrenlose Thiere, denn Lazarus lag auf der Straße vor des Reichen Thüre. Des Hundes treues

Gedächtniß, seine Liebe zur Heimath, sein Wohlwollen gegen die Hausgenossen, sind ganz psychologisch. Schade, daß wir die Varietät nicht kennen. Nicht alle Hundarten eilen voran, nicht alle sind gute Reisebegleiter. Am besten sind hierzu die Pudel. Sie sind die muntersten, kurzweiligsten, andrerseits freilich die schlechtesten Vertheidiger ihres Herrn und Allerweltsfreund. Aber Tobias hatte ja den Engel Raphael als Beschützer bei sich, und Räuber und Räuberhorden kommen im alten Testamente nirgends vor (aber im neuen: ein Mann ist unter die Mörder gefallen), wie sie dato nirgends in den nordamerikanischen Freistaaten, und wunderselten in der Schweiz vorkommen. Auch behütet Gott, der Herr, im alten Testamente hinlänglich.

Wie der Herr, also der Hund und umgekehrt! Der gutmüthige Tobias liebte seinen Hund gewiß sehr, und der Hund reiste gern mit ihm. Der Pudel (einen solchen würden wir in der Geschichte des Tobias malen) sieht ja augenblicklich, daß wir den Hut aufsetzen, den Stock nehmen, und thut vor Freuden wie unsinnig, wenn wir ihm das Zeichen geben, daß er mit spazieren dürfe. Aber er liebt alle Hausgenossen, er läuft allen zu und wedelt alle an, er läuft mit allen, ist allen treu. Sieht er beim Heimkommen einen neuen Hausgenossen, so verläßt er seinen Herrn und läuft dem neuen zu. Hierin besteht seine Untreue. So verließ er den jungen Tobias, und lief dem alten zu. Manche alte Blinde haben die Hunde gar lieb, und der alte Tobias mag wohl dem schmeichelnden Hunde manchen Brodbrocken zugeworfen oder viel eher freundlich dargeboten haben, den ihm die grämliche, ängstliche Mutter vorenthalten hatte. Tobias war ein Wohlthäter der Armen und selbst arm. Wohlthäter aus Gutmüthigkeit gegen Menschen sind, der Regel nach, auch Wohlthäter gegen Thiere, und der arme Menschenwohlthäter gibt auch den Thieren, in denen er immer Arme und Hülflose sieht. Auch ist der Pudel ein Gourmand — und, wer ihm aufwartet, dessen Freund ist er, und wäre er sonst sein Feind; den besucht er, den stößt er mit seiner Schnauze, mit seiner Tatze. Alles dieses sagt uns des Tobias Hund!

Jesus Sirach ist an Winken reich: „Sey nicht ein Löwe in deinem Hause. Lockvögel und Falschheit sind Eins. Jegliches Thier hält sich zu seinesgleichen. Ein

Rechtschaffner wartet seines Viehes. Die Schlange hat den listigsten Kopf. Ein verwöhntes Kind wird muthwillig wie ein wildes Pferd. Dem Esel gehört Futter, Bürde und Peitsche. Es gibt Leute, welche von nichts als von Ochsen zu reden wissen und nur gerne Ochsen treiben. Die schädlichen Thiere sind nur geschaffen, um die Gottlosen, die Schlechten, zu verderben. Die nützlichen sind nur um der guten Menschen da. — Nirgends ist diese auffallende Ansicht, die jedoch durch einige Propheten vorbereitet worden, so bestimmt ausgedrückt als hier, und etwa noch im fast gleichzeitigen Buche der Weisheit. Es muß diese Ansicht Zeitansicht geworden und gewesen seyn! Adam (Mensch) ist das ehrwürdigste aller lebendigen Wesen. So viel aus Sirach, der unläugbar mehrere neue und eigenthümliche Ansichten hat. Besonders bemerkenswerth ist der Gedanke, daß die Thiere wie die Menschen erzogen werden können.

Die übrigen apokryphischen Schriften sind für uns beinahe wie nicht vorhanden.

In Baruch kommt die Katze, die sich auf den Kopf der Götzen setze, vor. Es scheint, daß dieses nützliche und schöne Thier wenig Aufmerksamkeit erregt habe.

In den Makkabäern treten Elephanten in dem Kriegsheere der Syrer auf. Sie muthig zu machen, bespritzte man sie mit Wein und Maulbeersaft. Vermuthlich gab man ihnen solchen auch zu trinken. Man kennt ihre Vorliebe zu starken Getränken. Ein Mohr regierte jeden. Entweder waren sie aus Afrika geholt worden, das näher als Indien war, oder Mohren können am besten mit ihnen umgehen. Die Elephanten sind capriciös.

Poetisch ruft der Gesang der Männer im Feuerofen: alle wilden und zahmen Thiere sollen den Herrn ewiglich loben, preisen sollen ihn die Fische und Vögel!

Daniel brachte einen Drachen durch eine Täuschung um. So aß der chaotische Saturn einen Stein im Tuche statt eines Jupitersäuglings. Es gereicht Göttern und Thieren, wie Menschen zur Ehre, getäuscht werden zu können. Nichtintelligenzen können ja nicht getäuscht werden.

So gab uns das alte Testament durch Moses Vortreffliches. Auf Moses steht David. Hiob und Salomon setzen das Thier

höher, die abgöttischen Könige setzen es über die Menschen, die Propheten benutzen es nur zu den kühnsten Bildern.

Von einzelnen Säugethieren sind einzelne vortreffliche Winke gegeben, einzelne Vögel kommen selten psychologisch vor; die Amphibien, die Schlange abgerechnet, beachtete Niemand; die Fische kommen nur als Classe vor, die Insecten, ganz dem Oriente angemessen, nur als Strafe, die Würmer als verächtlich.

Nirgends eine Spur von Thierseelensittlichkeit, noch von einer Unsterblichkeit derselben.

Groß als Thierpsycholog steht nur Moses da!

B. Thierpsychologie des neuen Testaments, oder der Urkunde der Christen.

Erste Periode oder Christi Belehrungen.

Wir fügen dem alten Testament das neue an. Die Christen sind eine Fortsetzung der Hebräer, gemischt mit Heiden, und das Christenthum steht, wenigstens historisch, beinahe ganz auf dem Judenthume, wie das neue auf dem alten Testament. Das alte, poetische Testament konnte uns aber viel Thierpsychologisches geben, denn die malende Poesie schließt sich an die Natur an; das neue Testament aber ist prosaisch, Weniges abgerechnet, und gibt uns nur sehr wenig, dieses Wenige aber sind lauter Perlen der Wahrheit und der Hoffnung. Auch für unser Thema steht Jesus ganz eigen und unerreicht da. Einzelne Winke sind:

Der rauhere Täufer Johannes nennt die Pharisäer, diese Secte Weltlicher und Geistlicher — boshafte Pietisten — Schlangenbrut. Die Schlange war ihm demnach Symbol des Bösen, wie Mosi zuerst.

Die Taube ist Sinnbild des Geistes Gottes. Die Taube ist schnell, gewandt, sanft, zufrieden, liebenswerth. Nicht leicht konnte ein anderes Thier Sinnbild seyn!

Jesus ritt auf einer Eselin in Jerusalem ein. Zum Kriege wäre er auf einem Thiere des Muthes und Stolzes gezogen. Er brachte Ruhe und Demuth.

Hunde leckten Lazari Wunden. Eine eigne Liebhaberei der Hunde, doch nicht aller Varietäten noch Individuen.

Manche können, wie bekannt, sogar mit Prügeln nicht von den Kranken abgehalten noch entfernt werden. Was sagt uns Jesus? Die Vögel leben sorglos in den Tag hinein, sie dürfen's, denn Gott sorgt für sie. Es nährt sie euer himmlischer Vater, nicht die Natur nährt sie, und es hat Gott keinen Sperling, deren ihr fünf um zwei Pfennige kauft, vergessen, obschon ihr sie (als Korndiebe im Orient) verachtet. Ja, es fällt keiner derselben todt nieder, ohne den speciellsten Willen des himmlischen Vaters selbst. Seine Fürsorge für euch und sie ist vollkommen die gleiche, obschon ihr Menschen viel mehr werth seyd als sie.

Ihr rettet Ochsen und Schafe aus der Grube auch am Sabbath und mit Recht. Ziehet nur um so eher einen Menschen aus der Noth!

Ein Mensch ist wegen seiner Seele mehr werth, als die ganze Erde (und die Thiere auf ihr). Ob eine Heerde Schweine, wenn es sich um die Rettung eines Menschen handelt, zu Grunde gehe oder nicht! Freilich waren die Gergesener darin ganz anderer Meinung; sie wollten lieber einen Haufen Schweine, als die Rettung von nur zwei Menschenvernunften.

Die Natur schickt Wölfe unter die Schafe, ich aber schicke euch als Schafe unter Wölfe, und ihr sollt wider all euer Erwarten den Sieg davon tragen. Unschuld, Sanftmuth, Friedensliebe, Liebenswürdigkeit bewirken Wunder.

Klug ist die Schlange, ohne Falsch die Taube. Jesus sah also in der Schlange keine Arglist. Die Taube wird sogar gegen ihren Mörder nicht unwillig.

Nichts, was durch den Mund eingeht, macht den Menschen unrein. Kein Thier ist unrein. Eine unerhörte, tiefeingreifende Lehre!

Oft sprach Jesus von Hirten und Heerden. Den Schafen wird bildlich viel zugeschrieben. Sie kennen die Stimme ihres Hirten, sie folgen keinem Fremden, dessen Stimme ihnen ungewohnt ist. Vor dem Ungewohnten fliehen sie. Jesus selbst wird auch ein Lamm genannt, das Liebenswürdigste für den hirtlichen Morgenländer oder Nomaden. Mit sehnsuchtsvollem Blicke sucht er das verlorne Liebenswürdige, das irregehende Schaf — den Menschen. Den Petrus machte Jesus durch das

Wort: weide meine Lämmer! ebenfalls zum Hirten, zum Führer des Liebenswürdigsten.

So benutzte Jesus die Thiere, um seinen Vorträgen Leben und für die Einbildungskraft denselben einen Stützpunkt zu geben, so rührend und einfach spricht er von der speciellen Fürsorge Gottes für sie, so hebt er Thiere als Bilder für den Menschen hervor mit tief ästhetischem Gefühle. So veredelt, so verklärt Jesus Alles, so hebt er Alles zu Gott, weist Alles zu ihm, läßt Alles und setzt Alles an seine rechte Stelle, verrückt nichts, stellt nichts zu hoch, nichts zu tief, und sagt nichts, was sich nicht beweisen läßt. Auch er aber sagt nichts über die Sittlichkeit und Fortdauer der Thierseelen.

Ganz eigen und mit Jesu nicht ganz übereinstimmend ist das Wort: ihr sollt Schlangen vertreiben können. Es wird aber diese Stelle für unächt gehalten, weßwegen sie hier nur als Zuthat gegeben wird. Der Gedanke wäre: die psychologische Kraft des Christenthums, dessen Geist, kann über die Natur, den Geist und den Willen des scheußlichsten Thieres, sogar des Thiers das die Sünde veranlaßte, Meister werden.

Jedenfalls ein herrlicher Wink, eine große Wahrheit, die Manchen als Unwahrheit, eine Wirklichkeit, die Manchen wie eine Unmöglichkeit vorkommt. Beugt doch schon der geistige Blick des Menschen den Muth des Löwen: Jesu Blick und Geist war das Meer unterthan, dem geistigen Menschen ist es das Thier; dem höchsten Geiste dienen alle Naturkräfte. Und Schlangenbeschwörer im Süden und Oriente sind furchtbar geistig muthige Menschen.

Zweite Periode. Die Apostel.

Ochsen lecken gegen den Stachel. Das Rind ist ein Rind. Bedachtlos, ohne um sich zu sehen, fast mechanisch, schlägt es hinter sich, und mißt seine Kraft nicht gegen das stechende Werkzeug.

Ein von Jesu vorbereiteter Riesenschritt war Petri Wort, daß es keine unreinen Thiere gebe. Solches konnte sogar den Propheten nicht einmal im Traume einfallen. Die Thierpsychologie mußte dadurch gewinnen. Wären die lebendigen Organismen von Natur unrein (ein wenigstens halbmoralischer

Begriff), so müßten auch die ihnen inwohnenden, zu ihnen passenden Seelen unrein seyn.

In den Briefen finden wir beinahe nichts. Sie geben keine Parabeln, wie sie Jesus gegeben, ihre Bilder sind mehr Typen des alten Testaments als der Natur, und ihre Form, obschon ebenfalls die der Lehrschriften, ist ganz anders als die der Propheten. Die allerwichtigste Stelle ist Pauli Wort: „Das ängstliche Harren der Creatur (κτισις) wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.“ Diese Stelle hat großes Aufsehen gemacht, Entwicklungen großer Wortgelehrsamkeit veranlaßt, die kühnsten Hoffnungen auch für das Thier geboren. Alles kommt auf die Bedeutung des Wortes Creatur, Geschöpf, an. Es fragt sich eben, ob darunter die ganze leblose Welt, die ehemals verflucht worden sey, aber einmal aus dem Fluche herausgezogen und für die Kinder Gottes verherrlicht werden müsse, verstanden werden solle? Ist die Welt, die Erde ein Zoon, ein Animal, ein Thier, ein Kugelthier, ein belebtes, empfindendes Wesen, das athmet, verdaut, gesund und krank seyn kann, so kann sie auch ängstlich harren auf eine Errettung, harren mit dunkeln Gedanken auf eine Herrlichkeit der Kinder Gottes; dann erst, wenn diese geschehen seyn wird, kann die Erde sich verherrlichen und seyn ein edler Wohnplatz, eine neue Erde für neue, verherrlichte Bewohner. Dann wird ein neuer Himmel und eine neue Erde und ein neuer Bewohner seyn.

Oder sind nur die Thiere gemeint? Sie sind — das wissen wir — empfindende Wesen. Sie fühlen ihre Niedrigkeit, ihr Unglück, klar oder dunkel, sie erhöben sich gerne, sie nähmen gerne Antheil am Glück der Menschen, und einzelne Thiere (Hunde) gesellen sich schnell zu fröhlichen Menschen und wollen Theil nehmen, und scheinen mit ihren Augen etwas sagen zu wollen. Könnten nicht diese die Aengstlichharrenden seyn? Und wenn einmal die Menschen, die Kinder Gottes, werden verherrlicht werden, wenn diese einmal werden um eine Stufe hinaufgehoben seyn, werden auch die Thiere erhoben um eine Stufe. Alles, Alles aufwärts! Vielleicht waren die Menschen Thiere, die Engel auf Erden Menschen, die Thiere Pflanzen. Als die Engel erhoben worden waren, stiegen die Menschen auf der Engel Stufen hienieden, das Thier wurde Mensch, die

Pflanze Thier. Nun wartet das Thier auf seine Entwicklung, wie wir einst warteten.

Oder sind die Heiden die Creatur, die sich ohne klare Einsicht, nur nach dunkeln Gefühlen, nach einer bessern Zeit, nach einer Theilnahme an der Offenbarung der Seligkeit sehnen kann und merkt, daß ihnen etwas mangelt, und nicht recht weiß was? Die Heiden, die stets etwas Besseres ahnen, in Furcht und Hoffnung sich nie glücklich fühlen, und zum Himmel schauen, als ob von da oben etwas, das sie auf Erden nicht finden können, fallen müsse?

Oder die Juden, die zuletzt mit ihrem Moses nicht auskommen, nicht zur Seligkeit mit ihm gelangen können, und vielleicht schel die Glückseligkeit, die Freuden, die Verheißungen der Christen, die sie doch hassen, anschauen?

Oder die Gottlosen, die am tiefsten ihr Sündenelend empfinden, sich tief unten in einer Grube wissen, sich hinaufsehnen, sich selbst nicht erheben können, und, ach! fort und fort mit verschuldetem Schmerze den bessern Zustand der Frommen schauen, ängstlich warten auf eine errettende Hand!

Oder gar die Engel, die doch schon in der Offenbarung der Seligkeit wohnen? Der Streit wurde mit Heftigkeit für jede dieser Ansichten geführt, und jeder konnte sich seine Meinung nur für sich selbst gewiß machen.

Hierzu gehört noch, daß alle Creatur, doch ohne ihren Willen, der Nichtigkeit unterworfen sey: Gott habe sie ihr unterwürfig gemacht, aber auf Hoffnung hin. Auch sie werde einmal frei vom Dienste der Nichtigkeit und Vergänglichkeit, auch sie gelange endlich doch zur Freiheit der Kinder Gottes.

Ja, wir wissen, daß sie sich ängstet, daß sie sich mit uns sehnt; aber nicht nur die Creatur, sondern auch die Christen sehnen sich nach der Kindschaft Gottes, und warten auf die Erlösung des Leibes, denn auch wir sind nur in Hoffnung selig. Römer 8, 19 — 24.

Alttestamentlich ist nur, daß die Thiere ohne ihren Willen der Nichtigkeit unterworfen seyen; alles Andere ist, zumal wenn's auf die Thiere bezogen wird, beinahe und für einzelne sogar abstoßend neu. Und doch paßt's unläugbar auf die Thiere am besten und ist von jeher von Gelehrten und Denkern auf sie

bezogen worden, und fast unwillkürlich kommen eben sie uns beim Lesen dieser Stelle in den Sinn. Unläugbar bedürften viele Thiere, wie viele Menschen, eines bessern Zustandes, unläugbar scheint in manchen ein dumpfes Merken eines bessern Zustandes zu seyn. Hat Paulus die Thierwelt wirklich gedacht, so ist sie ihm, wenn sie es nur wüßte, großen Dank schuldig; er hat ihr eine Vervollkommnung ihrer selbst prophetisch zugesagt, und der Thierfreund glaubt Paulus gerne. Nur ist der Sprung abwärts von den Christen, „die des Geistes Erstling haben," mit Ueberspringung der Juden, Heiden, Gottlosen, denen doch eher ein solches schönes prophetisches Wort gelten sollte, auch gar zu groß, zu kühn. Paulus ist aber oft sehr kühn, und seine Sprache nähert sich etlichemale in der Begeisterung gar sehr dem Prophetentone, dem Lyrischen, Springenden. Um so eher konnte er mit Achtung von den Thieren sprechen, weil er den Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren gänzlich und vollkommen niederriß. So that es selbst Petrus nicht, denn die Vorstellung des Unterschiedes war ein Jahrtausend alt. Jedenfalls hat Paulus eine Menge Gottesgelehrte durch diese interessante Stelle nachdenken gemacht, was ohne sie gewiß nicht geschehen wäre, und ohne diese Stelle würden manche derselben zur Unehre der Menschen gräulich mit den Thieren verfahren. Ist sie dunkel, so ist sie doch auch dem Thierverächter respectabel, und Gottesgelehrte und Naturhistoriker können sie als Brücke zu einander, als Pfad in die Naturphilosophie und die Psyche der Natur benutzen. Jedenfalls ist die Idee groß. Wir wissen nicht, wie die Natur, wie Gott die Seele ins Thier legte, wie sie hinein kam; wir wissen auch nicht, wie sie heraus bricht. Auch Dunkelheiten und Hypothesen sind vor der Hand gut. Eben sie sind die größesten Bürgen für ein helles Reich. Man muß nicht schon Alles wissen. Warum aber wollet ihr Alles ausmessen, ihr Theologen oder Nichtmathematiker? warum nichts glauben, ihr Mathematiker oder Nichttheologen? Paßt aber dieses Wort besser oder am besten auf die ganze Erde, so muß das Thier, ein empfindender Theil derselben, mithalten. Paulus verkündigt eine große Verwandlung. Die Erde wird sich einmal aus ihrer Puppe wie ein Schmetterling, und das Thier vielleicht auch

einmal aus seinen Fesseln schwingen. Was ängstlich harret, verdient, was es nur immer seyn mag, Berücksichtigung und Tröstung, wenn wir ihm beikommen können. Noch aber ist die Offenbarung nicht geschehen, und das ängstliche Harren dauert fort. Pauli Zeit ist dato noch.

Unsicher sind für unsern Zweck die Bilder in der Offenbarung Johannis. Sie sind beinahe ganz unisraelitisch. Verfasser derselben sieht, wie Hesekiel und Daniel, ein Gedankenthier aus Löwe, Rind, Mensch, Adler mit vielen Flügeln und Augen. Tag und Nacht unruhig, ruft es das „dreimal Heilig" aus, und sprach Ehre und Dank am Throne des Lammes. Aber diese vier Thierbilder sind nun einmal doch in den Himmel selbst gehoben, das Lamm ist sogar auf dem Throne. Welche Vergötterung! Ihm gelten die Gesänge der vier Thiere, ihm ihr Niedersinken. Dir, Lamm! gebühret alle Macht, Ehre u. s. w. ewig. Und vierundzwanzig Presbyter sangen sein Lob, und alle Creaturen der ganzen Erde hallen es nach. Nie ist das Lamm so hoch erhoben worden. Freilich wissen wir, warum Johannes es so hoch erhoben hat. Die ganze Natur erhebt es mit Gesang. Dadurch wird sogar der ganzen Natur poetischer Sinn für diese Himmelskunst gegeben.

Möchte einmal in der Zukunft und in den Höhen die Poesie zur Wirklichkeit werden!

So gibt uns das neue Testament einiges Neues, so gab uns die Bibel eine Thierpsychologie in Bruchstücken. Wir können ihren Anfang, ihr Mittel und Ende finden, und ziemlich chronologisch den Faden verfolgen. Jedenfalls konnte das Ende nicht der Anfang und Moses nicht die Apokalypse seyn.

Sprünge sind sichtbar, auch Nebensprünge. Der Anfang spricht von der Schöpfung der Thiere in bestimmten Begriffen, später dient das Thier als kühneres, dann im neuen Testament als feines ästhetisches Bild, aber in Paulus wird es Gegenstand einer großen naturphilosophischen An- und Aussicht, und noch später geradezu, einstweilen als Bild, in die Höhe, ins Heiligthum emporgehoben. Wer sieht darin nicht eine Stufenfolge? wer nicht wenigstens sehr verschiedene Stufen Einer Leiter? Mache man nur nicht die Bibel zum Zankeisen. Ihre

Seele ist Leben, ihre Worte sind Natur, sind Geschichte, sind heilige Andeutungen. Sie fängt für den Menschen mit dem Sündenfall an und endigt mit Jesu himmlischem Reiche für sie; sie fängt niedrig mit dem Thiere an, und schließt auch für dasselbe mit großen Andeutungen, sey es auch nur in Bildern.

Genug aus der Bibel für den Thierseelenfreund!

Wir gehen nun zu einigen andern wichtigen Urvölkern über, und benutzen für uns sowohl ihre Religionsurkunden, als ihre Götterdienste nebst dem, was uns alte Geschichtschreiber von ihnen sagen.

IV. Hauptstück.

Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Aegyptier.

Wir treten in eine ganz andere Ideenreihe, Alles um uns her wird neu, wird eine andere Form, ein anderer Ausdruck, eine andere Verbindung, und zwar in dem Grade, daß es uns, wenn wir uns nur schwer von der israelitischen und christlichen losreißen können, beinahe ein wenig unheimlich darin werden könnte.

Wir kennen durch die neuern und neuesten Forschungen die Urzeit vieler, besonders asiatischer Völker, auch in religiöser Beziehung, besser als Viele vermuthen, und der große Unterschied zwischen der israelitischen und der sogenannten heidnischen Ansicht ist nun in bestimmtern Vorstellungen auszusprechen. Auch stehen die heidnischen Völker von einander nicht so unabhängig. Ein Band verbindet alle, Ein Sinn, Ein Geist, bisweilen selbst Ein Wort verknüpft alle ihre Ansichten, Culte, Bilder, Tempel, wie die zwölf Stämme Israels im Kleinen miteinander verbunden waren.

Der große Gegensatz liegt in der Naturansicht. Der allgemeine Gegensatz mußte auch ins Einzelne, in die Ansicht von den Thieren und Thierseelen übergehen.

Die Israeliten, Christen und Muhamedaner setzen Gott außer Raum und Zeit, außer die Welt, und suchen durch Schlüsse zu Gott, dem Unsichtbaren, zu kommen, die übrigen Völker aber nehmen in der Natur selbst das Göttliche ohne Schlüsse wahr. Ihre Religion ist Naturdienst. Sie verehren die Sterne, die Elemente, die Thiere und Pflanzen, weil sie göttlich sind.

Nur erheben sich die wichtigen Fragen, ob ihnen die Naturdinge selbst Götter oder nur Sinnbilder, Symbole eines zertheilten Gottes, oder Symbole vieler Götter, oder wohl gar nur Symbole einiger Eigenschaften oder Vollkommenheiten gewesen seyen, so daß sie entweder Polytheisten oder aber Monotheisten unter dem Scheine des Polytheismus waren. Wir dürfen den Monotheismus für die älteste Ansicht und den Polytheismus für Ausartung halten, weil wir alles Einfache für älter halten dürfen. Alsdann erscheinen uns alle Götterbilder als Ausdrücke zuerst nur der Vollkommenheiten und Kräfte Eines gemeinsamen Wesens, später freilich als Personen oder ganze Götter. Wir gehen von dieser Ansicht aus, um einerseits die Uebereinstimmung aller Völker zu erklären, und ihre Meinungen vom Vorwurf des Unsinns zu retten, andrerseits uns die Verehrung und Vergötterung der Thiere einigermaßen begreiflich zu machen. Noch später mag der rohe Haufe die Thiere allerdings nicht mehr für Symbole, sondern für wahre Götter gehalten haben, als wodurch erst der durch den Polytheismus gegangene Monotheismus Naturdienst und Pantheismus geworden ist, so daß wir eingestehen müssen, daß der ursprüngliche Symboldienst allerdings in die dümmste Vielgötterei, zuletzt in Schamlosigkeit und Ruchlosigkeit übergegangen sey, als wovon folgende Darstellungen uns genüglich überzeugen werden. Wir werden uns dann auch nicht mehr wundern, daß schon Moses, daß alle Propheten dem Polytheismus, der heidnischen Götterverehrung und Thierpsychologie, Haß und Tod geschworen haben. Der Gegensatz des Israelitismus und Paganismus war gar zu schneidend, und in Betreff der Thiere scheinen die Nichtisraeliten mit den Israeliten kaum nur noch in dem, was durch die fünf Sinne vermittelt wird, übereingestimmt zu haben.

Angedeutete Völker sind besonders die Inder oder Indier, die Perser mit den Baktrern und Mediern, zusammen das Zendvolk genannt, nebst den Aegyptiern. Andere, größere und kleinere, entferntere und nähere, gebildetere und rohere, ältere und jüngere Völker schließen sich an diese von selbst an. Von manchen wissen wir freilich beinahe nichts, oder ihre Ansichten sind als ein nur schwacher Widerhall nur anzudeuten. Geringe

Abänderungen kommen der Natur des Landes gemäß in jedem Volke vor; das Land gibt das Volk. Die meisten der altasiatischen Staaten nebst Aegypten waren sogenannte Tempelstaaten, alle ihre Schriftwerke scheinen nur Religionswerke, ihre Ansichten nur religiös gewesen zu seyn, aber eben hiedurch scheinen beinahe alle ihre Beobachtungen befangen, trüb, unnaturhistorisch und unpsychologisch, obschon andrerseits gerade die Religiosität im Beobachten den Blick in die Thierpsyche schärft, so daß wir behaupten möchten, daß ein unreligiöses Gemüth nur eine verkehrte Thierpsychologie wie auch Welt- und Geschichtsansicht geben könne.

Wir fangen mit Indien an:

Indien, ebenfalls ein heiliges Land, ein Land der Schönheit, Kraft und Größe, der Garten des Erdbodens, das Land der feurigen Edelsteine, der glühenden Blumen, der lebendigsten Thiere vom Wasserwurme bis zum wildesten und doch so herrlichen Tiger, der ihm allein zukommt, das Land der schönsten und bewunderungswürdigen Elephanten, der Philosophen unter den Sängern, mit einem himmlischen Himmel, und unter diesem im Hintergrunde das größte und ewige Schneegebirge Himmalaja, aus welchem herab die heiligen Ströme wie aus dem Himmel fallen, das Urland, Ursprungsland vieler Grundansichten von Gott, von der Natur und vom Menschen, dessen Weisheit von Jahrtausenden und von jeher von den Weisen aufgesucht worden ist, dessen Cultur und Sonnendienst, durch den heiligen Stier versinnbildlicht, bis zu den Säulen des Hercules (Gibraltar), dessen Lehre und Gesetz symbolisch von dem durch Tiger im Wagen geführten Dionysos oder Bacchus, durch ganz Asien und über hundert dunkle Länder wie ein Lichtstrahl vom Aufgang hervordrang, so wie es auch das Land des großen, des alten Welthandels von der Sonneninsel, dem alten Taprobane (Ceylon) bis zum Asowischen Meere war. Es versandte nicht nur Waaren, sondern auch Ideen. Und erst noch sein mildes, tief religiöses, tief beschauendes Volk mit seinen großen Künsten! So konnte es kommen, daß die Gallomanie und Gräkomanie der Deutschen sich, als sie die Indier besser kennen lernten, in Indomanie verwandelte; und so wird es auch erklärlich, warum ein Kenner Indiens im vorigen Jahr-

hundert seines Lebens Kraft und Werth daran setzen wollte, daß die christliche Lehre gegen die indische (ja nicht Volkslehre) vertauscht werde.

Sollten wir also von Indien nicht auch viel Belehrung über die Natur, und wenn es psychologisirte, über die Thierseelen erwarten? Unsere Erwartung jedoch wird getäuscht. Der Indier vergötterte die ganze Natur. Nur den Menschen, den Sünder, vergötterte er nicht. Ihn scheint er unter alle Naturdinge gesetzt zu haben. Von hier aus muß seine Ansicht vom Thier beurtheilt werden, von hier aus erscheint sie uns nicht sinnlos, und nicht werthlos, dafür aber für unsere Zwecke unnütz, weil wir nicht nur subjectiv-religiöse, sondern objectiv-psychologische Ansichten, nicht das phantasiereiche Gemüth der Indier, sondern die Seele der Thiere enthüllen möchten. Sagte der Anfang der Bibel, der Mensch ist mit Gott verwandt, so sagte Indien, es ist es das Thier. Befahl der mosaische Gottesdienst Ströme von Thierblut zu vergießen, so erdrosselte der indische Priester jährlich nur Einmal einen einzigen Widder, und diesen erst noch mit einer Bitte an die Götter um Verzeihung. Durfte durchs ganze alte Testament Gott nicht im Bilde, sogar nicht einmal eines mit Gott verwandten Menschen dargestellt werden, so stellte Indien seine Götter sogar als Thiere, oder in menschlicher Gestalt, aber mit Thiermäulern und Thierfüßen dar. Durfte der Israelit kaum ohne Angst vor dem Mißbrauche den Namen seines Jehovah seinen Lippen entschweben lassen, so gab der Indier seinen Göttern alltägliche Thiernamen, mit denen wir Menschen sogar unsersgleichen beschimpfen wollen. Galt dem Israelit das Thier eigentlich für seelenloos, so lehrte der Indier eine Wanderung der Menschenseele durch Thiere, um in diesen, als sündelosen und heiligeren Wesen, von Sünden gereinigt zu werden, und lehrte das neue Testament als Fortsetzung des alten, ein göttliches Geisteswesen habe sich erniedrigt, in einen Menschenleib begeben, so sagte Indien, es habe sich ein göttliches Wesen in Thiere, in eine Menge Thiere, in einen Fisch, eine Schildkröte, einen Raben, in ein Schwein, verwandelt. Vielleicht fing diese Vergötterung beim Himmel, bei der Sonne u. s. w. an, am Ende verehrte man aber denn doch sogar Steinblöcke (Monolithen).

Am meisten galten Sonne und Mond und deren Ausdruck und Bild auf Erden: der Stier und die Kuh, Sinnbilder der Ernährung, der Naturkraft, des männlichen und des weiblichen, des zeugenden und gebärenden Triebes, des Himmels und der Erde! Nur das Meer, das unfruchtbare, ist ungöttlich. Für uns sind Hauptsätze der indischen Lehre die Seelenwanderung und der Stier- und Kuhdienst. Stier und Kuh wurden recht eigentlich für heilig gehalten. Man gab ihnen große Feste. Unzähligemale kommt auf alten Sculpturdenkmalen eine weibliche Figur, die auf einem liegenden Stier sitzt, vor; der Stier aber hat eine Sonne zwischen den Hörnern. (Es ist das Bild zum berühmten Mithradienst beinahe in ganz Asien und mehr als halb Europa.) Eine Kuh tödten, war bei Todesstrafe verboten. Ihr Mist und Harn wurden zu heiligmachenden Salben und Göttertränken benutzt. Die Göttin Lakschemi (Mond-Göttin) wohnte im Maul, im Euter und unter dem Schwanze der Kuh. Sterbend einen Kuhschwanz ergreifen, konnte zum Himmel helfen, denn die Seele ging in die Kuh, diese aber gehörte dem Himmel zu. Sonst mußte die Seele mühselig durch manche andere Thiere wandern. Beim Schwören hält man einen Kuhschwanz. Einmal hat sich die heilige Mutter Erde, um in den Himmel steigen zu können, in eine Kuh verwandelt!

Der Elephant, Symbol der Klugheit und Stärke, lieh seinen Rüssel dem Gott Ganescha. Der Schwan war Brama's Reitpferd, und Brama wird selbst Schwan genannt. Auf dem Adler reitet Wischnu. Der Rabe stellte die Abgeschiedenen, die Schattenseelen, vor, die Schlange das Leben.

Affen, von welchen Indien wimmelt, hatten ihre bestimmten Tempel. Sie lernten sie bald als Sicherheitsörter kennen, und wohnten großen Mengen in denselben. Man fütterte sie sorgfältig. Eine Legende sagt, daß in einem Religionskriege ein ganzes Heer Affen der rechthabenden Partei zu Hülfe gekommen, und ihr den Sieg erringen geholfen habe. Auch der Wolf (der im Süden wie im Norden vorkommt) scheint in Indien gekannt und verehrt worden zu seyn.

In genauester Verbindung mit dieser Natur- und Götter-

ansicht stund die Behauptung einer Seelenwanderung der Menschen durch Thiere.

Nach vollendeter Wanderung und Reinigung geht die Seele in Gott selbst über. Solch ein Eingang und Wohnen im Thiere erniedrigte nicht. Gingen sogar Götter in Thiere ein. Götter sprachen aus Fischen, Schildkröten, Krähen; Götter zeigen im Thiere den Menschen Weg und Steg. Von Göttinnen werden Thiere geboren. Darum ist der Mensch mit den Göttern eben durch die Thiere verwandt, daher der Abscheu der Indier vor allem Thiertödten. Man war in Gefahr, im Thier einen Menschen, einen verstorbenen Geliebten, ja einen Gott zu beleidigen und auszutreiben. Menschen gingen bisweilen zum Zeitvertreib in Thiere noch bei Lebzeiten. Die Tochter eines Heiligen verwandelte sich in eine Hindin und kos'te in solcher Form mit ihrem Manne. Der Gott Krischma auf der Jagd kannte sie nicht, und schoß auf sie. Bei solcher Ansicht bedurften die Indier keine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele der Menschen. Die Indier legten sie unbedenklich auch Thieren bei. Man muß auch im Glauben etwas wagen!

Aller Zeugungstrieb war in Indien heilig. Götter, Menschen und Thiere mußten erzeugen. Alle Fortpflanzung war eine Fortpflanzung der Unsterblichkeit. Die Welt ist Brama, Brama ist ewig, Brama und die Welt ist das ewiglebende Thier.

Möglich, daß auch physiologische Gründe nebst Gründen der Nützlichkeit zur Verehrung oder doch zur größern Verehrung einiger Thiere Veranlassung gegeben haben; es paßt aber die Uransicht der Indier (und der übrigen Mythenvölker) höchstens zur Meinung, daß die Verehrung dadurch ein wenig modificirt werden konnte. Große, kräftige und schöne Thiere konnten eher als der Wurm, der einfältige Fisch und die Schnecke verehrt werden. Naturhistoriker und Oekonom war der Indier freilich nicht. Er kann in seinem Eden im Genusse der Früchte und zugleich in Ideen schwelgen!

Wir unterscheiden den Cult und die Ansicht des indischen Volkes, Priesters und Staates von den Ansichten der Philosophen daselbst.

Der Cult ist des Volkes Dogma. Ein indischer Philosoph in einem ihrer heiligen Bücher (Ezour-Vedam) bestreitet die Verehrer des groben Natur- und Thierdienstes. Er will von menschlichsprechenden und empfindenden Krähen, Götter-Verwandlungen in Schweine, von Göttern in Fischen und Kühen rein nichts wissen, und erklärt solchen Glauben für ungereimt, sinnlos, gotteslästerlich, und spricht von Gott, dem Ewigen und Heiligen, sehr würdig. Er unterscheidet drei Arten von Erkenntnissen, eine bleibende, wohlbegründete, eine schwankende, und eine dunkle, unentwickelte. Die letzte sey bei den Narren, die ihrer Natur nach vernünftige Anlagen besitzen, ohne sie gebrauchen zu können. Ungefähr so sey auch die Erkenntniß der Thiere. Nur die bleibende Erkenntniß könne zur Sünde fähig machen. Zur Sünde reiche die Erkenntniß der Kinder, Greise, Narren und Thiere nicht hin. Das Thier, zwar der Sünde unfähig, sey doch des Schmerzens fähig. Das Thier, wie Alles, sey zum Nutzen der Menschen. Der Schmerz sey vom Zustande der Thiere unabtrennbar, weil sie den Menschen dienen müssen, nur sey er im Thiere nicht Wirkung und nicht Folge der Sünde, also nicht Strafe, und die Uebel der Thiere seyen nur vorübergehend.

Psychologisch sprechen der Priester, das Volk und der Cult nicht.

Quellen zur Erkenntniß der Ansichten der indischen Priester und Philosophen sind genug vorhanden.

China war im Wesentlichen ähnlicher Ansicht. Entweder kam sie vom Stammland Indien her, oder es kam durch sich selbst dazu. Sie scheint von selbst gefunden werden zu können. Auch die Israeliten wären ja in den allgemeinen Strudel gerathen, hätte nicht eine unsichtbare Hand sie mit Gewalt stets zurückgehalten.

China spricht von einem Gott Fo, der achtzigtausend Veränderungen, Einleibungen, Verkörperungen erlitten, und in unzählige Thiere eingegangen sey, und glaubte ebenfalls die Seelenwanderung. Auch sein Cult war Götter-, Sternen- und Naturdienst. Es scheint aber, kleingeistiger als Indien, die ursprünglich große Idee noch ärger als Indien verschlimmert zu haben. Doch sprechen darüber gar keine Denkmäler noch

bezogen worden, und fast unwillkürlich kommen eben sie uns beim Lesen dieser Stelle in den Sinn. Unläugbar bedürften viele Thiere, wie viele Menschen, eines bessern Zustandes, unläugbar scheint in manchen ein dumpfes Merken eines bessern Zustandes zu seyn. Hat Paulus die Thierwelt wirklich gedacht, so ist sie ihm, wenn sie es nur wüßte, großen Dank schuldig; er hat ihr eine Vervollkommnung ihrer selbst prophetisch zugesagt, und der Thierfreund glaubt Paulus gerne. Nur ist der Sprung abwärts von den Christen, „die des Geistes Erstling haben," mit Ueberspringung der Juden, Heiden, Gottlosen, denen doch eher ein solches schönes prophetisches Wort gelten sollte, auch gar zu groß, zu kühn. Paulus ist aber oft sehr kühn, und seine Sprache nähert sich etlichemale in der Begeisterung gar sehr dem Prophetentone, dem Lyrischen, Springenden. Um so eher konnte er mit Achtung von den Thieren sprechen, weil er den Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren gänzlich und vollkommen niederriß. So that es selbst Petrus nicht, denn die Vorstellung des Unterschiedes war ein Jahrtausend alt. Jedenfalls hat Paulus eine Menge Gottesgelehrte durch diese interessante Stelle nachdenken gemacht, was ohne sie gewiß nicht geschehen wäre, und ohne diese Stelle würden manche derselben zur Unehre der Menschen gräulich mit den Thieren verfahren. Ist sie dunkel, so ist sie doch auch dem Thierverächter respectabel, und Gottesgelehrte und Naturhistoriker können sie als Brücke zu einander, als Pfad in die Naturphilosophie und die Psyche der Natur benutzen. Jedenfalls ist die Idee groß. Wir wissen nicht, wie die Natur, wie Gott die Seele ins Thier legte, wie sie hinein kam; wir wissen auch nicht, wie sie heraus bricht. Auch Dunkelheiten und Hypothesen sind vor der Hand gut. Eben sie sind die größesten Bürgen für ein helles Reich. Man muß nicht schon Alles wissen. Warum aber wollet ihr Alles ausmessen, ihr Theologen oder Nichtmathematiker? warum nichts glauben, ihr Mathematiker oder Nichttheologen? Paßt aber dieses Wort besser oder am besten auf die ganze Erde, so muß das Thier, ein empfindender Theil derselben, mithalten. Paulus verkündigt eine große Verwandlung. Die Erde wird sich einmal aus ihrer Puppe wie ein Schmetterling, und das Thier vielleicht auch

einmal aus seinen Fesseln schwingen. Was ängstlich harret, verdient, was es nur immer seyn mag, Berücksichtigung und Tröstung, wenn wir ihm beikommen können. Noch aber ist die Offenbarung nicht geschehen, und das ängstliche Harren dauert fort. Pauli Zeit ist dato noch.

Unsicher sind für unsern Zweck die Bilder in der Offenbarung Johannis. Sie sind beinahe ganz unisraelitisch. Verfasser derselben sieht, wie Hesekiel und Daniel, ein Gedankenthier aus Löwe, Rind, Mensch, Adler mit vielen Flügeln und Augen. Tag und Nacht unruhig, ruft es das „dreimal Heilig“ aus, und sprach Ehre und Dank am Throne des Lammes. Aber diese vier Thierbilder sind nun einmal doch in den Himmel selbst gehoben, das Lamm ist sogar auf dem Throne. Welche Vergötterung! Ihm gelten die Gesänge der vier Thiere, ihm ihr Niedersinken. Dir, Lamm! gebühret alle Macht, Ehre u. s. w. ewig. Und vierundzwanzig Presbyter sangen sein Lob, und alle Creaturen der ganzen Erde hallen es nach. Nie ist das Lamm so hoch erhoben worden. Freilich wissen wir, warum Johannes es so hoch erhoben hat. Die ganze Natur erhebt es mit Gesang. Dadurch wird sogar der ganzen Natur poetischer Sinn für diese Himmelskunst gegeben.

Möchte einmal in der Zukunft und in den Höhen die Poesie zur Wirklichkeit werden!

So gibt uns das neue Testament einiges Neues, so gab uns die Bibel eine Thierpsychologie in Bruchstücken. Wir können ihren Anfang, ihr Mittel und Ende finden, und ziemlich chronologisch den Faden verfolgen. Jedenfalls konnte das Ende nicht der Anfang und Moses nicht die Apokalypse seyn.

Sprünge sind sichtbar, auch Nebensprünge. Der Anfang spricht von der Schöpfung der Thiere in bestimmten Begriffen, später dient das Thier als kühneres, dann im neuen Testament als feines ästhetisches Bild, aber in Paulus wird es Gegenstand einer großen naturphilosophischen An- und Aussicht, und noch später geradezu, einstweilen als Bild, in die Höhe, ins Heiligthum emporgehoben. Wer sieht darin nicht eine Stufenfolge? wer nicht wenigstens sehr verschiedene Stufen Einer Leiter? Mache man nur nicht die Bibel zum Zankeisen. Ihre

Seele ist Leben, ihre Worte sind Natur, sind Geschichte, sind heilige Andeutungen. Sie fängt für den Menschen mit dem Sündenfall an und endigt mit Jesu himmlischem Reiche für sie; sie fängt niedrig mit dem Thiere an, und schließt auch für dasselbe mit großen Andeutungen, sey es auch nur in Bildern.

Genug aus der Bibel für den Thierseelenfreund!

Wir gehen nun zu einigen andern wichtigen Urvölkern über, und benutzen für uns sowohl ihre Religionsurkunden, als ihre Götterdienste nebst dem, was uns alte Geschichtschreiber von ihnen sagen.

IV. Hauptstück.

Die religiöse Thierseelenkunde der Inder, Perser und Aegyptier.

Wir treten in eine ganz andere Ideenreihe, Alles um uns her wird neu, wird eine andere Form, ein anderer Ausdruck, eine andere Verbindung, und zwar in dem Grade, daß es uns, wenn wir uns nur schwer von der israelitischen und christlichen losreißen können, beinahe ein wenig unheimlich darin werden könnte.

Wir kennen durch die neuern und neuesten Forschungen die Urzeit vieler, besonders asiatischer Völker, auch in religiöser Beziehung, besser als Viele vermuthen, und der große Unterschied zwischen der israelitischen und der sogenannten heidnischen Ansicht ist nun in bestimmtern Vorstellungen auszusprechen. Auch stehen die heidnischen Völker von einander nicht so unabhängig. Ein Band verbindet alle, Ein Sinn, Ein Geist, bisweilen selbst Ein Wort verknüpft alle ihre Ansichten, Culte, Bilder, Tempel, wie die zwölf Stämme Israels im Kleinen miteinander verbunden waren.

Der große Gegensatz liegt in der Naturansicht. Der allgemeine Gegensatz mußte auch ins Einzelne, in die Ansicht von den Thieren und Thierseelen übergehen.

Die Israeliten, Christen und Muhamedaner setzen Gott außer Raum und Zeit, außer die Welt, und suchen durch Schlüsse zu Gott, dem Unsichtbaren, zu kommen, die übrigen Völker aber nehmen in der Natur selbst das Göttliche ohne Schlüsse wahr. Ihre Religion ist Naturdienst. Sie verehren die Sterne, die Elemente, die Thiere und Pflanzen, weil sie göttlich sind.

Nur erheben sich die wichtigen Fragen, ob ihnen die Naturdinge selbst Götter oder nur Sinnbilder, Symbole eines zertheilten Gottes, oder Symbole vieler Götter, oder wohl gar nur Symbole einiger Eigenschaften oder Vollkommenheiten gewesen seyen, so daß sie entweder Polytheisten oder aber Monotheisten unter dem Scheine des Polytheismus waren. Wir dürfen den Monotheismus für die älteste Ansicht und den Polytheismus für Ausartung halten, weil wir alles Einfache für älter halten dürfen. Alsdann erscheinen uns alle Götterbilder als Ausdrücke zuerst nur der Vollkommenheiten und Kräfte Eines gemeinsamen Wesens, später freilich als Personen oder ganze Götter. Wir gehen von dieser Ansicht aus, um einerseits die Uebereinstimmung aller Völker zu erklären, und ihre Meinungen vom Vorwurf des Unsinns zu retten, andrerseits uns die Verehrung und Vergötterung der Thiere einigermaßen begreiflich zu machen. Noch später mag der rohe Haufe die Thiere allerdings nicht mehr für Symbole, sondern für wahre Götter gehalten haben, als wodurch erst der durch den Polytheismus gegangene Monotheismus Naturdienst und Pantheismus geworden ist, so daß wir eingestehen müssen, daß der ursprüngliche Symboldienst allerdings in die dümmste Vielgötterei, zuletzt in Schamlosigkeit und Ruchlosigkeit übergegangen sey, als wovon folgende Darstellungen uns genüglich überzeugen werden. Wir werden uns dann auch nicht mehr wundern, daß schon Moses, daß alle Propheten dem Polytheismus, der heidnischen Götterverehrung und Thierpsychologie, Haß und Tod geschworen haben. Der Gegensatz des Israelitismus und Paganismus war gar zu schneidend, und in Betreff der Thiere scheinen die Nichtisraeliten mit den Israeliten kaum nur noch in dem, was durch die fünf Sinne vermittelt wird, übereingestimmt zu haben.

Angedeutete Völker sind besonders die Inder oder Indier, die Perser mit den Baktrern und Mediern, zusammen das Zendvolk genannt, nebst den Aegyptiern. Andere, größere und kleinere, entferntere und nähere, gebildetere und rohere, ältere und jüngere Völker schließen sich an diese von selbst an. Von manchen wissen wir freilich beinahe nichts, oder ihre Ansichten sind als ein nur schwacher Widerhall nur anzudeuten. Geringe

Abänderungen kommen der Natur des Landes gemäß in jedem Volke vor; das Land gibt das Volk. Die meisten der altasiatischen Staaten nebst Aegypten waren sogenannte Tempelstaaten, alle ihre Schriftwerke scheinen nur Religionswerke, ihre Ansichten nur religiös gewesen zu seyn, aber eben hiedurch scheinen beinahe alle ihre Beobachtungen befangen, trüb, unnaturhistorisch und unpsychologisch, obschon andrerseits gerade die Religiosität im Beobachten den Blick in die Thierpsyche schärft, so daß wir behaupten möchten, daß ein unreligiöses Gemüth nur eine verkehrte Thierpsychologie wie auch Welt- und Geschichtsansicht geben könne.

Wir fangen mit Indien an:

Indien, ebenfalls ein heiliges Land, ein Land der Schönheit, Kraft und Größe, der Garten des Erdbodens, das Land der feurigen Edelsteine, der glühenden Blumen, der lebendigsten Thiere vom Wasserwurme bis zum wildesten und doch so herrlichen Tiger, der ihm allein zukommt, das Land der schönsten und bewunderungswürdigen Elephanten, der Philosophen unter den Sängern, mit einem himmlischen Himmel, und unter diesem im Hintergrunde das größte und ewige Schneegebirge Himmalaja, aus welchem herab die heiligen Ströme wie aus dem Himmel fallen, das Urland, Ursprungsland vieler Grundansichten von Gott, von der Natur und vom Menschen, dessen Weisheit von Jahrtausenden und von jeher von den Weisen aufgesucht worden ist, dessen Cultur und Sonnendienst, durch den heiligen Stier versinnbildlicht, bis zu den Säulen des Hercules (Gibraltar), dessen Lehre und Gesetz symbolisch von dem durch Tiger im Wagen geführten Dionysos oder Bacchus, durch ganz Asien und über hundert dunkle Länder wie ein Lichtstrahl vom Aufgang hervordrang, so wie es auch das Land des großen, des alten Welthandels von der Sonneninsel, dem alten Taprobane (Ceylon) bis zum Asowischen Meere war. Es versandte nicht nur Waaren, sondern auch Ideen. Und erst noch sein mildes, tief religiöses, tief beschauendes Volk mit seinen großen Künsten! So konnte es kommen, daß die Gallomanie und Gräkomanie der Deutschen sich, als sie die Indier besser kennen lernten, in Indomanie verwandelte; und so wird es auch erklärlich, warum ein Kenner Indiens im vorigen Jahr-

hundert seines Lebens Kraft und Werth daran setzen wollte, daß die christliche Lehre gegen die indische (ja nicht Volkslehre) vertauscht werde.

Sollten wir also von Indien nicht auch viel Belehrung über die Natur, und wenn es psychologisirte, über die Thierseelen erwarten? Unsere Erwartung jedoch wird getäuscht. Der Indier vergötterte die ganze Natur. Nur den Menschen, den Sünder, vergötterte er nicht. Ihn scheint er unter alle Naturdinge gesetzt zu haben. Von hier aus muß seine Ansicht vom Thier beurtheilt werden, von hier aus erscheint sie uns nicht sinnlos, und nicht werthlos, dafür aber für unsere Zwecke unnütz, weil wir nicht nur subjectiv-religiöse, sondern objectiv-psychologische Ansichten, nicht das phantasiereiche Gemüth der Indier, sondern die Seele der Thiere enthüllen möchten. Sagte der Anfang der Bibel, der Mensch ist mit Gott verwandt, so sagte Indien, es ist es das Thier. Befahl der mosaische Gottesdienst Ströme von Thierblut zu vergießen, so erdrosselte der indische Priester jährlich nur Einmal einen einzigen Widder, und diesen erst noch mit einer Bitte an die Götter um Verzeihung. Durfte durchs ganze alte Testament Gott nicht im Bilde, sogar nicht einmal eines mit Gott verwandten Menschen dargestellt werden, so stellte Indien seine Götter sogar als Thiere, oder in menschlicher Gestalt, aber mit Thiermäulern und Thierfüßen dar. Durfte der Israelit kaum ohne Angst vor dem Mißbrauche den Namen seines Jehovah seinen Lippen entschweben lassen, so gab der Indier seinen Göttern alltägliche Thiernamen, mit denen wir Menschen sogar unseresgleichen beschimpfen wollen. Galt dem Israelit das Thier eigentlich für seelenloos, so lehrte der Indier eine Wanderung der Menschenseele durch Thiere, um in diesen, als sündelosen und heiligeren Wesen, von Sünden gereinigt zu werden, und lehrte das neue Testament als Fortsetzung des alten, ein göttliches Geisteswesen habe sich erniedrigt, in einen Menschenleib begeben, so sagte Indien, es habe sich ein göttliches Wesen in Thiere, in eine Menge Thiere, in einen Fisch, eine Schildkröte, einen Raben, in ein Schwein, verwandelt. Vielleicht fing diese Vergötterung beim Himmel, bei der Sonne u. s. w. an, am Ende verehrte man aber denn doch sogar Steinblöcke (Monolithen).

Am meisten galten Sonne und Mond und deren Ausdruck und Bild auf Erden: der Stier und die Kuh, Sinnbilder der Ernährung, der Naturkraft, des männlichen und des weiblichen, des zeugenden und gebärenden Triebes, des Himmels und der Erde! Nur das Meer, das unfruchtbare, ist ungöttlich. Für uns sind Hauptsätze der indischen Lehre die Seelenwanderung und der Stier- und Kuhdienst. Stier und Kuh wurden recht eigentlich für heilig gehalten. Man gab ihnen große Feste. Unzähligemale kommt auf alten Sculpturdenkmalen eine weibliche Figur, die auf einem liegenden Stier sitzt, vor; der Stier aber hat eine Sonne zwischen den Hörnern. (Es ist das Bild zum berühmten Mithradienst beinahe in ganz Asien und mehr als halb Europa.) Eine Kuh tödten, war bei Todesstrafe verboten. Ihr Mist und Harn wurden zu heiligmachenden Salben und Göttertränken benutzt. Die Göttin Lakschemi (Mond-Göttin) wohnte im Maul, im Euter und unter dem Schwanze der Kuh. Sterbend einen Kuhschwanz ergreifen, konnte zum Himmel helfen, denn die Seele ging in die Kuh, diese aber gehörte dem Himmel zu. Sonst mußte die Seele mühselig durch manche andere Thiere wandern. Beim Schwören hält man einen Kuhschwanz. Einmal hat sich die heilige Mutter Erde, um in den Himmel steigen zu können, in eine Kuh verwandelt!

Der Elephant, Symbol der Klugheit und Stärke, lieh seinen Rüssel dem Gott Ganescha. Der Schwan war Brama's Reitpferd, und Brama wird selbst Schwan genannt. Auf dem Adler reitet Wischnu. Der Rabe stellte die Abgeschiedenen, die Schattenseelen, vor, die Schlange das Leben.

Affen, von welchen Indien wimmelt, hatten ihre bestimmten Tempel. Sie lernten sie bald als Sicherheitsörter kennen, und wohnten großen Mengen in denselben. Man fütterte sie sorgfältig. Eine Legende sagt, daß in einem Religionskriege ein ganzes Heer Affen der rechthabenden Partei zu Hülfe gekommen, und ihr den Sieg erringen geholfen habe. Auch der Wolf (der im Süden wie im Norden vorkommt) scheint in Indien gekannt und verehrt worden zu seyn.

In genauester Verbindung mit dieser Natur- und Götter-

ansicht stund die Behauptung einer Seelenwanderung der Menschen durch Thiere.

Nach vollendeter Wanderung und Reinigung geht die Seele in Gott selbst über. Solch ein Eingang und Wohnen im Thiere erniedrigte nicht. Gingen sogar Götter in Thiere ein. Götter sprachen aus Fischen, Schildkröten, Krähen; Götter zeigen im Thiere den Menschen Weg und Steg. Von Göttinnen werden Thiere geboren. Darum ist der Mensch mit den Göttern eben durch die Thiere verwandt, daher der Abscheu der Indier vor allem Thiertödten. Man war in Gefahr, im Thier einen Menschen, einen verstorbenen Geliebten, ja einen Gott zu beleidigen und auszutreiben. Menschen gingen bisweilen zum Zeitvertreib in Thiere noch bei Lebzeiten. Die Tochter eines Heiligen verwandelte sich in eine Hindin und kos'te in solcher Form mit ihrem Manne. Der Gott Krischma auf der Jagd kannte sie nicht, und schoß auf sie. Bei solcher Ansicht bedurften die Indier keine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele der Menschen. Die Indier legten sie unbedenklich auch Thieren bei. Man muß auch im Glauben etwas wagen!

Aller Zeugungstrieb war in Indien heilig. Götter, Menschen und Thiere mußten erzeugen. Alle Fortpflanzung war eine Fortpflanzung der Unsterblichkeit. Die Welt ist Brama, Brama ist ewig, Brama und die Welt ist das ewiglebende Thier.

Möglich, daß auch physiologische Gründe nebst Gründen der Nützlichkeit zur Verehrung oder doch zur größern Verehrung einiger Thiere Veranlassung gegeben haben; es paßt aber die Uransicht der Indier (und der übrigen Mythenvölker) höchstens zur Meinung, daß die Verehrung dadurch ein wenig modificirt werden konnte. Große, kräftige und schöne Thiere konnten eher als der Wurm, der einfältige Fisch und die Schnecke verehrt werden. Naturhistoriker und Oekonom war der Indier freilich nicht. Er kann in seinem Eden im Genusse der Früchte und zugleich in Ideen schwelgen!

Wir unterscheiden den Cult und die Ansicht des indischen Volkes, Priesters und Staates von den Ansichten der Philosophen daselbst.

Der Cult ist des Volkes Dogma. Ein indischer Philosoph in einem ihrer heiligen Bücher (Ezour-Vedam) bestreitet die Verehrer des groben Natur- und Thierdienstes. Er will von menschlichsprechenden und empfindenden Krähen, Götter-Verwandlungen in Schweine, von Göttern in Fischen und Kühen rein nichts wissen, und erklärt solchen Glauben für ungereimt, sinnlos, gotteslästerlich, und spricht von Gott, dem Ewigen und Heiligen, sehr würdig. Er unterscheidet drei Arten von Erkenntnissen, eine bleibende, wohlbegründete, eine schwankende, und eine dunkle, unentwickelte. Die letzte sey bei den Narren, die ihrer Natur nach vernünftige Anlagen besitzen, ohne sie gebrauchen zu können. Ungefähr so sey auch die Erkenntniß der Thiere. Nur die bleibende Erkenntniß könne zur Sünde fähig machen. Zur Sünde reiche die Erkenntniß der Kinder, Greise, Narren und Thiere nicht hin. Das Thier, zwar der Sünde unfähig, sey doch des Schmerzens fähig. Das Thier, wie Alles, sey zum Nutzen der Menschen. Der Schmerz sey vom Zustande der Thiere unabtrennbar, weil sie den Menschen dienen müssen, nur sey er im Thiere nicht Wirkung und nicht Folge der Sünde, also nicht Strafe, und die Uebel der Thiere seyen nur vorübergehend.

Psychologisch sprechen der Priester, das Volk und der Cult nicht.

Quellen zur Erkenntniß der Ansichten der indischen Priester und Philosophen sind genug vorhanden.

China war im Wesentlichen ähnlicher Ansicht. Entweder kam sie vom Stammland Indien her, oder es kam durch sich selbst dazu. Sie scheint von selbst gefunden werden zu können. Auch die Israeliten wären ja in den allgemeinen Strudel gerathen, hätte nicht eine unsichtbare Hand sie mit Gewalt stets zurückgehalten.

China spricht von einem Gott Fo, der achtzigtausend Veränderungen, Einleibungen, Verkörperungen erlitten, und in unzählige Thiere eingegangen sey, und glaubte ebenfalls die Seelenwanderung. Auch sein Cult war Götter-, Sternen- und Naturdienst. Es scheint aber, kleingeistiger als Indien, die ursprünglich große Idee noch ärger als Indien verschlimmert zu haben. Doch sprechen darüber gar keine Denkmäler noch

Urschriften mehr. In seinen religiös philosophischen Schriften (Schu-King und Y-King) ist Moral und unerweisbare chinesische Geschichte. Für uns sind nur folgende Worte darin: in der Schöpfung sind alle Dinge von einem Wesen ohne Figur und Ton ausgegangen. Der Gott Yu ist Intendant auch über die Vögel und Thiere. Die Musik macht auch die wildesten Thiere vor Freude springen. Im Kriegsfelde dürfen keine Heerden beleidigt werden. Symbolisch aber wird die Sage seyn, daß der erste Kaiser mit siebenzig Personen des Hofes, Officianten und Damen, durch einen Drachen gen Himmel emporgehoben worden sey.

Wie China, so vermuthlich Japan, dieses Anhängsel von Asien. Man könnte, wenn es wirklich die grausamste Criminaljustiz übt, meinen, mit Sicherheit auch auf Grausamkeit gegen die Thiere schließen zu dürfen, allein man kann, laut der Mythologie, die Menschen für sündlich und schlecht und dennoch das Thier für göttlich halten. Auch sind oft ganze Völker wie einzelne Menschen inconsequent.

Mit kleinen Abänderungen galt die Ansicht der Indier auch im benachbarten Tibet, dem Lande auf dem hohen Gebirge, dem Himmel noch viel näher als die Schweizer und Peruaner. Da wohnte und wuchs das Volk im ewigen Anblicke des Schnees, bei donnernden Lawinen und Wasserstürzen, ein Hirtenvolk auf fetten Weiden, still und einfach. Da haben die Adler des Gotthards ihre Wolkensitze, und unter ihrem Fluge weiden die Ziegen mit den köstlichsten Haaren. Aber seine Natur und sein Alpenleben hatten keinen bemerkbaren Einfluß auf seine Religions- und Naturansichten. Ist, was man schreibt, wahr, so verehrten sie daselbst immer einen Menschen (Dalai Lama), ein sterbliches und sündliches Wesen, abweichend von Indien, als einen Gott, den sie in seinem Gemache, wie Aegypten seinen Apis, gefüttert haben.

Nur Tibet soll, als ein Komet das Südmeer über Asien hereinzog und die große Wasserfluth verursachte, trocken und frei als Insel herausgeschaut und die fliehenden Elephanten, Rhinocerosse u. s. w. in seinen sichern Schooß aufgenommen haben, welchem zufolge es allein noch Nachrichten aus der vorsündfluthlichen Zeit, also auch über die Entstehung der Thierpsycho-

logie und die uralte Thieransicht, sollte geben können, allein es ist auch bei ihm bis dato kein Buchstabe darüber gefunden worden. Uebrigens hätten die Kolossen, die sich dahin flüchteten und daselbst eine Weile wohnten, die angenommene alpinische und Gletschernatur gar bald wieder verlernt oder sie nie gelernt. Der Elephant ist für Tibet zu fein. Das Nashorn wälzt sich lieber im Schlamme als im Schnee. Der Löwe ist zu stolz für ein patriarchalisches Hirtenland, der Tiger zu heiß für dessen Gletscher, für dessen Frieden zu grausam, der Hippopotam der indischen Inseln zu plump, zu dumm (tibetanische Höhen bringen viel Naturverstand und Gewandtheit hervor). Der Dromedar zu eckig, zu bucklig für Tibet (die blaue Luft der Hochalpen erzeugt schöne Thiere). Nur das muthige friedliche Pferd und das schöne edle Rind hätte bis auf diesen Tag noch etwas von Tibet an sich.

Persien, ein großes herrliches Land, auch noch ein Sonnenland wie Indien, an Meeren und Flüssen mit einem adeligen Volke, nicht so tief beschaulich wie Indien, aber kräftiger, stolzer, in Verbindung mit dem alten Baktrien und Medien, das Zendvolk genannt, diente ebenfalls der Natur. Sein ursprünglicher Dienst scheint eigentlich jedoch nur Lichtdienst, und die Sonne nur Symbol des Lichtes und das Licht Symbol Gottes, des Einen, gewesen zu seyn. Sie hatten zwar auch Thierbilder, und einige Thiere, Hunde und Pferde, galten ihnen Großes, allein sie waren weit entfernt davon, sie zu vergöttern. Sie sahen in ihnen höchst wahrscheinlich nichts als Symbole, was von andern Völkern nicht so bestimmt gesagt werden kann. Doch werden wir auch hier die Volksansicht und den Cult von der Ansicht der Weisern oder Denker unterscheiden müssen. Oder es müßte seyn, daß der reine Lichtdienst erst später in den eigentlichen Sonnen-, Planeten- und Thierdienst übergegangen sey.

Laut persischer Volks- und Cultlehre war das erste Thier der Stier, und eben er war der Stammvater alles dessen, was unter dem Himmel lebt und webt. Selbst der Keim zum Menschen war im Stier. Er ist das Ideal aller geistigen Lebensentwicklung. Daher dann eben auch sein Mithradienst, der nirgends so wie im Zendvolke ausgebildet war! Seine Thierbilder waren geflügelte und ungeflügelte Einhorne (eine Art Pegasus),

Löwen mit Menschenköpfen (eine Art Sphinx) und Pferdefüßen, Adler, Hähne und Raben. Letzterem wurden Feste gegeben, ihm dienten besondere Priester. Hier aber war die Schlange Symbol des Dews (Teufels) wie im Judentestament. Sie nannten sie schlau, sie bringt das Böse, darum auch den Winter hervor. Viel galt der Hund. Er findet sich auf jedem Mithrabilde. Ein Hund schützt die Seelen beim Uebergang in die Ewigkeit. Er ist auch Sinnbild des Trostes (wie in Lazari Gleichniß). Werde er beißig, so soll man ihn tödten, damit er nicht rasend werde. Wer einen Hund aus böser Absicht hungern läßt, verdient die Hölle. Das persische Pferd war adelig, sehr verehrt und der Sonne gewidmet. Apolls Sonnenwagen! Es ist rasch wie die Sonne, und schnaubt am Frühmorgen mit jugendlicher Lust Dampf aus seiner weiten Nase, der kommenden himmlischen Sonne entgegen. Heilige Kühe hatte auch Persien. Der Hahn war Wächter der Welt.

Die Thierwelt scheint den Persern Symbol der geistigen Welt gewesen zu seyn; darum hatten sie gute und böse Thiere. Den Esel verachteten sie nicht, vielmehr setzten sie eins ihrer Bilder (Einhorne) aus ihren edlen Thieren, Ochs, Pferd und dem Esel zusammen. Der Onager oder wilde Esel ist ein vortreffliches Thier.

Schon die Perser liebten die Kunst, aus dem Vogelfluge und Geschrei aufs Schicksal des Staates und des Einzelnen zu schließen. Darum nannten sie die wachsamen scharfsehenden Vögel Zungen der Götter.

Sie kannten auch Menschengestalten mit Flügeln. Mit wenig Abänderung kann Ezechiels Vision persisch gemacht werden.

Die Opfer waren wie in Indien unblutig, das uralte Persien jedoch soll nisäische (weiße) Pferde geopfert haben. Persien nahm auch eine Auferstehung der Todten, vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, auch der Thiere, an.

Zoroaster (Zerduscht) ist Persiens Philosoph. Es dreht sich in ihm (S. seine Zendavesta) alle Religionslehre um den Streit des Lichtes mit der Finsterniß. Des erstern Symbol war der Adler, des letztern der Greif, der in der Wüste herumschwebt, und die Reisenden durch Wassermangel und den glühenden Sa-

mum plagt. Vom Lichtwesen stammen Menschen und Thiere, alle geistigen und guten Dinge, aber das Finsternißwesen vergiftet die ganze Natur, Menschen und Thiere. Sein Bild ist der Drache. Wenn einmal das Licht Meister geworden seyn wird, wird auch in der Thierwelt alles Schlimme aufhören. (Wer erinnert sich hier nicht der Paulinischen Stelle vom Seufzen aller Creatur?)

Das Lichtwesen wirkt aber auch in den Thieren Geistiges und Gutes. Die Dews erscheinen in Schlangen-, Wolf-, Stechfliegen- und sogar in Menschengestalt. Die Feewees (gute Geister, Genien) sind Schutzgeister der Thiere. Die zahmen und wilden haben verschiedene Feewees. Der Feewee des Königs war eine menschliche Figur, unten Vogel. In den persischen Mysterien und Oden kommen sieben Grade vor, die meist Thiernamen führten; so z. B. hießen die Männer des zweiten Grades Löwen, die Frauen Hyänen, ein anderer Grad Krähen und Raben. In der Schöpfung folgten Licht, Wasser, Erde, Pflanzen, Thiere, Menschen aufeinander.

Wir berühren einige asiatische Völker nur noch mit einem Finger.

Die Thierbilder und der Cult der Chaldäer, dieser Sonnen-, Mithra- und Stierdiener, war viel gröber und roher. Der geistigere Abraham hatte sie deßwegen verlassen. Bal war in Chaldäa eben die Sonne, die Vögel Dolmetscher des Himmels. Sie hielten Vögel in goldenen Käfigen im königlichen Palast zu Babylon unter Aufsicht der Magier. Ueber dem Throne, auf welchem der König Recht sprechen mußte, schwebten vier ideale Vögel, ihn ans Gesetz, an den Schicksalsbestimmer zu erinnern, wie Salomons Löwen an den Stufen des Throns an die Majestät des Gesetzes und Gesetzsprechers erinnern mußten.

Die Religionsquellen dieses Volkes sind die Fragmente von Berosus, einem Balspriester, die erst in neuester Zeit als uralt erkannt worden sind, und die chaldäischen Orakel. Es heißt darin, daß die Menschen anfangs ganz tactlos wie die Thiere gelebt haben, es sey aber zu ihnen aus der Tiefe des Meeres, des unergründlichen, aus dem Alles kommen kann, dem unendlichen Elemente, ein Oannes, ein gräuliches Wesen, halb Mensch halb Fisch, heraufgestiegen. Ein Lurch oder Amphib, das bei

Nacht im Meeresgrunde hauste, bei Tag aber den Menschen Lehren, Gesetz und Ordnung gab!

Wiederum: daß in der Urzeit aus Nacht und Wasser vierflügelige, zweiflügelige, zweiköpfige Menschen, Menschen, Mann und Weib aus Einem Stücke mit doppelten Fortpflanzungswerkzeugen, mit Ziegenfüßen und Hörnern, Centauren, vornen Mensch, hinten Pferd, Stiere mit Menschenköpfen und Fischschwänzen, Pferde mit Hundsköpfen u. s. w. entstanden seyen. Lauter Phantasiegeburten, die aber dennoch im Mittelalter von Naturhistorikern des Abendlandes für baare mißgeborne naturgeschichtliche Thiere genommen, und in Holzschnitten später abconterfeit worden sind. Zum Glück lassen die Chaldäer doch, um den Menschen eine bessere Abkunft zu sichern, sie in einer andern Mythe aus dem Blute Bels, d. h. der Sonne oder des Urstiers selbst, abstammen.

War in Chaldäa ursprünglich alles Phantastische allerdings nur Symbol, so war es nun einmal doch das Land der zügellosesten Phantasie, das wahre Stierland mit dem allergröbsten Dienste, in welchem eben dem Stiergott Ströme von Menschenblut flossen. So tief unter das Thier war hier der Mensch gesunken. An eine eigentliche Thierpsychologie können wir darum bei den Chaldäern nicht denken. Sie schmolzen Mensch, Rind und Fisch zusammen. Das Rind paralysirte die andern, was die Chaldäer eben gewollt zu haben scheinen.

Ihre Nachbarn, die Ammoniter und Moabiter, ehrten die Sonne im Bilde ihres häßlichen Molochs: oben Stier, unten Mensch. Der kupferne Götze wurde glühend gemacht. Die Mutter küßte ihn vorher, dann legte sie ihren Säugling in seine zum Empfange ausgestreckten Arme. Das Bild soll sieben Fächer oder Oefen gehabt haben, um sechs Thierarten (Vogel, Lamm, Widder, Kalb, junger Stier, Ochse) und einen Menschen, alle lebendig, aufzunehmen. Der weisere Israelit verdammte diesen Götzendienst mit toddräuenden Worten.

In Phrygien und Syrien traten besonders zwei Vorstellungen: der Hermaphroditismus (die Zwitternatur) der Götter und die Verehrung der Fische auf. Vielleicht enthielt der Hermaphroditismus ursprünglich die Idee der Selbsterzeugung und Selbstgebärung der Natur, oder der Entstehung der

nun in den meisten lebendigen Wesen getrennten Geschlechter aus einem Wesen, oder ganz allgemein, der Ausgleichung des thätigen und leidenden Princips, oder sogar der Allgenugsamkeit. Wie sich aber in einem lebendigen Wesen die männliche und weibliche Psyche mit einander reimen, was sie, nicht eines, sondern als zwei, unablöslich neben einander, für eine innere und äußere Haushaltung führen, fragten sie gewiß nicht, obschon der Psycholog fragt. Hätten die beiden Mädchen von Scöny in Ungarn das männliche und weibliche Princip repräsentirt, so wäre ihre Zwietracht und Eintracht eine ganz andere gewesen.

Phrygien war das eigentliche Fischland. Seine erste Göttin war ein Fischweib oder Weibfisch (Derketo). Für die Fische in heiligen Teichen sorgte ein eigener Cult. In Syrien waren die Tauben heilig. Der indische Gott Schiwa kam in Taubengestalt dahin, Semiramis ist hier als Kind von Tauben genährt worden, und im Alter flog sie selbst als Taube auf. Man ehrte auch den Löwen. Er zog den Wagen der Kybele, der phrygischen großen Göttin. Der Eber war das Bild des borstigen Winters. Der Stier= oder Sonnendienst galt ebenfalls.

Nördlicher war der Wolf verehrt. Ein Sonnenthier — warum? Liegt der Vergleichungspunkt in der Sage, daß zwölf Wölfe, wenn sie über einen Fluß setzen, sich hintereinander am Schwanze halten? So schwimmen auch die zwölf Monate durchs Jahr durch den Himmel, und halten einander am Ende. Wo man nicht psychologisiren kann, muß man phantasiren! Als Wölfin zog aus diesem Lande die Göttin Latona nach Delos, in Wölfe verwandeln sich jährlich u. s. w. einige Menschen.

Phönikien war nicht minder dem Natur=, Stern= und Elementendienste ergeben. Ein uraltes phönikisches Fragment von Sanchuniathon erzählt: zuerst war ein Schlamm, über welchem ein Geist wohnte. Aus dem Schlamm sprangen einmal erschrocken See= und Landthiere, wie aus dem Schlafe erwacht, bei einem Ungewitter herauf. Manche ermangelten anfangs allerdings noch aller Empfindung und aller Intelligenz; diese Empfindungs= und Intelligenzlosen brachten dann aber mit Empfindung und Intelligenz versehene Wesen, d. h. Menschen, hervor. Wahrlich die Kaufleute in Phönikien waren keine Idealisten!

Im benachbarten Samarien, von Judäa abgefallen, war ebenfalls Natur- und Thierdienst, es hatte ihn ja vorgezogen. Wenn ein gewisser Ausdruck (Nibehas — 2. Kön. 17.) richtig durch (Latrator) Beller übersetzt ist, so hatte Samarien die Verehrung des Hundes mit Persien (und auch Aegypten) gemein. Auf der Höhe stund zum Schutze der Gegend das Bild eines Hundes. Man sagt, er habe die Gegend wirklich durch lautes Gebell vor Gefahren gewarnt, welchem zufolge man nicht nur im Hunde ein Bild, sondern auch im Bild einen Hund gesehen wissen wollte. Hiemit hörte sogar die Symbolik auf. Besser hätten die Samariter sich an die Judäer angeschlossen erhalten.

Wir verlassen Asien und gehen nach Aegypten, einem zweiten Indien, ohne uns um den gelehrten Streit zu bekümmern, ob Aegypten seinen mit dem indischen nahe verwandten Cult aus Indien, oder Indien den seinigen aus Aegypten bezogen.

Aegypten ist ein lehrreiches Land und Thal, lang und schmal, seine Berge sind nur links und rechts. Es lebt ausschließlich vom Nil und Ackerbau. Das Volk ist uralt. Ob es aus Indien oder Aethiopien gekommen, lassen Viele dahingestellt. Ein originales Volk, selbst wenn es von außen her Vorstellungen ins Land gebracht hat; wie Indien und Palästina ein Land des Ursprungs menschlicher Erkenntnisse fürs Alterthum, in den Vorstellungen mit Indien aufs genaueste verwandt, aber ärgster Gegensatz von Palästina. Auffallend ist in ihm Alles, am auffallendsten und unerklärbarsten, ungeachtet einiger leitenden Ideen und Mythen, sein Thierdienst. Wie manche Historien-, Hieroglyphen- und Traumdeuter wagten sich daran, und Philosophen, Geographen, Naturkundige und Psychologen wurden in diesem Thema Dichter. Schon Plutarch und Diodor, schon Cicero und Kircher zerbrachen sich beinahe die Köpfe, La Pluche, Mosheim, Meiners, Hammer, Görres, Kreuzer versuchten sich.

Man meinte, seinen Sterndienst habe es aus Indien, seinen Thierdienst aus Aethiopien empfangen, allein Indien hatte ja ebenfalls einen, und zwar mit dem ägyptischen genau verwandten, Thierdienst. Es mag viel eher als erwiesen gelten, daß beide Dienste in einem und demselben großen Naturdienste, aber durch die Eigenheiten des Landes theils vermittelt, theils

verändert, aufgegangen seyen. Uns interessirt nur, was sich auf die Thiere bezieht, und wie man sich den Thierdienst psychologisch zu erklären suchte.

Kein Volk sah im Thier so viel als das ägyptische, doch sah es auch im Menschen ein edles Gebilde, so daß es scheint, es habe sonderbarer Weise gerade in den Göttern am wenigsten gesehen; wenigstens läßt es z. B. die Götter sich aus Furcht vor bösen Menschen in Thierkörper flüchten.

Es hatte ganz göttliche Thiergeschlechter fürs ganze Land, Geschlechter für einzelne Provinzen. Von manchem Geschlechte wurden alle, von manchen für alle nur Ein Individuum verehrt. Aber in der Beziehung derselben sind die alten Schriftsteller nicht einig. Laut Herodot waren überall nur der Ibis und Geyer heilig, die übrigen nur in einzelnen Gauen; laut Diodor hingegen der Ibis und die Katze. Strabo führt neben diesen den Hund und zwei Fischarten (Oxyrinx und Lepidot) und das Ochsengeschlecht an, da doch nur einzelne Individuen desselben, und besonders der Apis vergöttert wurden, es sey denn, daß er darunter die Kühe verstanden wissen wollte, die alle für heilig galten; Stiere und Ochsen jedoch wurden geschlachtet und gegessen. Ueberhaupt verehrten sie eine ungeheure Menge Thierarten und einzelne Thiere, beinahe alle inländischen Vierfüßler und Vögel, mehrere Fische, Lurche, Kerfthiere, nur, unsers Wissens, keinen einzigen Wurm. Nach dem Ausspruch eines Schriftstellers hatte Aegypten beinahe mehr Götter als Menschen, das ganze Land war ein langer Thiertempel in der Form eines Parallelogramms, jedes Haus ein Thiertempel im Kleinen.

Sein Hauptthier, sein höchstes Gott-Thier war der Apis, ein Stier, mit gewissen Zeichnungen und Farben. Wurde ein solcher gefunden, so jauchzte das ganze Land. Es hatte seinen Gott, seinen Vater gefunden; starb er, so weinte ganz Aegypten. Trauergesänge zogen durchs Land, jede Freude verstummte, jede Klage wurde hörbar. Das war ein Triumph und Götterzug mit dem neuen Apis oder höchsten Wesen, ein Zug von Priestern und von Volk bis zur Stadt seines Aufenthalts, zur Sonnenstadt!

In tiefster Verehrung betete ihn Alles an (so beten wir den Ewigen nicht an). Nach ägyptischer Ansicht konnte ein

solches Wesen in der Kuh, seiner Gebärerin, nur durch eine Berührung vom hohen Himmel her, durch einen Strahl von oben, durch eine göttliche Befruchtung entstehen. Es wird gesagt, daß ihn die Priester nur zwanzig Jahre leben ließen, dann schlachteten, und ganz still und ohne Feierlichkeit begruben, womit aber mehrere Nachrichten im grellsten Widerspruch stehen. So lange er nun einmal lebte, wohnte er in einem Tempelpalaste. Er ruhte auf köstlichen Teppichen, genoß sein Futter aus goldenen Schüsseln, und die ersten Männer des Staates hielten es für den größten Eigen- und Familienruhm, ihn zu bedienen. Die übrigen Stiere waren wenigstens nicht unverletzlich. Man opferte sie. Aber unverletzlich und heilig waren alle Kühe. Geopferte Ochsen begrub man in gewissen Gegenden so, daß beide Hörner herausguckten. Jährlich sammelte man diese Hörner und begrub sie mit den ebenfalls herausgegrabenen Knochen in einer eigens hiezu bestimmten Stadt im Delta. Es waren eigene Schiffe, die zum Sammeln im ganzen Lande herumfuhren. Die Kühe, deren nicht Eine geopfert werden durfte, warf man nach ihrem Tode in den heiligen Fluß, in welchen auch die Eingeweide der balsamirten Menschen als unheilige Theile versenkt wurden.

Wundern wir uns noch, daß der Hirtenberuf der Brüder Josephs, die Kühe zu todt schlugen und aßen, den Aegyptiern ein Gräuel war, und daß kein Aegyptier Kleider und Geräthe eines Griechen benutzen wollte? Und denken wir uns den Schauder der ägyptischen Priester, als Kambyses den Apis vor sich führen ließ, und ihn vor ihren Augen erstach. Elende! sprach er, habt ihr Götter von Fleisch und Blut, verletzbar durch Eisen?

Eigentlich ehrten sie drei heilige Stiere: Apis, Mnevis, und Onuphis in Hormonthos.

Heilig war auch der Hund. Er, nebst Stier und Kuh, werden nach einigen Schriftstellern für die drei heiligsten Thiere gehalten. Stellten Stier und Kuh die Sonne und den Mond, so stellte der Hund den Hundsstern oder Sirius vor.

Sonne und Mond kann man überall, den Sirius aber unläugbar vorzüglich in Aegypten anbeten. Er kommt und zeigt die Nilfluth, die Rettung des Landes an, und wie der

Sirius am hohen Himmel die Sterne, die „Lichtheerde“ hütet, so der Hund die Heerden der Erdthiere. Starb in einem Hause ein Hund, so beschoren sich alle Hausgenossen den Kopf oder schabten sich den ganzen Leib. Man begrub ihn da, wo er gestorben.

In hohem Ansehen war auch die Katze. Warum? Etwa wegen ihrer Verwandtschaft mit dem hochverehrten Löwen, dem Sonnenthiere, der ebenfalls ein Zeichen des Kommens der Nilfluth am Himmel oder im Zodiakus gewesen seyn soll oder war? Doch ehrte man nur die älteren. Viele neugeborne warf man ungenirt ins Wasser, vielleicht doch in den heiligen Nil. Allein Todesstrafe verfolgte den, der eine ältere vorsetzlich tödtete. Unvorsetzliches Tödten konnte mit Gelde gebüßt werden. Wer irgendwo eine todte erblickte, fing, um seine Unschuld und das Unglück anzuzeigen, zu heulen an. Aber einen vorsetzlichen Tödter konnte nichts vor der Volkswuth sichern. Ein römischer Soldat, damals Herr des Landes, wurde in Gegenwart königlicher Beamten zerrissen. Beim Tode der Hauskatze schor man sich die Augenbrauen ab. Kam eine Katze bei einem Unglück, z. B. bei einer Feuersbrunst, um, so klagte wenigstens der ganze Gau oder Nomus. Alle wurden einbalsamirt und in der heiligen Stadt Bubastis feierlich beigesetzt, ja, die stärksten Katzenverehrer brachten sogar von ihren Reisen gefundene todte heim, um sie in Aegypten, im heiligen Lande, beerdigen zu können.

Heilig waren die Ziegen, besonders die Ziegenböcke. Sie wurden mit der größten Gewissenhaftigkeit gehütet, und ihre Hüter genossen das größte Ansehen. Am höchsten verehrte sie die Stadt Mendes (Ziege, Ziegenstadt). Sie hielt sich einen Ziegenbock, der dem Pan, dem Gott mit dem Ziegengesicht und den Bocksfüßen, geweiht war. Daß sich die Frauen des Kantons Mendes den Böcken preisgegeben, wollen wir, sey es auch gegen die glaubwürdigsten Zeugen, weil es zu unnaturhistorisch und zu unweiblich ist, nicht glauben, obschon im Oriente alles Zeugen für heilig galt, und in seinen Tempeln darum auch gezeugt werden durfte, hinwiederum daselbst neben allem Heiligsten auch alles Verruchteste vorkommt. Auch der

Widder wurde verehrt. Er war dem Sonnengotte (Osiris) geweiht. Man opferte jährlich Einen.

Die Gazelle floh, wenn die Nilfluth kam, ins Gebirge oder in die libysche Wüste, und zeigte dadurch die Ankunft der Fluth an, darum wurde auch sie verehrt. Sie soll auch, weil sie täglich regelmäßig zwölfmal pisse, den Hermes, Gott und Erfinder aller Weisheit, Schrift und Rechnung und hiedurch die Tagesbestimmung gelehrt haben.

Der Hase, ebenfalls verehrt, wurde in einer eignen Stadt beerdigt. Der Bär, der ebenfalls am Himmel ist, und der Wolf mußten sich die Verehrung gefallen lassen.

Als die Aegyptier von Süden her von den Aethiopiern gedrängt worden waren, ist ihnen eine Schaar Wölfe zu Hülfe gekommen, so daß sie die Aethiopier bis über Elephantine zurückdrängen konnten, worauf sie dann aus Freude und Dank die Wolfsstadt (Lykopolis) bauten. Und Osiris bekriegte den Typhon in Wolfsgestalt. Auch der Schakal (von dem man in neueren Zeiten ein ganzes Lager mumisirte gefunden hat), eine hundsköpfige Affenart, der Ichneumon, und die Spitzmaus nahmen an der Thierverehrung Theil.

Unter den Vögeln galten unläugbar am höchsten der Ibis und der Geyer. Wer einen Ibis vorsetzlich oder unvorsetzlich tödtete, mußte erbarmungslos sterben. Alle Ibis wurden so köstlich als die Menschen einbalsamirt, und in einem heiligen Sarg in Hermopolis, Hermesstadt, beigesetzt. Ibismumien werden noch viele gefunden. Sie waren dem Lande, weil sie die Menge der im Nilschlamm zurückbleibenden Amphibien bezwangen, sehr nützlich. Geyer und Sperber kommen sehr oft an den Särgen der Mumien in der Hieroglyphenschrift vor. Verehrt war, wie in mehreren Ländern, die Taube. Von Thebe flogen zwei Priesterinnen in Gestalt schwarzer Tauben nach Libyen und Dodona, Orakel zu stiften. Die Eule (der Minerva Vogel) war ebenfalls heilig; heilig die Gänse, mit welchen man freilich andere größere Heilige, d. h. Hunde und Katzen, fütterte. Den Wiedehopf sollen sie verehrt haben, weil er mit Sorgfalt seine alten Eltern nähre. Sie hätten aber besser nachschauen sollen. Man ehrte auch eine Huhn- und eine sehr schöne Entenart (die Tadoren). Diese soll ihre Jungen gar innig lieben, und

selbst den Tod für sie nicht scheuen. Den Phönix wollen sie unter Sesostris wirklich gesehen haben. Vor dem Sterben singe er Abschieds- und Reiselieder. Hier sind wenigstens die Gedanken schön.

Jedes Haus wählte sich einen Vogel als Hausfreund. Er galt ihm sehr viel, denn der Aegyptier lehrte, daß die Seelen der kriechenden Thiere in Landthiere und erst zuletzt in Vögel eingehen. Sie ließen sie selbst in den Tempeln nisten. Die Babylonier und mehrere Völker des Orients entschuldigten sich, wenn sie Weiber in den Tempeln beschliefen, eben damit, daß es auch die Vögel thun, denn, sagen sie, sie thäten es nicht, wann's den Göttern mißfiele. Welche Ansicht!

Unter den Lurchen erregten besonders zwei die Aufmerksamkeit: die Schlange und das Krokodil.

Die Schlange, die dem Menschen kein Leid that, war, und zwar als Symbol des Lebens, heilig, dem Hermes (Merkur) geweiht, die schädlichen, Symbole des Bösen, verabscheute man. Aber zu herrlich sagten sie von der Schlange mit dem Faltenkopf: blickte die liebliche auf, so erfüllte sie Alles mit Licht; so oft sie die Augen verschloß, wurde es Finsterniß. Sie war, sagen sie, das erste göttliche Wesen. Das Krokodil wurde in einigen Kantonen des Landes verehrt, in andern nicht, oder wohl gar verfolgt und getödtet, wovon später.

Unter den Kerbthieren verehrte man den heiligen Käfer (scarabaeus sacer). Rund und glänzend konnte er ein Bild der Sonne, und, weil er mit seinen Füßen Mistkügelchen formt, um ein Ei hineinzulegen, ein Bild des Bildners der Erde, des Weltschöpfers werden. *)

Die Biene, dieses psychologische Wunderthierchen, soll Großes gegolten haben, doch finden wir darüber, auffallend genug, gar nichts Gewisses. Vielleicht ehrte man sie nur an wenigen Orten, denn in Betreff mehrerer Thiere war ganz Aegypten so uneinig als möglich. Die Mendesier verehrten die

*) Der Apis wie der heilige Käfer kommt an ausgezeichneten Stellen des Sarges unserer Mumie in unserer Stiftsbibliothek vor.

Ziegen, und schlachteten die Schafe. Die Thebaner kehrten's um. Die Anhänger des Hundes tödteten den Fisch Oxyrinx, die des Oxyrinx den Hund, weßwegen beide Secten einander mitunter bekriegten. Solche Meinungskriege waren nicht selten, oft sehr blutig. Die Römer mußten einmal einen solchen Hader zwischen den Ombyten und Tentyriten wegen der Krokodilverehrung mit den Waffen stillen. Die Elephantiner verfolgten das Krokodil und aßen's und machten sich demselben sehr furchtbar. Die von Arsinoe hielten sich solche in Teichen, fütterten sie gar köstlich, und ihre Priester verstunden die Kunst, die Bestien wunderbar zahm zu machen. Die am See Möris hielten sich nur eins. Auf den Ruf kam es herbei und ließ sich das Futter in den Rachen schieben. Seine Ohren und Vorderfüße wurden mit goldenen Kettchen geziert. Nach seinem Tode wurde es einbalsamirt und feierlich beigesetzt. Aber ein solches Thier kann mehrere Menschenalter überleben, und es ist nicht zu sagen, wie alt und groß sie werden. Man hat Zeit sie zu zähmen. *) Bemerkenswerth, daß die einander entgegengesetzten Enden Aegyptens in Betreff der Krokodile ungleicher Ansicht waren.

Andere, selbst sehr nützliche Thiere, Esel und Schweine, waren ein Gegenstand allgemeinen Abscheues. Aegypten hat schöne rüstige Esel, die mit unserm grauen Müllereſel gar nicht verglichen werden können. Auch wurden sie häufig benutzt. Dennoch mußten am Feste der Sonne die Priester schwören, keinem Esel Futter zu reichen. Jährlich Einmal wurde einer mit allen Zeichen heftigen Abscheues von einem Felsen gestürzt. Man sagt zur Erklärung, daß er wegen seiner röthlichen Farbe ein Symbol des glühenden Samums der Wüste (des bösen Geistes Typhon) gewesen. Der Abscheu aber gegen die Schweine ging, wenn möglich, noch weiter. Man berührte keins, man aß keins; streifte man unglücklicher Weise an eins dieser Thiere, deren es erst noch im Lande eine ungeheure Menge gab, so mußte man sich und die Kleider im heiligen Nil reinigen.

---

*) Eines der größten wird vermuthlich im Cabinet unserer Stadtbibliothek seyn.

Aber eine eigne sehr zahlreiche Menschenclasse hielt ganze Heerden, hütete und aß sie. Sie waren dafür die Unreinen, die Ketzer im Lande. Kein Schweinhirt durfte in einen Tempel treten, keiner konnte in eine andere Familie als in die eines Mitschweinhirten heirathen, alle waren beinahe aller Rechte eines Aegyptiers mitten im Lande beraubt. An den Festen für Sonne und Mond wurden zwar Schweine geopfert, nur aß man sie nicht, sondern gab sie dem Schweinehalter, von dem man sie gekauft hatte, zurück. Andere sagen Anderes.

Woher dieser Abscheu? Die schädlichen Einwirkungen des Schweinefleisches erklären ihn, selbst wenn sie erwiesen wären, lange nicht genug, abgesehen davon, daß andere (neuere) Angaben die vorzügliche Gesundheit desselben behaupten. Das Schwein war eins der Symbole des Bösen, Symbol des Bösen wie das beinahe unschädliche, aber furchtbare, Nilpferd. Auf dieses ging man mit dem Spieße los. Auch das Krokodil scheint geschont, gefüttert, verehrt worden zu seyn, nur um den bösen Geist, den Typhon, nicht zu reizen, sich ihn durch gute Brocken günstig zu machen.

Wie auffallend, daß große wichtige Thiere, die alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußten, daß Pferde, Kamele und Maulthiere in Beziehung aufs Religiöse in ganz Aegypten gleichgültig waren! Kein Arbeitsthier war heilig; die Arbeit, das Lasttragen, das Wagenziehen ist menschlich. Götter thun nichts. Arbeiten müssen ist Folge der Sünde.

So hatten also die Aegyptier National-, Provincial-, Stadt- und Haus-Götterthiere, National-, Provincial- und Stadt-Teufelthiere. Jeder Nomus, jedes Haus hielt sich ein eignes Thier. Man kann sagen, daß die Aegyptier bei den Thieren wohnten und ihre Häuser in Ställe verwandelten. (Sonst ist dieses nur bei Bauern und Naturforschern der Fall.) Größere Thierfreunde, als die Aegyptier waren, kennen wir in der That nicht.

Grad und Art der Verehrung waren sehr verschieden. Man sollte, ehe man von der Vergötterung spricht, sorgfältig untersuchen, welchen Grad und welche Art der Verehrung man ihnen widmete, und ob man aus beiden richtig schließe.

Von den allgemein verehrten Thiergöttern ist's gewiß, daß man sie völlig vergötterte. Von der Bedienung vieler galt,

was oben vom Apis gesagt ist. Die ersten Priester widmeten ihnen ihr Leben, ihre Kräfte und Kenntnisse mit der größten Gewissenhaftigkeit. Man brachte ihnen freiwillig große Geschenke (Herodot); man stiftete für sie große Vermächtnisse; man setzte für sie eigne Ländereien aus. (Diodor.) Man fütterte sie mit dem besten Grase, mit in Milch gesottenen Kräutern, Brod in Milch, Eiern, Fischen, Gänsfleisch, Honigkuchen, rohem Fleische, je nachdem sie es liebten, und was etwa der Bringer selbst für sie für's Beste und Süßeste hielt. Herrlicher Weihrauch umduftete sie, man bereitete ihnen zierliche Bäder und Salben, schmückte sie mit Gold und Edelsteinen, und hielt ihnen ein Harem von Weibern ihrer Art. Man hielt sie der zartesten sinnlichen Empfindungen, sogar geistiger Gefühle fähig, traute ihnen ein völlig menschliches Denken, Verstehen, Beurtheilen und Schließen zu, und behandelte sie gerade so, als ob sie einen entwickelten ausgebildeten Sinn für Schmuck und Schönheit hätten, so daß in Aegypten gewiß in manchem Menschen der Wunsch aufstieg, ein Thier zu seyn. Man betete die Thiere ganz eigentlich an. Eltern stellten ihnen ihre Kinder vor, empfahlen sie ihnen mit Andacht und Gebet, flehten für sie um ihre göttliche Fürsorge.

Aber alles, was sie für die Thiere im Leben thaten, war sehr wenig gegen die Feierlichkeiten bei ihrem Tode und Begräbniß. Als ein Apis in Memphis starb, wurde zu seinem Begräbniß nicht nur der ganze große Tempelschatz aufgebraucht, sondern noch die Summe von fünfzig Talenten aufgenommen.

So wandte der Aegyptier all sein Dichten und Trachten auf die Thierverehrung, und brauchte beinahe Alles für sie auf. Für sich lebte er äußerst mäßig, arm, von Pflanzen und gedörrten Fischen. Es diente ihm das Thier nicht, sondern er dem Thier; das Thier war nicht, wie dem Israeliten, sein Reichthum, sondern seine Armuth. Alle Ansicht des Seyns und des Lebens war in Aegypten religiös, darum bezog sie sich beinahe nur auf die Zukunft. Für dieses Leben wohnte der Aegyptier in kleinen hölzernen Häusern, aber köstlich ließ er sich einbalsamiren; und seine Katakomben oder Todtengewölbe waren Paläste.

Bei solcher Ansicht von den Thieren konnten die Aegyptier Göttliches, Menschliches und Thierisches, jedem Schwung ihrer Einbildungskraft gemäß, verbinden.

Dem Osiris und der Isis setzten sie Rindhörner oder gar einen Rindskopf (der Moloch der Ammoniter) auf, der Isis einen Löwen-, dem Osiris einen Wolfs-, dem Anubis oder Sothris einen Hunds-, dem Horus einen Sperber- und dem Skorpion, was sich gar närrisch ausnimmt, einen Menschenkopf und Menschenhände. Das Pferd Bellerophon trägt Flügel, die Chimära vereint in sich den Löwen, den Widder und die Schlange, die Sphinx ist ein Weibkopf mit einem Löwenleib, Mannleiber haben Hasen-, Weibleiber Schlangen- und Froschköpfe. Eine Art phrygische Derketo ist unten ebenfalls Fisch. Ein Hundsbild hat drei Köpfe, und ein dem bösen Princip geweihtes Bild ist aus Nilpferd, Schwein, Mensch, Hund und Löwe zusammengesetzt.

Solche Zusammensetzungen kommen in ungeheurer Menge, aber ohne irgend eine psychologische Begründung, Beziehung noch Anwendung vor. Mißgeburten einer überschwänglichen Einbildungskraft! Zwar setzt auch die Natur z. B. den Leib eines Säugethiers (?) mit dem Schnabel einer Ente (ornithorynchus paradoxus, Schnabelthier) und manche noch viel auffallendere Mißgeburten zusammen. Sie componirte schon oft einen Menschenleib mit zwei Köpfen, brachte aber jedesmal das traurige unpsychologische Gebilde sogleich wieder um. Jedoch, was die Phantasie in Aegypten vereinigte, vereinigte die Natur noch nie. Thäte sie es, so müßte auch eine ganz andere Thierpsychologie gegeben seyn. Wann und wo sind Mensch und Pferd, Mensch und Vogel, Löwe und Schlange und Widder, Hund und Mensch miteinander von ihr verschmolzen worden? Nur in den alten Fabeln und Mythen, und jetzt noch in den Köpfen des großen Haufens, der Alles zusammenreimen kann!

Allgemein und fest war der Glauben an eine Wanderung der Seelen. Die der kriechenden Thiere gehen in Wasser-, diese in Landthiere, diese in Vögel, und diese in Menschen über. Die Menschenseele, war sie im Menschenleib gut, verwandelt sich in einen Dämon, und geht endlich in den Chor

der Götter ein; die bösbleibende muß wieder in ein kriechendes Wesen und den Lauf von neuem anfangen. Ein solcher ganzer Schul- oder Bildungscurs dauert tausend Jahre. Weil aber die meisten Menschenseelen auch nach dem zweiten Curse noch etwa Fehler an sich haben, müssen sie noch einen dritten machen, und demnach dreitausend Jahre wandern. Jeder Curs geht durch alle Thiergestalten des Wassers, der Erde und der Luft. So genau verband der Aegyptier Thiere, Menschen, Götter miteinander.

Wie mag die Thiervergötterung entstanden und besonders in Aegypten bis ins Ungeheure ausgebildet worden seyn? Der Streit darüber ist uralt.

a. Kriegshaufen benutzten Thierbilder als Feld- und Vereinigungszeichen. Nach Besiegung der Feinde verehrten sie dann aus Dankbarkeit die Thiere selbst. Allein man kann wohl das Bild um der Sache, aber nicht die Sache um des Bildes willen vergöttern!

b. Könige befahlen, um Getrennte leichter zu beherrschen, jeder Provinz eigne Thiere anzubeten. Diese Erklärung setzt, was erklärt werden soll, voraus!

c. Die Götter sind in der Urzeit von wüthenden Menschen verfolgt worden. Da verbargen sie sich in Thiere. Als sie wieder Meister geworden (wodurch? ist nicht gesagt) und sie wieder herausdurften, befahlen sie den zahmen sittsamen Menschen die Thiere, in welchen sie Schutz gefunden, zu verehren. Die Thiere waren also damals Götterhäuser!

d. Die Thiere sind unvernünftig, und dadurch mit dem bösen Princip Eins. In jedem Thier ist ein Teufel. Alle Schonung und Verehrung geschah demnach nur, um nicht den bösen Geist in ihnen zu reizen. Warum reizten sie ihn aber im Esel und Schwein? Uebrigens war die Verehrung beinahe aller keine Furcht- und Haß-, sondern eine Liebes- und Freudenverehrung. Wie lustig tanzten die Israeliten in der Wüste um den Apis!

e. Das Tödten irgend eines Thieres setzte, wegen des Glaubens an die Seelenwanderung, der Gefahr aus, einen Menschen, wohl gar einen lieben Verwandten aus seinem

jetzigen Hause zu treiben. Allein warum warfen sie junge Katzen ins Wasser? und ehrten sie die Pferde und Kamele nicht?

f. Die angebeteten Thiere waren nützlich. Allerdings war es der Ibis, das Rind, minder die Katze und der Hund. Und der Fisch Oxyrinx? Esel und Schwein waren viel nützlicher. Die Krokodile sind schädlich. Die Meinung, daß sie den Räubern das Waten durch den Nil gefährlich machen und dadurch nützen, ist lächerlich; sie verhindern daran auch ehrliche Leute. Uebrigens sah der Aegyptier vielleicht unter allen Völkern des Alterthums am wenigsten aufs Irdischnützliche. Er lebte schon auf Erden theils im Todtenreiche, theils im Himmel.

g. Die verehrten Thiere waren Repräsentanten ihrer Classen. Jede Classe ist nützlich oder schädlich. Die erstern verehrte man, sie sich günstig zu machen, letztere zu versöhnen. Können andere Völker sogar Kunstproducte, Töpfe, Pfeile rc., um sie sich günstig zu machen, anbeten, warum nicht die Aegyptier Thiere? Eine naturhistorisch-mystische Hypothese, die zwar ihre Bewahrheitung in vielen Gauen von Afrika und Amerika findet, aber eine Menge Fragen unbeantwortet läßt!

h. Die Thiere sind Symbole von Naturerscheinungen am Himmel und auf Erden, auf welche der Aegyptier, der den Acker baute, stets Rücksicht nehmen mußte. Alle Ausstellung von Thieren und Thierbildern, alle Feste, waren nur Kalenderzeichen oder Erinnerungen der Priester ans Volk, was in jeder Jahrszeit, in jedem Monat, an jedem Tage zu thun sey, das Volk aber betete diese Kalenderzeichen aus Unverstand an. Welchen Apparat für den einfachsten aller Ackerbauer, d. h. den ägyptischen!

i. Die Aegyptier fanden in den Thieren Aehnlichkeit mit Gottes- oder Götter-Eigenschaften. Möglich! aber sie verehrten auch Pflanzen, z. B. die Zwiebel, die Persea; sie verehrten auch Krüge und gar viele Dinge, die mit Gottes Eigenschaften in gar keine Verwandtschaft gesetzt werden können. Auch müßten die Aegyptier eine hyperorientalische Einbildungskraft gehabt haben.

k. Die angebeteten Thiere sind nichts Anderes als Symbole der Planeten und einiger anderer Himmelskörper. Aller Gottesdienst war ursprünglich, wie bei allen nichtisraelitischen Völkern, Sterndienst. Darum finden wir auch den verehrten Ochsen, den Bär, die Schlange, die Fische, das Pferd, den Löwen, den Skorpion u. s. w. am Himmel. Wie will man dann aber ohne einen ungeheuren Aufwand von alter Kunst und neuen Künsten die Legenden von Osiris, Isis, Hermes, Typhon, Antäus, Herakles, Busiris u. s. w., die ganz menschlich historisch tönen, nebst der Geographie, Zoologie und dem Ackerbau, so wie auch alle Religionsansichten des Landes, mit dem Planeten- und Zodiakal-System in Einklang bringen? Was müßte den alten ägyptischen Priestern nicht Alles zugemuthet werden?

l. Am wahrscheinlichsten ist die Ansicht, daß sich besonders Aegypten die ganze Natur: Götter, Sterne, Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und die Elemente als Eins, Alles mit Allem verwandt und verbunden, und Alles von guten und bösen Geistern durchdrungen, gedacht habe. So kann die Sonne mit dem Osiris und dem Stier, die Isis mit dem Monde und der Kuh, der Sirius mit dem Hunde, der Nilfluth und dem Ackerbau zusammenfallen. Jedes repräsentirt das andere, der Himmel die Erde, und die Erde den Himmel. Darum ist auch aller Dienst ein und ebenderselbe, und jeder kann verehren, was er will.

Aegypten war (wie der geistreiche Creuzer sagt) nun einmal ein großes Pantheon, ein Haus heiliger Thiere unter der Decke des Himmelsgewölbes, eine ganze heilige Heerde. Jeder Kanton antwortete einem Kanton am Himmel. Jedes Himmels-Revier ist ein Haus für die Götterthiere, und jedes Erden-Revier ein Tempel für seine Erdthiere.

So genommen kann dem Thier Planetarisches und dem Planet Thierisches, und mit Hülfe der combinirenden Phantasie Alles aus Allem gemacht werden. Allerdings ägyptische Künste!

So war denn doch der Grundgedanke des Stifters dieser Ansicht dem Himmel entnommen und religiös. Alle Religions-

stifter waren ideale Denker. Freilich gestaltete sich in Aegypten Alles eigen. Daher eben das Räthselhafte seiner Thiervergötterung, doch ist gerade die factisch gegebene Verschmelzung seines Planeten-, Erd-, Ackerbau- und Thierdienstes der Schlüssel der Erklärung. Wenn aber, was schwerlich wird geläugnet werden können, noch Manches unerklärt gelassen werden muß, so mag der eigne Cult jedes Nomus neben dem allgemeinen, und besonders das Schuld daran seyn, daß zu den ersten Anbetungen der Urzeit, später aus Inconsequenz, theils neue Thiere angenommen, theils nicht angenommen worden.

Quellen zur Kenntniß Aegyptens sind überflüssig, zur Erklärung doch noch nicht genugsame vorhanden.

Wir haben uns in Aegypten beinahe zu lange verweilt. Man kann aber mit seiner wundersamen Blendlaterne rückwärts bis nach Indien und vorwärts Europa bis in den äußersten Norden hinauf ein wenig erleuchten.

Das alte Carthago (eine Colonie von Phönikien) diente wie sein Mutterland der Sonne, dem Bal oder Moloch. Das gräßliche unpsychologische Bild wurde auch hier glühend gemacht. Kindlein, in seine Arme gelegt, rollten dann in einen Gluthofen herunter. An Festen schlachtete man ihm auch Erwachsene, bei Hunderten, Tausenden. Rinder- und Pferdeblut floß mit, denn beide Thiere waren der Sonne geheiligt, das Roß auch dem Meere, weßwegen die Schiffe Meerrosse hießen. Zum Glück milderten schon die Römer, nachdem sie ihre Herren geworden, diesen blutigsten aller Culte, doch ließen sich ihn die Carthager kaum und nur durch Anwendung der härtesten Strafen entwinden. Das Unnatürlichste bezaubert immer am meisten, und das Schrecklichste hat im Gemüthe die gröẞeste Gewalt. Den Christen aber mußte dieser Cult ein baarer Teufelsdienst seyn. Die Kirchenväter schossen die heftigsten Bannstrahlen gegen ihn. Hier waren sie recht angebracht. Christ seyn und dem Moloch Kinder verbrennen! Euch, christliche Eltern! Mütter! ladet kein Molochbild, euch ladet ein Anderer ein, ihm eure Kinder zu bringen!

Wir kennen Carthago nur durch die Römer, lateinische Kirchenväter und Münzen.

Im übrigen Afrika, dem beinahe glühenden Lande, dem Lande der Löwen, Elephanten, Nashorne, Giraffen, Zebra und Strauße, dem Lande der Wüsten, mag der Fetischismus Religion gewesen seyn. Jedes Haus ehrte ein Thier, eine Schlange, eine Grille (Grillus grillotalpa). Man pflegte es, man fütterte es sorgfältig, man betete es an, man drohte ihm aber auch und strafte es, wenn es nicht Glück gab. Man legte demnach Verstand, Einsicht, guten und bösen Willen, Geschicklichkeit, Macht, Teuflisches, Menschliches, Göttliches ins Thier.

Afrika's Dienst war ebenfalls Naturdienst, auch Afrika scheint vom Satze ausgegangen zu seyn, daß die Gottheit und Göttlichkeit sich in Alles ergossen, sich in viele tausend Dinge zerspalten habe, weßwegen in Einem Alles verehrt werden könne.

V. Hauptstück.

Die Griechen und Römer.

Wir gehen zu einem Lande über, dessen Einfluß, wenn nicht durch die Religion, doch durch die Wissenschaft und Kunst, auf die Denkart der Völker so groß, als diejenige Indiens und Palästina's war, nach Griechenland, das uns zuerst, neben seiner religiöspsychologischen Ansicht vom Thiere, auch naturhistorische und psychologische Ansichten auf dem wissenschaftlichen Standpunkte gegeben, mit welchem demnach später die Geschichte eigentlicher Thierpsychologie anfängt.

Griechenland wie Palästina, Indien und Aegypten ein heiliges Land, eines edeln Himmels, frischer grüner Erde, lebensfroher Thiere, geistreicher Menschen, mit heiligen Bergen und Thälern und Quellen, empfing seine Bewohner aus Asien über die Inseln, und seine Religions-Ansichten aus Asien und Aegypten, aber sein Geist veredelte, verfeinerte alles Empfangene, wodurch ein Uebergang in eine vollkommnere Zeit, eine Vorbereitung auf das Christenthum vermittelt wurde. Auch Griechenland gehört in den großen Völkerkreis, der dem Naturdienste huldigte; auch seine Religion kennt Götter, Planeten und Thiere am Himmel und auf Erden; sein Cult bezieht sich ebenfalls auf den Zusammenhang des Ueberirdischen mit dem Irdischen durch Mythen, aber Alles mit schönern Ideen, geschmackvollern Formen, feinern Ausdrücken.

Sein Geist machte Alles herrlich. Der Boden und der Himmel muß es so mit sich bringen, denn schon seine ersten Eingewanderten zeigen Aesthetik, wie selbst die rohesten An-

fänge seiner plastischen Kunst beweisen. Die Griechen konnten nichts Unschönes machen, und sogar ihre Laster und Thorheiten begingen sie ästhetischer, als manche Völker ihre Tugenden und Weisheiten. Alle ihre Mythologie wurde Ein großes meisterhaftes Kunstwerk, geboren von einer blühenden unerschöpflichen Phantasie.

Für die Götter wählten sie als Bild nur das Edelste auf Erden, den Menschen, und stellten das Thier weit, weit zurück, wodurch sie ein Gegensatz von Asien, besonders von Aegypten, wurden. Hier tritt kein dummes Fischweib, kein heufressender Ochse, kein teuflischer Moloch als Gott auf. Ihr Zeus, ihr Hermes und Apoll waren ganz andere Leute, Götter oder Bilder. Gewiß ist, daß der Grieche kein Thier anbetete, daß er keinem Thier opferte, daß er allerdings bisweilen Götter sich in Thiere, nie aber Thiere in Götter verwandeln ließ, daß er zwar auch arge unnaturgeschichtliche Phantasiegeburten zusammensetzte, doch aber eben die Heroen (die Halb- und Viertels-Götter) benutzte, sie umzubringen. Mit den Göttern selbst verbanden sie nur edlere Thiere. Zeus hatte den Adler, Here den Pfau, Athene Pallas die Eule. Die Rosse gehörten dem Phöbos, dem Sonnenwagenführer, und dem auf dem Meere daher fahrenden Poseidon. Der Hund war der Hekate, der Hirsch der Artemis Lust. Der Aphrodite waren die Tauben und Schwäne (sehr reine Thiere) geweiht, die edlere Aphrodite stund auf einer Schildkröte, deren Schale mit goldenen Saiten bespannt dem Gesang huldigt, die sinnliche ritt auf einem Bocke.

Dem Ares gehörte auch noch der kriegerische Wolf und der Specht, dem Poseidon der herrliche Schwimmer Delphin, Phöbos, dem Gesanglehrer, die Cicade, welche Anakreon und Plutarch musikalisch und heilig nennen. Die Laren führen den Hund, sey es zum Schutze des Hauses, oder um die Missethäter aufzuspüren. Aesculap ehrte die Schlange, der Heilkraft Symbol. Bemerkenswerth und anmuthig ist, was sie von den Bienen sagten. Heilige Bienen bewachen die Grotte, worin Zeus geboren worden. Zeus war Bienengott und Bienenvater. Er selbst hat die Bienen goldfarbig gemacht. Es haben die Musen in der Form von Bienen den Joniern von

Attika aus den Weg übers Meer nach Asien gezeigt. Priesterinnen hießen, ihrer besondern Heiligkeit wegen, Bienen. Aus der Sonne geboren, denkt die Biene immer an die Heimath und sucht sie, die Drohnen aber sind aus dem Aase des Pferdes geboren. Bienenseelen sind die, welche sich rein erhalten und auf die Rückkehr denken. Die Biene meidet alles Niedere. Bienen setzten dem neugebornen Zeus, über ihn freudig, süßen Honig auf die Lippen, und die Götter auf dem Olymp genießen Honig im Nektar und in der Ambrosia. Daß die Biene als Symbol der Colonie galt, ist begreiflich. Viel galt in den Mythen ihr Sinn für den Erzklang.

Die meisten Thiere scheinen demzufolge gewisser Eigenschaften wegen ausgewählt worden zu seyn. Eben darin liegt unverkennbar mancher psychologische Wink.

Ihre Mythologie hatte auch gräuliche Phantasiegeburten: Faunen, Centauren und andere Menschenthiere oder Thiermenschen, die aber zuletzt alle verschwanden, denn das Edlere siegte. Herakles mußte eine Menge Ungethiere: die vielköpfige Hydra, feuerspeiende Rosse, den Höllenhund u. s. w. erdrosseln. Andere wilde Wesen wurden von Göttern mit Leichtigkeit gezähmt. Panther ziehen den Wagen des Dionysos, Drachen den der Demeter; Kybele wird von Löwen gezogen, und Eros zähmt einen solchen einzig mit der Leyer, und reitet auf ihm.

Asien konnten sie doch nicht ganz verläugnen, Zeus war ihnen auch Stier- und Wolfsgott. Sie hatten auch Sonnenrinder. Diese weideten in Sicilien. Wenn Helios (Sonne) auf- und unterging, freute er sich ihrer jedesmal. Eine heilige Ziege (Amalthea) mangelte nicht. Aber des Osiris Herrscherpeitsche wurde Blitz in Zeus Faust. Die phrygische Derketo, oben Mensch, unten Fisch, schnitten sie entzwei und machten zwei Figuren, Wassermann und Fisch, daraus. Dem Zeus opferten sie Ochsen, dem Poseidon Stiere, der Pallas Athene Kälber, der Demeter Schweine, dem Dionysos Böcke. Die Taube war der Aphrodite, der Hahn dem Aesculap als Opfer bestimmt. Der Grieche liebte das Thierblut nicht, denn man konnte Copien der Opferthiere von Kuchenteig bringen.

Wirklich müssen sich die Griechen die Götter den Thieren

noch näher gedacht haben, als wir ertragen mögen. Götter verwandeln sich in Menschen und Thiere. Zeus entführt den Ganymed in Adlergestalt. Eben er trug als Stier die Europa über Meer und wohnte einer Erdentochter als Schwan bei. Er kommt sogar als Specht und Geyer vor. Phöbos sprang einmal ins Meer und wurde Delphin. Dionysos erschreckte Schiffer in Form eines Löwen. Proteus, der Hüter der Meerkälber, konnte alle Thiergestalten annehmen. Jo, in eine Kuh verwandelt, brüllte wie eine Kuh, Hekate durchwanderte die Welt in Kuhgestalt. Hat nicht Zeus Ammon, als sein Sohn Hierakles ihn zu sehen wünschte, sich einen Widderkopf aufgesetzt und sich ihm so gezeigt? Zwei Wölfe begleiteten einen Priester zum Tempel der Ceres mit verbundenen Augen, und als Latona ihre Kinder in der Quelle Melitho waschen wollte, Hirten sie daran hinderten, kamen Wölfe und begleiteten sie zum Xanthus hin. Es müssen Götter in diesen Wölfen gewesen seyn! Indische ägyptische Incarnationen! Deßwegen konnten die Götter auch leicht Menschen in Thiere verwandeln, aber die Verwandlung galt als Bestrafung. Der Gott konnte wieder Gott, der Mensch jedoch nicht wieder Mensch werden. Artemis verwandelte den Jäger Aktäon in einen Hirsch, so daß ihn seine eignen Hunde zerrissen, und Dionysos tyrrhenische Schiffer in Delphine. Der Freund, der den vom Sonnenwagen herab in die Fluth gestürzten Phaëthon beweinte, ist ein Schwan geworden! Ja selbst Zeus, als er, zum Krieg gegen seinen Vater und die Titanen, Gönner mit Geld gedungen, sie das Geld angenommen, dann ihn ausgelacht hatten, verwandelte aus Aerger alle in Affen; Eros, immer mit Flügeln, erzeugte als Gott mit dem Chaos Vögel. Die Psyche erscheint als Schmetterling. Umgekehrt wird das Thier auch zur Bestrafung des sündigen Menschen gebraucht; denn Zeus befahl einem Geyer, dem Prometheus ewig die Leber zu fressen.

Unter den gegen hundert Arten von Weih- oder Wahrsagungen fanden sich einige aus dem Fluge und dem Geschrei der Vögel. Es gab prophetische Flieger und prophetische Sänger. Die Prophetenvögel waren der Adler, Geyer, Habicht, Falke, Rabe, die Eule, Krähe, Schwalbe und Taube.

Flog der Vogel rechts, so war es Glück, links Unglück, vorausgesetzt man schaue gegen Mitternacht, damit man rechts den Morgen, den Aufgang des Lichtes, habe. Sie hatten eigne Vogelschauer, die eine Art von Wissenschaft aus ihren Künsten machten. Wie die Hühner die Körner aufpickten, war wichtig, und Vögel, die vom Himmel herabfielen, waren von der größesten Bedeutung. Das ganze Morgenland liebte diese Art von Divination. Entweder geriethen sie durch die Wahrnehmung, daß die Vögel die Witterung vorempfinden, Sturm, Nebel, Sonnenschein, Sommer und Winter ankündigen und Propheten für den Ackerbau sind, darauf, oder man dachte sie, weil Eros selbst sie und zwar unter allen Thieren zuerst erzeugte, den Göttern näher; sie fliegen erst noch gerade unter dem Himmel. Sie sahen in ihnen Wesen, in welche die Götter ihre Worte und ihren Willen legten, und durch welche sie gerade die dunkelsten, kühnsten Belehrungen, d. h. diejenigen über das Schicksal, aussprachen. Alle Thiere stehen mit der Natur und also auch mit dem Schicksale in Verbindung, darum können die Vögel wenigstens geheimnißvoll durch Geschrei und Flug etwas ankündigen.

Warum segeln sie so eilig und in allen Richtungen wie das Schicksal durch die Lüfte? woher kommen, wohin segeln sie, die kühnen und immer frohen Luftschwimmer? Warum ein solches Durchkreuzen? Wir wissen's nicht. Alle vier Pole ziehen sie an. Raben und Krähen rufen ihresgleichen vor unseren Ohren verdächtige Worte zu. Sie sind uns Unglücksvögel, die Raben Galgenvögel.

So kamen jährlich laut einer Mythe schwarze Vögel zum Denkmal des ermordeten Memnons nach Ilion, ihn zu beweinen. Sie sangen Leichenlieder, kämpften, fielen zum Theil in blutigem Streite, und heim flogen die Sieger wieder.

Die religiöse Thierpsychologie der Griechen war also unläugbar die veredelte allgemein asiatische und stund der israelitischen näher. Außer dem Tempel sahen sie das Thier vermuthlich beinahe wie die Israeliten und wir an, doch waren sie feiner, poetischer und liebten und ehrten das Thier inniger.

An Quellen, die griechische Götter- und Natur-, also auch

der Götter ein; die bösbleibende muß wieder in ein kriechendes Wesen und den Lauf von neuem anfangen. Ein solcher ganzer Schul- oder Bildungscurs dauert tausend Jahre. Weil aber die meisten Menschenseelen auch nach dem zweiten Curse noch etwa Fehler an sich haben, müssen sie noch einen dritten machen, und demnach dreitausend Jahre wandern. Jeder Curs geht durch alle Thiergestalten des Wassers, der Erde und der Luft. So genau verband der Aegyptier Thiere, Menschen, Götter miteinander.

Wie mag die Thiervergötterung entstanden und besonders in Aegypten bis ins Ungeheure ausgebildet worden seyn? Der Streit darüber ist uralt.

a. Kriegshaufen benutzten Thierbilder als Feld- und Vereinigungszeichen. Nach Besiegung der Feinde verehrten sie dann aus Dankbarkeit die Thiere selbst. Allein man kann wohl das Bild um der Sache, aber nicht die Sache um des Bildes willen vergöttern!

b. Könige befahlen, um Getrennte leichter zu beherrschen, jeder Provinz eigne Thiere anzubeten. Diese Erklärung setzt, was erklärt werden soll, voraus!

c. Die Götter sind in der Urzeit von wüthenden Menschen verfolgt worden. Da verbargen sie sich in Thiere. Als sie wieder Meister geworden (wodurch? ist nicht gesagt) und sie wieder herausdurften, befahlen sie den zahmen sittsamen Menschen die Thiere, in welchen sie Schutz gefunden, zu verehren. Die Thiere waren also damals Götterhäuser!

d. Die Thiere sind unvernünftig, und dadurch mit dem bösen Princip Eins. In jedem Thier ist ein Teufel. Alle Schonung und Verehrung geschah demnach nur, um nicht den bösen Geist in ihnen zu reizen. Warum reizten sie ihn aber im Esel und Schwein? Uebrigens war die Verehrung beinahe aller keine Furcht- und Haß-, sondern eine Liebes- und Freudenverehrung. Wie lustig tanzten die Israeliten in der Wüste um den Apis!

e. Das Tödten irgend eines Thieres setzte, wegen des Glaubens an die Seelenwanderung, der Gefahr aus, einen Menschen, wohl gar einen lieben Verwandten aus seinem

jetzigen Hause zu treiben. Allein warum warfen sie junge Katzen ins Wasser? und ehrten sie die Pferde und Kamele nicht?

f. Die angebeteten Thiere waren nützlich. Allerdings war es der Ibis, das Rind, minder die Katze und der Hund. Und der Fisch Oxyrinx? Esel und Schwein waren viel nützlicher. Die Krokodile sind schädlich. Die Meinung, daß sie den Räubern das Waten durch den Nil gefährlich machen und dadurch nützen, ist lächerlich; sie verhindern daran auch ehrliche Leute. Uebrigens sah der Aegyptier vielleicht unter allen Völkern des Alterthums am wenigsten aufs Irdischnützliche. Er lebte schon auf Erden theils im Todtenreiche, theils im Himmel.

g. Die verehrten Thiere waren Repräsentanten ihrer Classen. Jede Classe ist nützlich oder schädlich. Die erstern verehrte man, sie sich günstig zu machen, letztere zu versöhnen. Können andere Völker sogar Kunstproducte, Töpfe, Pfeile rc., um sie sich günstig zu machen, anbeten, warum nicht die Aegyptier Thiere? Eine naturhistorisch-mystische Hypothese, die zwar ihre Bewahrheitung in vielen Gauen von Afrika und Amerika findet, aber eine Menge Fragen unbeantwortet läßt!

h. Die Thiere sind Symbole von Naturerscheinungen am Himmel und auf Erden, auf welche der Aegyptier, der den Acker baute, stets Rücksicht nehmen mußte. Alle Ausstellung von Thieren und Thierbildern, alle Feste, waren nur Kalenderzeichen oder Erinnerungen der Priester ans Volk, was in jeder Jahrszeit, in jedem Monat, an jedem Tage zu thun sey, das Volk aber betete diese Kalenderzeichen aus Unverstand an. Welchen Apparat für den einfachsten aller Ackerbauer, d. h. den ägyptischen!

i. Die Aegyptier fanden in den Thieren Aehnlichkeit mit Gottes- oder Götter-Eigenschaften. Möglich! aber sie verehrten auch Pflanzen, z. B. die Zwiebel, die Persea; sie verehrten auch Krüge und gar viele Dinge, die mit Gottes Eigenschaften in gar keine Verwandtschaft gesetzt werden können. Auch müßten die Aegyptier eine hyperorientalische Einbildungskraft gehabt haben.

k. Die angebeteten Thiere sind nichts Anderes als Symbole der Planeten und einiger anderer Himmelskörper. Aller Gottesdienst war ursprünglich, wie bei allen nicht-israelitischen Völkern, Sterndienst. Darum finden wir auch den verehrten Ochsen, den Bär, die Schlange, die Fische, das Pferd, den Löwen, den Skorpion u. s. w. am Himmel. Wie will man dann aber ohne einen ungeheuren Aufwand von alter Kunst und neuen Künsten die Legenden von Osiris, Isis, Hermes, Typhon, Antäus, Herakles, Busiris u. s. w., die ganz menschlich historisch tönen, nebst der Geographie, Zoologie und dem Ackerbau, so wie auch alle Religionsansichten des Landes, mit dem Planeten- und Zodiakal-System in Einklang bringen? Was müßte den alten ägyptischen Priestern nicht Alles zugemuthet werden?

l. Am wahrscheinlichsten ist die Ansicht, daß sich besonders Aegypten die ganze Natur: Götter, Sterne, Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und die Elemente als Eins, Alles mit Allem verwandt und verbunden, und Alles von guten und bösen Geistern durchdrungen, gedacht habe. So kann die Sonne mit dem Osiris und dem Stier, die Isis mit dem Monde und der Kuh, der Sirius mit dem Hunde, der Nilfluth und dem Ackerbau zusammenfallen. Jedes repräsentirt das andere, der Himmel die Erde, und die Erde den Himmel. Darum ist auch aller Dienst ein und ebenderselbe, und jeder kann verehren, was er will.

Aegypten war (wie der geistreiche Creuzer sagt) nun einmal ein großes Pantheon, ein Haus heiliger Thiere unter der Decke des Himmelsgewölbes, eine ganze heilige Heerde. Jeder Kanton antwortete einem Kanton am Himmel. Jedes Himmels-Revier ist ein Haus für die Götterthiere, und jedes Erden-Revier ein Tempel für seine Erdthiere.

So genommen kann dem Thier Planetarisches und dem Planet Thierisches, und mit Hülfe der combinirenden Phantasie Alles aus Allem gemacht werden. Allerdings ägyptische Künste!

So war denn doch der Grundgedanke des Stifters dieser Ansicht dem Himmel entnommen und religiös. Alle Religions-

stifter waren ideale Denker. Freilich gestaltete sich in Aegypten Alles eigen. Daher eben das Räthselhafte seiner Thiervergötterung, doch ist gerade die factisch gegebene Verschmelzung seines Planeten=, Erd=, Ackerbau= und Thierdienstes der Schlüssel der Erklärung. Wenn aber, was schwerlich wird geläugnet werden können, noch Manches unerklärt gelassen werden muß, so mag der eigne Cult jedes Nomus neben dem allgemeinen, und besonders das Schuld daran seyn, daß zu den ersten Anbetungen der Urzeit, später aus Inconsequenz, theils neue Thiere angenommen, theils nicht angenommen worden.

Quellen zur Kenntniß Aegyptens sind überflüssig, zur Erklärung doch noch nicht genugsame vorhanden.

Wir haben uns in Aegypten beinahe zu lange verweilt. Man kann aber mit seiner wundersamen Blendlaterne rückwärts bis nach Indien und vorwärts Europa bis in den äußersten Norden hinauf ein wenig erleuchten.

Das alte Carthago (eine Colonie von Phönikien) diente wie sein Mutterland der Sonne, dem Bal oder Moloch. Das gräßliche unpsychologische Bild wurde auch hier glühend gemacht. Kindlein, in seine Arme gelegt, rollten dann in einen Gluthofen herunter. An Festen schlachtete man ihm auch Erwachsene, bei Hunderten, Tausenden. Rinder= und Pferdeblut floß mit, denn beide Thiere waren der Sonne geheiligt, das Roß auch dem Meere, weßwegen die Schiffe Meerrosse hießen. Zum Glück milderten schon die Römer, nachdem sie ihre Herren geworden, diesen blutigsten aller Culte, doch ließen sich ihn die Carthager kaum und nur durch Anwendung der härtesten Strafen entwinden. Das Unnatürlichste bezaubert immer am meisten, und das Schrecklichste hat im Gemüthe die größeste Gewalt. Den Christen aber mußte dieser Cult ein baarer Teufelsdienst seyn. Die Kirchenväter schossen die heftigsten Bannstrahlen gegen ihn. Hier waren sie recht angebracht. Christ seyn und dem Moloch Kinder verbrennen! Euch, christliche Eltern! Mütter! ladet kein Molochbild, euch ladet ein Anderer ein, ihm eure Kinder zu bringen!

Wir kennen Carthago nur durch die Römer, lateinische Kirchenväter und Münzen.

Im übrigen Afrika, dem beinahe glühenden Lande, dem Lande der Löwen, Elephanten, Nashorne, Giraffen, Zebra und Strauße, dem Lande der Wüsten, mag der Fetischismus Religion gewesen seyn. Jedes Haus ehrte ein Thier, eine Schlange, eine Grille (Grillus grillotalpa). Man pflegte es, man fütterte es sorgfältig, man betete es an, man drohte ihm aber auch und strafte es, wenn es nicht Glück gab. Man legte demnach Verstand, Einsicht, guten und bösen Willen, Geschicklichkeit, Macht, Teuflisches, Menschliches, Göttliches ins Thier.

Afrika's Dienst war ebenfalls Naturdienst, auch Afrika scheint vom Satze ausgegangen zu seyn, daß die Gottheit und Göttlichkeit sich in Alles ergossen, sich in viele tausend Dinge zerspalten habe, weßwegen in Einem Alles verehrt werden könne.

V. Hauptstück.

Die Griechen und Römer.

Wir gehen zu einem Lande über, dessen Einfluß, wenn nicht durch die Religion, doch durch die Wissenschaft und Kunst, auf die Denkart der Völker so groß, als diejenige Indiens und Palästina's war, nach Griechenland, das uns zuerst, neben seiner religiös-psychologischen Ansicht vom Thiere, auch naturhistorische und psychologische Ansichten auf dem wissenschaftlichen Standpunkte gegeben, mit welchem demnach später die Geschichte eigentlicher Thierpsychologie anfängt.

Griechenland wie Palästina, Indien und Aegypten ein heiliges Land, eines edeln Himmels, frischer grüner Erde, lebensfroher Thiere, geistreicher Menschen, mit heiligen Bergen und Thälern und Quellen, empfing seine Bewohner aus Asien über die Inseln, und seine Religions-Ansichten aus Asien und Aegypten, aber sein Geist veredelte, verfeinerte alles Empfangene, wodurch ein Uebergang in eine vollkommnere Zeit, eine Vorbereitung auf das Christenthum vermittelt wurde. Auch Griechenland gehört in den großen Völkerkreis, der dem Naturdienste huldigte; auch seine Religion kennt Götter, Planeten und Thiere am Himmel und auf Erden; sein Cult bezieht sich ebenfalls auf den Zusammenhang des Ueberirdischen mit dem Irdischen durch Mythen, aber Alles mit schönern Ideen, geschmackvollern Formen, feinern Ausdrücken. 1.

Sein Geist machte Alles herrlich. Der Boden und der Himmel muß es so mit sich bringen, denn schon seine ersten Eingewanderten zeigen Aesthetik, wie selbst die rohesten An-

fänge seiner plastischen Kunst beweisen. Die Griechen konnten nichts Unschönes machen, und sogar ihre Laster und Thorheiten begingen sie ästhetischer, als manche Völker ihre Tugenden und Weisheiten. Alle ihre Mythologie wurde Ein großes meisterhaftes Kunstwerk, geboren von einer blühenden unerschöpflichen Phantasie.

Für die Götter wählten sie als Bild nur das Edelste auf Erden, den Menschen, und stellten das Thier weit, weit zurück, wodurch sie ein Gegensatz von Asien, besonders von Aegypten, wurden. Hier tritt kein dummes Fischweib, kein heufressender Ochse, kein teuflischer Moloch als Gott auf. Ihr Zeus, ihr Hermes und Apoll waren ganz andere Leute, Götter oder Bilder. Gewiß ist, daß der Grieche kein Thier anbetete, daß er keinem Thier opferte, daß er allerdings bisweilen Götter sich in Thiere, nie aber Thiere in Götter verwandeln ließ, daß er zwar auch arge unnaturgeschichtliche Phantasiegeburten zusammensetzte, doch aber eben die Heroen (die Halb- und Viertels-Götter) benutzte, sie umzubringen. Mit den Göttern selbst verbanden sie nur edlere Thiere. Zeus hatte den Adler, Here den Pfau, Athene Pallas die Eule. Die Rosse gehörten dem Phöbos, dem Sonnenwagenführer, und dem auf dem Meere daher fahrenden Poseidon. Der Hund war der Hekate, der Hirsch der Artemis Lust. Der Aphrodite waren die Tauben und Schwäne (sehr reine Thiere) geweiht, die edlere Aphrodite stund auf einer Schildkröte, deren Schale mit goldenen Saiten bespannt dem Gesang huldigt, die sinnliche ritt auf einem Bocke.

Dem Ares gehörte auch noch der kriegerische Wolf und der Specht, dem Poseidon der herrliche Schwimmer Delphin, Phöbos, dem Gesanglehrer, die Cicade, welche Anakreon und Plutarch musikalisch und heilig nennen. Die Laren führen den Hund, sey es zum Schutze des Hauses, oder um die Missethäter aufzuspüren. Aesculap ehrte die Schlange, der Heilkraft Symbol. Bemerkenswerth und anmuthig ist, was sie von den Bienen sagten. Heilige Bienen bewachen die Grotte, worin Zeus geboren worden. Zeus war Bienengott und Bienenvater. Er selbst hat die Bienen goldfarbig gemacht. Es haben die Musen in der Form von Bienen den Joniern von

Attika aus den Weg übers Meer nach Asien gezeigt. Priesterinnen hießen, ihrer besondern Heiligkeit wegen, Bienen. Aus der Sonne geboren, denkt die Biene immer an die Heimath und sucht sie, die Drohnen aber sind aus dem Aase des Pferdes geboren. Bienenseelen sind die, welche sich rein erhalten und auf die Rückkehr denken. Die Biene meidet alles Niedere. Bienen setzten dem neugebornen Zeus, über ihn freudig, süßen Honig auf die Lippen, und die Götter auf dem Olymp genießen Honig im Nektar und in der Ambrosia. Daß die Biene als Symbol der Colonie galt, ist begreiflich. Viel galt in den Mythen ihr Sinn für den Erzklang.

Die meisten Thiere scheinen demzufolge gewisser Eigenschaften wegen ausgewählt worden zu seyn. Eben darin liegt unverkennbar mancher psychologische Wink.

Ihre Mythologie hatte auch gräuliche Phantasiegeburten: Faunen, Centauren und andere Menschenthiere oder Thiermenschen, die aber zuletzt alle verschwanden, denn das Edlere siegte. Herakles mußte eine Menge Ungethiere: die vielköpfige Hydra, feuerspeiende Rosse, den Höllenhund u. s. w. erdrosseln. Andere wilde Wesen wurden von Göttern mit Leichtigkeit gezähmt. Panther ziehen den Wagen des Dionysos, Drachen den der Demeter; Kybele wird von Löwen gezogen, und Eros zähmt einen solchen einzig mit der Leyer, und reitet auf ihm.

Asien konnten sie doch nicht ganz verläugnen, Zeus war ihnen auch Stier- und Wolfsgott. Sie hatten auch Sonnenrinder. Diese weideten in Sicilien. Wenn Helios (Sonne) auf- und unterging, freute er sich ihrer jedesmal. Eine heilige Ziege (Amalthea) mangelte nicht. Aber des Osiris Herrscherpeitsche wurde Blitz in Zeus Faust. Die phrygische Derketo, oben Mensch, unten Fisch, schnitten sie entzwei und machten zwei Figuren, Wassermann und Fisch, daraus. Dem Zeus opferten sie Ochsen, dem Poseidon Stiere, der Pallas Athene Kälber, der Demeter Schweine, dem Dionysos Böcke. Die Taube war der Aphrodite, der Hahn dem Aesculap als Opfer bestimmt. Der Grieche liebte das Thierblut nicht, denn man konnte Copien der Opferthiere von Kuchenteig bringen.

Wirklich müssen sich die Griechen die Götter den Thieren

noch näher gedacht haben, als wir ertragen mögen. Götter verwandeln sich in Menschen und Thiere. Zeus entführt den Ganymed in Adlergestalt. Eben er trug als Stier die Europa über Meer und wohnte einer Erdentochter als Schwan bei. Er kommt sogar als Specht und Geyer vor. Phöbos sprang einmal ins Meer und wurde Delphin. Dionysos erschreckte Schiffer in Form eines Löwen. Proteus, der Hüter der Meerkälber, konnte alle Thiergestalten annehmen. Io, in eine Kuh verwandelt, brüllte wie eine Kuh, Hekate durchwanderte die Welt in Kuhgestalt. Hat nicht Zeus Ammon, als sein Sohn Hierakles ihn zu sehen wünschte, sich einen Widderkopf aufgesetzt und sich ihm so gezeigt? Zwei Wölfe begleiten einen Priester zum Tempel der Ceres mit verbundenen Augen, und als Latona ihre Kinder in der Quelle Melitho waschen wollte, Hirten sie daran hinderten, kamen Wölfe und begleiteten sie zum Xanthus hin. Es müssen Götter in diesen Wölfen gewesen seyn! Indische ägyptische Incarnationen! Deßwegen konnten die Götter auch leicht Menschen in Thiere verwandeln, aber die Verwandlnng galt als Bestrafung. Der Gott konnte wieder Gott, der Mensch jedoch nicht wieder Mensch werden. Artemis verwandelte den Jäger Aktäon in einen Hirsch, so daß ihn seine eignen Hunde zerrissen, und Dionysos tyrrhenische Schiffer in Delphine. Der Freund, der den vom Sonnenwagen herab in die Fluth gestürzten Phaëthon beweinte, ist ein Schwan geworden! Ja selbst Zeus, als er, zum Krieg gegen seinen Vater und die Titanen, Gönner mit Geld gedungen, sie das Geld angenommen, dann ihn ausgelacht hatten, verwandelte aus Aerger alle in Affen; Eros, immer mit Flügeln, erzeugte als Gott mit dem Chaos Vögel. Die Psyche erscheint als Schmetterling. Umgekehrt wird das Thier auch zur Bestrafung des sündigen Menschen gebraucht; denn Zeus befahl einem Geyer, dem Prometheus ewig die Leber zu fressen.

Unter den gegen hundert Arten von Weih- oder Wahrsagungen fanden sich einige aus dem Fluge und dem Geschrei der Vögel. Es gab prophetische Flieger und prophetische Sänger. Die Prophetenvögel waren der Adler, Geyer, Habicht, Falke, Rabe, die Eule, Krähe, Schwalbe und Taube.

Flog der Vogel rechts, so war es Glück, links Unglück, vorausgesetzt man schaue gegen Mitternacht, damit man rechts den Morgen, den Aufgang des Lichtes, habe. Sie hatten eigne Vogelschauer, die eine Art von Wissenschaft aus ihren Künsten machten. Wie die Hühner die Körner aufpickten, war wichtig, und Vögel, die vom Himmel herabfielen, waren von der größesten Bedeutung. Das ganze Morgenland liebte diese Art von Divination. Entweder geriethen sie durch die Wahrnehmung, daß die Vögel die Witterung vorempfinden, Sturm, Nebel, Sonnenschein, Sommer und Winter ankündigen und Propheten für den Ackerbau sind, darauf, oder man dachte sie, weil Eros selbst sie und zwar unter allen Thieren zuerst erzeugte, den Göttern näher; sie fliegen erst noch gerade unter dem Himmel. Sie sahen in ihnen Wesen, in welche die Götter ihre Worte und ihren Willen legten, und durch welche sie gerade die dunkelsten, kühnsten Belehrungen, d. h. diejenigen über das Schicksal, aussprachen. Alle Thiere stehen mit der Natur und also auch mit dem Schicksale in Verbindung, darum können die Vögel wenigstens geheimnißvoll durch Geschrei und Flug etwas ankündigen.

Warum segeln sie so eilig und in allen Richtungen wie das Schicksal durch die Lüfte? woher kommen, wohin segeln sie, die kühnen und immer frohen Luftschwimmer? Warum ein solches Durchkreuzen? Wir wissen's nicht. Alle vier Pole ziehen sie an. Raben und Krähen rufen ihresgleichen vor unseren Ohren verdächtige Worte zu. Sie sind uns Unglücksvögel, die Raben Galgenvögel.

So kamen jährlich laut einer Mythe schwarze Vögel zum Denkmal des ermordeten Memnons nach Ilion, ihn zu beweinen. Sie sangen Leichenlieder, kämpften, fielen zum Theil in blutigem Streite, und heim flogen die Sieger wieder.

Die religiöse Thierpsychologie der Griechen war also unläugbar die veredelte allgemein asiatische und stund der israelitischen näher. Außer dem Tempel sahen sie das Thier vermuthlich beinahe wie die Israeliten und wir an, doch waren sie feiner, poetischer und liebten und ehrten das Thier inniger.

An Quellen, die griechische Götter- und Natur-, also auch

religiöse Thieransicht kennen zu lernen, ist, wie bekannt, der erste rechte Ueberfluß vorhanden.

Die Römer, die Weltbeherrscher, wohnhaft in Latium, am Meer, an Flüssen, unter italischem Himmel, hergeschwommen von ferne, waren, wie in allem Wissenschaftlichen und Künstlerischen, so in der Mythologie und dem Cult und aller ihrer Ansicht, beinahe nur geschickte Copisten der Griechen.

Den nothwendig modificirten Charakter des römischen Cults und der römischen Ansicht müssen wir theils der anderartigen Landesbeschaffenheit, dem anderartigen Volkscharakter, so wie auch der stillen unerklärbaren Veränderung aller menschlichen Dinge und deren Vorbereitung auf eine Zukunft zuschreiben. Der Ausdruck war verschieden, aber die Grundvorstellungen waren die gleichen. Was die Griechen von den Göttern erzählten, erzählten auch sie.

Zeus und Jupiter hatten den gleichen Adler, Hero und Juno den gleichen Pfau, Artemis und Diana den gleichen Jagdhund, Poseidon und Neptun die gleichen Rosse u. s. w. Darum konnten die Römer zur Zeit der Kaiser, als sie schmeichlerisch diese zu vergöttern angefangen, vom Scheiterhaufen der Kaiser einen Adler, von dem der Kaiserin einen Pfau aufsteigen lassen. Kaiser und Kaiserin waren Jupiter und Juno geworden.

Sonderbar! wie die Aegyptier den Phönix unter Sesostris, Amasis und Ptolemäus gesehen haben wollen, so wollen die Römer ihn unter Tiberius gesehen haben.

Gleiche Verwandlungen der Götter in Thiere, gleiche Wahr- und Weißsagerei aus den Eingeweiden der Ochsen, aus dem Geschrei und Fluge der Vögel! Aber die Römer (und Etrusker) stellten sich gegen Mittag, den Sonnenhöhepunkt, weßwegen ihnen der Aufgang links Glück, die rechte oder Abendseite Unglück war. Man mag stehen wie man will, vom Untergang wird kein Glück erwartet! Ja, das Gekrächze einer Krähe zur linken, wie das eines Raben zur rechten Hand, wurden beide für glücklich gehalten. Bisweilen guckte auch bei den Römern der Augur nach Osten. Durch den Gesang gaben Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Eule (strix bubo), der Hahn, durch den Flug z. B. der Adler und Geyer.

Wohl dem, der auf die Andeutungen Rücksicht nahm! P. Claudius sagte zum Pullarius, der als Hühnerfütterer vor der Abreise in den punischen Krieg ihm als böses Zeichen meldete: „Die Hühner wollen nicht fressen!" im Zorne: „so laß sie saufen" und ließ sie ins Meer werfen, worauf er im Seetreffen gänzlich geschlagen wurde. Sie erzählten auch von Vögeln, welche glückliche Anzeichen früherer aufhoben und sie in Unglück verwandelten.

Die Opfer gestalteten sich ebenfalls nach Umständen. Der Ceres wurden Schweine geopfert, weil sie die Getreidefelder verwüsteten. Einmal umwickelte ein Knabe (ein kleiner römischer Simson) den Schwanz eines Fuchses mit Stroh, zündete den Wisch an, und ließ ihn los. Der Fuchs rannte in ein Kornfeld und verbrannte es. Seitdem wurde der Ceres jährlich ein Fuchs mit Stroh, das man um ihn band, verbrannt.

k. Die angebeteten Thiere sind nichts Anderes als Symbole der Planeten und einiger anderer Himmelskörper. Aller Gottesdienst war ursprünglich, wie bei allen nichtisraelitischen Völkern, Sterndienst. Darum finden wir auch den verehrten Ochsen, den Bär, die Schlange, die Fische, das Pferd, den Löwen, den Skorpion u. s. w. am Himmel. Wie will man dann aber ohne einen ungeheuren Aufwand von alter Kunst und neuen Künsten die Legenden von Osiris, Isis, Hermes, Typhon, Antäus, Herakles, Busiris u. s. w., die ganz menschlich historisch tönen, nebst der Geographie, Zoologie und dem Ackerbau, so wie auch alle Religionsansichten des Landes, mit dem Planeten- und Zodiakal-System in Einklang bringen? Was müßte den alten ägyptischen Priestern nicht Alles zugemuthet werden?

l. Am wahrscheinlichsten ist die Ansicht, daß sich besonders Aegypten die ganze Natur: Götter, Sterne, Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und die Elemente als Eins, Alles mit Allem verwandt und verbunden, und Alles von guten und bösen Geistern durchdrungen, gedacht habe. So kann die Sonne mit dem Osiris und dem Stier, die Isis mit dem Monde und der Kuh, der Sirius mit dem Hunde, der Nilfluth und dem Ackerbau zusammenfallen. Jedes repräsentirt das andere, der Himmel die Erde, und die Erde den Himmel. Darum ist auch aller Dienst ein und ebenderselbe, und jeder kann verehren, was er will.

Aegypten war (wie der geistreiche Creuzer sagt) nun einmal ein großes Pantheon, ein Haus heiliger Thiere unter der Decke des Himmelsgewölbes, eine ganze heilige Heerde. Jeder Kanton antwortete einem Kanton am Himmel. Jedes Himmels-Revier ist ein Haus für die Götterthiere, und jedes Erden-Revier ein Tempel für seine Erdthiere.

So genommen kann dem Thier Planetarisches und dem Planet Thierisches, und mit Hülfe der combinirenden Phantasie Alles aus Allem gemacht werden. Allerdings ägyptische Künste!

So war denn doch der Grundgedanke des Stifters dieser Ansicht dem Himmel entnommen und religiös. Alle Religions-

stifter waren ideale Denker. Freilich gestaltete sich in Aegypten Alles eigen. Daher eben das Räthselhafte seiner Thiervergötterung, doch ist gerade die factisch gegebene Verschmelzung seines Planeten-, Erd-, Ackerbau- und Thierdienstes der Schlüssel der Erklärung. Wenn aber, was schwerlich wird geläugnet werden können, noch Manches unerklärt gelassen werden muß, so mag der eigne Cult jedes Nomus neben dem allgemeinen, und besonders das Schuld daran seyn, daß zu den ersten Anbetungen der Urzeit, später aus Inconsequenz, theils neue Thiere angenommen, theils nicht angenommen worden.

Quellen zur Kenntniß Aegyptens sind überflüssig, zur Erklärung doch noch nicht genugsame vorhanden.

Wir haben uns in Aegypten beinahe zu lange verweilt. Man kann aber mit seiner wundersamen Blendlaterne rückwärts bis nach Indien und vorwärts Europa bis in den äußersten Norden hinauf ein wenig erleuchten.

Das alte Carthago (eine Colonie von Phönikien) diente wie sein Mutterland der Sonne, dem Bal oder Moloch. Das gräßliche unpsychologische Bild wurde auch hier glühend gemacht. Kindlein, in seine Arme gelegt, rollten dann in einen Gluthofen herunter. An Festen schlachtete man ihm auch Erwachsene, bei Hunderten, Tausenden. Rinder- und Pferdeblut floß mit, denn beide Thiere waren der Sonne geheiligt, das Roß auch dem Meere, weßwegen die Schiffe Meerrosse hießen. Zum Glück milderten schon die Römer, nachdem sie ihre Herren geworden, diesen blutigsten aller Culte, doch ließen sich ihn die Carthager kaum und nur durch Anwendung der härtesten Strafen entwinden. Das Unnatürlichste bezaubert immer am meisten, und das Schrecklichste hat im Gemüthe die größeste Gewalt. Den Christen aber mußte dieser Cult ein baarer Teufelsdienst seyn. Die Kirchenväter schossen die heftigsten Bannstrahlen gegen ihn. Hier waren sie recht angebracht. Christ seyn und dem Moloch Kinder verbrennen! Euch, christliche Eltern! Mütter! ladet kein Molochbild, euch ladet ein Anderer ein, ihm eure Kinder zu bringen!

Wir kennen Carthago nur durch die Römer, lateinische Kirchenväter und Münzen.

Im übrigen Afrika, dem beinahe glühenden Lande, dem Lande der Löwen, Elephanten, Nashorne, Giraffen, Zebra und Strauße, dem Lande der Wüsten, mag der Fetischismus Religion gewesen seyn. Jedes Haus ehrte ein Thier, eine Schlange, eine Grille (Grillus grillotalpa). Man pflegte es, man fütterte es sorgfältig, man betete es an, man drohte ihm aber auch und strafte es, wenn es nicht Glück gab. Man legte demnach Verstand, Einsicht, guten und bösen Willen, Geschicklichkeit, Macht, Teuflisches, Menschliches, Göttliches ins Thier.

Afrika's Dienst war ebenfalls Naturdienst, auch Afrika scheint vom Satze ausgegangen zu seyn, daß die Gottheit und Göttlichkeit sich in Alles ergossen, sich in viele tausend Dinge zerspalten habe, weßwegen in Einem Alles verehrt werden könne.

V. Hauptstück.

Die Griechen und Römer.

Wir gehen zu einem Lande über, dessen Einfluß, wenn nicht durch die Religion, doch durch die Wissenschaft und Kunst, auf die Denkart der Völker so groß, als diejenige Indiens und Palästina's war, nach Griechenland, das uns zuerst, neben seiner religiöspsychologischen Ansicht vom Thiere, auch naturhistorische und psychologische Ansichten auf dem wissenschaftlichen Standpunkte gegeben, mit welchem demnach später die Geschichte eigentlicher Thierpsychologie anfängt.

Griechenland wie Palästina, Indien und Aegypten ein heiliges Land, eines edeln Himmels, frischer grüner Erde, lebensfroher Thiere, geistreicher Menschen, mit heiligen Bergen und Thälern und Quellen, empfing seine Bewohner aus Asien über die Inseln, und seine Religions-Ansichten aus Asien und Aegypten, aber sein Geist veredelte, verfeinerte alles Empfangene, wodurch ein Uebergang in eine vollkommnere Zeit, eine Vorbereitung auf das Christenthum vermittelt wurde. Auch Griechenland gehört in den großen Völkerkreis, der dem Naturdienste huldigte; auch seine Religion kennt Götter, Planeten und Thiere am Himmel und auf Erden; sein Cult bezieht sich ebenfalls auf den Zusammenhang des Ueberirdischen mit dem Irdischen durch Mythen, aber Alles mit schönern Ideen, geschmackvollern Formen, feinern Ausdrücken. 1.

Sein Geist machte Alles herrlich. Der Boden und der Himmel muß es so mit sich bringen, denn schon seine ersten Eingewanderten zeigen Aesthetik, wie selbst die rohesten An-

noch näher gedacht haben, als wir ertragen mögen. Götter verwandeln sich in Menschen und Thiere. Zeus entführt den Ganymed in Adlergestalt. Eben er trug als Stier die Europa über Meer und wohnte einer Erdentochter als Schwan bei. Er kommt sogar als Specht und Geyer vor. Phöbos sprang einmal ins Meer und wurde Delphin. Dionysos erschreckte Schiffer in Form eines Löwen. Proteus, der Hüter der Meerkälber, konnte alle Thiergestalten annehmen. Jo, in eine Kuh verwandelt, brüllte wie eine Kuh, Hekate durchwanderte die Welt in Kuhgestalt. Hat nicht Zeus Ammon, als sein Sohn Hierakles ihn zu sehen wünschte, sich einen Widderkopf aufgesetzt und sich ihm so gezeigt? Zwei Wölfe begleiten einen Priester zum Tempel der Ceres mit verbundenen Augen, und als Latona ihre Kinder in der Quelle Melitho waschen wollte, Hirten sie daran hinderten, kamen Wölfe und begleiteten sie zum Xanthus hin. Es müssen Götter in diesen Wölfen gewesen seyn! Indische ägyptische Incarnationen! Deßwegen konnten die Götter auch leicht Menschen in Thiere verwandeln, aber die Verwandlnng galt als Bestrafung. Der Gott konnte wieder Gott, der Mensch jedoch nicht wieder Mensch werden. Artemis verwandelte den Jäger Aktäon in einen Hirsch, so daß ihn seine eignen Hunde zerrissen, und Dionysos tyrrhenische Schiffer in Delphine. Der Freund, der den vom Sonnenwagen herab in die Fluth gestürzten Phaëthon beweinte, ist ein Schwan geworden! Ja selbst Zeus, als er, zum Krieg gegen seinen Vater und die Titanen, Gönner mit Geld gedungen, sie das Geld angenommen, dann ihn ausgelacht hatten, verwandelte aus Aerger alle in Affen; Eros, immer mit Flügeln, erzeugte als Gott mit dem Chaos Vögel. Die Psyche erscheint als Schmetterling. Umgekehrt wird das Thier auch zur Bestrafung des sündigen Menschen gebraucht; denn Zeus befahl einem Geyer, dem Prometheus ewig die Leber zu fressen.

Unter den gegen hundert Arten von Weih- oder Wahrsagungen fanden sich einige aus dem Fluge und dem Geschrei der Vögel. Es gab prophetische Flieger und prophetische Sänger. Die Prophetenvögel waren der Adler, Geyer, Habicht, Falke, Rabe, die Eule, Krähe, Schwalbe und Taube.

Flog der Vogel rechts, so war es Glück, links Unglück, vorausgesetzt man schaue gegen Mitternacht, damit man rechts den Morgen, den Aufgang des Lichtes, habe. Sie hatten eigne Vogelschauer, die eine Art von Wissenschaft aus ihren Künsten machten. Wie die Hühner die Körner aufpickten, war wichtig, und Vögel, die vom Himmel herabfielen, waren von der größesten Bedeutung. Das ganze Morgenland liebte diese Art von Divination. Entweder geriethen sie durch die Wahrnehmung, daß die Vögel die Witterung vorempfinden, Sturm, Nebel, Sonnenschein, Sommer und Winter ankündigen und Propheten für den Ackerbau sind, darauf, oder man dachte sie, weil Eros selbst sie und zwar unter allen Thieren zuerst erzeugte, den Göttern näher; sie fliegen erst noch gerade unter dem Himmel. Sie sahen in ihnen Wesen, in welche die Götter ihre Worte und ihren Willen legten, und durch welche sie gerade die dunkelsten, kühnsten Belehrungen, d. h. diejenigen über das Schicksal, aussprachen. Alle Thiere stehen mit der Natur und also auch mit dem Schicksale in Verbindung, darum können die Vögel wenigstens geheimnißvoll durch Geschrei und Flug etwas ankündigen.

Warum segeln sie so eilig und in allen Richtungen wie das Schicksal durch die Lüfte? woher kommen, wohin segeln sie, die kühnen und immer frohen Luftschwimmer? Warum ein solches Durchkreuzen? Wir wissen's nicht. Alle vier Pole ziehen sie an. Raben und Krähen rufen ihresgleichen vor unseren Ohren verdächtige Worte zu. Sie sind uns Unglücksvögel, die Raben Galgenvögel.

So kamen jährlich laut einer Mythe schwarze Vögel zum Denkmal des ermordeten Memnons nach Ilion, ihn zu beweinen. Sie sangen Leichenlieder, kämpften, fielen zum Theil in blutigem Streite, und heim flogen die Sieger wieder.

Die religiöse Thierpsychologie der Griechen war also unläugbar die veredelte allgemein asiatische und stund der israelitischen näher. Außer dem Tempel sahen sie das Thier vermuthlich beinahe wie die Israeliten und wir an, doch waren sie feiner, poetischer und liebten und ehrten das Thier inniger.

An Quellen, die griechische Götter= und Natur=, also auch

religiöse Thieransicht kennen zu lernen, ist, wie bekannt, der erste rechte Ueberfluß vorhanden.

Die Römer, die Weltbeherrscher, wohnhaft in Latium, am Meer, an Flüssen, unter italischem Himmel, hergeschwommen von ferne, waren, wie in allem Wissenschaftlichen und Künstlerischen, so in der Mythologie und dem Cult und aller ihrer Ansicht, beinahe nur geschickte Copisten der Griechen.

Den nothwendig modificirten Charakter des römischen Cults und der römischen Ansicht müssen wir theils der anderartigen Landesbeschaffenheit, dem anderartigen Volkscharakter, so wie auch der stillen unerklärbaren Veränderung aller menschlichen Dinge und deren Vorbereitung auf eine Zukunft zuschreiben. Der Ausdruck war verschieden, aber die Grundvorstellungen waren die gleichen. Was die Griechen von den Göttern erzählten, erzählten auch sie.

Zeus und Jupiter hatten den gleichen Adler, Hero und Juno den gleichen Pfau, Artemis und Diana den gleichen Jagdhund, Poseidon und Neptun die gleichen Rosse u. s. w. Darum konnten die Römer zur Zeit der Kaiser, als sie schmeichlerisch diese zu vergöttern angefangen, vom Scheiterhaufen der Kaiser einen Adler, von dem der Kaiserin einen Pfau aufsteigen lassen. Kaiser und Kaiserin waren Jupiter und Juno geworden.

Sonderbar! wie die Aegyptier den Phönix unter Sesostris, Amasis und Ptolemäus gesehen haben wollen, so wollen die Römer ihn unter Tiberius gesehen haben.

Gleiche Verwandlungen der Götter in Thiere, gleiche Wahr- und Weissagerei aus den Eingeweiden der Ochsen, aus dem Geschrei und Fluge der Vögel! Aber die Römer (und Etrusker) stellten sich gegen Mittag, den Sonnenhöhepunkt, weßwegen ihnen der Aufgang links Glück, die rechte oder Abendseite Unglück war. Man mag stehen wie man will, vom Untergang wird kein Glück erwartet! Ja, das Gekrächze einer Krähe zur linken, wie das eines Raben zur rechten Hand, wurden beide für glücklich gehalten. Bisweilen guckte auch bei den Römern der Augur nach Osten. Durch den Gesang gaben Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Eule (strix bubo), der Hahn, durch den Flug z. B. der Adler und Geyer.

Wohl dem, der auf die Andeutungen Rücksicht nahm! P. Claudius sagte zum Pullarius, der als Hühnerfütterer vor der Abreise in den punischen Krieg ihm als böses Zeichen meldete: „Die Hühner wollen nicht fressen!" im Zorne: „so laß sie saufen" und ließ sie ins Meer werfen, worauf er im Seetreffen gänzlich geschlagen wurde. Sie erzählten auch von Vögeln, welche glückliche Anzeichen früherer aufhoben und sie in Unglück verwandelten.

Die Opfer gestalteten sich ebenfalls nach Umständen. Der Ceres wurden Schweine geopfert, weil sie die Getreidefelder verwüsteten. Einmal umwickelte ein Knabe (ein kleiner römischer Simson) den Schwanz eines Fuchses mit Stroh, zündete den Wisch an, und ließ ihn los. Der Fuchs rannte in ein Kornfeld und verbrannte es. Seitdem wurde der Ceres jährlich ein Fuchs mit Stroh, das man um ihn band, verbrannt.

VI. Hauptstück.

Das alte Europa.

Wir schauen nun ins alte Europa, und finden in ihm, obschon nach der Verschiedenheit seiner Länder, überall den gleichen Grundcharakter. Zwar kann es wegen seiner Wälder und Winter ein borstiger Eber, ein struppichter Büffelochse genannt werden, desto eher konnte die auch ihm bisweilen hell und warm leuchtende Sonne sein Gott, die Sterne, die seltenen, seine Götter seyn. Ebenso wird in ihm, wovon Kunstüberbleibsel in Rhätien, am Rhein und im äußersten Dänemark zeugen, ein geheiligter, ein Urstier, eine Art Mythendienst gefunden.

Die Franken, ein weit verbreitetes Volk, nannten ihre Zaubrerinnen Eulen, weil sich diese in solche verwandeln konnten, und durch Beschwörungen glaubten sie kranke Thiere so gut als Menschen heilen zu können. (Ob hierin nicht eine Deutung auf den Magnetismus?) Die Vogeldeutung bezog sich wenigstens auf eine Krähe und eine Habichtart. Flog erstere von der Linken zur Rechten und krächzte, so war's ein gutes Reise-, der vorüberfliegende Bussard ein gutes Herbergszeichen. Von den der Sonne geheiligten Pferden waren die Köpfe das Heiligste. Man opferte auch Menschen. In Ungarn galt ebenfalls die Pferdeverehrung. Polen hatte für seine Hausthiere, und zwar für jede Art, einen eigenen Gott. Die Feewees der Perser! Und wie die Aegyptier Kantons-Heilige. Böhmen verehrte Raubvögel. Die Seele des Menschen fliegt im Sterben auf und davon in den Wald, verjagt

dann aber die andern Vögel. Als Heldenbilder galten edle Thiere. Ein Mann war ein Stier, ein Hirsch, ein liebender Jüngling eine Taube, ein Liebesbote eine Lerche. Schön ist die Legende, daß auf dem Gezweige einer heiligen Eiche, unter welcher ein ermordeter Jüngling lag, ein Sperber stets den Tod desselben verkündigte, die Seele des Jünglings aber als Hirsch am Fuß der Eiche weidete. Pommern ehrte ein weißes (nisäisches) Roß, das nur der oberste Priester füttern und reiten durfte. Hier galt besonders das Pferde-Orakel. Beim Opfern floß Menschen- mit Lamm-, Rind- und Eberblut. Beinahe wie die Aegyptier bildeten sie phantastische Thiergestalten. Der Rabe gehörte dem Odin oder Sonnengott. Ihre Mythologie erzählt von Adlern, Krebsen und Schnecken (schleichende Geheimnisse). Am Auferstehungstag muß ein Löwe die Todten aufbrüllen. Ihre Waldgötter waren aus Hirsch, Rind und Bock componirt. Litthauen und Preußen feierten dem Schweine und dem Ziegenbock Feste. Jedes Haus hielt sich eine Schlange (Fetischismus). Man hatte auch heilige Kröten und Eleuthiere. Im ganzen großen slavischen Völkerstamme bezog sich die Anbetung vorzüglich auf ihre Hausthiere, über die sie wohlthätige Götter setzten. In den Wäldern hatten sie einer Art griechischer Faunen, die im Grase ganz klein, in den Wäldern höher als die Bäume seyen, und beleidigt die Menschen irre führen. Der Flug und das Geschrei gewisser Vögel und das Begegnen gewisser Vierfüßler that das Schicksal kund. Vor dem Thiere habe der Mensch nur die Liebe voraus. Ein zarter Gedanke!

Britannien lebte dem Sonnendienste mitten in seinem Nebel, und seinem Symbole, dem Stier. Sein Apispriester selbst hieß der strahlende Stier.

Unter den Esthen und Curen war besonders die Vogeldeuterei ausgebildet. Der Pferdetritt galt ihnen sogar in Gerichten auf Leben und Tod als Orakelspruch. Daneben aber konnten sie glauben, daß Götter Pferde verzaubern.

Die Dänen sprachen mit ihren Nachbarn von einem göttlichen Hermaphroditen, ehrten den Sonnenstier und opferten Pferde. Die schwedischen Lehensmänner legten beim Schwur der Treue am König die Hand auf den Rücken eines Ebers.

Sogar die Lappen opferten in ihrer Menschenarmuth neben Rennthieren noch Menschen, ehrten die Schwalben und Bienen, und setzten den wilden Thieren Götter entgegen. Verwandlungen von Göttern und Menschen in Thiere kannten auch sie. Das außereuropäische Island ehrte den Schwan als Sinnbild der schneeweißen Unschuld, und den mit viel Wissen und Sprache versehenen Adler als das der zur Sonne aufschwebenden Seele. Wunderbar war ihnen das Krähen des Hahns, durch das er den Tag ankündigt, den er noch nicht sieht. Er ist prophetisch. Der Scandinavier älteste Urkunde ist die Edda.

Vom vierten Erdtheile, für den uns alle alten Urkunden mangeln, sind nur Spuren von Fetischismus vorhanden. Am Ohio verehren sie einen Ochsenvater, Ochsen Manitu, Stammhalter, Feewee, Genius oder Gott des Rindgeschlechtes, der in der Erde wohne. Vermuthlich nehmen sie auch Manitu für alle andern, wenigstens größere und nützliche Thiere an. In Südamerika hat man Spuren wirklich dagewesenen Mithradienstes gefunden. Oceanien, der fünfte Welttheil, wird, wenn es dem Fetischismus huldigt, das Räthselschnabelthier und sein Känguru aufgenommen haben.

So setzte demzufolge beinahe die ganze Welt das Thier, weil es, ohne zu irren, ganz der Natur folgt, selbst ganz Natur ist, über den Menschen, den sündigen Menschen (die Sünde ist von jeher verachtet worden) unter das Thier. Und so ging der Sonnen= oder Stierdienst in uralter Zeit höchst wahrscheinlich von Indien aus, immer nordwestlich durch Asien, Europa, bis nach Amerika (wie in neuester Zeit die Cholera). Die mythologischen Zeichendeuter nennen diesen Weg darum den Stierweg.

Wunderbare Uebereinstimmung aller Völker, der Morgen=, Abend=, Mittag= und Mitternachts=Länder! Wunderbarer Zug einer und derselben Vorstellung, die auf ihrem Zuge wie ein Lichtstrahl rechts und links sich verbreitete! Mit welcher Achse des Erdballs, mit welcher Linie am Himmel fällt diese zusammen? Sie scheint astronomisch tellurisch, oder kosmisch beurtheilt werden zu müssen.

Wir kennen also auf dem ganzen Erdenrunde nur zwei

psychologische Thiergrundansichten: die israelitische und die indische. Die erstere war auf den kleinsten Raum beschränkt, die andere hat sich beinahe die ganze Erde erobert. Das Christenthum, auf die israelitische Ansicht gestützt, macht die indische allmählich sinken, und von Palästina aus ist eine wahrere Thieransicht gekommen. Die Verschiedenheit besteht in der Verwechslung oder Nichtverwechslung des Geschöpfs mit dem Schöpfer. Den Heiden aller Zeiten und Formen war das Thier göttlich, dem Israeliten untermenschlich. Die Vermittlung geschah durch die Griechen.

Es mußte eben bei den Griechen durch ruhige Beobachtung und parteilose Vergleichung der Thiere mit dem Menschen allmählich eine naturhistorisch-psychologische Ansicht entstehen, und Griechenland und Rom sich an die palästinische anschließen, wodurch dann ein Widerspruch zwischen ihrem Cult und der Wissenschaft entstehen mußte, der bei den Israeliten nicht entstehen konnte. Die Dichter aber der Griechen und Römer schmolzen noch Religionslehre und Wissenschaft, ganz ihrem Cult angemessen, zusammen, und ihre Philosophen, die zum Theil auch Dichter waren, benutzten die Mythen noch, und vermischten Wahrheit und Dichtung kühn und listig, wie Kartenkünstler, miteinander.

VII. Hauptstück.

Der Talmud und der Koran.

Nachträglich geben wir, der Vollständigkeit wegen, noch Einiges aus dem Talmud und dem Koran, diesen Auswüchsen oder Wasserschossen aus dem schönen grünen Baum der Bibel, diesen mehr und minder unglücklichen Nachklängen früherer Ansichten. Der eine wird von einem weit verbreiteten, festen, der andere von einem allverbreiteten, wie der ewige Jude immer wandernden, Volke vernommen; beide gelten als Glaubens-Normen, doch ist nur der Koran ein eigentliches Religionsbuch. Des Talmuds beide Theile (Mischna und Gemara) enthalten Auslegungen der mosaischen Schriften, mit Vorschriften und Anwendungen auf die neue Zeit, in der nun die Juden lebten, Traditionen, Controversen, Commentare der Ceremonial-Gesetze, Rabbinen-Satzungen und Jurisprudenz, besonders in der Halacha, Sprüche aber und Erzählungen, Parabeln, Fabeln, Mythen und Legenden, Geistvolles und Geistleeres in der Hagada (gleich bedeutend mit Mythos). Der ältere Theil des Talmuds mag ums Jahr 150 nach Christo, der zweite etwa ums Jahr 220 entstanden seyn. Wir geben Proben, aus welchen wir uns aber augenblicklich von einem orientalisch-jüdischen Hauch angeweht fühlen. Die Stellen sind aus der Hagada.

Rabbi Levi sagte (10 Cap. V. 11 des Pred. Salomons): Beim künftigen Gerichte werden sich alle Thiere um die Schlange versammeln und zu ihr sagen: der Löwe erdrosselt und frißt, der Wolf zerreißt und frißt, du aber, welchen Nutzen hast du, wenn du stichst? Sie aber antwortet: welchen Vortheil hat der Verleumder?

Rabbi Simon, Ben Eleasar sagte: nie habe ich gesehen ein Rehe, das Früchte dörrte, einen Löwen, der ein Lastträger, einen Fuchs, der ein Krämer war, und doch ernähren sie sich ohne Sorge und Mühe; wenn nun diese, die nur erschaffen worden sind, um zu dienen, sich ohne Sorge und Mühe ernähren, um so leichter sollte ich (Mensch) mich ernähren, der ich erschaffen bin, meinem Schöpfer zu dienen! aber ich habe meine Handlungsweise verschlimmert und meine Ernährung erschwert.

Ein Kalb, das zur Schlachtbank geführt wurde, steckte den Kopf unter den Mantel des Rabbi (diesen Namen führt vorzugsweise der Sammler der Mischna, R. Juda der Heilige) und heulte; da sagte Rabbi zu ihm: gehe! du bist dazu erschaffen worden. Und es wurde ausgesprochen: weil er sich nicht erbarmte, sollen körperliche Schmerzen über ihn kommen. Als hernach eines Tages die Magd des Rabbi das Haus reinigte, fand sie junge Maulwürfe, die sie wegwerfen wollte. Da sagte er zu ihr: es stehet geschrieben (Ps. 145): der Herr erbarmet sich aller seiner Geschöpfe. Da wurde ausgesprochen: weil er sich erbarmet, so erbarme sich der Allerbarmherzige auch über ihn, und seine Leiden hörten auf.

R. Jochanan sagte: wenn das Gesetz Israel nicht gegeben worden wäre, hätten wir gelernt Artigkeit von der Katze (die in einem verborgenen Winkel ihre Nothdurft verrichtet); (nicht zu) rauben von den Ameisen (die im Sommer Vorrath sammeln und einander nicht berauben); eheliche Treue von der Taube und Feinheit im Umgange von dem Hahne, der vor der Begattung dem Weibchen schön thut und es zu gewinnen sucht. Frage: was sagt der Hahn dem Weibchen? Antwort: ich will dir ein Kleid kaufen, das bis auf den Boden reicht, und hernach (wenn er nach der Begattung den Kopf schüttelt) sagt er: es falle mir der Kamm ab, wenn ich habe (wofür zu kaufen) und nicht kaufe.

Die Raben lieben einander, die Hunde und Hähne hassen einander. Das Roß ist geil und stolz, es liebt den Krieg, achtet den Schlaf nicht, frißt viel, wirft wenig aus, und geht gern an den Seiten der Straßen. Nach Einigen sucht es auch seinen Herrn im Kriege zu tödten. Wenn die Hunde

weinen, kommt der Todesengel in die Stadt; wenn sie lachen, der Prophet Elias. (Elias gilt bei den Talmudisten als ein guter Engel. Seine Erscheinung gilt als ein Zeichen von Glück, und noch heutzutage sagt ein Jude zum andern, statt: Bist du glücklich geworden? Hast du den Propheten Elias angetroffen? Wie charakteristisch für die Juden!)

Rami, der Sohn Hamas, sagt: kein wildes Thier hat Gewalt über einen Menschen, es sey, er erscheine ihm als ein Vieh, denn es heißt Ps. 49.: er gleicht dem Vieh. (Tief psychologisch, darum mystisch!)

Die Schüler R. Eleasars Ben Zadoks fragten ihn: warum erkennt der Hund seinen Herrn und die Katze erkennt ihn nicht? Und er antwortete: wenn derjenige, der von dem ißt, wovon eine Maus gegessen hat, das Erlernte vergißt (dieß war allgemeiner Glaube), um so vergeßlicher muß der seyn, der die Maus selber ißt.

Wenn die Alten waren wie Engel, so sind wir wie Menschen, waren sie aber wie Menschen, so sind wir Eseln gleich; jedoch nicht dem Esel des R. Pinehas Ben Jair. (Ein Spruch, der an mehreren Orten im Talmud vorkommt!)

Die Geschichte aber dieses Esels wird so erzählt: die Eselin des R. Pinehas wurde von Räubern weggeführt. Sie mußte sich in dieser Höhle drei Tage aufhalten, wollte aber gar nichts essen. Da sagten die Räuber: sie wird sterben und unsere Höhle stinkend werden, und entließen sie. Sie lief geradeswegs auf das Haus ihres Herrn zu und schrie. Dieser erkannte ihre Stimme und sagte zu seinen Knechten: machet der Armen auf, und gebet ihr Gerste. Aber sie rührte die Gerste nicht an. Sie sagten hierauf zu ihrem Herrn: wir haben ihr Gerste gegeben, sie rührt sie aber nicht an. Er fragte: habt ihr die Gerste gereinigt? Ja, war die Antwort. Habt ihr auch die Hebe und den Zehnten davon gegeben? Das nicht. Man that nun dieses, und sie aß.

R. Simeon, Ben Halophta, hatte den Ruf eines Experimentators, der Alles selbst untersuchen wollte. Da fragte ein Schüler, wodurch er zu diesem Rufe gekommen sey, und R. Mesardia (der lange nach ihm gelebt hatte) antwortete: Es stehet geschrieben (Prov. 6): die Ameisen haben keinen An-

führer und Fürsten. Da wollte nun der genannte R. Simeon sich überzeugen, ob dem wirklich so sey. Er ging also in der größesten Sommerhitze zu einem Ameisenneste, und breitete seinen Mantel darüber aus, um Schatten zu machen. Eine Ameise kam heraus. Da machte er sich ein Zeichen an derselben (um sie in der Folge wieder zu erkennen), dann ging sie wieder zurück und sagte den andern: es ist Schatten. Indeß hatte Simeon den Mantel weggenommen. Als aber die Ameisen herauskamen, fanden sie Sonnenschein. Da fielen sie über die Lügnerin her und tödteten sie. Nun sagte R. Simeon: es ist doch wahr, daß sie keinen König haben, sonst hätten sie ja um seine Bewilligung der Execution anhalten müssen. Dagegen wendet aber ein Anderer ein: vielleicht war der König mit unter ihnen, oder sie haben seine Einwilligung erhalten, oder es war zwischen einem König und dem andern, in welchem jeder nach Belieben handelt.

Zur Stelle 1 B. Mos. 19 heißt's: „Ich trug euch auf Adlerflügeln.“ Andere Vögel tragen ihre Jungen zwischen ihren Füßen, denn sie fürchten sich vor höherfliegenden Raubvögeln. Nicht so der Adler, der nur den Menschen fürchtet, der einen Pfeil nach ihm schießen könnte. Da sagt er: der Pfeil treffe lieber mich, als meine Kinder! und nimmt sie daher auf seine Flügel.

Wer beten will, schaue mit den Augen gegen die Erde, mit dem Herzen gen Himmel, sonst schelten ihn die Engel einen Schweinskopf.

Darum sind die Thiere in der Sündfluth ersäuft worden, weil die Hunde mit den Wölfen, und die Hähne mit den Pfauen die Ehe gebrochen hatten.

Ueber einen Mann, den die Weiber tödten, geht weder Urtheil noch Recht, wie über eine Katze nicht, die von Mäusen getödtet wird.

R. Janai verwandelte eine Kuh in einen Esel. — Mehr als genug Talmudisches! Auch der Koran enthält nur wenig.

Mehrere Suren (Capitel — ihrer sind im Ganzen 114) haben ihre Ueberschriften von Thieren bekommen, z. B. die Kuh, das Vieh, die Biene, die Ameise, die Spinne, die angespornten

Rosse, die Elephanten; mehrmals jedoch kann man in der Sure schlechterdings keinen Grund dazu finden. Die Ueberschrift selbst ist schon Hieroglyphe. Es heißt darin z. B.: Gott darf sich gar nicht schämen, von Kleinigkeiten, z. B. von einer Mücke, ein Gleichniß herzunehmen. Die Ungläubigen werden auch von den fluchenden Thieren verflucht. (Welche Thiere fluchen ist nicht gesagt.) Junge Sabbathschänder sind von Gott einmal in Affen, alte in Schweine verwandelt worden. Dem Gläubigen sind die mannichfachen Thierarten Zeichen genug, um Gott kennen zu lernen, die Ungläubigen sind aber den Thieren selbst gleich, denn sie vernehmen vom Zurufe auch nichts als den Schall. Beim Tödten eines jeden Thieres muß man Gottes Namen aussprechen. Das Morden im Kriege ist nicht so schrecklich als die Gefahr, zur Anbetung (eines Thieres) verführt zu werden. Esra's Esel ist hundert Jahre nach dem Tode wieder auferweckt worden. Abrahams zertheilte Vögel flogen alle wieder ganz zu ihm hin; und durch Jesu Hauch wurde ein Vogel von Thon lebendig. Kain schlug seinen Bruder zu todt, trug dann denselben eine Zeit lang auf den Achseln, ohne zu wissen, wie er ihn verbergen könne. Da schickte Gott ihm einen Raben, dieser biß dann einen andern Raben, grub ein Loch in die Erde und scharrte ihn ein. Von diesem lernte Kain, wie er den Bruder begraben soll. Und Kain sprach: wehe mir! habe ich nicht einmal so viel Fähigkeit, wie dieser Rabe, daß ich den Leichnam meines Bruders zu verbergen wüßte! Im Buche, das sich die Vorsehung hält, ist keine Creatur ausgelassen, und alle kehren wieder zu ihrem Herrn zurück. Fische zeigten sich am Sabbath öffentlich, an den Werktagen nicht. Eine Kamelin trat als Gesandter Gottes auf. Als Frevler ihr die vier Füße abgeschnitten, bedräute sie dieselben mit vielen Worten. Gott nimmt das Kriechen jedes Insectes wahr, kennt eines jeden Aufenthalt und Lage, selbst wenn's noch im Leibe seiner Mutter ist, oder es sterbe oder verwandle sich im Tode.

Der Herr flüsterte der Biene zu: baue die Häuser in Berge und Bäume und iß von allen Früchten, dann gehe auf dem Wege, den dir der Herr angewiesen hat, wieder heim. Niemand unterstützt den Vogel im Fluge als Gott. Jedem

Menschen ist ein Vogel an den Hals gebunden (d. h. ein Schicksal, das mit ihm davon fliegt). Auch die Vögel loben Gott, wenn sie ihre Flügel ausbreiten, und jedes Geschöpf hat sein eignes Gebet, sein eignes Loblied. Ungläubige sind minder lenkbar als das Vieh. Salomons Heer bestand aus Teufeln, Menschen und Vögeln. Jeder Heerestheil hatte seinen Führer. Sie kamen ins Ameisenthal. Da rief eine Ameise: begebt euch, Ameisen, in euere Wohnungen, damit ihr nicht zertreten werdet. Salomon verstund die Ameise, freute sich ungemein und lächelte. Sprich in einem sanften Tone, denn das Geschrei der Esel ist unausstehlich. Hätte Jonas im Bauche des Fisches nicht Gott gelobt, so hätte er bis zum Auferstehungstage drin bleiben müssen. Zu David versammelten sich die Vögel, mit ihm Gott zu loben.

Gott hat acht Paar zahmes Vieh den ersten Menschen vom Himmel herab gesandt, denn das Paradies, zur Rechten des Thrones Gottes, ist ja voller Thiere. Die Ungläubigen sollten doch nur die Schöpfung der Kamele betrachten, sie würden gläubig werden. Der Elendeste der Menschen ermordete eine Kamelin Gottes, gegen alle Warnung des göttlichen Gesandten, aber Gott strafte ihn und die Andern, um ihres Frevels wegen. Ein Heer rückte auf Elephanten gegen Muhamed. Da schickte Gott ganze Haufen Vögel zu seiner Hülfe, und sie schmissen Steine gegen die Elephanten und zernichteten sie.

Ebenfalls genug, um die Uebereinstimmung und den Widerspruch mit Früherm einzusehen.

Wir haben noch nicht viel Objectives gewonnen.

VIII. Hauptstück.

Uebergang in die eigentliche Thierpsychologie durch die Dichter.

Der Säuger Orpheus, der in seinem Urschlamme, in der aus diesem hervorgegangenen Schlange mit dem Löwenkopfe, in seinen noch anderartigen abenteuerlichen Thiergestalten, in seinem Mannweibe u. s. w. noch mythisch-psychologisch ist, hinterließ uns auch die Sage, daß er mit seinem Monochorde Löwen und Tiger gezähmt. Sie hörten ihm gerne zu und setzten sich gar fromm und still zu seinen Füßen. Wäre hierin etwas Geschichtliches, so wäre der musikalische Sinn dieser Thiere, die Gewalt, der Zauber der Tonkunst auch über die Gemüther sogenannter Bestien erwiesen. Der Gegenstand wäre für die Psychologie wichtig, weil vom Daseyn dieses Einen Sinnes auf einige andere, damit verwandte, mit ziemlicher Sicherheit geschlossen werden könnte.

Im Hesiodos, der uns das Entstehen der Götter (personificirte Naturkräfte) kennen lehrte, finden wir die Angabe, daß Fische, wilde Thiere und Vögel darum, weil kein sittliches Gefühl in ihnen sey, einander verzehren.

Wenn in dieser Zeit aber noch Mensch und Thier, ja Gott, Mensch und Thier nicht genau getrennt, die Seelen aller drei, als aus Einer Urnatur hervorgegangen, gedacht worden, so sind auch alle drei Psychen: Gott, Mensch und Thier nur der Stufe nach verschieden, und gehen gar sonderbar, wie die Figuren in Ovids Verwandlungen und in Arabesken, in einander über. Auf diesem Standpunkte sind wir dann aber immer noch Mythologen, oder wenigstens Pantheisten. Eben auf diesem Standpunkte stund Homeros noch mit Einem Fuße. An-

derntheils trennte er Gott, Mensch und Thier schon genau, denn, sagt er, nimmer verwandt ist der unsterblichen Götter=Geschlecht mit dem Geschlechte der armen, hungrigen, elenden, dem schwarzen Verhängniß unterworfenen Menschen. Die Thiere sind ihm nur Thiere. Er vergöttert sie nicht, doch kennt er unsterbliche Rosse und Rosse im hohen Olympos. Rosse weinen und sprechen. Die Seele des sterbenden Rosses verfliegt in der Luft, die des Menschen sinkt zum Hades hinab. Sterben müssen sogar die halbgöttlichen Helden. Eben weil ihm die Thiere Thiere, aber mit Denkkraft, Willen und Gefühl versehene Wesen sind, konnte er uns thierpsychologische Lehren geben.

Zwischen die Mythe und die historische Wahrheit könnten wir auch die Fabel setzen, die in der That ebenfalls als ein Uebergang betrachtet werden kann. Sie entfernt sich vom Götter= und nähert sich dem Thierleben, stellt aber in der Form des letztern das Menschenleben dar, wodurch es erlaubt ist, vom Menschen rückwärts aufs Thier zu schließen, es sey denn, daß diese Art Poesie gar nichts Geschichtliches in sich habe, und Mensch und Thier innerlich nicht mit einander verwandt seyen. Dann aber fällt der Werth und die Anmuth der Fabel wie auch der Mythe in sich selbst zurück. Apis ist ja in der Mythe der segnende Gott (Sonne), der segnende Mensch (Osiris) und das segnende Thier (Rind). Die List, die der eiteln Dummheit den Käse abschwatzt, ist im Aesop der Fuchs im Thier und Menschen; so wie die auf den Winter sich vorsehende Thätigkeit und die unbekümmerte Lustigkeit Ameise und Grashüpfer im Menschen und im Thiere ist.

Homeros hat in den Göttern nur Menschen mit Unsterblichkeit und größern physischen und intelligibeln Kräften, nur magische Wesen gesehen, weil wir Menschen für die Thiere, wenn diese sich auch nur einigermaßen mit uns vergleichen können, in der That nichts anders, als eben solche Götter und magische Wesen sind. Sittlichkeit sah Homeros in keinem der Götter.

Zeus hielt sein Beilager mit der Here auf dem Ida, weil sie gar liebreizend zu ihm gekommen war; Zeus wird eingeschläfert, und schläft dann lange zum Schaden der Troer. Er hängt die Here mit Ambossen an den Beinen in die Luft, sie wegen ihres bösen Maules zu strafen, und schmiß einmal die Göt-

ter aus Zorn an den Wänden herum. Die Götter schmausen beinahe immer auf dem Olympos, und dem sie Besuchenden reichen sie augenblicklich zum Willkomm den Becher dar. Mit solchen Göttern können Menschen und Thiere verwandt seyn. Sterbliche Männer erzeugen mit Göttinnen Kinder, Götter und Göttinnen kommen in den Krieg vor Ilios und werden verwundet, so daß Blut floß. Götter verwandeln sich in Schwalben und Tauben. Boreas begattete sich auf der Weide in Gestalt eines dunkelmähnigen Rosses mit des Erichthonos dreitausend Müller-Rossen und erzeugte zwölf Füllen. Die Rosse im Olymp hießen Feuerfuchs, Brandfuchs, Hellfuchs, Frühauf, die an Apollo's Wagen Lichtfuchs und Leuchter. Die höchsten Götter fütterten und schirrten selbst sie an. Es waren sogar göttliche Rosse auf Erden, so die des Königs der Thraker, die ehemals den Poseidon zogen. Nestor verglich sie mit Sonnenstrahlen. Auch Achilleus' Rosse waren halbgöttlich. Eben diese weinten, als Patroklos, ihr Führer, getödtet war; den Trauernden entfielen heiße Thränen, und die Köpfe senkten sie bis zur Erde herab. Automedon hieb zwar tüchtig mit der Peitsche auf sie, fluchte und schmeichelte. Sie stunden wie Grabsäulen. Da spannte sie Achilleus an, und diesem weissagte das eine mit wohlgesetzten Worten sein schwarzes Verhängniß, und Achilleus erwiederte, wie man Propheten erwiedert. Homeros sagt, daß Here sie sprachfähig gemacht habe. Aber nachdem es gesprochen, hemmten seine Sprache die Erinnyen. Alle diese göttlichen Rosse konnten leicht schön, muthvoll, herrlich werden. Sie wurden mit Götterfutter gefüttert. Den irdischen Rossen gaben die Griechen vor Ilios Gerste und Weizen. Ebenfalls Futter, das Pferde und Menschen schön macht. Die unsrigen müssen oft Riedgras essen: Stroh und Tannenreiser verhäßlichen Menschen und Thiere.

Wie göttliche Pferde so göttliche Rinder, doch keine auf dem Olympos. Der unsterblichen Sonne geweiht, waren sie unsterblich und den Göttern näher als wir verwandt. Darum durfte man Bilder von ihnen den Göttern beilegen. Zeus, wenn er galant seyn wollte, nannte die Here oft stieräugige. Aber zum Schimpf gaben sie einander die Titel Hundsfliege und Hündin. Hephaistos nannte seine Mutter Here Hundsgesicht. Vergleichungen, die wir kaum aushalten können!

So war bei Homeros noch alles Göttliche, Menschliche und Thierische in einander verknauelt. Er hat aber auch schon Getrenntes, Reinnaturhistorisches. Er vergleicht unzähligemale Menschen, seine Helden, mit vortrefflichen Thieren. Wenn jedoch Menschen und Thiere miteinander sollen verglichen werden können, so muß von einem aufs andere geschlossen werden dürfen. Eben hierdurch ist denn aber auch der Anfang zu einer Homerischen Thierpsychologie gegeben.

Wie ein Löwe einen ganzen Menschenhaufen niederstoßen will, mit Verachtung einhergeht, einem auf ihn geworfenen Spieß, sich krümmend, ausweicht, vor Zorn schäumt, sein Herz im Busen bewegt, sich selbst zum Kampfe antreibt, und mit Muth anrennt, versuchend, ob er Einen erlegen könne, oder selbst erlegt werde .... also Achilleus!

Suchen wir den Vergleichungspunkt, so müssen wir, wenn wir einen finden, einen Löwen auch einen Achilleus nennen dürfen. Idomeneus wüthet wie ein Eber, ein Eber wüthet also wie ein Idomeneus.

Nirgends vergleicht Homeros den Menschen mit einem Pferde, sondern nur mit dem Löwen, Pardel, Wolf, Widder, Esel, Rind, Eber, Hirsch, Hund, Reh, dem Adler und Geyer, der Schlange und Fliege. Seine beliebtesten Heldenbilder sind Löwe und Eber. Zuvörderst fällt uns die Verachtung des Hundes auf.

Von Hunden gefressen werden, war das ärgste Schicksal des Kriegers. Sterbend flehte um Sicherung davor Hektor. Agamemnon erwiederte: Beschwöre mich nicht, Hund! Achilleus schalt in der ganzen Versammlung Agamemnon ein Hundsgesicht. Und die göttlich schöne, göttlich genannte, von Zeus erzeugte Helene schalt sich selbst eine abscheuliche Hündin. Persisch und ägyptisch ist das Bild nicht, sondern rein vorderasiatisch, syrisch, palästinensisch.

Gerade so sprachen die Zeiten Samuels und Davids. Homeros und David waren Zeitgenossen. Sie controliren einander. Auch dem Homeros war der Hund das Bild der Unverschämtheit und Undankbarkeit, doch scheint von ihm vorzüglich an den herrnlosen, an den Aashund gedacht worden zu seyn, denn in eini=

gen andern Stellen wird des Hundes ohne Verachtung, wird seiner als eines guten Jägers gedacht.

Dafür galt das Roß am meisten. Rosseausrüster, Tummler, Peitscher waren Ehrentitel und sind in Homeros stehende verschönernde Beiwörter. Die Ehre ging aber vom Roß auf die Menschen, nicht umgekehrt. Rossebezähmer sind Helden, denn das Roß ist ein göttliches Thier. Der Leib = und Gemüthsschwache wird über kein, besonders kein asiatisches Roß, Meister, es gleiche denn ihm selbst. Man liebte die Rosse wie Kinder. Sie waren Hausgenossen. Dem Anchises wurden sechs prächtige Füllen im Palaste geboren. Hektor rief seinen Rossen zu: Brauner, Weißfuchs, Brandfuchs und Lichtfuchs! Vergeltet mir nun die Pflege, mit welcher Andromache, meine Gemahlin, euch süßen Weizen vorgeschüttet und euch eher als mir, der ich doch ihr blühender Gemahl zu seyn die Ehre habe, Wein zu trinken gereicht hat.

Sie bezeichneten also wie wir jedes ihrer Pferde, und wie unsere Sennen ihre Stiere und Kühe, weil ihnen diese das Liebste und Lieblichste sind, mit einem eigenen Namen.

Andromache gab also zuerst den Pferden und dann dem Gemahl, wie eine Mutter auch zuerst den Kindlein, die nicht nehmen können, gibt. Troer und Achaier erzogen ihre Rosse wie Väter die Söhne. Solche Behandlung bringt sie dem Menschen in allem Guten und Schwachen näher. Laut Homeros steckt ein Pferd das andere mit seiner Furcht an; ist auch das Pferd dem Gesetze der Gewohnheit unterthan, merkt es schnell, wer es leite, und ob sein Lenker mit ihm umgehen könne. Laß, rief ein Krieger dem andern zu, der verlorne Zügel ergreifen wollte, laß sie, die Pferde kennen dich nicht! Pferde sehnen sich aus der Schlacht, und nach der Heimath. Sie kennen das Heimweh, müssen das Hinwegschreiten über Leichen zuerst lernen, und tragen auch herzliche Wünsche in sich.

Es wurden Wettrennen zu Wagen gehalten. Bei einem solchen waren hurtige Mutterrosse die vordersten; die Hengste am zweiten Wagen machten mit ihrem Schnauben den Rücken und die Schultern des Führers im ersten Wagen ganz warm, denn sie legten ihre Köpfe auf ihn. Wie malerisch das Rasen, die Lust dieser Hengste! Es gelüstet sie nach dem Ziele; sie

wollen die vordersten seyn; sie stolziren, wenn sie siegen; das Pferd ist sich seines Adels bewußt. Stolz hebt es sein Haupt.

Auch die Bereiter-Künste waren schon sehr beliebt; sie waren nicht hinter denen der Engländer und Franzosen. Der Grieche ist gewandter als beide.

Wenig galt das Maulthier. Hektors Leichnam wurde nur durch Maulthiere aus dem Lager der Achaier in die Stadt, der von Priamos durch Pferde geführt. Homeros nennt es nur arbeitduldend.

Aber der Esel, der Träge, an dem schon viele Prügel zerschlagen worden, geht in ein Getreidefeld in die tiefe Saat hinein, und frißt sie ab. Knaben schlagen auf ihn los, wollen ihn heraustreiben, aber sie können's, weil ihre Kraft nur Kinderkraft ist, kaum. Er geht auch wirklich endlich heraus, wenn er sich satt gefressen hat. Vollkommene Eselcharakteristik!

Vom Löwen sagt Homeros, daß er im Hunger furchtbar, ein trefflicher Jäger sey, mit List und Muth in Ställe einbreche, Hunde, Männer, Lanzen und Geschrei nicht, aber das Feuer fürchte, ohne einen Versuch gemacht zu haben, nicht weiche.

Werde er verscheucht, so bewege sich in seiner Brust sein mächtiges Herz. Im Nothfall weiche er, aber nur mit verdrießlichem Herzen. Listig zeige er sich an den beiden Flügeln der Heerde, und unerwartet stürze er in die Mitte hinein. Im Hochgefühl seiner Stärke stelle er sich seinen Feinden ruhig entgegen. Nimmer erschrickt sein rühmliches Herz, ob ihn auch zuletzt seine Männlichkeit tödtet! Wunden sind ihm nur Ermunterungen, und, Böses denkend, stürzt er auf Heerden. Er kennt auch die Mutterliebe. Er ist betrübt, wenn ihm seine Jungen geraubt sind. Er durchrennt alle Thäler, um des Räubers Spuren aufzufinden, denn der Zorn reißt ihn fort. Führt er aber seine Jungen aus, und Jäger begegnen ihm, so blickt er drohend umher, zieht die Augenbrauen ganz herab, und drückt die Augen zu.

So ehrte, so zeichnete Homeros den Löwen. Aber wie genau unterschied er auch?

Er sagt: Achilleus hat keinen gehörigen Verstand, keinen

biegsamen Sinn in der Brust, gerade wie ein Löwe, der sich eben auch nur durch seine mächtige Stärke und seinen Muth hinreißen läßt.

Der Eber spielt die zweite Rolle. Zwar sind die Hunde anfangs begierig, ihn zu zerfleischen, aber sobald er, seiner Stärke vertrauend, sich zu ihnen kehrt, zerstreuen sie sich.

Der Wolf besitzt im Herzen eine unermeßliche Stärke, und mehr List als Muth.

Größer ist in der Hirschkuh die Furcht als die Mutterliebe. Ein Löwe zerknirscht ihre unmündigen Jungen, aber die Mutter erzittert vor Schrecken; sie steht ganz nahe und fühlt ihre Ohnmacht. Obschon voll Liebe, flüchtet sie sich durch dichtes Gebüsch und Wald. Schön ist die Stelle: fleischfressende Goldwölfe (Schakal) verfolgen einen angeschossenen Hirschen. Dem Jäger ist er entflohen. Er flieht, so lange sich das warme Blut und die Kniee regen: endlich ermattet, packen ihn die Schakale. Da führt ein Gott einen Löwen herzu. Die Schakale verlaufen sich furchtsam, er aber zerreißt den Hirschen.

Kräftig und stolz wird der Widder, ein Odysseus, ein Führer der Heerden und Völker dargestellt.

Zum Ruhme des Rinds wird wenig gesagt, der Flußgott Skamander brüllte wie ein Stier und der in den Bauch gestochene Antilochos zappelte wie ein widerspänstiges Rind. Sehr bezeichnend ist die Stelle: die erstgebärende Kuh, des Kalbens noch unkundig, umwandelt das Kalb, das geborne.

Den Krieg der Thiere gegen die Menschen und gegen sich selbst deutet Homeros so an: Achilleus zu Hektor: Hektor! erwähne mir keine Verträge! Wie Löwen und Menschen keine treuen Bündnisse machen können, und Wölfe und Lämmer kein gleichgesinntes Gemüth haben, sondern durchgängig Böses gegen einander denken, so können du und ich nicht Freunde seyn! (Jesajas' poetische Weissagung spricht anders!)

Raub-, Muth-, Kraftthieren ähnlich zu sehen, trugen die Krieger Löwen-, Panther-, Marder-, Hundsfelle, Roßschwänze u. s. w. Der Mensch fürchtet den Muth und die Stärke der Thiere. Er denkt, daß auch Andere sie fürchten. Eine Löwenhaut spricht die Psyche anders an als eine Müllereselhaut, und der Anblick einer Wolfs- und Bärenhaut ruft den Wolfs- und

Bärenmuth zu Gunsten dessen, der sie trägt, in der Erinnerung hervor. Ein Pfauenschwanz bringt in uns keine Furcht, sondern Gedanken der Schönheit und Eitelkeit hervor. Die Pascha tragen noch Roßschweife und Grenadiere Schrecken einflößende Bärenmützen. Gewiß wirken solche Zierrathen auch auf das Auge und die Psyche der Pferde.

Von Vögeln sind nur Lämmergeyer, Adler und Habichte als muthige Jäger, Dohlen und Staare als furchtsam angeführt. Muthvoll stürzen die erstern auf Gänse, Kraniche, Schwäne. Achillens ist ein Adler.

Eine artige Kunst, freilich auf Unkosten des Lebens eines niedlichen Thieres, forderte Achilleus bei Patrokles Todtenfeier. Er befestigte eine Schnur an eine Maststange, und an die Schnur eine Taube. Nun sollte die Taube von einem Pfeil getroffen werden, aber der Pfeil traf die Schnur. Da flog die Taube hell auf gen Himmel. Schnell ereilte und traf sie selbst ein zweiter Pfeil. Getroffen, setzt sie sich auf den Mast, ließ den Kopf und den Hals niederhängen und breitete ihre Fittige aus. Ihr Leben entfloh aus den Gliedern, und sie fiel vom Maste herab. So sterben die Tauben!

Homeros citirt auch den ewigen Krieg der Kraniche gegen die Pygmäen (Liliputer), die von ihnen etwa für große Käfer gehalten werden mußten. Es wäre dieser Krieg eines Vogelvolkes gegen ein Menschenvolk einzig in seiner Art. Einzelne Thiere führen allerdings Krieg gegen einzelne Menschen. Paviane packen häufig mit Steinen und Zweigen menschliche Reisegesellschaften an, aber noch ist kein Thiervolk gegen ein Menschenvolk ausgezogen. Wir bekriegen die Thiere, ehe sie eines sind.

Die Lurche und Fische gelten in der Thierpsychologie vergleichungsweise nichts. Hektor wird mit einer fürchterlich zornigen Schlange verglichen, die giftschäumend am Felsen ihren Mann besteht.

Gar nett vergleicht der Dichter zwei auf der Warte von Ilios sitzende geschwätzige Greise mit Cicaden, die singend auf einem Baume sitzen. In der Mitte bewegliche Thiere (Insecten), Wespen, Bienen, halten gegen ihren Feind Stand, und kämpfen für ihre Brut. Menelaos wird mit einer Fliege

verglichen, welcher Dreistigkeit ins Herz gegeben ist. So oft sie verscheucht wird, kehrt sie wieder.

Vogelorakel kommen mit vor. Eunomos war ein Vogelschauer, aber seine Schauerei konnte ihn dem schwarzen Verhängniß nicht entziehen. Achilleus hat ihn niedergestoßen. Als aber ein Vogeldeuter den Troern Unglück weissagte und äußerte, daß Jeder, der die Zeichen gut verstehe, so deuten müsse, erwiederte Hektor: wir sollten Vögeln gehorchen? ich kehre mich nicht an sie, ich bekümmere mich nichts um sie, mögen sie rechts hin gegen die Morgenröthe oder links gegen das düstere Dunkel fliehen! Nein! wir wollen dem Rath des großen Zeus folgen. Nur Ein Vogelzeichen ist das beste: für das Vaterland kämpfen! Hektor war ein edler Freigeist!

Die Odyssee gibt uns folgende Winke:

Die Göttin Athene, Odysseus Freundin, sagt, daß sie den Flug der Vögel nicht kenne. In Kirke's Palasthofe gingen zahme Löwen und Wölfe. Kirke hatte sie durch ihren Zauber ganz freundlich gemacht. Sie fügten den in den Hof eintretenden Odysseus-Gefährten nicht nur kein Leid zu, sondern stunden vor ihnen auf und wedelten mit den Schwänzen, wie der Haushund, wenn er den vom Schmause heimkommenden Herrn bewillkommt, weil er hofft, daß er sein Herz mit einigen heimgebrachten Brocken erfreuen werde. Aber die Gefährten des Odysseus hatten sogar vor den Schmeichelnden Furcht, denn die Tatzen derselben waren ihnen zu furchtbar. Auch mußten sie die Kirke fürchten. Sie hatte ja einen ganzen Trupp Frühergekommener in grunzende Schweine verwandelt und in Ställe gesperrt, den Menschenverstand ihnen jedoch gelassen. (Wie köstlich dieser in einem Menschenleib ist, so gräßlich ist er in einem Schweinleibe. Sie mußten als Menschenschweine grunzen.) Zum Glück entzauberte sie sie wieder. Wieder Menschen geworden, stürzten sie entzückt weinend in die Arme ihrer Freunde, ihrer Mitmenschen.

Welche Verwandlung! Hölle und Himmel! Sie waren übler als Nebukadnezar daran. Homeros verstund die Gemüthszeichnung.

Die Insel Trinakria (Sicilien) hatte viele Sonnenstiere und Sonnenschafe. Sie pflanzten sich nicht auf dem Wege

der Zeugung fort, sind unsterblich, und göttliche Nymphen hüten ihrer.

Vier Hunde, wild wie Wölfe, schützten vierhundert Schweine.

Der Schweineverwalter (Eumäus) scheint auch auf Ithaka nicht in großem Ansehen gestanden zu seyn, denn er wurde im Palaste von den Freiern der Penelope, wenigstens von denen, die am heillosesten zechten und schimpften, nicht ohne Accent, Schweinhirt betitelt. Schweine waren auf Ithaka dennoch, wie beinahe überall, ein Lieblingsessen, das Schwein selbst aber scheint überall, außer auf den Balearen, wo auf ihnen geritten werden soll, ein häßliches Ding zu seyn. Eumäus aber liebte die Schweine sehr, und der widrige Umgang mit ihnen hatte auf ihn keinen mißbildenden Einfluß, wie er ihn auf Pizarro, Peru's Eroberer, in der Jugend Schweinhirt, geäußert hat.

Als Odysseus zum Hause Eumäus, seines Verwalters, kam, bellten ihn vier Bestien an, und sie hätten ihn, den alten Unbekannten und Reisenden, zerrissen, wenn nicht Eumäus sie schweigen und ruhen gemacht hätte. Odysseus sah wie ein alter Bettler aus. Der sanfte gefällige Eumäus wird jedoch schwerlich, wovon etwa einmal Beispiele mitten in der Christenheit vorkommen, die Hunde aufs Stürzen auf Bettler abgerichtet haben. Als aber Telemach, der Sohn, kam, bellten sie nicht. Hausgenossen und Fremde sind für den Hund allerdings die stärksten Gegensätze!

Aber die Hunde im Palaste der Penelope bellten nicht, als sie die Athene, die Göttin, sahen. Nur Odysseus und die Hunde sahen sie. Sie schwiegen und flohen in dem Hofe hin und her mit leisem Heulen. Wir sehen hier das Alterthum der mittelalterlichen und neuen Sage, daß Hunde bisweilen sehen, was Menschen nicht sehen, daß auch sie Erscheinungen haben, daß sie gerade das auch sehen, was diejenigen Menschen sehen, mit welchen sie in Rapport stehen. Sonntagshunde, wie Sonntagsmenschen! Woher die Sage? Von der Poesie? Vom Aberglauben? Es gibt auch Nichtdichter, kalte Denker, die etwas mehr darin suchen und finden.

Von Vogeldeutern angegebene Deutungen sind mehrmals völlig unerklärlich, aber Seher müssen eben das Dunkle sehen.

Schließlich geben wir noch die (im siebenzehnten Gesange enthaltene) berühmte Erzählung vom alten treuen Argus, der oft dem Tobias-Hündlein zur Seite gegeben wird.

Odysseus kam in den Hof des Palastes mit Eumäus, der ihn aber noch nicht kannte. Außer seinem Sohne Telemach, dem er sich schon im Hause des Eumäus entdeckt hatte, kannte ihn Niemand. Nicht eben seine zwanzigjährige Abwesenheit, sondern die Götterkunst der Athene, seiner Gönnerin, hatte ihn so unkenntlich gemacht. Odysseus spricht im Hofe lebhaft mit Eumäus. Argus, im Hofe auf Stroh liegend, hört ihn, streckt Kopf und Ohren hervor, und — erkennt ihn, seinen alten Herrn. Odysseus selbst hatte ihn erzogen, jedoch noch nicht zur Jagd benützt. Es war also ein Jagdhund. Odysseus mußte vor Ilion ziehen. Da benutzten ihn jüngere Männer im Walde auf wilde Ziegen und Hasen. Aber jetzt lag er, steinalt und todschwach, auf faulem Stroh, das von den Knechten in den Hofraum zur Fäulung als Dünger geworfen worden war. Verlassen am Wege, räudig, von Niemand besorgt, lag er da. Odysseus sah ihn, erkannte ihn sogleich, und trat ihm näher. Da legte Argus die Ohren nieder, wedelte mit dem Schwanze und wäre seinem Herrn gerne näher gekommen, allein er konnte vor Schwäche nicht mehr. Odysseus trocknete sich in der Stille eine Thräne ab, damit sie Eumäus nicht sehe. Dann fragte er anscheinend gleichgültig: lieber Eumäus, wie so verabsäumt liegt der schöne Hund auf dem Stroh! Er war gewiß von großer Schönheit, nur zweifle ich, ob er auch schneller Füße gewesen. Ihm erwiederte Eumäus: der Herr des Hauses lebt nicht mehr. Wenn Argus noch die Gestalt und Kräfte hätte, da Odysseus von uns geschieden, o du würdest die schnellen Füße wie die Stärke bewundern. Ihm entfloh kein Wild in den tiefsten Gründen des Waldes, wenn er es einmal aufgespürt hatte. Er roch, er kannte die Fährte, aber jetzt ist er krank, und sein Herr fern vom Hause umgekommen. Weder Knecht noch Magd bekümmern sich um ihn. Wenn der Herr aus dem Hause ist, sind die Knechte nachlässig. Er sprach es und ging in die Halle, in der eine üppige Tafel besetzt war. Aber den Argus nahm der finstere Tod von der

Erde, kaum daß er seinen Herrn nach zwanzig Jahren wieder gesehen hat! Er starb vor Freude.

Guter Homeros! so wie Moses — und, auf einem andern Standpunkte, mehr noch als dieser — Vater der Thierpsychologie, dir drücken alle Thier= (und Menschen=) Psychologen für diese Erzählung die Hand!

So geht in Homeros die Mythe und Religionslehre zum Theil in Naturgeschichte über. Gerade so dient uns der Fabeldichter als Brücke vom Moralischen zum Naturgeschichtlich=Psychologischen. Er kann den räuberischen falschen Wolf nicht als Lamm, den dummen Raben nicht als Fuchs aufstellen.

Der Wolf wird vom Aesop als Lügner, händelsüchtig, raublustig, falsch, tückisch, mörderisch, ungerecht dargestellt, das Lamm als schwach, gutmüthig. Es streitet in seiner Unschuld nur mit den zwar starken Waffen der Wahrheit, muß aber doch wie ein Schuldiger sterben. Es stirbt und leidet geduldig.

Der Hund, der mit einem Stück Fleisch über den Strom schwimmt; läßt sich durch das Bild des Fleisches im Wasser täuschen. Nach zwei Stücken begierig, schnappt er darnach. Der Hund ist unzufrieden. Er will zu viel.

Krähen leiden unter sich nur ihresgleichen.

Der Fuchs ist listig, der Rabe, wenigstens mit ihm verglichen, einfältig.

Der Hund beschützt den Herd seines Herrn treu; er nimmt dem Diebe sogar kein Brod ab. (Es fragt sich, welche Hundeart?) Der Hirsch fürchtet den Jäger mehr als die Rinder. Er flüchtet sich zu ihnen in den Stall.

Frech ist der Panther und grausam.

Der Fuchs zieht von den Trauben ab, und geht seines Weges, wenn er einige Sprünge vergeblich darnach gemacht hat.

Der Thiere König ist der Löwe. Er raubt, läßt andern nicht, was er selbst will. Er ist gewaltthätig. Endlich ermattet er doch und wird ein Spott der Schwächern, die ihn vorher fürchteten. Alle fürchten ihn, dennoch gewöhnen sie sich an seinen Anblick und Umgang.

Die Otter ist undankbar. Sie beißt sogar den, der sie erstarrt gefunden und liebreich aufgewärmt hat.

Die Ameise ist arbeitsam; sie sorgt emsig für den Winter. Sie schaut in die Zukunft mit Klugheit und Vorsicht. Der Grashüpfer, die Cicade ist leichtsinnig und singt nur und sorgt nicht.

So sind, sagt die Anwendung bei jeder Fabel, auch manche Menschen.

IX. Hauptstück.

Ansichten der Philosophen und Naturkenner unter den Griechen und Römern. Von Thales an bis ins Mittelalter.

Wir verlassen nun die religiösen Urkunden der Ur= und Vorzeit, alle Poesie, Mythe, Symbolik und Allegorie, sowie die Uebergangszeit, und fragen nach dem, was auf dem objectiven Standpunkte durch einfache Beobachtung von alter Zeit an Geistiges im Thier gefunden oder für gefunden gehalten worden sey. Wir erinnern aber, daß alle Zeiten an einander hangen, jede auf einer frühern steht, und eine neue hervorbringt, und daß in der Geschichte gerade so, wie in jedem unvollkommenen Organismus, Widersprüche, Krankheiten, Auswüchse vorkommen. Am Ende mag es uns scheinen, als hätten wir eine Kriegsgeschichte gelesen.

Wir werden die Zeiten unterscheiden. Die erste, die der Griechen und Römer, schloß sich noch an die ältere Ansicht vom hohen Werthe der Thiere, und scheute sich nicht, den Menschen mit ihnen, sie mit den Menschen, zu vergleichen, ohne sie jedoch zu identificiren; die mittlere, christliche, schwankte ununterbrochen, wurde aber dem Thiere immer abholder, bis endlich eine philosophische Schule das Thier in eine Maschine verwandeln wollte; die neueste Zeit aber hat die Ehre der Thiere, welche die alte Zeit von der Mythenzeit her noch gelassen, die mittlere, nur räsonnirende, ihnen geraubt hatte, durch Beobachtung und Philosophie wiedergegeben.

Begreiflich kommen uns die älteren naturhistorischen Angaben noch leichtgläubig, vermuthlich die mittelalterlichen bis auf die neue Zeit zu skeptisch und negativ=dogmatisch vor. Mit

Interesse werden wir dann wieder wahrnehmen, daß die neueste Zeit sich der alten, eben wieder durch die Beobachtung und Naturphilosophie, nähert. Daß wir aber nur einen Faden geben, uns nur Andeutungen erlauben, und aus der langen Zeitreihe von zwei Jahrtausenden immerfort nur Repräsentanten, nur die Schöpfer neuer Ideen, sprechen lassen dürfen, springt in die Augen.

Die älteste uns bekannte philosophisch-physikalische Schule ist die von Thales.

Ihr Urstoff aller Dinge war Wasser. Sie fand noch überall Seelen, Psychen; doch unterschied Thales das Thier vom Menschen wohl, indem er sagte, er sey dem Verhängniß dafür dankbar, daß es ihn zum Menschen und nicht zum Thier gemacht hat.

Anaximander, sein Schüler, hielt das Thier für vollkommner als den Menschen, weil es seine Nahrung von selbst finde, der Mensch hingegen durch seine Mutter ernährt werden müsse. Er meinte aber, die Menschen seyen ursprünglich aus Thieren entstanden, Thiererzeugnisse.

Pythagoras, in Aegypten ausgebildet, der beinahe vergötterte, huldigte der Seelenwanderung, unterschied die verschiedenen Psychen, und verbot seinen Schülern das Tödten.

Archytas legte Vernunft mit Willen einzig dem Menschen, Verstand und Begierden auch dem Thiere bei.

Empedokles sagt sehr wahr, der Mensch könne das Feuer nur durch Feuer, die Luft durch Luft u. s. w. verstehen, d. h. er müsse mit dem, was er verstehen, was er erkennen soll, verwandt seyn. Die Seelen der Menschen waren zuerst mit den Göttern eins. Sie mordeten aber Thiere, wodurch sie von den Göttern abfielen, und zur Strafe mittelst langer Jahresreihen durch die ganze Natur und auch durch Thiere wandeln müssen. Er glaubte sogar sich erinnern zu können, ehemals selbst in einem Thiere, ja in einer Pflanze, gewesen zu seyn. Die Pflanzen setzte er den Thieren gleich, darum gab er auch ihnen Empfindung und Verstand.

Hätte doch der Eleate Zeno sein Sophisma, daß selbst der schnellfüßige Achilleus ewig nie im Stande sey, eine Schnecke, die eine gewisse Zeit und Strecke vorausgekrochen, einzuholen,

auf die Intelligenz z. B. einer Schnecke und eines Leibnitz angewandt. Umgekehrt ist's kein Sophisma, die Schnecke wird wirklich den vorangeeilten Leibnitz ewig nie einholen.

Heraklitos macht das Feuer, Licht, Aether, das feinste, edelste, schönste Material (schöner Gedanke!) zur Ursache aller Dinge. Feuer sey Geist. Die feurigste Seele sey die beste. Die Menschenseele hat also viel Feuer. Durchs Trinken werde die Seele fuecht. Thiere haben feuchtere Seelen. Betrunkene gleichen demnach den Thieren.

Sokrates mußte in seinen Betrachtungen über den Menschen auf das Thier stoßen. Sinnvoll sagte er, das Thier sey von Natur, an Körper und Seele minder werth, als der Mensch, und sein Bau zum Hervorbringen künstlicher Dinge nicht so geschickt, als der Mensch, weil es nur Füße habe. Der Mensch sey ein schönes blühendes Thier, aber sein Umgang vergifte (Sokrates war sehr oft bittere Satyre!), nicht so derjenige des Thieres. Zwischen den ungelehrigsten Menschen und dem Thiere sey ein geringer Unterschied. Es mangle dem Thiere auch die Sprache. Kein Thier verehre die Götter, kein Thier könne sich so leicht vor Hunger, Durst und Kälte schützen und aus Krankheiten retten, keines so lernen, so arbeiten, keines sich so des Erfahrnen und Gelernten erinnern. Die Menschen seyen mit den übrigen Wesen verglichen wie Götter. Zur Seele passe der Körper, der Körper zur Seele. Eine Menschenseele in einem Stierkörper könnte nicht thun, was sie wollte. Die Seele sey die Herrin des Körpers.

Xenophon baute auf Sokrates. Er sagt sehr sinnig, daß der Mensch zwar über dem Thiere, jedoch in einzelnen Fällen unter demselben stehe. Das Thier sey minder gut, weil es undankbarer als der Mensch sey. Der Mensch jedoch könne eben so unverschämt werden. Thierheerden folgen dem menschlichen Führer gerne, lieber als Menschen ihren Führern, es sey jedoch leichter, Thiere als Menschen regieren.

Plato, ein Riesengeist, wie kaum einer des Menschengeschlechts seit Anfang, drang auch tief in die Psyche, zum Theil in die der Thiere ein. Er unterschied ein Geschlecht der Menschen und der Thiere, nennt letztere jedoch nur Theile eines Ganzen, nicht Arten einer Gattung. Die Begierden habe

der Mensch als etwas Thierisches in seiner Seele. Den Menschen bezeichnet er als ein zahmes Thier. Unter gehöriger Bildung werde er das göttlichste der zahmen Thiere, schlecht erzogen das wildeste. Geistreich vergleicht er in seinem Mythos vom Gespann der Seele das Gute und Schlechte der Seele mit zwei Rossen. Das bessere Roß ist schön gegliedert, schwarzäugig, ehrliebend, mit Besonnenheit und Scham, wahrhafter Meinung Freund, ohne Schläge lenkbar; das andere ist schlecht gebaut, kurzhalsig, mit aufgeworfener Nase, rothunterlaufenen Augen, aller Wildheit und Starrsinnigkeit Freund, taub, kaum der Peitsche gehorchend. Beim Anblick des Schönen hält sich das bessere Roß zurück, das schlechtere dringt vor. Das erstere befeuchtet vor Ehrfurcht oder Scham die ganze Seele mit Schweiß, das andere schimpft zornig auf seinen Gespanngenossen.

Sehr artig erzählte er auch, wie Prometheus und Epimetheus die verschiedenen Thierarten verschieden ausgestattet haben. Für den Menschen blieb nach der Vertheilung der vorhandenen austheilbaren Kräfte nur die erst noch zu stehlende Weisheit der Athene und des Hephaistos Feuer übrig.

Populärer ist sein Wort, daß es wohl nicht schwer sey zu zeigen, die Götter sorgen nicht weniger für die kleineren als für die großen Geschöpfe, und die Vorsehung erstrecke sich aufs allerkleinste. Wie ansprechend ist sein Wort, der Umgang mit seinen Hausthieren dieser Zeit gehöre einst zu den Freuden des goldenen Zeitalters?

Alle diese Philosophen philosophirten über das Thier nur in Vergleichung mit den Menschen oder auch umgekehrt, und zwar ohne besondere naturhistorische Beobachtung des Thieres ihrem Raisonnement zum Grunde zu legen, daher die Allgemeinheit ihrer Ansichten. Da trat ganz unerwartet als erster bekannter großer Naturhistoriker auf:

Aristoteles. Wie ein Strom erschien er unerwartet, im vierten Jahrhundert vor Christus. Er war Erzieher Alexander des Großen, war aber selbst viel größer als dieser je wurde.

Aristoteles ging nicht wie Plato, sein Lehrer, vom Allgemeinen zum Besondern, sondern schnurgerade den umgekehrten Weg. Plato war Ideen-, Aristoteles Erfahrungsmann. Darum

haben wir von ihm eine eigene Naturgeschichte der Thiere, die der Welt mangelte. Wir deuten einige seiner Sätze an:

Zwischen Mensch und Thier gibt's naturhistorisch-physiologische Unterschiede. Die Affen haben eine eigene Kopfknochenbildung. Der Mensch ist das klügste Thier durch seinen feinsten Betastungssinn. Kein Thier schläft auf dem Rücken wie der Mensch, auch hat der Mensch nach Verhältniß am meisten Gehirn. Der Körper ist nichts Anderes als die Form der Seele. Auch die Pflanzen leben, jedoch ohne Empfindung oder Bewußtseyn; die Thiere haben beides. Die einen Thiere leben ungesellig, die andern gesellig, von letztern manche sogar in einer Verfassung. Sanftmüthig, muthig, widerspänstig, ungelehrig, vorsichtig, furchtsam, tückisch, hinterlistig, großmüthig, edel, rüstig, wild, boshaft, schmeichelnd, anschmiegend, leicht zähmbar, verschämt, schüchtern, neidisch und eitel sind lauter Thiereigenschaften, aber freien Willen hat nur der Mensch. Nur er hat Erinnerungsvermögen, aber Gedächtniß und Gelehrigkeit auch die Thiere. Gefühlsvermögen kommt Menschen und Thieren zu.

Alle fünf Sinne kommen allen rothblütigen lebendig gebärenden Thieren zu, wenigstens scheint es so. Die übrigen Thiere haben Sinne für Farbe, Töne, Geruch und Geschmack. Nur das Gefühl mangelt keinem. Auf Fischer-Autorität hin, sagt er, daß die Fische am schärfsten hören. Die Insecten haben weder Stimme noch Sprache, denn sie athmen nicht, auch die Fische sind mit wenigen Ausnahmen stumm. Eigentliche Töne bringen sie nicht hervor. Die Thiere alle jedoch geben Stimmen oder etwas dieser Art im Umgang mit ihresgleichen und in ihrem Liebesberuf von sich. Im Allgemeinen sind die kleinern Vögel tonreicher und geschwätziger als die größern. Sprache hat nur der Mensch.

Von ihren Eltern entfernt, lernen die Vögel anders als diese singen, und Nachtigallen leiten ihre Jungen ordentlich zum Singen an. Die Gesangfähigkeit ist also nicht Naturgabe, sondern wird gebildet.

Schlafen und Wachen kommt allen befußten und mit Blut versehenen Thieren zu, und alle lebendig gebärenden träumen. Von den Eierlegern ist uns das Wachen und Schlafen gewiß.

Erschreckte Fische bei Nacht fahren wie aus dem Schlafe auf. Den Delphin will man schon schnarchen gehört haben. Es schlafen auch die Insecten und Weichthiere. Am meisten schläft der Mensch. Säuglinge und Kinder träumen nicht; die meisten fangen erst im vierten, fünften Jahre zu träumen an. Es gibt Männer und Frauen, die niemals geträumt haben.

Auch der psychische Geschlechtsunterschied ist groß. Die Weibchen sind nach der Gebärung, die Männchen um die Begattungszeit am ehesten bös. Letztere liefern einander große Schlachten. Absichtlich reiben sie sich an den Bäumen, wälzen sich im Koth und trocknen sich wieder, um ihre Haut für den Kampf panzerartig zu machen. Diese Wildheit und Kampfwuth äußert sich jedoch bei den zahmen oder Hausthieren nur noch schwach. Mutterrosse geben während der Brunstzeit ganz eigene Töne von sich. Der Hengst treibt, wenn er kämpfen soll, seine Mutterrosse zusammen; entfernt sich eins, so beißt er's und treibt's wieder zurück. Sie bespringen sogar ihre Mutter und Töchter (was Manche geradezu läugnen). Unter den größern Säugern ist der Stier am wenigsten geil.

Alle Thiere zeigen gewisse Spuren einer Seele, doch hebt sich diese nur beim Menschen deutlich heraus. Auch Thiere können denken, und dadurch sich einen gewissen Grad von Klugheit erwerben. Sie unterscheiden sich hierin nur durchs Mehr oder Minder. Manche Klugheitseigenschaften hat der Mensch, andere das Thier in vorzüglicherm Grade. Noch andere Eigenschaften der Menschen und Thiere sind einander nur ähnlich, z. B. Kunst und Weisheit werden im Thiere nur in anderer Form als beim Menschen gefunden. In der Jugend unterscheiden sich Menschen- und Thierseelen gar nicht von einander. Das Princip: Leben, steigert sich von den Pflanzen bis in die Thierseele hinauf, aber durch eine Menge kaum bemerkbarer Stufen.

So gibt es auch eine ununterbrochene Stufenreihe von der untersten Pflanze bis zur obersten und in das Thier hinauf. Denn es gibt Seepflanzen, die es zweifelhaft lassen, ob sie Pflanzen oder Thiere sind. (Ist man jetzt hierin weiter gekommen?) Die Schalthiere gleichen hierin den Pflanzen.

Man kann an ihnen auch keine Sinneswerkzeuge oder nur undeutlich wahrnehmen. So scheinen auch die untersten Thiere kein anderes Geschäft verrichten zu müssen als: ihresgleichen hervorzubringen. Nur kommt den Thieren noch der Reiz zur Begattung, die Gebärung und Auferziehung zu. Manche Thiere ziehen ihre Jungen anfangs sehr sorgfältig, dann verlassen sie sie unbekümmert, aber diejenigen, die mehr Klugheit und Gedächtniß haben, sorgen länger für sie. Um die Sorge für den Unterhalt und die Erzeugung dreht sich der Thiere ganzes Leben. Ihre Nahrung jedoch ist sehr verschieden, und hierin folgt jedes Thier seinem eignen Vergnügen. Ihr Wohlbefinden nimmt ab und zu. Sie sind bald gesunder, bald kranker, je nach dem Genuß, dem Aufenthalte, der Witterung und Jahreszeit. Erfahrene Personen behaupten, daß die Pferde und die Schafe allen den Krankheiten unterworfen seyen, denen die Menschen unterworfen sind. Die Elephanten sollen frei von allen Krankheiten seyn. Der tolle Hundsbiß ist nur dem Menschen nicht tödtlich (bei uns ist er es); die Hausthiere leiden mehr als die freien, so z. B. plagt einzig das Podagra die Pferde, die immer auf den Weiden sind. Die Insecten sind größtentheils immer gesund. (Unsere Bienen?)

Manche Thiere können von ihresgleichen, und besonders vom Menschen lernen. Es ist dieses vorzüglich bei den hörenden Thieren der Fall, wenn sie nicht nur Töne überhaupt, sondern die einzelnen Zeichen verstehen. Der Unterschied der Gemüthsart zwischen männlichen und weiblichen Thieren ist am auffallendsten am Menschen und an den größern und lebendig gebärenden Thieren. Die Weibchen sind milder, zähmbarer, angreifbarer, gelehriger, minder muthig, weichlicher, boshafter, voreiliger und mehr auf die Erhaltung ihrer Jungen bedacht, mitleidiger, zu Thränen geneigter, aber auch neidischer, zanksüchtiger, unverschämter, lügenhafter, verführbarer, hinwiederum behältlichern Gedächtnisses, langsamer im Arbeiten, ruhiger und in der Nahrung mäßiger. Dieses gilt vom Menschenweib bis auf die Weichthiere herab. Selbst bei diesen ist das Männchen muthiger. Wird eine weibliche Sepia verwundet, so eilt ihr das Männchen sogleich zu Hülfe, das Weibchen hingegen flieht, wenn das Männchen verwundet worden ist.

Doch sind die Weiber der Pardel und Bären muthiger als ihre Männer.

Von allen Vierfüßlern lassen sich die Schafe am übelsten behandeln, denn sie sind am gutmüthigsten und dümmsten. Eine besondere Vorliebe für ihre Jungen haben die Pferde. Unfruchtbare entführen öfters Junge ihren Müttern. Gesellig leben die Kühe. Besonders klug sind die Hirsche. Sie setzen z. B. ihre Jungen gern nahe an die Straßen, wohin aus Furcht vor den Menschen keine Raubthiere kommen. Die kleinern Thiere scheinen mehr Scharfsinn als die größern zu haben. Scharfsinnig baut die Schwalbe ihr Nest. Die Alten lehren die Jungen, sie im Nest herumdrehend, den Unrath nicht ins Nest zu setzen. Sie füttern sie sorgfältig und geben wohl Acht, daß sie beim Fütern nicht etwa einem Jungen zweimal geben. Eheliche Treue halten die Tauben. Wenn die Täubin vor dem Legen des Eies matt von Schmerz am Eingang des Nestes verweilt, so stößt sie der Tauber, hinein zu gehen, und erweist ihr die größeste Aufmerksamkeit. Sehr klug sind die Kraniche, sie machen weite Reisen, und fliegen, um recht weit herumsehen zu können, sehr hoch. Sie haben einen Führer, und einen, der allen verstehbare Zeichen von sich gibt. Schlafen sie, so wacht der Führer. Sie kennen die Anzeichen der Stürme gar wohl. Der Kukuk legt wegen seines Bewußtseyns der Furchtsamkeit, seinen Jungen nicht gegen Feinde helfen zu können, seine Eier in die Nester anderer muthigerer Vögel.

Scharfsinn zeigen auch manche Thiere, wenn sie sich haben fangen lassen; hat ein Fisch, Fuchs genannt, einen Angelhaken verschluckt, so beißt er die Schnur ab.

Am arbeitsamsten sind unläugbar die Insecten. Die Ameisen arbeiten beim Vollmond sogar des Nachts.

Der Löwe ist nur, wenn er hungert, böse, sonst sehr sanftmüthig; nicht mißtrauisch, mit Thieren, die man mit ihm erzogen, ihm angewöhnt hat, zum Scherzen aufgelegt und schmeichelnd. Er flieht nie furchtsam, weicht nur der Menge, weicht nur langsam, Schritt vor Schritt, und schaut oft um. Durch Dickicht hingegen flieht er schnell, um wieder das Freie zu gewinnen. Den, der ihn verwundet hat, faßt er wohl ins

Auge; wirft jemand sein Geschoß auf ihn, trifft ihn aber nicht, so greift er ihn zwar an, thut ihm jedoch nichts zu Leide, sondern schüttelt ihn nur, und läßt ihn wieder gehen. Nur im Alter, wenn er auf die schnellern Thiere nicht mehr Jagd machen kann, nähert er sich Städten und greift Menschen an.

Nie soll ein Kamel, auch gezwungen, seine Mutter bespringen. Ein durch einen Teppich unkennbar gemachtes Kamelweibchen wurde von seinem Sohne besprungen, als er aber entdeckte, mit wem er zu thun gehabt, tödtete er den Wärter durch Bisse. Ja, als ein junger Hengst auf gleiche Weise getäuscht worden war und seinen Irrthum erkannte, soll er entflohen seyn, und sich aus Scham selbst von einem Felsen herabgestürzt haben.

Die Delphine sind gutmüthig und zahm, und zeigen besondere Liebe zu den Knaben. Sie halten auch treu zusammen. Als bei Karien ein Delphin gefangen und verwundet worden war, kamen auf sein Geschrei eine Menge anderer in den Hafen. Als ihn der Fischer wieder gehen ließ, entfernten sie sich alle miteinander. Sie ordnen auch eine Wache an.

Wie sich die Handlungen nach ihren Neigungen richten, so richten sich auch die Neigungen nach den Handlungen. Haben z. B. die Hühner einmal einen Hahn überwunden, so versuchen sie auch die Begattung, und Kamm und Schwanz erwachsen ihnen. (Ist dieses auch nicht ganz richtig, so liegt darin doch ein Wink!) Die Verschneidung hat auf die Stimme großen Einfluß (ob auch auf den Stimm- oder Tonsinn?) Das Wiederkauen gewährt den Thieren dasselbe Vergnügen wie das Fressen.

So weit Aristoteles' Naturgeschichte in den neun Büchern oder 189 Capiteln. Nennt man ihn nicht mit vollestem Rechte den Vater der (prosaischen) Naturgeschichte? Ist er's nicht auch in thierpsychologischer Beziehung? Wir brechen ab. Wir müssen wieder in die Speculationen der Philosophen einlenken; es kam lange kein Aristoteles mehr.

Epikur, der sich der Beobachtung am stärksten rühmte, war ein schlechter Menschen- und Thierpsycholog. Alles ließ er aus leblosen Punkten zufällig entstanden, selbst die Men-

schenseele nur eine Composition von Nebelpunkten, Alles unzweckmäßig und vergänglich seyn.

Philo in Alexandria, der philosophische, gelehrte und religiöse Jude, kurz vor Christo, sah im Menschen ein vernünftiges, unsterbliches Thier, und Gutes und Böses vereinigt. Pflanzen und Thiere seyen keiner Tugend und keines Lasters fähig. Doch haben auch die Unvernünftigen eine Seele als Naturanlage, Einbildungskraft und Begierde. Sogar die nicht lebendigen Geschöpfe, die Mineralien, besitzen Fertigkeiten, um so eher die Pflanzen (hat Philo an die Geschicklichkeit der Mineralien, sich zu krystallisiren, gedacht?)

In dieser Zeit begegnet uns von Rom her unerwartet ein angenehmer lateinischer Dichter mit einem Buch über den Landbau in der Hand. Es ist Virgil.

Gewiß ist, daß ein aufmerksamer Landwirth dem Thierpsychologen eine Menge lehrreicher Thatsachen geben kann, gewiß auch, daß jeder, der mit Thieren umgeht, und sie liebt (also nicht der Schlächter!), immer mehr Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier auffinden will und, ungeachtet der Voraussendung der Formel: „Thier und Mensch nicht zusammen zu rechnen!“ sie dennoch zusammenrechnet und immerdar von ihnen, so wie von Menschen, spricht. Zuerst macht er (in seinen Capiteln oder Gesängen von den Thieren der Landwirthschaft) auf die nöthigen Eigenschaften der Zuchtkuh aufmerksam. Sogar diejenige gefällt ihm noch, die unter dem Joche sich sträubt und manchmal droht mit dem Horne, und dem Stier an Gestalt nicht unähnlich ist.

Frostig nur schleicht der entkräftete Pferdgreis zur Braut, und müht sich vergebens im undankbaren Frohn; kommt's endlich zum Kampfe, so tobt er nur noch unmächtig wie Feuer in Stoppeln. Im Wettrennen äußert der Besiegte Schmerz, der Sieger Stolz. Dem, den du zum Führer erkorest und dem Vieh zum Gatten, reiche auch Korn, damit nicht schwächliche Söhne des Vaters Hunger verkünden. Hochschwangere Stuten lasse nie im Joch belastete Wagen ziehen, noch im Sprunge durchrennen den Weg, noch im hitzigen Lauf über die Au hin toben und reißende Ströme durchschwimmen. Zornig und rauhen

Gebrumms stürmt die Bremse einher, und angstvoll fleucht vor ihr die verwilderte Heerde.

Lenke deine Sorge auf die Kälber. Brenn' ihnen Stammnamen und andere Merkmale ein, und unterscheide die zur Züchtung, zum Opfer, zum Feldbau bestimmten. Die zum letztern, zu Fleiß und Arbeit bestimmten bändige ja, und lehre sie strengere Sitten, während noch zart der Jünglinge Herz, noch biegsam ihr Alter ist. Zwinge den Farren, den Schritt zu gesellen. Zuerst lege nur weit gebogene Reife um ihren Nacken, dann lasse sie unbeladene Wagen ziehen und immer vergrößere die Lasten. Der ungebändigten Jugend gib auch grünes Getreide. Die Melkkuh melke nicht. Ihre Milch gehört ihrer Jugend. Und so gewöhne auch frühe den Gaul, wenn dein Herz Krieg begehrt, den Muth und die Waffen der Krieger anzuschau'n, zu erdulden der Zinke Getön und im Stall das Geklirr der Zäume zu hören, dann je mehr und mehr am schmeichelnden Lobe des Zähmers sich zu freuen, und den klatschenden Schlag des Halses zu lieben.

Große Sorgfalt erfordert die Pflege zur Brunstzeit. Entferne die Stiere und Hengste in einsame Weiden oder halte sie daheim an satter Krippe gekerkert, denn es verzehrt allmählich des Weibes entflammender Anblick jede Kraft; alles Lebende auf Erden, Menschen und Zahmes und Wildes im Meer und in Lüften wird gespornt von einerlei Neigung.

Schön malt er die Liebeszeit des Löwen, des Bären und des Ebers. Ebenso spricht er von der Zucht der Schafe und Ziegen, und der Erziehung der Hunde.

Wundervoll schön malt er sodann die Bienenzucht. Wie ihr allfälliger Aufruhr im Staate zu hemmen, von der Republik der Bienen, ihrer Geselligkeit, Ordnungsliebe und Vorsicht. Manche verhauchen den Geist (animam) unter der Bürde. Kaum erreichen sie den siebenten Lenz, dennoch dauert unsterblich ihr Stamm. Es blühet der Glanz ihres Hauses, und Ahnherrn zählt man von Ahnherrn.

Auch hat nie den König so hoch Aegyptos verehrt. Wenn der König nur lebt, ist Alles in Eintracht. Stirbt er, so ist der Bund sogleich gebrochen, den gespeicherten Honig plündern sie selbst, und trennen den Bau der geflochtenen Tafeln. Er

nur ist Hüter des Werks, ihm staunen sie alle in Ehrfurcht. Ihn umstehen sie mit dichtem Gesumse als geschaarte Trabanten. Oft auf den Schultern erheben sie ihn und bieten die Leiber freudig dem Kampfe und suchen den rühmlichen Tod durch die Wunden. „Ja, Mancher durch solcherlei Wink und zeichnende Proben geleitet, lehrete, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes wohnt, und ätherischer Hauch. Denn die Gottheit gehe durch alle Länder und Räume des Meeres und Tiefen des Himmels. Jedes bei seiner Geburt entschöpfe ihr Hauche des Lebens. Siehe, dorthin kehre dereinst, der Verwesung entronnen, Alles zurück; nirgends sey Tod. Alles schwinge sich lebend unter die Zahl des Gestirns am erhabenen Himmel." So schließt Virgil.

An Aristoteles fügt sich Plinius, des größern Aristoteles größter Nachfolger im naturhistorischen Fache. Seiner Bücher sind siebenunddreißig.

Auch er gibt, als ächter Naturhistoriker, nicht nur Naturbeschreibungen, sondern gesammte Natur und Naturleben im Einzelnen.

Ein ungewöhnlicher Sammler und Polyhistor, eine Biene! Er hat seinen Vormann rein ausgeplündert. Man beschuldigt ihn aber ganz vorzüglich der Leichtgläubigkeit und mehr als alle andern Naturhistoriker. Wir dürfen bei ihm kürzer seyn!

Wie ein Philosoph fängt er mit der Welt, mit Gott, den Elementen an, und geht sodann zu den Menschen und Thieren über.

Bei den Thieren fängt er mit dem Elephanten, vermuthlich wegen dieses Thieres Trefflichkeit, an: eben was er von diesem und was er vom Löwen und Hunde Psychologisches sagt, diene uns als Probe seiner Anschauungs- und Darstellungsgabe.

Der Elephant steht unter allen Thieren in intellectueller Beziehung dem Menschen am nächsten. Er ist gehorsam, hat fürs Gelernte ein gutes Gedächtniß, ist der Liebe und der Ehre Freund, ja, was sogar an dem Menschen selten ist, redlich, klug, billig. Er verehrt religiös die Sterne, die Sonne und den Mond. In Mauritanien steigen sie beim Neumond herab von den Bergen zum Flusse Amilus, heerdenweise, und reinigen sich feierlich, sich mit Wasser besprengend.

Haben sie so das Gestirn begrüßt, so kehren sie wieder in die Wälder zurück. Sie ahnen die Bedeutung des Eides, sie beten in Krankheiten aus Ungeduld zum Himmel hinauf, indem sie Kräuter emporwerfen. Sie verehren den König, sie beugen das Knie, sie reichen die Krone ihm dar. (Hieher jenes Epigramm: dich Cäsar betet der fromme und demüthige Elephant an. Er thut es nicht auf Befehl, ihn lehrte es Niemand, er versteht der Götter und deinen Wink!) Im Triumph zog er auch zuerst den Wagen des großen Pompejus. Man kann ihn auch tanzen lehren. Ja, einer der, langsameren Genie's, langsamer lernte, und deßwegen oft Prügel kriegte, übte sich ganz allein in der Nacht. Auf ihren Zügen geht der älteste voran. Wollen sie über einen Fluß schwimmen, so schicken sie die jungen zuerst in den Strom. Sie sind schamhaft und begatten sich nur im Verborgenen. Die ersten Elephanten sah Rom im Kriege mit dem Pyrrhus. Man zähmt sie mit Hunger und Schlägen. Sie leben bis zwei oder dreihundert Jahre.

Der Löwe ist großmüthig, gelüstig. Seiner Seele Bewegung wird aus seinem Schwanze erkannt, wie die der Pferde aus den Ohren. Oft ist er mild, selbst gegen Feinde, und schont deren, die er niedergeworfen. Er verfolgt im Sprunge, flieht aber niemals so. Sterbend weint er. Das Geschrei des Hahns und das Feuer scheut er.

Die Hunde, aber nur sie, kennen ihren Herrn und die Stimmen der Hausgenossen, und kennen auch deren Namen. Sie erinnern sich auch längst gemachter Reisen. Wie thätig und forschend ist der Hund nicht auf der Jagd! Er zerrt den Jäger am Rocke zum gefundenen Wild. Schaut er es an, wie schweigend, wie verborgen, wie bezeichnend ist seine Anzeige, zuerst mit dem Schwanze, dann mit der Schnauze! Gar klug trinken die Hunde laufend aus dem Nil, um nicht eine Beute der auf sie lauernden Krokodile zu werden. Die Hundswuth ist auch dem Menschen verderbenbringend, auch sie werden, von tollen Hunden gebissen, wasserscheu. (Gegen Aristoteles, aber in Italien!) Das Orakel allein konnte ein Mittel dagegen, die Wurzel der Waldrose, angeben.

Wenn Plinius von einem redenden Hunde spricht, meint

er gewiß nur einen, der Worte sprechen konnte. Hunde Worte mehr und minder deutlich nachsprechen, hat man schon mehrmals nicht ohne Erfolg gelehrt. Er hat mehrere Thiere, namentlich den Hund, höher als Aristoteles gestellt. Der Römer hielt auf ihn überhaupt mehr als der Grieche. Der Römer war halb Orientalist, denn er kam aus dem Orient. Er wurde aber allmählich Occidentalist. Der Occident ehrt den Hund.

Arzt Galen macht das Gehirn zum Sitze der vernünftigen Seele, das Herz zum Sitze des Muthes, die Leber zum Sitze der Liebe; Gehirn, Herz und Leber kommen auch den vollkommenern Thieren zu. Es muß aber vom Seelengeiste der Lebensgeist unterschieden werden, nur der Lebensgeist, eine flüssige Feuchtigkeit, wird durch das Einathmen der Luft unterhalten, und dieser Lebensgeist nun ist das Seelenorgan der Thiere, ist die Ursache der auch den Thieren zukommenden Begierden und Leidenschaften; doch gibt er nicht undeutlich zu verstehen, daß er den Thieren mehr oder minder Ueberlegungs- und Schlußvermögen oder Vernunft im logischen Sinn und Gebrauch beilegen müsse, die Menschen sich von den Thieren nur durch das Mehr unterscheiden, und selbst die Esel spitzigere Sachen als Plato und Aristoteles begreifen können.

M. Tyrius (190 Jahre nach Christus) glaubte eine Stufenleiter der Seelen oder Geister von der der leidenden lebenden Pflanze bis zum rein thätigen Gott, ohne sie in den Erfahrungen nachzuweisen, vom Begriffe aus.

Der wunderbare, tiefsinnige Neuplatoniker des dritten Jahrhunderts, Plotinos, läßt die Pflanzen- und Thierseelen von der menschlichen nur dem Grade, nicht aber der Art nach verschieden seyn. Alle Seelen seyen unkörperlich, untheilbar und unsterblich. Alle bleiben, ungeachtet ihrer verschiedenen Wirkungen, mit der Weltseele Eins und identisch, und die Weltseele erscheint in jeder einzelnen Seele als eine und dieselbe.

Porphyrios, sein Schüler, machte gar keinen Unterschied mehr, gab den Thieren eine Sprache, die ungeachtet ihrer Thiereigenheit doch so gut als die unsrige sey, und, eben weil sie auch sprechen, Vernunft. Die Thiere haben mit uns alle Sinne, gleiche oder ähnliche Begierden und Krankheiten.

Oft äußern sie mehr Klugheit als wir. (Vorläufer des Rorarius!) Der erste nicht untüchtige Vertheidiger der Thiervernunft war

Celsus, der die Behauptung mancher Christen, daß Alles nur um der Menschen willen geschaffen sey, bestritt. Er will beweisen, daß die Thiere nicht hinter, sondern eher vor den Menschen stehen, daß sie eine Art Regierung und Beobachtung der Gerechtigkeit und der Liebe haben. Die Belege entnahm er den Ameisen: sie unterreden sich mit einander, wenn sie einander begegnen, darum findet jede ihren Weg; sie haben Vernunft in allen Graden, sie haben gewisse allgemeine Wahrheiten im Besitz, sie haben den Gebrauch der Stimme, und kennen besser als der Mensch Vorbeugungsmittel gegen Gift und Krankheit. Findet der Mensch so etwas, so meint er einen Schatz gefunden zu haben. Schlangen und Adler sind bessere Magier. Vögel kennen die Zukunft besser als der Mensch, und wenn es ein Vorrecht des Menschen seyn soll, daß er Gott kenne, so sey hinwieder wahr, daß die Vögel mit Gott in einem viel innigern Verhältnisse stehen, als wir, weil Gott ja durch sie die Zukunft den Menschen verkünde; darum seyen sie auch bei Gott beliebter als wir. (Ein aber noch geistreicherer, gelehrterer Kirchenvater bestritt ihn glücklich.)

Aehnlicher Ansicht war der treffliche Plutarch, der ungern das Thiertödten erlaubte, die Verachtung und Marterung der Thiere (wie Cicero, Seneca und Antonin) scharf tadelte, und in seiner Abhandlung: ob die Land- oder Wasserthiere gescheidter seyen, den Thieren große Aufmersamkeit widmete. Eine eigne kleine Schrift von ihm: Gryllus, oder von der Vernunft der Thiere, läßt, nicht naturhistorisch, doch auch nicht rein humoristisch, sondern satyrisch, den Odysseus mit einem seiner, von der Zauberin Kirke in ein Schwein verwandelten ehemaligen Gefährten sprechen, worin dieses Menschenschwein oder dieser Schweinmensch sophistisch darzuthun sucht, daß das Thier und selbst das Schwein glücklicher, tapferer, gerechter, klüger, zufriedener, mäßiger, enthaltsamer und keuscher als der Mensch sey. Er, Odysseus, soll mit seiner treuen Penelope nicht so groß thun; die Frauen unter den Krähen würden ihn nur auslachen, weil alle, wenn sie ihre Männer

verlieren, neun Menschenalter Wittwen bleiben, und der Geißbock, in Mendes (Aegypten) zu vielen schönen Frauen eingeschlossen, habe nicht einmal verlangt sie zu berühren, sondern sich nur nach seiner Ziege gesehnt. Der Mensch nur sey nach Ungeziemendem gelüstig.

Plutarch war ein feiner Kopf. Schade, daß uns dieses Gespräch, gehalten im Palaste der Kirke, nicht ganz zugekommen. Als rein und wahrpsychologisch scheint er doch den Satz, daß, in Beziehung auf die Fähigkeit, der Unterschied unter den Thieren Einer Gattung doch lange nicht so groß sey, als zwischen Mensch und Mensch, anzunehmen.

In diese Zeit (erste Hälfte des dritten Jahrhunderts) gehört der große Naturhistoriker (Aelianos) Aelian, ebenfalls Grieche. Er schrieb siebenzehn Bücher über die Natur der Thiere. Augenblicklich nimmt man wahr, daß er den Aristoteles benutzt, aber auch einen Reichthum von Neuem hat. Hat aber der gern systematisirende Aristoteles nicht genug Ordnung gehalten, so Aelian noch zehnmal minder. Er gibt lauter Einzelnheiten, ohne allen äußern und innern Zusammenhang. Das Meiste ist als Material zu einer Thierpsychologie, die sich auf fremde Erfahrungen stützen will, brauchbar.

In der Einleitung spricht er von der Vortrefflichkeit des Menschen, setzt dessen Charakter fest, und hebt mit Recht die Möglichkeit, die Götter zu ehren, heraus.

Das Werk selbst fängt mit den Vögeln Diomeds an, die, als dessen Bundesgenossen, die Waffen mit nach Ilios brachten, so daß man sich alsobald versucht fühlen möchte, von ihm nur Fabeln oder wenigstens Mythen zu erwarten; man würde sich aber gar sehr irren, obschon gewiß ist und seyn muß, daß in ihm eine Menge Irrthümer als Wahrheiten, Unerwiesenes als Erwiesenes, Mißverstandenes als Wohlverstandenes, Meinungen als Thatsachen vorkommen. Wir heben einiges Bezeichnende heraus.

Die Jagdhunde des Nikias heulten um den Ofen, in welchen ihr Herr gefallen war, bis man zu Hülfe kam und den Verbrannten herauszog. Die ältern Bienen sind klüger als die jüngern. Der Fisch Atnäus ist keusch. Der Glaukus und der Delphin lieben ihre Jungen innig. Die Ameisen ge-

hen beim Neumond nicht aus ihrem Bau. Die Hyäne wechselt ihr Geschlecht. Das Stachelschwein schießt im Zorne Stacheln von sich. Der Elephant und andere Thiere werden, je nach dem Gegenstande, angezogen oder zurückgestoßen. (Göthe's Wahlverwandschaften!) Der Rabe hat Weissagungsgabe. Die Bienen führen ein gemeines Wesen, und vertheilen in demselben die Wohnungen und Pflichten. Der Bienenkönig ist gar milde. Entweder hat er keinen Stachel, oder er braucht ihn wenigstens nicht. Ein Delphin und ein Knabe wurden mit einander erzogen, wodurch die innigste Liebe zum Knaben entstund. Der Delphin liebt auch die Musik, und brennt vor Liebe. Den Elephanten zeichnen Gehorsam, Gelehrigkeit und Freude an der Musik aus. Die Wallfische haben einen Führer. Die Ameisen sammeln und verbergen Körner. Der Trappe liebt die Pferde. Ertrunkene Fliegen kommen an der Sonne wieder ins Leben zurück. Vom Ibis lernten die Menschen den Gebrauch des Klystiers. Krieglistig wirft der Adler auf Kreta den Ochsen nieder. Er liebt seine Eltern und Jungen. Vor todten Menschen fühlt er Ehrfurcht. Er soll auf Unbeerdigte Erdschollen legen. Die Weihe ist freßsüchtig, dennoch berührt sie kein dem Zeus bestimmtes Opfer. Manche Vögel fliegen paarweise auf die Aecker. Erzogene Junge werden bald aus dem Neste gejagt. Der Rabe ist auch gegen größere Thiere frech. Er hat verschiedene Stimmen und ist dem Fuchse hold. Die Naturanlagen der Pferde sind, je nach der Beschaffenheit ihres Landes, verschieden. Die Pferdemütter lieben auch die Füllen anderer Rosse sehr. (Galls Kindersinn!) Die Krähen leben in ordentlicher monogamischer Ehe. Die Igel sind vorsichtig und emsig im Sammeln und Aufbewahren von Speisen. Gar industriös sind die Schwalben beim Nesterbau, und im Füttern ihrer Jungen unparteiisch.

Aelian rühmt auch die Keuschheit und Treue der Tauben. Ehescheidungen kennen sie nicht. Die wilden Tauben bestrafen den Ehebruch an beiden Geschlechtern, die Turtel- und die weißen Tauben nur am Mann, dem Weibe wird aus Mitleid verziehen, doch muß der Ehebrecher bis in den Tod im Wittwenstande verharren Auch stehen die Männer als Richter und Vollstrecker des Gesetzes um den sündigen Mann

herum. Nur Weiber richten das Weib. (Aus der englischen Gesetzgebung!) Der Tauber hilft der Gattin bei der Geburt und im Besorgen der Jungen. Eine Taubenart in Sicilien zieht bisweilen fort und kehrt am neunten Tage wieder. (Zeit- und Zahlensinn!) Mit der Nachteule lebt die Krähe in ewigem Kriege. In gemessener Ordnung fliegen die Kraniche im Herbst in den Süden. (Geometrischer oder Formsinn!) Ihr Nachtwächter nimmt einen Stein in den Fuß, wach zu bleiben und im Falle das Einschlafens durchs Fallen des Steins aufgeweckt zu werden. Blindgebornen Jungen gibt die Schwalbe durch die Kraft eines Krautes das Gesicht.

Die Steckmuschelschnecke theilt ihre Beute mit dem Krebse, der ihr Bundesgenosse ist. Löwe und Basilisk fürchten den Haushahn. Im Norden soll der Hahn nicht singen. Die Nachtigall lehrt ihre Jungen singen. Der Rabe, wenn er vor Alter seine Jungen nicht mehr nähren kann, gibt sich selbst ihnen als Speise hin, und die Jungen zehren ihren Vater auf; daher das Sprüchwort: „Böses Ei vom bösen Raben!“ Das Elephantenweibchen kämpft für sein Junges und die Elephanten überhaupt für ihre Eltern. Das männliche Kamel ist gegen seine Mutter keusch. Am gelüstigsten sind die Mutterrosse. Wolf und Wölfin, Pferd und Stute gehen mit einander auf die Weide, nicht so der Löwe und die Löwin auf Beute und zur Quelle. Jedesmal bleibt eins zu Hause. Störche, Kraniche, Pelikane nähren ihre alten Eltern, wenn nicht nach menschlichen Gesetzen, doch durch die Güte ihrer Natur. Liebe und Haß bewegt auch die Thiere. Nur der Mensch und der Hund genießen zusammengesetzte Speisen. Die Elephanten brechen bei wachsendem Monde Zweige ab, tragen sie hoch empor und schütteln sie leicht. So ehren sie den Mond. (Religiöser Sinn im Elephanten!) Die Meerschildkröte lebt noch lange, wenn ihr auch der Kopf abgeschnitten worden. Der Hahn als Sieger singt, der Besiegte schweigt und verkriecht sich. Der aufgehende Mond haucht den Hahn gleichsam göttlich an, die aufgehende Sonne macht ihn immer lauter singen.

Dohlen und Häher lieben ihre Gesellschaft. Des Löwen Muth ist aus der Mähne zu erkennen, (Das Physiologische deutet aufs Psychologische). Das Rind rächt erlittene Unbill

Die Sperlinge nisten zu äußerst auf den Zweigen, damit sie sicherer seyen. Sehr listig tödtet der Fuchs die Wespen. Hunde und Pferde werden wie der Mensch krank. Auch wilde Thiere sind durch Wohlthaten bezwinglich, und auch ihre Natur ist nicht unabänderlich. Löwen und Hunde nehmen einander freiwillig als Freunde an. Der wüthendste Stier kann vom Menschen gebändigt werden, wenn er ihm mit dem Strumpfbande vom rechten Knie entgegen geht. Die Memnonsvögel kämpfen jährlich noch um Memnons Grab. Die Bienen sind Geometer, schicken Colonien aus, wissen Regen und Wind vorher, und können durch Musik angelockt werden. Die Wespen werden ohne einen Fürsten im Staate regiert.

Der Pfau ist ein eitler Prahler, aber auch das Pferd fühlt sich im äußern Schmucke. Kein Vogel fürchtet die Hunde, nur der Trappe fürchtet sie. (Er kann nicht auffliegen.) Mäuse ziehen einander am Schwanze aus Gefäßen. Kaum geboren erkennen die Lämmer ihre Mutter und lieben sie. Alles, was der Körper thun kann, lernt der Affe und kann er gelehrt werden, z. B. tanzen, singen. Er macht für den Menschen auch den Fuhrmann. (Ja, ja, aber wie ein Phaëthon!) Aelian sah selbst einen Affen kutschiren.

Eine Gans liebte einen Knaben gar herzlich. (Dafür auch Erzählungen neuerer Zeit!) Die Ente führt die Jungen bald zum Wasser, und lehrt sie, sich gegen den Entenstößer schützen. Starken Gemüthes, gerecht und zähmbar ist der Löwe. Der Bär und mehrere andere Thiere enthalten sich des Aases.

Der Schwan übertrifft den Menschen. Nicht nur merkt er, wenn sich der Tod naht, sondern er erwartet ihn ganz still und sanft, denn ihm ist dieses Naturgeschenk geworden. Er sieht im Tode kein bitteres Uebel, die Menschen aber sehen in ihm das größte und verwünschen ihn. Aber der Schwan ist so ruhig, daß er sich noch im letzten Athemzug gleichsam ein Todtenlied singt. So sagt Euripides vom Helden hohen Muthes, Bellerophon: „er starb wie ein Schwan.“ Die Nachtigall will nicht nur singen, sondern gelobt werden, denn in der Einsamkeit edirt sie nur einen einfachen, unausgearbeiteten Gesang, gefangen aber, und wenn viele Zuhörer, singt sie viel schöner, mannichfaltiger, ausdrucksreicher. Die Natur zeigt

Hunden, Rebhühnern, Störchen und Feldtauben Kräuter zur Heilung.

Zur Tapferkeit bedürfen manche Thiere keiner Anreizung von außen, z. B. die wilden Schweine, Löwen, Elephanten, Stiere, Ziegen.

Sogar Bestien schonen der Ihrigen, und ein Panther schonte sogar im Hunger eines Bockes, den man ihm lebendig vorwarf. Er rief auch am folgenden Tage nach Speise wie gewohnt, fraß den Bock jedoch nicht.

Die Drachen kennen die Kräfte der Kräuter. Mit den einen heilen sie sich, mit den andern vermehren sie ihr Gift. Elephanten fühlen Ehrfurcht vor todten Menschen. Sehr religiös benehmen sie sich, wenn sie verwundet worden und sterben. Pferde wollen nicht über Gräber springen; (warum?) Delphine und Adler lieben schöne Knaben. (Wie griechisch!) Hundsköpfler (eine Art Affen) Pferde und Rinder. Hunde können erzogen werden, denn sie haben Gedächtniß. Man kann sie lesen, tanzen, Flöte blasen (?) und die Cither schlagen lehren. (Wer dieses recht kann, kann mehr noch als selbst Orpheus!) Der Fuchs stellt listig dem Igel nach. Kugelt dieser sich zusammen, so gießt er seinen Urin über ihn. Dann entkugelt er sich, will fliehen, und kann unten angepackt werden. Auch Trappen und Fischen wird er durch List Meister.

Wie Beispiele von der Liebe der Delphine zu schönen Knaben aus Jaso, Alexandria und Puteoli bekannt sind, so sind Beispiele der Liebe des Hundes gegen ihre Herren Erigones, Silamenes, Darius und Lysimachos bekannt. Der Kater bringt seine Jungen um. Gar reinlich verbergen die Katzen ihren Unrath in die Erde. Aegyptier zaubern nur durch Worte Vögel vom Himmel herunter und locken Schlangen aus ihren Löchern hervor. (Die alten und neuen Schlangenbeschwörer!) Auch Taschenkrebse werden durch Musik angelockt. Wunderbar sind die unterirdischen Wohnungen der Ameisen. Diese kleinen Thiere sorgen weise für den Winter, folgen ihren Führern und begraben ihre Todten. Alexander, Antiochius und Sokkes sind Beweise, wie sehr die Pferde ihre Ernährer lieben. Der Hase verwischt vor seiner Wohnung seine Fußstapfen. Um für todt gehalten zu werden, hält der zusammengerollte Igel vor seinem

Feinde sogar den Athem an sich. Es muß im Hund eine gewisse dialektische Kunst zu schließen seyn. Ehrfurcht empfindet der Elephant gegen Greise seiner Art. Gezähmte Ochsen sind gehorsam und gelehrig. (Letzteres sind die unsrigen nicht besonders.) Junge und gesunde Elephanten besorgen sorgfältig alte, kranke, verwundete. Schweine und Fische sind ungerecht, das Nilpferd gottlos (ägyptisch!), Fliegen und Hunde sind unverschämt.

Eine Gans liebte den Philosophen Lakydes, sie spazierte mit ihm, sie ruhte mit ihm aus. Als sie starb, setzte ihr Lakydes ein Denkmal wie einem Menschen.

Innig liebt der Elephant sein Weib. In der Schlacht ziehen unverwundete den verwundeten die Pfeile aus dem Leibe, trotz Chirurgen und Kunsterfahrenen.

Der pontische Mithridat vertraute seinen Schlaf nicht Satelliten und Waffen, sondern einem Ochsen, einem Pferd und einem Hirsch an.

Auch die Elephanten fürchten das Feuer. Mehrere Vögel verstehen die Witterungszeichen. Sehr verschieden ist die Gemüthsart vieler Thiere. Die Wölfe fressen einander selbst auf, wenn sie nichts mehr erjagen können. Wie der Affe das verkehrteste unter allen Thieren ist, so ist er's in noch höherm Grade, wenn er die Menschen nachahmen will. Der Löwe hat für Beleidigungen ein gutes Gedächtniß. Die Elephanten kämpfen nur für die jungen und kranken. Alle begeben sich auf einmal in die Flucht, nehmen dann aber die hülfsbedürftigen in die Mitte. Oft schon sind Hunde im Kriege Bundesgenossen ihrer Herren gewesen. Ein Elephant hebt seinen Wärter mitten aus der zweifelhaften Schlacht heraus.

Listig ist das Maulthier, es hat es Thales von Milet erfahren. Religiös begrüßen die Elephanten den Aufgang der Sonne, und beten sie an. Sie strecken den Rüssel gegen sie alle mit einander aus, und athmen heftig. Der entflohene Sklave Androklus wird von einem Löwen, den er in einer Höhle von einer Fußwunde geheilt und der ihn dann auch eine Zeitlang mit Fleisch genährt hatte, erkannt, als er wieder eingefangen, diesem ebenfalls gefangen genommenen Löwen zur Todesstrafe vorgeworfen worden. (Entnommen Gellius' attischen Nächten.)

Nur einmal begatten sich die Elephanten und dann erst noch mit großer Schamhaftigkeit. Die Störche tödten ihre Ehebrecherinnen. Gar gute Freunde sind der Ichneumon und das Krokodil. Gefangene Elephanten ergeben sich sehr leicht, und nehmen Speise und Trank an. Auch die jungen Löwen ehren ihre Eltern. Am feinsten hören die Fische. Der Löwe zertritt seine Fußstapfen, um die Jäger zu täuschen.

Alle Landmäuse sind furchtsam. Die Elephanten lieben auch ihren heimischen Boden. (Haben Vaterlandsliebe.) Der Elephant hat ein vorzüglich gutes Gedächtniß. Auch er haßt die Ehebrecher. Mehrere Thatsachen beweisen's. Der Wolf wird durch den Flötenton erschreckt. (Wir erinnern hier an den trunknen Geiger mit dem Wolf in der Grube, neuerer Zeit!) Eben mit der Flöte hat Pythochares, der Flötenspieler, den Anfall eines Wolfs abgehalten. Die Delphine schleppen ihre Verstorbenen ans Ufer, da doch oft Menschen den Menschen ein Begräbniß versagen. Die Mäuse sterben, athmen aus, nicht auf einmal, sondern theil- oder gliederweise. (Bei Insecten wirklich der Fall!) Ein Adler fängt ein von einem Thurm stürzendes Kind während des Sturzes auf und rettet es so. Gänse weckten, als die Gallier das Capitolium belagerten, und in der Nacht überrumpeln wollten, die schlafenden Wächter mit ihrem Geschrei. Die Hunde schwiegen, weil ihnen die Gallier Speise vorgeworfen. Es ist aber bekannt, daß die Gänse zum Fressen schnattern. Darob erwachte Manlius mit seinen Kriegern oder Wächtern. Darum müssen nun die Hunde jährlich eine Strafe leiden, der Gans aber wird an gewissen Tagen große öffentliche Ehre bewiesen. Alte indische Elephanten werden durch Musik gezähmt; Musik macht die libyschen Mutterrosse geduldig, daß sie sich melken lassen und eben diese lassen durch Musik sich zum Beischlaf bewegen. Sogar die wilden Schweine (in neuerer Zeit lehrte man Schweine wenigstens nach dem Tact mit Musik tanzen!) und Hirsche werden mit Musik gefangen. Ein Adler zeigt dem Gordius sein Reich an, und Gelon, der Syrakuser, wird von einem furchtbaren Wolfe von allen seinen Gespielen allein nicht erwürgt, denn auch die Thiere sind dem göttlichen Winke unterthan. Die Elephanten lieben die Blumen gar sehr. Sie lieben derselben Geruch. Darum treibt

man sie auf die Wiesen. Die Strauße verschlucken auch Steine. In Indien werden Rinder mit Pferden und mit Ziegenböcken zum Wettlauf an Wagen gebunden. Die Sybariten lehren ihre Pferde nach der Flöte tanzen. (Dürfen wir uns wundern, daß die Flöte dem Griechen verächtlich wurde, da sie immerdar zu verächtlichen oder doch unnützen Dingen gebraucht wurde?) Aber kühn und kriegerisch machen die Perser ihre Pferde. Mehrere Thierarten sind ganz aus ihren Wohnsitzen durch die Menschen vertrieben worden. Rhinoceros und Elephant liegen stets im Kampfe gegen einander.

Wohl beherzigenswerth ist noch sein schöner platonischer Gedanke, daß die Fürsorge der Götter sich auch über die Thiere erstrecke, daß sie keines gering achten, keines versäumen. Aelian sagt noch viel Mehreres, wir müssen uns mit dem Gesagten begnügen.

Aristoteles, Plinius und Aelian zusammen gebunden, bilden die Thierbibel für alle Confessionen!

Im vierten Jahrhundert gehen wir mit dem interessanten, oft ganz unbeachteten Hermes Trismegistos Poemander, der Platonismus, Gnosticismus, Kabbala und sogar Christenthum in sich hat, wieder ins Weltmeer der Speculation zurück, in ihm noch einmal zu schwimmen. Poemanders Gedanken repräsentiren eine ganze Zeit! Für uns ist er voll Bedeutung!

Gott ist Verstand, Licht, und aus dem Lichte schwebte das heilige Wort über die Natur. In Gott sind beide Geschlechter vereinigt. Durch Bewegungen der schwerern Elemente entstunden unvernünftige Thiere. Die Luft brachte fliegende, das Wasser schwimmende Thiere hervor, die Erde vierfüßige, kriechende, wilde und zahme. Gott liebt im Menschen seine eigne Gestalt, und übergab ihm alle seine Worte. Der erste Mensch war Hermaphrodit, wie alle Thiere. Alle wurden, wie der Mensch, erst nach einem gewissen Zeitraum, in männlich und weiblich geschieden. Das Thier wird, wie Alles, durch einen Geist von innen bewegt. Alles soll sich vermehren. Darum ist die gottesfürchtigste Beschäftigung Kinder zeugen, die größeste Sünde kinderlos sterben. Zur Strafe muß die Seele des Kinderlosen (vermuthlich der es durch eigne Schuld ist) in den Körper eines Geschöpfs hinein, das weder männlich noch

weiblich und von der Sonne verflucht ist. Das mächtigste Thier ist die Welt. Es lebt ewig wie der Mensch, der dem Range nach das zweite Thier ist. Aufs irdische (eigentliche) Thier wartet Zerstörung. Dieses empfindet, der Mensch aber denkt, und ist durch den Verstand vom irdischen Thier verschieden. Der Mensch empfindet und denkt, wie auch die Welt empfindet und denkt, jedoch auf eine eigne Art. Aber aller Thiere Empfinden und Denken kommt von außen durchs Athmen in sie hinein. Auch die Thierseelen stammen von der Weltseele, und sind ebenfalls manchen Veränderungen unterworfen. Die kriechenden Thiere werden Wasser, die Wasserthiere Luft-, die Luftthiere Menschen, die Menschen Dämonen, und diese unbewegliche Götter. Langt aber eine Thierseele in einem menschlichen Körper an, und bleibt böse, so wird sie nicht unsterblich und nicht glückselig. Dann muß sie wieder zurück zu den kriechenden Thieren.

Beseelt ist unter den Menschen nur das Thier, doch wird auch dieses von einem Geiste regiert und getragen. Seele und Blut sind nicht Eins. Kein anderer Körper umhüllt eine menschliche Seele, keine menschliche Seele kann zum Körper eines unvernünftigen Thieres herabsinken. (Ein Widerspruch mit Obigem.) Das ist Gottes Gesetz, daß eine menschliche Seele vor solcher Beschimpfung bewahrt werde! Nur der große Haufe bildet sich ein, daß die aus dem Körper gehende Seele in ein Vieh verwandelt werde, welches aber ein großer Irrthum ist. Die Welt ist Gott unterworfen, der Mensch der Welt, das Thier dem Menschen. Der Mensch ist ein göttliches Thier, und kann mit andern Thieren nicht, sondern nur mit den obern Göttern im Himmel verglichen werden. Ja er ist noch über diesen, wenigstens ihnen vollkommen gleich.

Götter sind unsterbliche Menschen, die Menschen unsterbliche Götter. In den unvernünftigen Thieren ist Seele ohne Verstand. Der Verstand ist Wohlthäter nur der menschlichen Seele. Die Begierden der Thiere sind nur Leidenschaften, und der Verstand wirkt in den Thieren nur nach Art der Natur. Vernunft und Sprache hat nur der Mensch, das Thier nur seinen eignen Laut.

Alles jedoch ist unsterblich. Es gibt keinen Tod. Sogar

die Materie lebt. Selbst das Thier ist an sich unsterblich, vorzüglich ist es derjenige Mensch, mit dem Gott durch Träume und Zeichen Umgang hat. Ihm sagt er die Zukunft durch Vögel, durch Eingeweide, durch Dünste (im Delphischen) durch Eichen (im Dodonäischen Orakel).

Die Menschenseele hat sich von der Weltseele losgerissen, ging dann durch den Thierkreis oder die zwölf Thiere, und nahm von allen diesen etwas an in diesen Leib; darum hat sie von allen zwölf Thieren noch etwas an sich. Es sind dieses ihre zwölf Geißeln, zwölf Anlagen fürs Thierische. Durch zehn Tugenden jedoch kann sie diese zwölf austreiben. (Widerspruch mit seiner Behauptung, daß über dem Mond Alles vollkommen und göttlich sey, denn der Thierkreis ist auch über dem Monde.)

Auch der Mensch ist als Mensch nichts Wahres. Gott säet im Himmel Unsterblichkeit, auf Erden Veränderung, im Universum Leben und Bewegung. Die Zügel der Sonne sind Leben, Seele, Hauch, Unsterblichkeit und Entstehung. Wir schließen ihn mit seinem unläugbar großen Worte:

Jedes Wesen der Welt vernehme des Lobgesanges Ton! Oeffne dich, Erde! thue dich auf, Riegel des Regens! Ihr Bäume, bewegt euch nicht! Thut euch auf, ihr Himmel! Ihr Winde seyd still! ich will den Herrn der Schöpfung und das All und die Ewigkeit singen! Große Wahrheiten, große Irrthümer eines Denkers, eines Repräsentanten einer ewig interessanten Schule!

X. Hauptstück.

Das Mittelalter bis auf Leibnitz.

Wir treten ins Mittelalter. Es begegnen uns sehr lange keine eigentlichen Naturhistoriker. Die lange Zeit philosophirte meist nur über theologische Gegenstände, und vernachlässigte die Beobachtung des Aeußern ganz und gar. Mineralien, Pflanzen, Thiere, die Atmosphäre und Sterne schienen nicht mehr gewesen, nicht mehr gesehen worden zu seyn. Darum fühlen wir uns durch den ganzen großen Zeitraum sehr beengt. Zum Glück hat jede Zeit, wenn auch andere Standpunkte als der unsrige ist, treffliche Denker; denn ohne sie kann die Menschheit nicht gedeihen. Auch unsere Kirche lehrt Denken. Christus hat ihr vorgedacht.

Wir führen drei Kirchenväter an. Philosophen und Aerzte werden folgen. Sie sind: Bischof Gregor zu Nissa (J. 372) Nemesios in Emisa, sein Nachfolger in der Zeit, und Augustin. Ersterer sagt:

Die Natur des Menschen ist vortrefflicher als die aller andern Geschöpfe. Der Mensch tritt deßwegen wehrlos auf die Welt, damit er genöthigt sey, sich der Thiere zu bedienen. Der erste und letzte Mensch tragen gleiches göttliches Ebenbild an sich. Gott schuf zuerst nicht nur Einen Mann, sondern die ganze Menschheit, d. h. Mann und Weib miteinander und aneinander, die Thiere hingegen schon von Anfang in getrennten Geschlechtern. Nach dem Sündenfall trennte Gott den allgemeinen Menschen in zwei, wodurch die thierische Fortpflanzung entstanden

ist. Vorher wäre sie auf eine andere Weise möglich gewesen. Hierin und in den Leidenschaften sind also die Menschen mit den Thieren verwandt. Seele und Körper fangen mit einander an, und wachsen miteinander. Die Seele baut sich aus der vorliegenden Materie ein bequemes Haus selbst. (Großer vorbereitender Gedanke!)

Nemesios, tüchtig in der Naturgeschichte und Psychologie, vergleicht den Menschen mit allen Classen der Geschöpfe. Mit den unbeseelten (Mineralien) hat er den Körper gemein, mit den Pflanzen die ernährende und zeugende Kraft, mit den Thieren das Athmen, Empfinden und die Gemüthsbewegung, nur er aber denkt und übt die Tugend und Frömmigkeit (Eusebeia). Ein Band knüpft Alles, vom Stein bis zum Menschen hinauf, aneinander.

Nur allmählich ging Gott von den Pflanzen zu den Thieren, nur allmählich aufwärts gab Gott ihnen mehr Sinne und Bewegkraft. Die vollkommnern Thiere haben alle Sinne und große Bewegkraft, die untern genug Klugheit und Fertigkeit zu ihrer Ernährung, so daß selbst sie noch den Menschen nahe scheinen. In den Tönen ist ein allmählicher Fortgang, vom einfachen Geschrei des Pferdes durch die mannichfaltige Stimme des Raben bis zu der durch Verstand und Vernunft ausgebildeten Menschensprache. Alle Thiere übertrifft der Mensch durch den Gefühlssinn. Wissenschaft und Tugend ist nicht im Thiere, im Thiere keine Geselligkeit und Bürgerlichkeit. Aber kein einzelner Mensch ist sich selbst genug. Nur der Mensch kann sündigen. Das Unvernünftige ist nur um des Vernünftigen, das Vernünftige allein um seiner selbst willen geschaffen. Der Mensch war anfangs unwissend über sich selbst, bald aber beherrschte er die Thiere, weil er sich selbst beherrschte. Jungen Kindern ist nur eine unvernünftige Bewegung eigen. Jedem Körper ist eine Seele, jeder Seele ein Körper angepaßt; in verschiedenen Körpern sind verschiedene Seelen. Die Thiere haben einen eigenthümlichen Instinct, manche empfingen auch List, ja ein Bild der Kunst, einen Schatten von Vernunft. Doch werden sie nicht von der Vernunft geleitet. Sie thun Alles auf dieselbe Art. Jeder Wolf ist auf dieselbe Art listig, jeder Affe auf dieselbe Art Nachahmer. Dagegen gibt es tausend menschliche

Handlungsweisen. Was vernünftig ist, ist frei, selbstmächtig. Auf Nemesios berief man sich. Ihm gegenüber legte freilich Philastrius den Thieren geradezu Vernunft bei, noch aber war der Begriff von diesem Vermögen nicht gehörig bestimmt.

Augustin nennt mit Recht die Seele eine dunkle Kraft, stellt eine Stufenleiter der Seelenkräfte auf, und gab den Thieren, wenn nicht Vernunft, so doch einen innern Sinn.

Da brach die Nacht des Mittelalters finster für alle Naturforschung ein, dafür kam die Zeit der Bildung des Kirchlichen und Bürgerlichen. Jede Zeit hat ihre eigne Aufgabe. Die Menschheit löset ihre Aufgaben nur stoßweise.

Erst die Araber (im zwölften Jahrhundert) hoben sie wieder.

Sie hatten Aerzte und Philosophen. Ihnen gehört Tophails Gedanke, daß der Grund der Thierform in der Entwicklung des Geistes liege, darum sey sie der Bewegung und Empfindung fähig. Die Thiere haben mehr Leben als die Pflanzen, aber Ein Princip bewegt Alles.

Im Zeitalter der Scholastik trat die Idee von einer Gleichheit des Organismus der Menschen und der Welt — kleine und große Welt, kleiner und großer Mensch, Mikrokosmus und Makrokosmus, auf. Eine immer beliebt gebliebene, bis heute in allen Richtungen verfolgte und angewandte Idee!

Laut Buonaventura (J. 1274) gibt's auch eine Stufenleiter der Seelenkräfte vom niedrigsten Ding bis zu Gott, sind die Thierseelen unablöslich, die Menschenseelen ablöslich an die Materie gebunden, haben die Thiere statt Freiheit nur Willkür, durch welche alle ihre Handlungen mit Nothwendigkeit bestimmt sind.

Wir können nicht umhin, um wieder einmal ein wenig poetisch zu werden, hier den großen Dichter Ossian zu citiren. Auch er bildet wie Homeros einen Uebergang, nur ist seine Form minder episch, mehr elegisch, lyrisch. Wie die Sprüche der Propheten stürmen seine Sagen daher, und er begleitet sie alle mit einer Davidischen Harfe. Seine Bilder nimmt er äußerst selten aus der Thierwelt, sondern beinahe immer aus der Atmosphäre. Ein Lichtstrahl ist ihm das schönste Bild. Seine Helden sind Nebelsäulen. Seine Thierwelt ist ebenfalls

eine andere: Eber, Rosse, Hirsch, Rehe, Adler und Hähne. Die Eberjagd galt Alles. Mädchen kommen als Jägerinnen und dennoch sanft, mild, liebefühlend vor. Von Thiervergötterung keine Spur, dafür entschiedne Unsterblichkeit der Helden, die dann in den Wolken wohnen und mit Nebelarmbrusten Nebelthiere jagen, und in die Schlachten ihrer Söhne, jedoch ohne Einfluß, schauen. Nur den Hunden wird etwas mehr eingeräumt. Hunde besuchen das Grabmal ihres gefallenen Herrn, Hunde merken, wie die Geister ihrer ehemaligen Gebieter an ihnen vorüberschweben, dann heulen sie. Ossian singt: die Nacht kam und aufging wieder der Tag, aber ich vernahm weder Aragons Stimme noch den Ruf meiner stattlichen Runo. Endlich sprang ihr Lieblingshund daher, der raschhüpfende Runar; der kam auf die Burg und heulte und schien nach der Stelle zu schauen, wo sie gefallen waren, wir folgten ihm; wir fanden sie daselbst wirklich, und begruben sie an dieser moosichten Quelle. Wer erinnert sich nicht an Odysseus' Hund?

Wir müssen diesen nordischen Stern, diesen sonderbaren plötzlich gekommenen Kometen wieder verlassen, wieder Prosaiker hören.

Der alle Professoren der Welt mit ein paar Tausend Streitfragen kühn herausfordernde Pic von Mirandula stritt auch für die Sätze, daß die Pflanzen leben und empfinden, und gewisse Thierarten wegen einer vernunftähnlichen Fähigkeit einer menschlichen Belehrung fähig, und im menschlichen Körper die belebende Pflanzenseele, die unvernünftige Thierseele, die menschliche Vernunftseele, die Seele des Engels und auch Gottes Ebenbild zugleich seyen.

Zeitalterlich waren demzufolge auch die Meinungen (Pomponat), daß die sogenannten Vernünftigen nur darum vernünftig heißen, weil die Uebrigen wilden Thieren gleichen, und daß (der kauderwälsche Paracels) im Menschen nicht nur alle Elemente, sondern auch alle wilden und dummen Thiere, in ihm, der kleinen Welt, wie in der großen, leben.

Die Reformation im Christlichen und Kirchlichen war schon eingetreten, sie trat bald auch ins Wissenschaftliche.

Gerne citiren wir hier den Meisterdichter H. Sachs, der, im Grimm über die Unsittlichkeit seiner Zeit, unvernünftige

Thiere und Menschen zusammenstellend, sagte, daß wenn die Kirke (die Zauberin zu Odysseus' Zeiten) erschiene:

so blieben wenig Menschen auf Erden,
deren Gestalt nicht würd' verkehret werden
in wild unvernünftige Thier,
nachdem jeder lebt mit Begier.
wer übet tyrannische Gewalt,
würd' wie ein grimmer Löw' gestalt't,
der zornig' Hadrer würd' ein Bär,
der Hoffärtig' ein stolze Mähr',
der Geiz'ge würd' ein Krötenschlund,
der Neidig' würd' ein dürrer Hund,
der Trügner ein listiger Fuchs,
der Spieler ein abgeriebner Luchs,
der Räuber würd' als Wolf forttraben,
der Dieb würd' zu einem schwarzen Raben,
der Buhler zu'nem Stier genau,
der Trunkenbold zu einer Sau,
der Klaffer (Klätscher) würd' zu einer Hatzen (Elster)
der Tückisch' würd' zu einer Katzen,
der Fürwitzig würd' zu einem Affen,
der Faul' zu einem Esel geschaffen!

Schöne Galerie der Thierlaster! Der Dichter schließt sich an die Natur nach Witz und Laune. Virgil hat sie anders aufgefaßt. H. Sachs sprach aus seiner Zeit. Sie hob den Menschen auf Kosten des Thieres, und setzte erst noch ihn sehr tief, auf daß die Gnade desto herrlicher werde. Der damaligen Theologie war die Erde mit Allem verflucht, und Alles war unter der Sünde.

Auf einmal tauchten wieder Naturhistoriker auf. Alle stunden auf dem großen Aristoteles, den ganz Europa kannte, der wenigstens in den Klöstern und auf Universitäten wie ein ewiges Lichtlein brannte.

P. Gyll gab (im J. 1533) ein interessantes Werk aus Aelian, Porphyr, Heliodor und Oppian in sechzehn Büchern über die Kraft und Natur der Thiere heraus. Die Grundlage ist ganz Aelianisch. Warum er nicht auch Aristoteles und Plinius benutzte, noch citirte, mag darin seinen Grund haben,

daß Aelian den Aristoteles und Plinius selbst schon zu seiner Grundlage gemacht hatte. Gyll's Verdienst besteht nun aber theils im Ordnen nach Verwandtschaften, theils in Neuem; auch er fängt mit dem Elephanten an. Er spricht von ihm in neununddreißig Quartseiten. Wir setzen einige seiner Zuthaten, die er jedoch ebenfalls von Andern geborgt haben mag, hin: der Elephant schadet Niemandem, wenn er nicht beleidigt worden; ist er es aber, so packt er den Beleidiger mit seinem Rüssel und wirft ihn empor, so daß er oft schon stirbt, ehe er auf die Erde kommt. Oppian sagt, daß die Elephanten unter sich reden, aber ihre Reden seyen nur ihren Führern verständlich. Sind sie dem Tode nahe, so wissen sie die verdrießliche Nothwendigkeit vorher (wie die Schwäne). Selbst in der Nähe des Todes ist der Elephant noch gegenwärtigen Geistes. Der Führer Worte versteht er gerade so, wie jeder Menschenknecht. Seine Urtheilskraft (ingenium) kommt derjenigen des Menschen so nahe, daß Cicero sich nicht scheute zu sagen, daß ein nicht kleiner Theil der Menschen unter dem Elephanten stehe. Bei Nacht trauert der Elephant bisweilen, jedoch nicht mit seinem gewohnten Brüllen, sondern mit einer ganz eigenen unterdrückten Stimme, über seinen Dienstzustand, erbärmlich. Er seufzt und lamentirt nur heimlich; sobald Jemand zu ihm kommt, schämt er sich, mäßigt er sich, und stellt sein Seufzen ein. Alexanders Bucephalus ließ nackt auch den Stallmeister, gesattelt und mit allen königlichen Zierrathen geschmückt, Niemanden als Alexander aufsteigen. Um diesem das Aufsteigen zu erleichtern, senkte er sich ein wenig.

Porta (J. 1555), Pomponatius' gelehriger Schüler, in seiner erst 1590 gedruckten menschlichen Physiognomie, verdient nicht vergessen zu werden.

Der interessante, scharfsehende Mann sprach aus, was Andere mit Augen von jeher gesehen haben müssen, daß manche Menschen in der Gesichtsbildung mit Thieren Aehnlichkeit haben, mancher einem Schaf, Widder, Esel u. s. w. gleiche, und daß sich diese Aehnlichkeit auch auf alle anderen Körpertheile, Stimme, Gang u. s. w. erstrecke; wer mag es läugnen? Alsdann ähnelt umgekehrt das Thier dem Menschen. Plato's Bild sieht, laut ihm, einem Spürhunde, Vitells großer Kopf

einem Schuhu, Galba mit der gebogenen Nase einem Adler, Sokrates mit der tiefen Einbiegung an der Nasenwurzel einem Hirschen, Correggio dem friedliebenden gutmüthigen Schafe, der finstere eigenwillige M. Angelo dem Löwen, der redlich heroische Scipio dem gutartigen Hunde, und Caracalla dem blutdürstigen Tigergesicht ähnlich.

So hat Porta, Lavater und Gall uns den berühmten Thierkopfzeichner Tischbein vorbereitet.

Mit Gyll lebte K. Geßner von Zürich, gestorben 1562. Durch diesen entstund wieder eine Originalnaturgeschichte der Thiere, doch nur in eigentlich naturhistorischer Beziehung. Das Werk ist (nach der Ausgabe Frankfurt, in zwei mächtigen Foliobänden wie Plinius nach Hardouin) gerade ein solches Erzeugniß der Gelehrtheit und des Fleißes wie das von Plinius. Er behandelt darin die lebendig gebärenden Vierfüßler und die Vögel, die Fische und andere Wasserthiere, nur keine Insecten, den Skorpion ausgenommen. Beide Bände sind mit Holzschnitten geziert. Demnach treten endlich Bilder in den Dienst der Naturgeschichte, was namentlich in Bezug auf die Naturgeschichte der vollkommneren Thiere, die eine bestimmte Haltung und Physiognomie haben, gar nicht unwichtig ist. Es fragt sich jedoch, ob dieses Werk das älteste naturhistorische mit Bildern sey. Viele ältere kann es nicht geben. Vor dem Jahr 1423 können naturgeschichtliche Bilder nur als Handzeichnungen vorkommen, wie wir solche wenigstens in nicht kleiner Zahl in den Bilderbibeln finden, in welchen Pferde, Affen, Pfauen und Rinder zu schauen sind. Die ersten kommen auch in Ritterhistorien in großer Menge vor. Sie sind aber durchweg verzeichnet, ohne naturgeschichtlichen Werth, selbst die Farbe ist nicht naturhistorisch: die meisten Pferde sind kühroth oder eselgrau angestrichen, und ihre Haltung ist Unnatur. Vor dem Jahr 1423 war noch keine Holzschneidekunst. Der älteste Holzschnitt, den großen Christophel darstellend, hat eben diese Jahrzahl. Aber auch die Holzschnitte dienten anfangs nur den Spielkarten und der Bibel. Doch erschien bald, etwa im Jahr 1483, durch M. Schön die Kupferstecherkunst, die, begreiflich, später ebenfalls für die Naturgeschichte angewandt wurde. Für die Bibel war

es die Zeit der Schön, Glockenton, Altorfer, Aldegrevern, Schäufelin, Dürer, Holbein, Cranach.

Begreiflich ging man anfangs nur auf allgemeine Erkennbarkeit der Gestalten, noch nicht auf die für den Psychologen so hochwichtige Haltung und Gesichtsbildung, aus der er, wie beim Menschen, soll schließen können. Nur die rechte Zeichnung lehrt die Kuh von einem großen aufgeblasenen Frosche unterscheiden.

Geßners Bilder sind meist erkennbar, viele verzeichnet, wie wir auch jetzt noch viele, die nur nach ausgestopften Exemplaren gezeichnet sind, verzeichnet finden. Er war ohne Vorgänger. Der erste thut den größten Schritt, wie klein er ist.

Geßners Elephant, Löwe, Tiger, Bär u. s. w. haben ganz mißrathene Physiognomien, und die Haltung ist oft ganz unerrathbar, z. B. bei seinem Bär. Er benützte alle ihm bekannten Quellen, und gibt sie, wie Plinius, den er sich als Vorbild gewählt hat, sorgfältig an. Es ist eine enorme, sogar für unsere immer sammelnde Zeit, beinahe unbegreifliche historische Gelahrtheit darin, die ihn aber dennoch nicht hindern konnte, manche Thiere zu den lebendig gebärenden Vierfüßlern zu zählen, die nicht lebendig gebären. Hierdurch aber wirkte er, ohne es zu wissen, nachtheilig in die Thierpsychologie, weil die Psyche der Lebendiggebärer von derjenigen der Eierleger verschieden seyn muß. So reich an Thatsachen ist keiner wie er, und unter allen Naturhistorikern nicht einer bis auf diesen Tag so reich an Citaten. Z. B. vom Pferde spricht er in 146 Folioseiten. Auf dem Titelblatt nennt er sein Werk den Philosophen, Aerzten, Grammatikern, Philologen, Dichtern und allen denen sehr nützlich, welche sich irgend einer Wissenschaft widmen, bezeichnet als seine vorzüglichsten Quellen Aristoteles, Plinius und Oppian und Albrechts des Großen (Bischof in Regensburg) Werke. Für Alles aber soll dem Herrn Gott, Urheber und Erhalter aller Güter, der in die Welt so viele und große Zierden und Nützlichkeiten für die Menschen geschaffen habe, deren Betrachtung unser Leben, unsre Gesundheit, unsre Muße und unser Talent geweiht seyn soll, der wärmste Dank gebracht werden.

Geßner fängt mit dem Elenthier (cervus alces) an, kommt dann zum Esel, Rind, Kamelopardel, Hund, dessen verschiedene Arten er wohl unterscheidet, zur Ziege, zum Hirsch, Pferd u. s. w., worin wir allerdings gar kein Eintheilungs-Princip noch System auffinden können. Er ging eigentlich nur aufs Naturgeschichtliche, dennoch gab er aus den frühern auch alles darin liegende Psychologische. Geßner war ein nüchterner, sorgfältiger Mann. Ohne eine ganz besondere Richtung der Aufmerksamkeit auf die Thierseele war es unmöglich, darin Neues zu leisten. Anekdoten allein thun es nicht. Es waren nun schon viele gesammelt. Gut, daß Geßner im Ocean seines historischen und literarischen Wissens nicht ertrunken ist, denn wir können ihn unbedenklich neben Aristoteles und Plinius, diese ungeheuren Vielwisser, stellen.

Immer weckt der Eine Andere, wie ein Kriegsschuß Viele, auf. Nun war auch die Bahn gebrochen, die Welt bei uns aufs neue für die Naturgeschichte und die Thiere gewonnen. Nur war der Standpunkt ein ganz anderer als der indische.

Großes Aufsehen mußte H. Rorarius' Abhandlung, daß die Thiere ihre Vernunft oft besser als der Mensch gebrauchen (quod animalia bruta saepe ratione utantur melius homine), machen. Weil es sich ihm aber minder um den Begriff Vernunft (ratio), als um deren Gebrauch handelt, so ist für uns die Streitsache zum Theil verrückt. Daß sie oft zweckmäßiger handeln, ist außer Zweifel, weil sie kaum zweckwidrig handeln können.

Rorarius war Nuntius Clemens VII an Ferdinands Hofe in Ungarn. Er führt Thatsachen in Menge für die Vernünftigkeit der Thiere und die Bosheit der Menschen an. Wer kann, wenn er den Gründen des Unterschieds nicht nachfragt, nicht mit Rorarius stimmen? Die Psychologie muß die Gründe der Thatsachen angeben. Rorarius wird mit seiner Ansicht nicht ein schlechter Christ haben seyn wollen. Die Schrift lag etwa ein Jahrhundert verborgen, und erschien erst ungefähr im Jahre 1654 im Drucke.

Schroffer, allen bisherigen Ansichten vom ersten Menschen an entgegen, trat keine je auf, als die des spanischen Arztes Pereira, daß die Thiere nicht nur nichts denken, sondern

nicht einmal irgend eine, wenn auch noch so schwache Empfindung, daß sie gar keine Seele haben, und nichts als Maschinen seyen, die nicht einmal sehen und nicht einmal hören, sondern daß sie, durch die Objecte allein, ohne Sinne, doch nicht ohne Sinnorgane, bestimmt werden. So war denn Pereira (nicht des Cartes) der erste, der in den Thieren nur Maschinen gesehen!

Welch eine Kluft zwischen denen, welche die Thiere den Göttern für näher als uns Menschen, und denen, die sie für todte Mechanismen halten? Und welche Menge von Hypothesen ist zwischen beiden Polen denkbar und auch gegeben?

So wäre denn das Leben in den Thieren und Pflanzen nur scheinbar? So hätten sie Sinnorgane ohne Sinne? So gebärdete sich die Maschine nur, und sie könnte sich, wenn wir sie verletzen, so gebärden, als ob sie empfinde? Und die Maschine des Hundes lernte Künste von sich selbst u. s. w.? Die Hand von der Tafel! (manum de tabula!) Anders sprach:

E. Neuhus. Er fand durch Beobachtungen zwischen Körper und Seele Verwandtschaft, z. B. in monströsen Körpern eine monströse Seele. Er sagt, man könne aus dem einen aufs andere nicht nur beim Menschen, sondern auch beim Thiere schließen. (Fruchtbringender Gedanke!) Vortheilhaft griffen in die Thierpsychologie die Untersuchungen, ob aller Menschen Seele gleich vollkommen sey, und die über die vegetative, sensitive und rationale Seele.

Huart, der stolze Spanier, in seiner Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften grober Materialist, der tief auf die Deutschen als Leute ohne Scharfsinn, den nur Spanier haben, herunterschaut, läßt alle Speisen unmittelbar aufs Gehirn und den Geist wirken. Hat er Recht, so muß das Pferd dumm, der dümmste Mops aber gescheidt seyn. Dem Menschen gibt er mit Recht ein größeres Gehirn als dem Thiere und sagt, das Gehirn bedürfe aber fürs Gedächtniß Feuchte, für die Vernunft Tröckne, für die Phantasie Wärme. Er geht vom Heraklitischen Satze aus, daß die trockenste Seele die beste sey, legt die Seele ins Gehirn, das also trocken, dürr und feurig seyn müsse. Oeffne man den Kopf eines jeden Thieres, so finde man, daß sein Gehirn ohne die mindeste Abweichung vom menschlichen Gehirn sey. Ist das Gehirn übel organisirt, so ist der

Mensch und das Thier dumm. Es gibt dumme Esel und Esel mit verschmitzter Bosheit, und unter den Pferden tugendhafte und lasterhafte, je nach dem Gehirn. Die Ameise hat ein vollkommenes Gehirn. Die Schlange ist cholerisch, die Cholera ist das Werkzeug der List und Bosheit. Dadurch, daß der Teufel in die Schlange gefahren, ist er augenblicklich weit listiger und verschlagener geworden. Die Taube ist der Schlange Gegentheil, darum kam Gott bei Jesu Taufe nicht in Gestalt eines Adlers oder Pfauen, oder sonst eines andern schönen Vogels, sondern in der einer Taube herunter, um, was die Schlange verdorben, durch die Taube wieder gut zu machen. (Ben trovato!) Toll sind seine Ansichten vom Empfange eines Weibes von einem Hunde, eines Mädchens von einem Bären, einer Frau von einem Affen. Ja, ein Fisch sprang aus dem Meer an ein Frauenzimmer, das da spazierte, und schwängerte es! Was für Psychen hätten sich zu neuen Psychen verbunden? Das Temperament des Gehirns leitet er aus der feinern und gröbern Nahrung ab. Rebhühner und junge Ziegen machen ein Gehirn vortrefflich, Rindfleisch macht dumm. Hätte, sagte er, Christus beständig Rindfleisch gegessen, so hätte er ein grobes und übeltemperirtes Gehirn bekommen, und er hätte das Böse nicht verwerfen und das Gute nicht erwählen können.“ Er aß aber immer, laut der Weissagung des Esajas, Butter und Honig, daß er wisse, Böses zu verwerfen und Gutes zu erwählen.

Wäre das Buch nicht zu materiell, es ließe sich angenehm lesen. Jahr 1540 ungefähr! Zur Charakteristik desselben ist aber genug gesagt.

Chanet, in seiner Abhandlung über den Geist des Menschen und dessen Thätigkeiten, gibt allen Thieren, selbst den Fliegen, oder sehr tiefen Organismen, eine Phantasie, d. h. in seiner Sprache Genie, weil auch sie ein Organ dazu in ihrem Gehirn haben, und jedem Seelenvermögen, z. B. Gedächtniß, Verstand, ein eigenes Organ im Gehirn, eine Residenz jeder Kraft. (Gall!) Daß das Gehirn des Elephanten und Wallfisches kleiner, als das der Menschen sey, läugnet er; auf die Größe komme aber nichts an, so wie ein großes und ein kleines Auge ebenfalls keinen Unterschied in der Sehkraft bedinge. Im Schädel des Hundes finden sich gerade so viele Erhöhun=

gen und Vertiefungen als in demjenigen des Menschen. Doch komme nur dem Menschen Verstand zu (entendement), und die ihm ebenfalls eigne Vernunft, doch nur sie, habe nicht einmal ein Organ.

Man rückte also auf der betretenen Bahn rasch vor, und schon im Jahre 1648 gab es eine Geschichte der Thierseelenkunde, als wohin wir de la Chambre's Abhandlung über die Kenntniß der Thiere oder die Untersuchung alles dessen, was für und wider das Raisonnement gesagt worden ist, rechnen.

Ein Werk in sechs Filiobänden, J. 1639, mit unschönen Holzschnitten, von Aldrovandi, strotzt von Citaten aus den ältern Schrifstellern. Auch ihm wäre nicht wenig Einzelnes zu entheben, wie wenig er eigentlich auf das Psychologische ausgegangen. Er war reiner Naturhistoriker wie seine Vorbilder. Aldrovandi fängt mit dem Pferde an. Ueber Alles gibt er Wahres und Unwahres. An Gelehrtheit und Art steht er neben Plinius und Geßner, an Leichtgläubigkeit noch unter Plinius. Er setzte das Alterthum allzuhoch an.

Eben um diese Zeit blühte der große des Cartes oder Cartesius, der strengste Dualist. So hat Keiner vor ihm den Begriff reiner Geistigkeit der Psyche definirt, so Keiner den Geist von der Materie abgesondert, und Keiner so die Materie und den Geist als absolute Gegensätze dargestellt.

Zwischen Materie und Geist, Körper und Seele besteht, laut ihm, gar keine Möglichkeit von Verbindung. Der Körper thut, was die Seele will, einzig durch Gottes unmittelbare Einwirkung, und was der Körper empfindet, weiß die Seele ebenfalls wieder nur durch diesen göttlichen Weg.

Daß diese Ansicht tief in die Psychologie eingreift, ist offenbar. Des Cartes sah nur im Menschen Geist, Seele, im Thiere also nur empfindungs- und gedankenlose Maschine, lebendige Mechanismen, Automaten oder wie man's nennen will, ohne Hunger und Durst, ohne Begierde und Willen, nur Triebe, von denen sie rein nichts merken noch wissen. All ihr Schmerz und all ihre Freude ist nur leerer Schein, ihre Aeußerung einzig Folge ihrer gleichsam nur hölzernen Organisation, ihre Bewegungen einzig Wirkungen eines bewußtseynlosen Instincts. Bellt ein Hund, so hat nur seine Maschine geknarrt, d. h.

gegen irgend etwas reagirt. War ihm eine andere Ansicht möglich, da er alle Materie für todt hielt, ihr Wesen nur in die Ausdehnung setzte, kein Leben annahm, und das scheinbare Leben des menschlichen Körpers einzig durch Gottes Allmacht bei jeder einzelnen Empfindung und Bewegung hervorgebracht wissen wollte? Alles that er nur seiner unerweislichen, willkürlichen Definition von Geist (Denkkraft) und Materie zu lieb!

Großer Cartesius! hierin warst du nicht groß, hierin kein Beobachter, obschon du sonst im Praktischen wie im Theoretischen ein Meister deines Jahrhunderts gewesen bist! Deine Ansicht aber griff nun einmal, leider! tief in die Psychologie deines Welttheils bis auf diesen Tag noch ein! Dir folgten einige Denker (keine Beobachter), du fülltest mit deinem Irrthum ganz Frankreich. Man las dich sogar in allen Nonnenklöstern. Zum Glück kann man Nonnen nicht unbarmherzig machen. Aber manche Thierquälerei mag von Cartesius Entschuldigung nehmen wollen, und Cartesianer unter Fuhrknechten, Bauern, Aerzten, Naturforschern, Schlächtern und Straßenjungen gibt's, sey es unter verschiedenen Formen, immer noch gar zu viele.

Wirklich wurde die Cartesische Ansicht bald hernach von einem Ungenannten (J. 1667) auf die Moral angewandt, worin es heißt, daß die Thiere nur als Marionetten handeln, nur solche seyen.

Ganz cartesisch spricht (1677) A. B. in seinem Werklein von der Seele der Thiere (de l'ame des Bestes). Man nahm sein System gern an, weil es der Unsterblichkeitslehre der Menschen günstig sey. Ist Schmerz und Tod einzig Strafe der Sünde, leiden auch die Thiere Schmerz und Tod, da sie doch nicht gesündigt haben, so scheint der Thiere und Menschen Schicksal nach dem Tode eins zu seyn. Wenn erstere aber nur zu leiden scheinen, so ist der Mensch geborgen. Der geistreiche Bayle räth hier, zu beobachten, nicht aber Consequenzen zu ziehen.

In diese Zeit fällt die ohne Jahrzahl erschienene Quartschrift Th. Willis von der Seele der Thiere (de anima brutorum). Andere nennen sie animalium oder bestiarum, worin er zuerst ihre Psychologie und dann ihre Pathologie gibt. Zuerst

recensirt er die Meinungen früherer und neuerer Schriftsteller, sagt, die Betrachtung der Thierseelen sey angenehm aber schwierig. Seine Lehren sind: die Seele des Thieres ist körperlich und feuerlich (ignea), für welche Ansicht er Demokrit, Epikur, Laërt, Lucrez, Hippokrates, Plato, Pythagoras, Aristoteles, Galen, Fernel, Huart, Cartesius, Hogelandus und Faber anführt. Die listigsten Thiere haben am meisten Feuerseele. Ganz hieraklitisch! Willis will demnach alles Empfinden und Denken materialistisch aus Bewegungen erklären. Nur die Menschenseele ist, laut ihm, rational. Alle Wissenschaft hat diese selbst erfinden können, aber die Theologie nicht, und das Gewissen ist des Menschen Eigenstes. Er konnte und mußte viele menschliche Krankheiten auch in den Thieren finden, weil der Mensch ebenfalls, neben seiner Rationalseele, eine Körperseele habe.

P. Gassendi, Cartesius' Gegner, machte scharfe Einwürfe gegen die Materialität der Thierseelen. Des tiefsinnigen Spinoza's Lehre setzt den Menschen mit dem Thiere einerseits herunter, erhebt sie alle aber andrerseits wieder durch den Satz, daß alles Eins und Gott sey. Der wilde Hobbes sah selbst im Menschen nur eine Art Thiere von Natur ohne Gesetze, ungesellig, gewaltthätig, furchtsam, ohne Götter, nur eigennützig, nur mit Ketten zu zähmen, zornig und hassend. Nur Zwang und Erziehung machen ihn zu dem, was er ist.

Heinrich More (1687) nimmt gar gerne Thierseelen an. Die Seele der Vögel hört der Musik zu, Hunde und Pferde fürchten Drohungen und Strafen, was bloße Maschinen nun einmal nicht können.

Eben um diese Zeit (Ende des siebenzehnten Jahrhunderts) wurde der Streit: ob die Seelen mit dem Samen in die Körper der Kinder übergehen (Traducianer), oder ob durch Gott für die Kindeskörper neue Seelen unmittelbar geschaffen werden (Creatianer), oder ob sie etwa aus einem Sterne oder vom Himmel als schon existirende kommen (Inducianer),

oder ob alle Menschenseelen bei der Weltschöpfung zugleich geschaffen, und in den (so eben entdeckten) Samenthierchen als in Samenhüllen eingeschlossen (Einschachtelungs= oder Emboitements-System), sich im Laufe der Zeiten nur entwickeln und zum Vorschein kommen, in Schulen und Schriften aufs lebhafteste geführt.

XI. Hauptstück.

Leibnitz und seine Nachfolger oder die neueste Zeit.

Da trat der große Leibnitz, der Plato der christlichen Aera, vielleicht der größeste Denker neuester Zeit, auf, und drang mit vollständiger Kenntniß alles bisher Geleisteten durch das ganze menschliche Wissen. Mit der Erfahrung sowohl als mit der Speculation vertraut, und demzufolge vertraut mit der Erkenntniß des Wesens des Seyns, konnten ihm ganz neue Schlüsse und sogar Weissagungen gelingen. Wir erinnern nur an seine Millionenmal nachgesprochene Behauptung, daß auch nicht Ein Baumblatt, nicht Ein Ding dem andern völlig gleich sey, und an die Polypen, deren Daseyn und Art er, ehe sie entdeckt waren, angegeben, wodurch er theils jedem Ding seine bestimmteste Stellung angewiesen, theils die große Stufenleiter aufgerichtet hat.

Ihm war die Welt rein nichts Anderes, als ein organischer, lebendiger Zusammenhang einfacher, thätiger, denkender Dinge (Monaden) auf verschiedenen Stufen, deren jedes Ding die Welt je nach dem Grade seines Wachens anschaue. Die einen Monaden schlafen, andere schlummern, noch andere wachen und denken, und jede stellt sich die Welt je nach dem Grad ihres Vorstellungs-Vermögens vor.

Die Mineralien schlafen, die Pflanzen schlummern nur noch, die Thiere wachen. Diese sind aber noch unvernünftig. Die menschliche Monade ist vernünftig, aber geschaffen, die einzig unerschaffne ist Gott, der sich die Welt immer vollkommen vorstellt. Die untersten Monaden haben Vorstellungen ohne Be-

wußtseyn, die nicht untersten mit dunkelm Bewußtseyn, die höhere menschliche Seele oder Monade, jedoch mehr durch die Vernunft als durch den Sinn, stellt sich Alles hell vor.

Wie Cartesius früher, so griff nun Leibnitz durch die Schule ins Leben ein. Am gewaltigsten wirkten seine Vorstellungen von einem unbedingten, realen Zusammenhang aller Dinge im Unendlichen, und die damit verbundene von der nothwendig besten Welt. Man dachte nur Leibnitzisch.

Nach ihm fing man insbesondere zu psychologisiren an. Man nannte das vorige Jahrhundert das aufgeklärte, man könnte es weit wahrer das psychologisirende nennen.

Wir eröffnen die Reihe Thierpsychologie enthaltender Schriften mit der (J. 1713), 104 S. erschienenen: „philosophisch vertheidigende Abhandlung über die Seele der Thiere," worin vorzüglich gegen die Cartesische und auch gewöhnliche Meinung der Theologen und Philosophen die Unmaterialität derselben behauptet wird. Von Jenkin, Thomasius, brittischem M. Br. Altorf. Dem römisch-deutschen Kaiser gewidmet, mit einer Vorrede von Prof. Bajer, in einer Apostrophe eines seiner Verehrer, worin in poetischer Form Cartesius und Aristoteles, die übrigen Philosophen und Redner in dieser unserer Streitsache in den Schatten gestellt, hingegen der alte Plutarch und der Verfasser, Thomasius, gepriesen werden, weil letzterer zuerst den Thieren eine Unsterblichkeit der Seele zugeschrieben habe. Herausgeber (Bajer) sagte: Thomasius wußte, daß er Neuem Autorität, Dunkelm Licht, Widrigem Gunst zu verschaffen versuche und gegen die höchste Autorität (den Aristoteles) so wie gegen versteinerte Vorurtheile ankämpfe. Unläugbar war er ein Selbstdenker, er nimmt aber die Waffen zum Streit doch meist nur aus der Rüstkammer seiner Zeit, aus demselben oft noch lächerlichen Glauben an grundlose Anekdoten und dem Cartesianischen Dualismus.

Man müsse, sagt er, von dem ausgehen, ob die Thiere der Sprache fähig seyen. Das Sprechen beweise, daß die Thiere keine Maschinen seyen. Redende Thiere seyen zwar selten, aber nicht unerhört. Er fängt mit jenem Papagai an, der mit dem Fürsten Moriz ein Gespräch führte. Auch August

besaß einen Papagai und eine Elster, die sprechen konnten. Verfasser erinnert uns auch an die Worte jenes, von einem armen Schuster mit unsäglicher Mühe auf den Kauf unterrichteten Raben, der, da August ihn nicht kaufen wollte, in die oft gehörten Worte seines Lehrmeisters ausbrach: Müh' und Geld ist verloren! (oleum et operam perdidi!) worauf August ihn mit Lachen kaufte. Thomasius citirt hiebei Drechslers historisch-physische Abhandlung von der Sprache der Thiere.

Hierauf macht er auf den vom D. Laërtius aufbewahrten Schluß des Stoikers Chrysipp aufmerksam, vermöge dessen der Hund die Kenntniß des Dritten hat, d. h. der Hund stürzt, seiner Sache gewiß, mit Heftigkeit auf den dritten Weg, wenn er die Spur seines Herrn auf zwei Wegen suchte und nur noch ein dritter vorhanden ist. Die Thiere haben also eine wahre und innere Sprache, einen Discurs, eine Logik. Sind ihre Handlungen etwas Anderes als eine ununterbrochene Reihe von anwendenden Schlüssen? Sie betragen sich zweckmäßig, sie wenden die bequemsten Mittel an. Lies hierüber Plutarch von der Wachsamkeit der Thiere.

Dann spricht er von der Mathematik der Thiere, die mit der göttlichen Wissenschaft der Geometer und Baukünstler wetteifert. Die Schwalbe wölbt ihr Nest kunstgerecht, der Storch verbessert sein, während des Winters fehlerhaft gewordenes, und die Biene verräth eine Kunst, die selbst Keppler nicht genug bewundern konnte. Mehr hierüber ist in J. A. Schmids Abhandlung von der Meßkunst der Thiere, und in Buttler von den Bienen zu lesen. Begreiflich citirt Thomasius auch die Gewebe der Spinnen und Seidenwürmer. Er sagt uns auch etwas von der Arzneikunde der Hunde, die ihre Wunden lecken, und um sich der Galle zu entleeren, zum Brechen reizendes Gras essen. Die Schildkröte und die Mustela kommen ebenfalls als Selbstheilende vor. Aelian (ein unsicherer Zeuge) und Plutarch sind Gewährsmänner. Von der Kriegskunst der Thiere redet ebenfalls Plutarch. Schmids Abhandlung von der Republik der Ameisen zeigt der Thiere bürgerliche Baukunst und Staatseinrichtung. Rorarius erzählt von einem Hunde, der von Bethlehem nach Nürnberg kam, um

seinen Herrn zu finden, und den Mörder desselben entdeckte. (Oft werden solche Geschichten erzählt.) Darum verehrte man oft Thiere nach ihrem Tode und setzte ihnen Grabmäler z. B. dem Esel als treuem Lastthier, dem Pferde, dem Hunde. Viele Beispiele davon gibt Schmid in seiner Abhandlung von der Ehre der Thiere.

Mit Ernst bestreitet dann Thomasius die Meinung, daß alles Thun der Thiere durch einen sogenannten Instinct geschehe, und wagt seinen Hauptangriff auf den Pereiras, Cartesius und Hobbes, die das Thier zu einer Maschine, einem Uhrwerk voll Kunst, aber ohne Bewußtseyn machen. Macht doch Hobbes sogar den Menschen nur zu einer eiteln Maschine! Thomasius sagt: unläugbar empfinden die Thiere Schmerz und Vergnügen; sie haben Zuneigung und Abneigung, in zweifelhaften Fällen denken sie nach, sie erinnern sich der Vergangenheit, äußern Traurigkeit, Freude, Liebe, Haß, Furcht, Zutrauen u. s. w. Sind diese Aeußerungen nur mechanisch, so werden sie am Menschen auch nur mechanisch seyn. Eine lebendige Taube ist nicht des tarentinischen Archytas fliegende hölzerne Taube, ein Mensch nicht Albrechts des Großen herumspazierende und Worte aussprechende Statue. Schon Felix Spitz und Sonntag bestritten den Cartesius, deßgleichen ein französischer Schriftsteller. Vorbeigänglich berührt er den Spruch in Brief Judä (Vers 10): „wie die unvernünftigen Thiere."

Der Hauptsturm wird auf die Behauptung: „die Thierseelen sind nur materiell" gemacht. Sie sollen empfinden, aber nicht sich ihrer Empfindungen erinnern, sagt Hobbes. Ein Jargon und Galimathias! Citirt werden David Algöwers von den Handlungen der Thiere, und das französische Schriftchen: von der Seele der Thiere, die gegen Thomasius sprechen, und Darmanions Schrift: „das in eine Maschine verwandelte Thier," das aber für Thomasius mit dem Schlußsatze spricht: wenn die Seele des Thieres, wie die gewöhnliche Meinung will, sterblich ist, so sind wir zum Geständniß gezwungen, auch unsere Seele sey sterblich! Thomasius will den Unterschied zwischen Empfinden und Denken nicht gelten lassen, wodurch er für seinen Satz: „Thierseelen sind unsterblich" nicht wenig gewinnt. Auch Spinoza wird zu Hülfe gerufen. Andere verglichen die

Thiere sogar mit den Pharisäern und Götzen, die Augen haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören, Nasen und nicht riechen, Zungen und nicht schmecken. Warum fragte er, sollen sich unmaterielle Seelen nicht mit Thierkörpern verbinden lassen? Die zweifüßige und aufrechte Figur machen doch nicht die Menschheit, sondern die höhere Denkkraft! Willisius fragt: wenn die Seelen der Thiere immateriell sind, warum lernen sie dann nicht wie der Mensch Wissenschaften und Künste? Elender Einwurf! Schon Plutarch sagt: es seyen Unterschiede; nicht alle Cicaden sehen gleich, und die Adler fliegen nicht wie die Rebhühner. So sind auch nicht alle Seelen gleich warm und schnell. Sogar das, was Instinct zu seyn scheint, ist Frucht der Erfahrung, z. B. daß das Schaf den Wolf flieht. Es fragt sich, ob die Schafe in Großbritannien, die nie einen Wolf sehen können, vor seinem Anblick mehr als vor dem eines Hundes in Schrecken geriethen? Fürchten sich doch die Vögel der von Menschen nie besuchten Inseln vor Menschen nicht im mindesten.

Die stärkste Einwendung aber wird immer gegen die Unsterblichkeit der Thierseelen gemacht; eben um dieser willen wird den Thierseelen ungern Immaterialität zugeschrieben, weil beide Eigenschaften (auch nach Willisius und Sturm) miteinander innigst verwandt sind. Leibnitz (der ingens germaniae decus genannt wird) legt den Thierseelen unumwunden Immaterialität und Unzerstörbarkeit bei. Thomasius steht keinen Augenblick an, sich an ihn anzuschließen. Auf die Frage: wenn sie unsterblich sind, wozu, sage mir, werden sie aufbewahrt? kommen sie etwa auch ins Paradies oder werden sie in den untersten Tartarus geworfen? erwiedert er: das sind unkluge Einwürfchen! was aus ihnen werden wird, weiß ich nicht; aus meiner Unwissenheit aber wirst du hoffentlich keine Argumente für dich ziehen wollen, da solche Weise zu beweisen die unglücklichste wäre.

Am Ende spricht er noch vom Spruche Salomons in seinem Prediger Cap. 3. V. 21 vom Steigen der Seele des Menschen nach oben und dem der Thiere nach unten. Die Stelle sey kein Einwurf gegen das Fortdauern der letztern, weil sie auch in der Erde noch gar bequem fortdauern können; sowohl als in einem Gestirn, oder im empyreischen Himmel, oder wo nur immer der weiseste Regent ihnen eine Stelle be-

stimme. Die Schrift spreche nirgends gegen die Unsterblichkeit der Thiere, von den Thieren überhaupt nur vorbeigänglich, um die Menschen aufzuregen, und damit diese sogar von Thieren Verstand und Fleiß erlernen.

Bajer, der Herausgeber, sagt, daß unter den vielen Meinungen der Gelehrten über die Thierseelen diejenige dem natürlichen Urtheil der Menschen am angemessensten und zur Erklärung der Handlungen der Thiere am tauglichsten sey, die in den Thieren ein Analogon der menschlichen Seelen annehme, und beruft sich auch darauf, daß Gott in den Propheten Jesaias und Jeremias den großen Thieren und Vögeln eine sehr genaue Kenntniß gewisser Dinge beilege, woraus die Unwahrheit der Ansicht, daß die Thiere nicht wollen und nicht verstehen, erhelle. Aus der Unkörperlichkeit und der Denkkraft der Thiere erhelle ja noch keineswegs, daß sie auch des göttlichen Ebenbildes, der Sittlichkeit und der Unsterblichkeit theilhaft seyen, denn auch der böse Geist sey unkörperlich und habe Denkkraft, sey nicht aber des göttlichen Ebenbildes verlustig, nur untheilhaftig. Dem Thier Sittlichkeit beizulegen, sey man nicht gezwungen, weil zur Sittlichkeit Kenntniß Gottes und seines Willens und mehrerer den Sinnen fremden Dinge nöthig sey. Die Denkkraft allein reicht hier nicht aus. Konnte Gott, frei austheilend, nicht verständige Seelen im Grade der Erkenntniß verschieden gestalten?

So spricht der geistreiche ruhige Bajer, so der enthusiastische Thomasius. Aller Mängel ungeachtet, ragt dieses Schriftchen wegen seiner Freiheit von Volksurtheilen und seiner Unbefangenheit von irgend einem System ruhmreich über viele hervor. Vielleicht konnte damals nur ein Arzt so frei denken, sich so frei aussprechen. Der Theolog war durch das unverstandene Bibelwort, der Philosoph durch die Schule gebunden. Bald sind die Aerzte, bald die Historiker, bald die Philosophen, bald die Dichter, am seltensten die Theologen (das Volk bindet sie) frei. Frei muß Ein Stand, Ein Beruf seyn! Aber nicht alle Aerzte sind so unmaterialistisch wie Thomasius!

Gegen Cartesius schrieb auch der treffliche Kritiker Crousaz (1725), daß die Thiere Empfindung, Vorstellung und Be-

wußtseyn haben, doch komme nur den Menschen die Fähigkeit zu, über Vorstellungen zu reflectiren, sich nach den Ursachen zu erkundigen, und die Vergangenheit und Zukunft mit einander zu verbinden. (Das sind nun einmal doch bestimmte Unterscheidungszeichen!) In einem seiner Briefe spricht er von Menschen- und Thierseelen in eben dieser Ansicht! C. von Linäus (J. 1734 u. s. w.), ein Schwede, unläugbar das größeste bekannte naturhistorische Genie unsers Erdballs und all unserer Geschichte, der die ganze Naturgeschichte umfaßte, umgestaltete und ganz neu, oder vielmehr beinahe der erste vollständig systematisirte, dem nun schon seit mehr als einem halben Jahrhundert (J. 1778) beinahe alle Naturhistoriker dienen, sah fast einzig aufs Reinnaturgeschichtliche. Bemerkenswerth ist jedoch, daß er drei Menschenarten annahm: den eigentlichen Menschen, den vernünftigen (homo sapiens), den Troglodyten, der gar nicht existirt, und den Gibbon, S. Lae, den langarmigen Affen. Er sagt auch, daß er kein Kennzeichen der Unterscheidung des Menschen habe auffinden können. Was würde er für eine Thierseelenlehre, was für Eintheilungen der Thierseelen gegeben haben, wenn sein Geist die Richtung in dieses Fach genommen hätte!

Ganz naiv sagt A. Berno (J. 1748): was wollen wir doch viel von der Seele der Thiere philosophiren, da wir niemals in einem Thier gesteckt, und auch nicht einmal mit mathematischer Gewißheit wissen, ob ein Thier eine bloße Maschine sey. Daß sie nur solches seyen, habe er zu zeigen gewünscht, sich aber doch genöthigt gesehen, sich mehr dem Rorarius als dem Cartesius zu nähern, also den Thieren wenigstens ein Analogon (ein Aehnliches) der Vernunft beizulegen, bis er einmal die Meinung des Cartesius werde beweisen können.

Bewußtseyn gab ihnen auch C. A. Crusius, auch freie Bewegung und Empfindung, Organismen, nicht Mechanismen. Canz schwebte in der Mitte beider: Rorarius, der sie für vernünftig, und Cartesius, der sie für Maschinen hielt, schienen ihm zu weit gegangen zu seyn. Ihm gemäß haben sie sinnliche Empfindung, Einbildungskraft und eine, jedoch nur concrete (aufs Einzelne gehende) und nur sinnliche Unterscheidung, aber keine deutliche und abstracte (Allgemeinheiten bezeich-

nende). Er sagt: die Thiere thun vernünftige Dinge, doch handeln sie nicht vernünftig.

In diese Zeit gehören Entdeckungen, Beobachtungen, Raisonnements und Streitigkeiten über das Gehirn, die Fibern, Nerven, den gemeinschaftlichen Empfindungsort (sensorium commune), Nervengeist, Nervensaft, Nervenäther u. s. w., was alles auch schon damals hätte angewendet werden können; es mangelte aber noch an einer gründlichen und umfassenden vergleichenden Anatomie. J. Priestley, der Materialist, setzt die Seelenkräfte ins Gehirn, läßt sie wie dieses reifen, im Alter erschwachen, und setzt die Thierseelen unter die Menschenseelen nur dem Grade, nicht der Art nach.

Eine für unser Thema höchst interessante Gesellschaft von Freunden der Thierseelenkunde gründete sich eigens für dieses Thema. Es erschien das Werklein: ob die Thiere Verstand haben? (Leipzig 1742.) Diese Frage ist jedoch nur eine der vielen, die sie sich aufgeworfen. Sie ordneten eine folgerechte Reihe von Fragen, und jedes Mitglied übernahm eine Beantwortung. Ribow, im Vorberichte, äußert schon, daß die Thiere denken, schließen und also vernünftig seyen, citirt Kirchenväter, und Chrysostom im Eifer gegen die Weltweisen, die der Teufel beständig zu Werkzeugen gebraucht habe, zu zeigen, daß zwischen Menschen und Thieren kein Unterschied sey. Der Gesellschafter C. C. Renz aus Nürnberg beginnt die Reihe und führt den ersten Beweis, daß die Thiere Verstand haben (aus der Anologie mit den Handlungen der Menschen). J. F. Hübner aus Schlesien den zweiten (aus ihrem Wahlvermögen). E. S. Hausdorf aus Zittau zeigt das Ungereimte, das aus dem ersten Beweise zu folgen scheine (weil sie Vieles besser als die Menschen empfinden und erkennen), C. J. Rost aus Grimma das Ungereimte, das aus dem zweiten Beweis zu folgen scheine (weil sie sicherer wählen). J. M. Wagner aus Danzig, will zeigen, daß sich die Thaten der Thiere aus einem natürlichen Triebe erklären lassen, desnahen die Ansicht von Verstand nicht nöthig sey. N. G. Suter aus Danzig stellt Zweifel gegen die Möglichkeit des Entscheides auf; J. G. Werner aus Meißen sucht die Erklärung durch einen natürlichen Trieb (Instinct) zu widerlegen. M. G. Pauli aus Lauban stimmt eben-

falls denen bei, die dem Thiere Verstand beilegen; B. Grodbek aus Danzig erinnert an die Kennzeichen des Verstandes. Hierauf lehrt C. T. Bierling von Fioppa, daß der Verstand Klarheit und die Thiere wirklich klare Vorstellungen haben, C. Mylius aus Reichenbach, daß der Verstand urtheile, und auch die Thiere urtheilen. Diese Abhandlungen waren die Arbeit des J. 1742.

Im Jahr 1743 stellten sie die Frage auf, ob die Seelen der Thiere mit ihren Leibern sterben. Nachdem in einer Vorrede Laudworths und Ribows Ansicht für die Unsterblichkeit der Thierseelen angeführt worden, nimmt M. C. J. Rost den Beweis, daß die thierischen Seelen unverweslich, M. J. Pauli den, daß sie unkörperlich seyen, auf sich. Grodbek sucht noch zu zeigen, daß kein körperliches Ding denke, C. Gottlot von Penzig aber sagt, daß zuerst noch die Möglichkeit, daß ein Körper leben könne, zu untersuchen sey, darum C. L. Wagner zeigen will, was eine Seele im Denken thue, und J. F. Crull aus Rostock: was die Handlungen eines Körpers seyen? Nun wird von J. G. Zeidler aus Rostock dargethan, daß die Seelen der Thiere unkörperlich sind. Am Ende belehren uns C. F. Schmidler aus Schneeberg, J. J. Thölden von Sangerhausen und C. B. Rief aus Breslau durch Zweifel, Antwort und Beweis, daß auch die thierischen Seelen beständige Mittel zur Absicht der Welt seyen.

Eben diese Gesellschaft trat im Jahr 1745 zum drittenmal zum Erstaunen der Welt mit lauter verwandten Fragen auf. Die Gesellschaft nannte sich die Gesellschaft guter Freunde. Kaum werden je so viele gute Freunde sich so miteinander verbinden, sich alle Eins in ihrer Ansicht machen. Ihre Frage war diesesmal im Allgemeinen: das Wunderbare in den Seelen der Thiere. Pauli räsonnirt über die eigentliche Wohnung, ein Ungenannter über die Kraft der thierischen Seele, L. S. Lange aus Schlesien: warum die Seelen mancher Thiere die Seelen der Menschen in den sinnlichen Ideen übertreffen? C. Hiere aus Altenburg: woher die Seelen der Thiere ein besonderes Gedächtniß haben; C. aus Danzig: warum einige Thiere vor andern gelehrig seyen? C. G. Geyer aus Hirschberg: woher die Affecten der Thiere entstehen? J. J. Schulze aus Bauzen be-

trachtet wie der Witz, die List und die Klugheit einiger Thiere entspringt, und endlich wagen sich H. A. Heren und D. H. Richter in die Labyrinthfragen vom Ursprung derjenigen Ideen, die aus keiner Empfindung zu entstehen scheinen, und wie sich der nämliche Zustand in den Seelen einiger Thiere ändere?

Wir müssen eingestehen, daß beide Männer zwar sich zu sehr an die Leibnitzische Schulansicht gehalten, Vieles allzu mechanisch erklärt, und gar manches Unstatthafte als Wahrheit angenommen haben, jedoch nicht ohne sorgfältige Unterscheidung der sogenannten Thatsachen, nicht ohne Scharfsinn untersucht, und ihre Ansichten klar und bestimmt ausgesprochen haben. Sie treten alle entschieden gegen Cartesius auf, und stellen die Thierseele hoch. Sie sagen uns unter Anderm auch Folgendes:

Wir können uns auch die Möglichkeit der Eigenschaften der Seele der Menschen nicht begreiflich machen. Wir verwundern uns über die Thiere vorzüglich deßwegen, weil wir an ihnen menschliche Eigenschaften wahrnehmen, obschon sie keine Menschen sind. Jedermann wird zugeben müssen, daß die Thierseelen unter die Gattung von Seelen gehören, und daß sie, wie die Menschenseelen, auch in organischen Körpern wohnen, daß sie, wie die menschlichen Seelen schlafen, ihr Körper gleiche Gliedmaßen habe, ihre Empfindungsnerven sich auf gleiche Weise vereinigen, demnach sey die Wirkung der thierischen Seele derjenigen der menschlichen wenigstens ähnlich. Von der thierischen Seele sey also ebenfalls die Wohnung, die Empfindungs- und die Denkkraft zu untersuchen.

Als Probe der Art des Raisonnements sey noch Folgendes gegeben:

Der Ort, wo die Thierseele wohnt, muß sehr klein, muß ein einfacher Punkt seyn. Ein Körpertheilchen des Thieres muß mit seiner Seele vereinigt seyn. Wird nun ein Nerv des Thieres durch etwas Aeußeres gereizt, bewegt, so theilt sich diese Bewegung auch jener Punktwohnung der Seele mit und bringt dadurch in der Seele selbst, die mit ihrer Punktwohnung vereinigt ist, die Vorstellung vom Gegenstand, der den Nerv bewegt hat, z. B. ein Dreieck bringt in der Wohnung der Seele des Thieres die Figur eines Dreiecks hervor, die Seele des Thieres sieht das Dreieck in seiner Wohnung und bekommt dadurch die Vorstellung von Dreieck! Warum machten

sie die Wohnung der Thierseelen und nicht gerade die Thierseelen selbst zur Bilderkammer?

Aehnlich sind die übrigen Raisonnements. Mitunter laufen auch allzugewagte Annahmen, Thatsachen betreffend, z. B. von singenden Hunden. Sinnig aber und für manche spätere Behandler des Thema's machen sie darauf aufmerksam, daß die Seele des Thieres im verwandelten Zustande des Körpers, z. B. Raupe und Schmetterling, mit ganz andern Gliedern und Sinnen begabt, auch andere Vorstellungen bekomme, indem es ja in der Folge anders als vorher handle. Der Schmetterling thut nun, was er vorher nicht gethan hat. Die Seele richtet sich nach dem Körper! Der Satz ist reich an Folgen!

G. F. Meiers Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere. Halle 1750. Das erste System — nicht nur Fragment noch Raisonnement! Sehr verdankenswerth! Einer der einfachsten, kühnsten Schriftsteller über diesen Gegenstand, wie inniger Thierfreund, Anticartesianer und ein Leibnitzianer, der, ohne schulgerechte Anordnung, mit Wenigem in munterer Form sehr viel ausspricht. Er sagt, daß die Seelen der Thiere einige Vernunft besitzen, nach diesem Leben aber vollkommnere Geister werden. Er beruft sich, begreiflich, den ersten Punkt betreffend, auf die Erfahrung. Er argumentirt so: eine Kuh sieht ein neues Thor mit Verwunderung an; in der Ferne sieht ein altes und neues Thor gleich aus. Sie erkennt in der Nähe das neue als ein neues, demzufolge hat sie eine deutliche Empfindung davon und also Verstand. Nun seyen erst noch gerade die Kühe nicht im besondern Ruf des Besitzes von Verstand, und dennoch begehen auch sie Handlungen, die allen Unparteiischen das Daseyn von Verstand beweisen. Er sagt auch, es sey unmöglich, sich alle Handlungen der Thiere zu erklären, wenn man keinen Verstand in ihnen annehme; über dieses getraue er sich alle Handlungen der meisten Menschen, nur etwa die Sprache ausgenommen, aus den untern Kräften der Seele zu erklären, dennoch aber folge nicht daraus, daß die Menschen keinen Verstand haben. Eine Art Sprache räumt, begreiflich! auch er den Thieren ein. Auffallender aber ist folgende, den zweiten Hauptpunkt berührende Stelle: das Vermögen, sich klare Vorstellungen zu ma-

chen, heißt Aufmerksamkeit. Da nun jedes Thier dieses Vermögen hat, so hat es auch Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit kann als Vermögen, als Kraft, immer größer werden, durch das Wachsthum der Aufmerksamkeit aber können alle Grade des Verstandes und der Vernunft entstehen, folglich sind in einem Thier alle Grade des Verstandes für sich betrachtet möglich. Sobald ein Thier verwandelt wird, und durch den Tod einen neuen Körper bekommt, sobald kommt es in eine neue Verbindung und Stellung in der Welt. Da es nun an sich möglich ist, daß ein Wesen, das, wie die Thiere, mit Aufmerksamkeit versehen ist, unmöglich alle Grade des Verstandes und der Vernunft bekomme, so kann dieses Wachsthum durch den Tod hypothetisch möglich werden. Man kann demnach annehmen, daß alle Thiere endlich einmal vernünftige Thiere und alle Thieeseelen Geister werden.

Geistig und darum interessant sind uns noch folgende Stellen, die uns tief in den Sinn und das Gemüth unsers Verfassers hineinblicken lassen: einer von den größten Nutzen und Absichten der Welt besteht darin, daß sie gedacht werde. Hätte Gott keine denkenden Wesen geschaffen, so würde die ganze Welt keinen erheblichen Nutzen gehabt haben. Gott hat keinen Vortheil von der Welt, er hat sich dieselbe jedoch eben so gut vorgestellt, da sie Nichts war, als jetzt, da sie Etwas ist. (Ganz Leibnitzisch!) Folglich müssen in dieser Welt denkende Creaturen vorhanden seyn. Nun ist offenbar, daß die Menschen nicht alles Schöne des Erdbodens denken und genießen können. Es gibt hundert Blumen, deren honigreichen Saft der Mensch nicht einmal kennt, den aber die fleißige Biene einsammelt. Der Ueberfluß der Güter der Natur ist für den Menschen zu groß. Der Mensch kann nicht Alles genießen. Soll das Ueberflüssige in Absicht auf die Menschen ganz ungebraucht bleiben? Zu dieser Verschwendung ist die weise Natur zu sparsam. Da nun die Körper der Thiere so geschickt eingerichtet sind, daß durch sie, als durch Canäle, die Süßigkeiten der Natur in denkende Wesen strömen können, so ist kein Zweifel, daß in den Körpern der Thiere Seelen wohnen, welche die Welt denken und genießen. Gibt man aber den Thieren Seelen, so wird Alles gedacht und em-

pfunden. Keine Schönheit und Lieblichkeit geht dann ungenossen verloren. Und das erfordert die Weisheit und Güte des Vaters der Welt! Es ist also offenbar, daß die Thiere Seelen haben. Dazu kommt noch, daß alsdann die Welt aus allen möglichen Gesichtspunkten vorgestellt wird. (Ganz Leibnitzisch!) Ein jedes Thier hat einen andern Körper, der eine ihm eigne Stellung in der Welt hat, folglich stellt sich die Welt jedem thierischen Körper anders dar, und, haben die Thiere Seelen, so wird auch die Welt auf alle in denselben mögliche Art gedacht. Nun ist unstreitig, daß Gott die Vorstellung der Welt in allen denkenden Wesen zum Muster für die Erbauung der Körperwelt angenommen hat, und so ist offenbar, daß Gott die Körper der Thiere ebenfalls nach einem Urbilde, d. h. nach der Vorstellung einer Seele, eingerichtet habe. Darum ebenfalls müssen die Thiere Seelen haben.

Durch meine Meinung, sagt er, wird die Ordnung der Natur in ein neues Licht gesetzt. Diese Ordnung erfordert, daß von allen Arten Creaturen in der Welt seyen. Da es nun so viele Grade des Verstandes und der Vernunft gibt, so wird die Schönheit der Natur, welche unter Anderm aus der Mannichfaltigkeit ihrer Werke entsteht, ungemein erhöhet, wenn es so viele Arten der denkenden Wesen gibt, als der Verstand und die Vernunft Grade haben.

Eine Sache wird wahrscheinlich, wenn sie mit solchen Dingen, die wirklich geschehen, eine große Uebereinstimmung hat, und das trifft auch bei meiner Meinung von den Seelen der Thiere überein. Man gebe auf die Menschen Achtung. Wenn sie geboren werden, so haben sie noch keinen Gebrauch der Vernunft, sie erlangen denselben erst in einigen Jahren. Die Hälfte der menschlichen Gesellschaft stirbt vor dem Gebrauche der Vernunft, und sie bekommen denselben erst nach dem Tode. So kann man alle Thiere in diesem Leben beinahe als Kinder betrachten, die vor dem Gebrauch ihrer Vernunft sterben. Und wenn man meine Meinung annimmt, so kann man auch auf eine begreifliche Art zeigen, was der Tod den Seelen der Thiere nütze. Die Körper stehen mit den Seelen in der allergenauesten Verbindung, und demzufolge gehen alle Veränderungen der Körper auch die Seelen sehr nahe

an. Auch thut die Natur nichts ohne Nutzen. Der Tod der Thierkörper muß durch die Veränderungen des Körpers auf die Thierseelen tief einwirken, und zwar zum Nutzen der Thierseelen. Dann wird auch den Thieren alles Uebel, das sie bei ihrem Sterben ausstehen, reichlich ersetzt. Gott ist auch ein gütiger Vater aller seiner Geschöpfe, und es ist in Wahrheit eine anstößige Sache, wenn man sieht, wie viel Tausend Thiere, die keine Strafe verwirkt haben, alle Augenblicke, oft unter den größten Schmerzen, sterben müssen. Gewinnen sie nun durch den Tod so viel, so ist das der Güte und allgemeinen Liebe Gottes so gemäß, daß durch diese einzige Betrachtung meine Meinung annehmenswürdig wird. Auch wird durch sie die Ehre Gottes ungemein befördert. Alle Seelen der unvernünftigen Thiere, so lange sie sich in diesem ihren jetzigen Zustande befinden, wissen nichts von Gott, weil der Begriff von Gott ohne Vernunft nicht erlangt werden kann. So unendliche Millionen denkende Wesen genießen die Wohlthaten Gottes, und sie sollten niemals die Hand kennen lernen, aus welcher sie dieselben empfangen? Wie viele Anbeter wird nicht das höchste Wesen bekommen, wenn alle Seelen der Thiere nach und nach Geister werden! Die Ehre Gottes scheint dieses sogar zu fordern.

So nahe stellt Meier die Thiere den Menschen, so ungenirt und auf Gefahr hin verketzert zu werden, argumentirt er. Ja er legt ihnen das ganze sinnliche Erkenntniß- und Willensvermögen so wie den Menschen, ohne irgend eine Unterscheidung, bei, gab den Thieren Witz, Dichtungs-Vermögen und sogar Urtheilskraft über Schönes und Gutes. Sie seyen auch die geschicktesten Gebärdekünstler. Wie wahr sagt er, daß die Thiere eben so toll und verrückt werden, als die Menschen (doch nur aus den vollkommensten Classen), nur gebe es unter ihnen nicht so viele Narren als unter den Menschen, unter ihnen seyen aber auch verschiedene Köpfe. Vernunft im zweiten oder höhern Grade, d. h. des Vermögens der Schlüsse oder Erkennung des Zusammenhanges allgemeiner Sätze, wagt demnach auch er nicht den Thieren beizulegen und bleibt für sie beim Vermögen, den Zusammenhang einzelner Dinge deutlich zu erkennen, d. h. bei der Vernunft im ersten Grade stehen. Eben das Fehlende mögen sie dann nach ihrem Tode

gewinnen. Doch gab er ihnen auch schon das Selbstbewußtseyn. Die Thiere theilt er in drei Classen: ohne Verstand — mit Verstand und — mit Vernunft.

Begreiflich wirft man seinem System Schwächen und Einseitigkeit vor, und sagt gegen ihn, daß er Mehreres übersehen, Mehreres vorschnell erschlossen habe. Wenn wir aber auch zum Theil in dieses Urtheil einstimmen können, so ist uns dennoch eben so gewiß, daß kaum Einer seine Ansichten auf so viele eigne Beobachtungen gestellt, kaum Einer so bescheiden darüber gesprochen, kaum Einer Andern so wenig nachgeschrieben, kaum Einer den Gegenstand so vielseitig theoretisch und praktisch betrachtet habe. Namentlich hat M. nicht wie die meisten Andern sich nur auf unerwiesene Anekdoten gestützt und lieber sich mit einfachen Thatsachen begnügt, als von den Thieren Wunder erzählt. Seine Kunst bestund als die eines Logikers und Physiologen im Schließen. Seine Eintheilung (Trichotomie) ist tief begründet. Noch gibt M. auch eine historische Sammlung der ältern Meinungen. Daß er Pauli Wort vom Sehnen der Creaturen nach einer Erlösung zu seinen Gunsten deutet, ist ihm, wie Andern, zu verzeihen.

J. J. Plitt gab eine Prüfung dieser Meier'schen Schrift. Er wollte ihn widerlegen, war aber seinem Gegner, welcher Schwächen und Einseitigkeiten er sich schuldig gemacht haben mag, lange nicht Meister. Doch sieht man augenscheinlich, daß er von diesem seinem Lehrer die Disputirkunst gelernt hatte. Die Kunstwerke der Thiere will er, ihrer Unveränderlichkeit wegen, nur auf einen Instinct zurückgeführt, den Thieren höchstens ein Analogon der Vernunft eingeräumt und eine Verwandlung der Thierseelen in Geister für moralisch unmöglich erklärt wissen. Sollten sie Geister werden, so müßten sie bei ihrem Tode einen Sprung machen, der nicht zulässig sey, weil jedes Wesen jenseits des Todes da fortfahre, wo es hier aufgehört habe (woher weiß er das?), oder wozu es hier wenigstens einen Anfang gemacht habe? Zu einer Unsterblichkeit und Geistwerdung mache hier kein Thier den Anfang. Solche Verwandlung wäre demnach gegen Gottes Weisheit, auch gegen die Gerechtigkeit und Güte Gottes, gegen letztere insbesondere, weil es gegen sie sey, daß ein Geschöpf, welches künftig

Verstand bekommen und ein Geist werden soll, zuerst ein Geschöpf in einem elenden thierischen Zustande sey. (Hat denn Plitt die Natur und das Wesen und Schicksal der meisten Menschen nicht gesehen?)

Daß Plitt Pauli Wort anders commentirt, ist begreiflich; daß er Luthers irgendwo vorbeigänglich gesagtes Wort, daß die Thiere nur zum Geschlachtet- und Gegessenwerden geschaffen worden, citirt, lassen wir ihm noch passiren. Daß er aber Davids Stelle im Ps. 32 V. 9: „Seyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind, welchen man Zaum und Gebiß muß ins Maul legen, wenn sie nicht zu dir wollen," und „damit sie sich nicht zu dir nahen," verwandelt, um mehr als irgend ein gelehrter theoretischer Thierfeind gesagt zu haben, ist nicht gerne zu verzeihen. Daß er alle Ausdrücke der Bibel, die den Menschen vor thierischem Wandel warnen, zu Ungunsten der Thiere, was ja gar nicht der Bibel noch der Moralisten Absicht ist, deutet, ist denn doch zu unpsychologisch; sinnlos und kindisch aber ist die Stelle: „wenn die Thiere schon in dieser Welt Vernunft hätten, so könnten sie auch freie Handlungen verrichten; freie Handlungen sind einer Zurechnung fähig, folglich könnten die Handlungen der Thiere auch zugerechnet werden, folglich könnten sie entweder sündigen, oder Gutes thun; sie wären einer Belohnung oder Bestrafung fähig. Den Ort, wo sie belohnt werden sollen, wollen wir denn Himmel, den Ort, wo sie bestraft werden sollen, die Hölle nennen. Folglich kommen sie nach ihrem Tode entweder in den Himmel oder in die Hölle. Abgeschmackte Folgerungen! Ein Geschöpf kann mit seinem Gutwerden nichts bei Gott verdienen! Nun kommt er erst noch mit auswendig gelernten Schulausdrücken! und sagt: wir erlangen die Seligkeit nicht wegen unserer guten Werke, sondern Jesus Christus hat für uns genug gethan, und allein durch den Glauben an ihn werden wir selig. Wenn also die Thiere selig werden sollten, so müßten sie an Christum glauben können. Welche anstößige Folgerungen! ruft Plitt noch einmal aus. Er sagt, daß diese Folgerungen natürlich und nothwendig daraus hervorgehen, aber nicht woraus. Aus dem, was M. sagt, folgt alles dieses nicht, denn M. sprach nichts vom Seligwerden der Thiere. Plitt führt ja Apostelgeschichte 4 V. 12 und Röm. 3, 28 selbst an. Nirgends hat M. die

Menschen und Thiere identificirt, nirgends beiden gleiche Pflichten in der Zeit, gleichen Zustand in der Ewigkeit vindicirt.

Buffons, des berühmtesten französischen Naturforschers des vorigen Jahrhunderts, großes Werk enthält eine Menge Worte über die Thierseelen in seiner Einleitung in die Naturgeschichte. Zuerst setzt er den Unterschied zwischen Pflanze und Thier zu Gunsten des letztern in das Vermögen sich zu bewegen und seine Stelle zu ändern, sodann in das Empfindungsvermögen und in die Art sich zu nähren, indem die Thiere ihre Nahrung mit Werkzeugen ergreifen. Doch besteht eine Stufenleiter, so daß keine genaue Gränze angegeben werden kann, denn die untersten Thiere sind den Pflanzen zu ähnlich, und äußern auch keine fortschreitende Bewegung, keine sichtbare Wirkung, kein Gefühl und nicht das mindeste äußere Lebenszeichen. Die Thiere (versteht sich nicht jene untersten) haben vortreffliche Sinne, nur in anderer Ordnung als der Mensch. Gefühl, auf das sich das Denken zurückführen läßt, hat der Mensch am vollkommensten, den Geruch hingegen haben die Thiere vortrefflicher. Der Mensch sieht und hört auch besser; er schmeckt besser, weil der Geschmack mehr ein innerer als ein äußerer Sinn ist. Je feiner die Sinne eines Thieres sind, und je mehr sie vervollkommnet werden, desto lebhafter, geschäftiger, verständiger kommt es uns vor. Sie sind dessen ungeachtet weit hinter dem Menschen. Sie täuschen uns. Sie sinnen nicht nach, sie thun Alles immer nur auf die gleiche Art, sie scheinen gar nicht nachzudenken, und ihre Handlungen ganz anders zu vollbringen als die Menschen die ihrigen. Nur ihr innerer Sinn bringt, ohne irgend eine Ueberlegung, all ihr Thun hervor. Sie haben, wie wir, Lust und Schmerz. Für manche Dinge sind sie empfänglicher als wir, aber sie können Alles nur empfinden, nichts erkennen. Sie können und müssen nur ihre Empfindungskraft üben, um ihren Begierden ein Genüge zu thun. Es kommt ihnen auch kein Gedächtniß und kein Witz so zu, wie sie der Menschheit zukommen, denn sie können keine Vergleichungen anstellen. Vergleichungen sind Sache des Verstandes, Witzes und Gedächtnisses, das Gedächtniß entsteht aus dem Vermögen nachzudenken, was die Thiere nicht können. Doch können sie be-

lehrende Erfahrungen machen. Junge Thiere laufen ohne Bedenken ins Feuer, ältere nicht. Auch die Thiere sind der Furcht, dem Schrecken unterworfen, und Alter und Erfahrung machen sie behutsamer. Vom menschlichen Elende, das aus dem ewigen Genußsuchen hervorgeht, wissen sie nichts. Sie genießen gerade so viel als sie empfinden, und umgekehrt. Sie kennen auch die Liebe, doch auch die Eifersucht, den Zorn, die Begierde, den Abscheu. Mit der Zuneigung aber und Freundschaft eines Thiers, z. B. eines Hundes zu seinem Herrn, verhält es sich gerade so, wie mit der Zuneigung eines Frauenzimmers für ihren Zeisig, oder eines Kindes für seine Puppe. Denn es hat gar kein Nachdenken und nur das Gepräge einer blinden Empfindung. Der Stolz und Ehrgeiz in den Thieren gründen sich nur auf ihren natürlichen Muth, aufs Gefühl ihrer Stärke; Flüchtigkeit u. s. w. Man kann die Thiere leicht ziehen, und allemal gelingt die Zucht. Sie lernen fast Alles nur durch Nachahmung, was sie an ihren Eltern sehen. Die Fliegen kommen an Verstand den Hunden, den Affen nicht gleich. (Demnach ein Unterschied in den Thierseelen!) Hauptsächlich dadurch ist der Mensch Mensch, daß er sich mit andern Menschen zu vereinigen wußte, nicht aber nur wie die Thiere, z. B. die Bienen, um physischer, sonder um sittlicher Beziehungen willen. Es ist auch nicht der Verstand, der die Bienen lehrte, Geomemetrinnen zu seyn. Die Schuppen mehrerer Fische und mancher Mineralien sind nicht minder geometrisch und sechseckig. Das thut die Natur. Und wenn sie, wie z. B. die Hamster und andere, Vorräthe sammeln, für die Zukunft sorgen, so thun sie es ja nicht, weil sie eine Kenntniß der Zukunft haben. Sie werden dazu nur durch die Empfindung, durchs Vergnügen des Geruchs, durch die Gewohnheit gereizt, und wenn die Bienen mehr als sie nöthig haben, sammeln, so ist das für uns ein Vortheil aus ihrer Dummheit, nicht aus ihrem Verstande. Eine Sprache haben die Thiere, doch nur eine sehr eingeschränkte, und begreiflich nur für ihre Empfindungen, nicht Gedanken, denn solche haben sie nicht. Die eigentliche Sprache setzt einen Vorrath von Begriffen voraus.

Wir sehen, daß Buffon die Thiere nicht hoch, doch auch nicht so tief als mehrere andere französische Naturforscher

setzt. Buffon ist sogar für den Menschen Sensualist, der französischen philosophischen Schule angemessen.

Wir erinnern an seine große Einleitung und an sein Werk der vollkommnen Thiere, so wie an seine Abbildungen, von denen manche nicht übel, aber für die Charakteristik bei weitem nicht gut genug sind. Thiere psychisch zu zeichnen ist mehr als naturhistorisch zeichnen. Wie der Pflanzenmaler Botaniker seyn muß, also der Thiermaler selbst für die untern Classen Thierpsycholog. Der todte Käfer auf dem Papier ist nicht der lebendige. Der Kupferstich hatte nun angefangen, und das mit der Psyche nicht unmittelbar verbundene Coloriren mußte viele Mängel des psychischen Lebens als mit Deckfarben verbergen, verdecken. Der Holzschnitt war verschwunden. Buffons Anfang war groß, für Europa zur Erweckung einer Neigung für die Naturgeschichte entscheidend!

Condillac aber, in seiner Abhandlung von den Thieren, sagt gegen ihn, daß die Thiere, weil sie wie wir organisirt seyen, gerade wie wir empfinden, wenigstens sey ihre Empfindung der unsrigen ähnlich, und daß auch sie aus der Erfahrung abstrahiren, und Fertigkeiten gewinnen. (Ein hochwichtiger Einwurf gegen Cartesius). Ihr ganzes Vorstellungssystem stamme von ihren Bedürfnissen her (wie beim Menschen), nur seyen die Mittel zu ihrer Befriedigung sehr einfach, und ihrer Willkür sey nur wenig überlassen. Ihre Handlungsweise habe Aehnlichkeit mit der menschlichen, und darum können sie auch zur Mittheilung ihrer Gedanken eine Sprache haben. Vernünftige Ueberlegung mangle ihnen, und in dunkeln Urtheilen gehen sie nicht über das Gefühl ihrer Abhängigkeit von den nächsten Ursachen hinaus. Sie lieben sich selbst auch, aber sie reflectiren auch hierin nicht, darum wollen sie beim Trieb der Selbsterhaltung eigentlich nicht sich selbst erhalten, sondern nur unangenehme Empfindungen von sich entfernen, und alle ihre Instincte gehen nur auf physische Güter.

La Metrie, der vielberüchtigte Materialist und Atheist, wird von uns nur deßwegen angeschaut, weil er die Materie, deren Wesen er so wenig als irgend Jemand erkennt, leben, empfinden und denken, und selbst den Menschen nur eine Pflanze seyn läßt. Mit ihm läugnet Hollbach allen Geist. Epikureisch,

nur statt des Zufalls eine mechanische und chemische Nothwendigkeit! Die französische Schule dieser Zeit war denn doch eine höchst leichtsinnige!

Maupertuis, mit der Annahme, daß im kleinsten materiellen Punkt noch eine geistige intelligible Kraft mit Verlangen, Abneigung, Gedächtniß und Verstand, und im Samen der Eltern Empfindung und Vorstellung sey, weßwegen der Mensch sich seines frühern Zustandes noch ein wenig bewußt sey, sagt vom Thiere insbesondere, es sey seine Seele ein Ganzes von Perceptionen (bewußtlosen Zuständen beim Uebergang aus einem Zustand in den andern). Jedes Theilchen habe sein Bewußtseyn, das Bewußtseyn des Ichs verloren; nun aber concurriren denn doch alle Theile, und bringen ein Gesammtbewußtseyn, ein Gesammt-Ich hervor.

Robinet, ein Originalkopf, macht in seiner Physik der Geister, im Capitel von den Thätigkeiten denkender Substanzen die Optik und Akustik zu unwandelbaren Principien. (Eine ungemein brauchbare Idee.) Er sah eine ununterbrochene Stufenleiter aller Naturwesen, hob den Unterschied zwischen den drei Reichen und allen Classen auf, nahm nur organisirte Materie an, und gab auch den Pflanzen Thierheit im weitern Sinn, aber noch ohne Empfindung.

Wir könnten ungefähr in dieser Zeit wieder einmal der Dichter, besonders der Fabeldichter neuerer Zeit, z. B. Gellert, Lafontaine, Lichtwer u. s. w. erwähnen. Auch von ihnen gilt, was wir von den alten und mittlern gesagt. Theils sind sie in ihrer Zeit, theils außer ihr. Sie sind zu aller Zeit Dichter, einander wie ihre Kunst gleich. Immer dasselbe ist ihr Auffassen der Zeitvorstellungen und ihr theilweises Abweichen von denselben. Sie nehmen die Thiere oft in ihre Darstellungen auf, und bekümmern sich um die Ansichten der Theologen, Philosophen und Naturhistoriker nicht viel, wie nahe der Reiz liegt, wie poetisch die Vorstellung und Ahnung einer allgemeinen Seele ist, sondern fassen sie uns als Materie zu schönen Darstellungen auf, weßwegen ihnen oft nur die schöne Pflanzenwelt gilt.

C. Bonnets vortreffliche Betrachtungen der Natur (1770) fingen bei der ersten Ursache an, und schritten vom

Universum zum Element, zum Mineral, zur Pflanze und zum Thier fort, wie Tausende vor ihm, eine Stufenleiter aller Wesen annehmend. Die Thiere nennt er jedoch auch nur beseelte Maschinen. Mit der Polype beginnt er, geht zu den Würmern, den Insecten u. s. w. Allen Thieren gibt er Empfindung, dem Falk und Hund auch Intelligenz. Ob so viele Arten von Seelen als Thiere, oder nur eine Art Seele, je nach der Organisation modificirt, sey für uns ein unbedingt undurchdringliches Geheimniß. „Raison" schreibt er nur den Menschen zu. Ins Einzelne von unten herauf steigend und die Pflanzen und Thiere physiologisch betrachtend, sagt er bei den Polypen, es sey allerdings wahr, daß die Metaphysik einen großen Geist, Leibnitz, auf die Entdeckung, daß Polypen seyn müssen, geführt habe, aber, ruft er aus, was ist die Metaphysik gegen die Anatomie und ihre Wunder? Nicht ganz consequent mit einer der obigen Behauptungen ist sein Versuch einer Theorie der Verwandlung der Insecten, die vermuthlich uns ebenfalls ein undurchdringliches Geheimniß bleiben wird.

Eigen ist die Frage von der Persönlichkeit der Insecten, die sich verwandeln. Nach seiner Ansicht haben sie in ihren drei Zuständen nicht drei Ich oder drei Seelen, sondern nur eine, die durch alle drei Zustände geht. Er spricht vom Unterschiede zwischen Pflanzen und Thieren, legt letztern Gedächtniß, Einbildungskraft; ein Naturell oder einen Charakter bei, berührt aber die wichtige dunkle Lehre vom Instinct nur mit ein paar Worten. Unerwartet braucht er zuweilen vom Thiere die Ausdrücke Disciplin und Genie.

Manche Gesellschaften (Ameisen) bezwecken ganz vorzüglich die Erziehung der Jungen. Sehr interessiren auch ihn die Einrichtungen der Wespen, Bienen, Biber, welche letztere (ein Wink!) unmittelbar nach den Bienen angeführt werden. Bei der Frage, ob die Thiere eine Sprache haben, sagt er, es fehle nicht viel, man hätte ein Dictionnaire ihrer Sprache gegeben (Wenzel gab später wirklich einen Versuch), und daß man nicht philosophisch genug hiebei zu Werke gegangen sey. Eine natürliche Sprache als Ausdruck ihrer Empfindungen und Bedürfnisse sey dem Thier allerdings gegeben, nicht aber eine künstliche, die nichts Anderes als die Rede, das eigentliche Wort

sey. Doch sey die Sprache des Hundes schon so mannichfaltig, fruchtbar, reich, die ausdruckreichste aller, daß man schon ein eignes Wörterbuch davon machen könnte. Wenn B. von der Industrie der Thiere spricht, äußert er sich so: ich würde nicht sagen, die Spinne spannt ein Netz aus, um Fliegen zu fangen, sondern: die Spinne fängt Fliegen, weil sie ein Netz spannt, sie spannt aber ein Netz, weil sie eines machen muß. Denn das Thier setzt sich es nicht vor, sondern der Urheber des Thiers. Am Ende preiset er mit tief religiösem Sinne die ewige Weisheit, und schließt mit dem Worte: wir sehen jetzt noch Alles verworren, wie durch ein dunkles Glas, hernach einmal aber werden wir's von Angesicht zu Angesicht sehen, sein berühmtes Werk.

Zwischen seine historischen Angaben streut er oft allgemeine Gedanken, Schade, daß es kaum möglich ist, einen Zusammenhang zu entdecken. Von andern Thierclassen, außer den Würmern und Insecten, von denen er letztere mit Vorliebe wegen ihrer Verwandlungen und Kunsttriebe behandelt, finden sich kaum mehr als Andeutungen. Auffallend ist, daß die französischen Naturforscher das Thier nie so hoch als die Deutschen gesetzt haben!

J. D. Michaelis' Mosaisches 1771 bestimmt ganz historisch exegetisch den rechtlichen Standpunkt der Thiere unter den Israeliten, nach der mosaischen Gesetzgebung. Er sagt, daß diese auch gegen Thiere Billigkeit und Güte beweise, und selbst den Schein der Grausamkeit vermieden wissen wolle. Ein bürgerliches Gesetz habe zwar nicht nöthig für die Rechte der Thiere zu sorgen, weil diese keine Bürger seyen, aber wegen des Einflusses des Verhaltens der Thiere auf die Sitten eines Volkes habe der Gesetzgeber auch darauf zu achten. In England sind die Schlächter vom Richteramt der Zwölfe ausgeschlossen, in Israel aber waren die Richter meist Leviten, Opferer, Schlächter. Nach der Oekonomie der Israeliten war der Ochse das vornehmste Thier. Auch dem Hausthier galt der Sabbath. Das Castriren der Thiere war verboten. Im siebenten oder Sabbathsjahr durfte das Gewild nicht vom Acker verscheucht werden u. s. w. Lange hält Michaelis sich bei Mosis Sorgfalt für die Alten und Jungen im Neste auf, und macht vorzüglich darauf aufmerksam, daß eben der Segen, der

dem fünften Gebot angehängt ist, auch dem versprochen wird, der dieses Gebot hält.

J. C. Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, 4 Bde. gr. Quart. 1776, mit Kupfern, kann, auch wegen seiner Anlage und Vergleichungen so wie seiner Zeichnungen, als Mittel zur Beförderung der Thierkenntniß und Thierliebe angesehen werden.

Lavater citirt das einfache große wahre Wort des Aristoteles: „denn es ist nie ein Thier gewesen, das die Gestalt des einen und die Art des andern gehabt hätte," und stellt den Satz auf, daß sich aus dem Kopfe, namentlich aus den Gesichtstheilen, und zwar aus den festen und den beweglichen, mit Sicherheit auf die Intelligenz und alles mit dieser unmittelbar Verwandte schließen lasse, gibt zwar seine Ansichten in der Form von fragmentarischen Versuchen, hofft aber, daß später ein System mit mathematischer Demonstration und Wahrheit werde gegeben werden können. Er gibt zur Vergleichung von Thieren mit Thieren eine Menge zerstreuter Tafeln, z. B. zuvörderst eine Tafel mit Thierschädeln, zahme und wilde einander entgegensetzend.

Zweiunddreißig Affenköpfe müssen den großen Unterschied zwischen Affe und Mensch anschaulich machen. Stumpfheit und Hornkraft zeigen die Köpfe der Widder, Ziegen und Schafe. Im Gesichte des Ochsen ist Dummheit und defensiver Trotz, im Hirschen Leichtigkeit, Horchsamkeit, stille, sanftmüthige Unschuld u. s. w. So stellt er auch Vögelköpfe neben einander. Im Strauscasuar sieht er böse Weiberwuth und Rohheit ohne Geschmack noch Empfindung, im Papagai Nachäffung von Kraft und Geschwätzigkeit, im Lämmergeyer minder Kraft, Muth, Männlichkeit, als im Adler, Geyer, Falken; im Kamelkopf keine Kühnheit noch Kraft, nur Geduld. Alle Hundenasen haben etwas von Spürerei. Bär und Drohung und Zerreißkraft, Faulthier und Langsamkeit mit Dummheit, Wildschwein und völlige Adellosigkeit gehören zusammen. Auf ähnliche Weise spricht er von Löwen, Katzen, Tigern, Leoparden, vom Nashorn und Nilpferde. Lavater citirt auch Stellen aus Aristoteles' Physiognomik, und zwar z. B. diejenige, daß weiche

Haare an Menschen und Thieren auf Furchtsamkeit, borstige, harte, auf Tapferkeit schließen lassen. Darum seyen Hirsch, Hase und Schaf so furchtsam, darum am muthvollsten der Löwe und der Eber. Vier Tafeln Pferdeköpfe, eine von Gemsen und Rehen, und eine von Füchsen, Luchsen und Hunden geben ihm nicht minder Stoff. Ja er geht sogar in die Schlangen und Insecten ein. Hingegen bestreitet er Aristoteles und besonders B. Porta's Zusammenstellung von Menschen- und Thierköpfen, darin Aehnlichkeiten finden wollend, denn L. stellt den Menschen so hoch als möglich. Alle diese Bilder und Bemerkungen über die Thiere sind aber doch nur als belehrende Zuthaten gegeben und anzusehen. In dieser Zeit trat die Ansicht auf, daß das Gesicht eines Frosches als Grundtypus fürs Menschengesicht angenommen werden könne. Alles verhalte sich je nach dem Winkel, den die Stirne mit dem Munde bilde, wenn eine wagrechte untergelegt werde. Durch Veränderung dieses Winkels, der am Frosche der schiefste sey, werde durchs Zurückziehen des Mundes die Linie immer senkrechter, und es entstehe allmählich, durch etwa 20 Veränderungen, aus einem Froschgesicht das Gesicht eines froschartigen, eines rohen, eines verständig aussehenden, eines feinen und geistvoll verständigen Menschen, ja endlich des Musterbildes, oder eines Apolls.

H. S. Reimarus, der in seinen Betrachtungen über die natürliche Religion im Abschnitte der Vergleichung der Menschen mit den Thieren die Vorzüge des Thiers darein setzt, daß es mit Kleidern, Waffen und Künsten geboren werde, nach Sättigung seiner Lust völlig befriedigt und wegen des Künftigen unbekümmert sey, die des Menschen hingegen in Vergnügen des Verstandes und Willens und in die Vervollkommnungsfähigkeit, gab auch Allgemeine Betrachtungen über die Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe u. s. w. Hamburg 1773. Dritte Ausg. Octav. S. 496.

In der Vorrede macht er auf die Dunkelheit des Begriffes Instinct und die Unsicherheit älterer Naturhistoriker in Sachen der Erfahrung aufmerksam. In der Schrift selbst spricht er von mechanischen, den Vorstellungs- und den wirklichen Trieben. Es folgen die Capitel von den Kunsttrieben, die er in zehn Classen theilt. Er findet in den Thieren sechsundvierzig Kunsttriebe (von welchen jedoch nicht

wenige nicht gerade auf Kunstwerke ausgehen, nur überhaupt Naturtrieb oder Instincte genannt werden können). Dann gibt er die Meinungen der Alten von den Kunsttrieben und die Hypothesen der Neuern. Das schwierigste Capitel handelt von der wahrscheinlichen Beschaffenheit dieser Triebe. Gegen das Ende spricht er von der Erkenntniß des Schöpfers aus ihnen, und schließlich von der verschiedenen Determination der Naturkräfte. Das Wichtigste für uns sind seine Sätze:

Alle Kunsttriebe der Thiere zielen nur auf eigne und Geschlechtserhaltung und sind von den Schranken nur sinnlicher Vorstellung und Begierde eingeschlossen, doch schließen sie nicht nur den Zweck, sondern auch die Mittel in sich. Diese Mittel sind die klügsten, besten, und ganz mit dem Bedürfniß übereinstimmendsten. Keinem mangeln sie, keines hat unnöthige und falsche. Alle Thiere Einer Art handeln im Zustand der Freiheit nach Einer Regel, Einem Modell, wenigstens im Wesentlichen, und jedes bedarf gar keiner Uebung, sondern macht schon im erstenmal sein Meisterstück ohne irgend eine Anweisung. Es muß also der Kunsttrieb angeboren und geerbt seyn. Ja, manches Thier will seine Werkzeuge (z. B. die Hörner) gebrauchen, ehe es sie hat. Manche Thiere aber können ihre Kunsttriebe zuerst nicht äußern. Das Thier muß ein gewisses Alter dazu haben, und seine Kunsttriebe müssen sich dazu zuerst entwickeln. Dennoch sind diese Kunsttriebe nicht so ganz determinirt, daß dem Thier nicht ein und anderes durch eignes Erkenntnißvermögen (je nach Umständen) zu bestimmen übrig bliebe. Denn wenn man ihre Werke zerstört, so flicken sie sie entweder aus, oder machen neue, ja, sie weichen etwa einmal selbst, aus Unachtsamkeit, von der Regel ab, lenken aber wieder ein (z. B. die Bienen), die Thiere können also irren, doch geschehe es im freien Zustande äußerst selten. Man kann ihnen keine andern Triebe einflößen. Alle ihnen beigebrachten Künste und Gewohnheiten sind für sie selbst völlig unnütz. Die Quintessenz des ganzen Werkes ist nun einmal aber der Satz, daß die Kräfte und Triebe determinirt (sein Lieblingsausdruck) seyen, determinirt bei allen, doch nur im Wesentlichen, im Außerwesentlichen sey es weniger der Fall. Er streitet gegen Cartesius und dessen Maschinenlehre, und nimmt in den Thieren Leben, Empfindung, dunkle Vor-

stellung und Seele an, legt den Thieren Gedächtniß und Einbildungskraft, nur nicht einen aufs Abstracte gehenden Verstand und noch minder Vernunft, als das Vermögen fürs Unsinnliche und Uebersinnliche, bei. Sehr beherzigenswerth ist seine Warnung, das Thier nicht menschlich zu erklären, der Handlung des Thieres, wenn sie noch so auffallend mit unserer eigenen übereinstimmen sollte,,, ja nicht die Gründe unsrer eigenen zu unterschieben, woraus denn freilich hervorgeht, daß wir das Thier gar nicht erklären können. Ein Vorwurf, den er nicht von sich abwehrt.

Ohne Widerrede ist dieses Werk über die Thierseelen eines der besten, gediegensten, eine Frucht des Selbstdenkens, Selbstbeobachtens und großen Studiums. Es wiegt durch seinen Gehalt vielleicht ein halbes Hundert andere Werke, die erst noch nicht so bescheiden sind, auf.

H. S. Reimarus angefangene Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe. Aus seiner hinterlassenen Handschrift von J. A. H. Reimarus (herausgegeben von seinem Sohne) Hamburg 1773. Nebst Betrachtungen über die Pflanzenthiere (vom Sohne selbst) 8. S. 232. Schade, daß es eben nur angefangene Betrachtungen sind, und der Verfasser an ihrer Fortsetzung durch den Tod gehindert worden ist. Man wird den gründlichen, sorgfältigen, scharfunterscheidenden Naturbeobachter augenblicklich wieder erkennen. Er fängt mit dem Grunde aller Möglichkeit der Anwendung der Kunsttriebe, d. h. mit der Bewegung, an, wobei er freilich den Begriff Kunsttrieb in der weitesten Bedeutung als Trieb, Alles zu thun, was zur Selbst- und Geschlechtserhaltung dient, aufstellt. Er handelt wirklich zuerst von den Kunsttrieben, die zur Bewegung dienen, von denjenigen Thieren, die sich zwar nicht von der Stelle, aber doch einige Glieder bewegen können, sagt, daß das Thier sich von der Pflanze durch Leben, Empfindung und eigenmächtige, willkürliche Bewegung unterscheide. Dann redet er von der Bewegung, durch welche der Körper zwar seine Stelle verläßt, aber nur von seinem Stamme oder seiner Mutter ausgeht, und sich nun, selbstständig, für ein- und allemal einen eignen Aufenthaltsort, Standpunkt für sein nun

abgetrenntes Leben sucht. Hierauf gibt er eine allgemeine Betrachtung der verschiedenen Bewegungen der Thiere, und sucht zu zeigen, daß auf gewisse Neigungen gewisse Bewegungen bestimmter Gliedmaßen folgen. Die Bewegungen will er, je nach ihrer Art, aus dem Bau des Thieres erklären. Die Auflösung ist also größtentheils anatomisch. Er theilt dann auch in einem eigenen Register alle Bewegung in einundsechzig Arten je nach dem Elemente: Land, Wasser, Luft, ein, konnte aber leider nur noch diejenige der Unfüßigen bearbeiten.

Unläugbar wäre Reimarus der Mann gewesen, ein System der Thierseelenkunde, wie keiner vor und vielleicht lange keiner nach ihm, aufzustellen und schulgerecht, vom Punkt oder vom Pflanzenthier bis zum Hund oder Elephanten aufsteigend, durchzuführen. Der Anfang von den Pflanzen- oder vielfachen Thieren ist vom Sohne Reimarus. Verfasser, in der Ansicht von den Kunsttrieben ganz sein Vater, doch nicht völliger Erbe seiner Gründlichkeit, gibt auch diesen Wesen, weil sie wirkliche Thiere seyen, willkürliche Nahrungsweise und Empfindung. Es ist begreiflich, daß er sie zusammengesetzte Thiere nennt, fragt dann aber, ob jedes eine Seele oder nur alle zusammen Eine haben? Auf das erste deute die Thatsache, daß sie oft alle mit einander in Einem Augenblick auf dieselbe Weise sich bewegen, auf das andere die, daß oft jedes einzelne Thierchen am Stamme Bewegungen für sich allein mache. Dennoch müsse ein innerer Zusammenhang und gemeinschaftlicher Trieb angenommen werden.

Gerade so hatten, sagte er, jene zwei am Kreuze zusammengewachsenen ungarischen Mädchen (Juditha und Helena), und jener Schottländer mit zwei Köpfen in einigen Dingen nur Einen Willen und nur Eine Empfindung, in andern hingegen zwei. Keines dieser Thiere hat Kenntniß seines Thuns noch Empfindung dazu nöthig. Alle seine Bewegungen ohne Ausnahme sind determinirt, entweder im Allgemeinen oder auch noch im Besondern. Die Empfindung innerlich und der Reiz von außen reichen ohne Denkkraft völlig aus. Reimar sucht auch den Unterschied zwischen den untersten Pflanzen und untersten Thieren festzuhalten, wobei er sich auf Pallas und Linnäus beruft.

J. E. Hennings zwei Schriften: Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere. J. 1774. in S. 512. und von den Ahnungen und Visionen. J. 1782. S. 484. enthalten die Antwort auf die Frage, ob die Thiere bloße Maschinen seyen? Sie geben Beispiele von Handlungen von Thieren, aus denen man schließen muß, daß sie Willkür besitzen, oder eine Seele haben, und enthalten Gründe für und wider die Annahme von Seelen in den Thieren. Unsterblichkeit der Seelen der Thiere ist ihm mit Canz und selbst laut einer Stelle von Lavater wahrscheinlich.

Im zweiten Theile spricht er von den Sinnen, dem Gedächtniß, der Erinnerungs- und Empfindungskraft der Thiere, und deren oft vorzüglichem Gehör, Gesicht und Geruch. Er will auch darthun, daß die Thiere und in wie weit sie Provisionen haben können. Der Erfahrung gemäß (sie machen sich Winterquartier, Vorräthe u. s. w.) sagt er, daß sie sich verschiedener Vorbauungsmittel bedienen und vorsichtig handeln, Mittel anwenden, eine zukünftige Absicht (unlogisch gesagt!) zu erreichen, demjenigen, was ihnen künftig schädlich seyn könne, Hindernisse entgegensetzen, sich verstellen, um bevorstehende Gefahren abzuwenden, einander beistehen und bei bevorstehender Gefahr einander zu Hülfe rufen, dennoch aber legte er ihnen weder Verstand noch Vernunft bei. Er stimmt darin gegen Bonnet und Krüger, so wie auch gegen Drusing in seiner Vernunft und Sprache der Thiere (ratio und loquela brutorum. Nürnb.) Doch will ihm Pereira's Ansicht, daß Sympathie und Antipathie und nicht Verstand noch Vernunft die Leiter der Thiere seyen, auch nicht genügen. Er sieht nur Vorstellungskräfte im Thier und sinnliche Empfindungen mit Erinnerungskraft. Naturtriebe reichen aus. Er sagt: ein Bauer weiß sich ebenfalls vor dem Falle zu schützen, ohne daß er den Mittelpunkt der Schwere denkt. Wir müssen den Thieren jedoch das Vermögen äußerlicher Ahnungen beilegen, z. B. der Witterung, Erdbeben, nur nicht innerliche, die nur durch ein rationales Schließungsvermögen möglich wären. Am Ende sagt er, daß die Thiere oft Lehrmeister der Menschen seyen.

Das große Werk enthält einen Reichthum von Gedanken, Ansichten und Einsichten, die alle durch Beispiele aus der Thier-

geschichte und Psychologie unterstützt werden, wie es sich von dem tüchtigen Denker Hennings erwarten ließ. Was er vom Thier (ohne Unterscheidung der Thierclassen) sagt, stimmt unläugbar mit der Erfahrung, aber seine Schlüsse auf Nichtvernunft und Nichtverstand, oder vielmehr seine Besorgniß, auf zu viel zu schließen, wenn er auf Verstand und Vernunft schließe, scheint nicht naturhistorisch (denn der Naturhistoriker und Psycholog kennt keine Furcht im Capitel von den Schlüssen, wenn er der Prämissen sicher und Meister ist) und auch nicht philosophisch zu seyn. Ein großer Vorzug Hennings' ist Besonnenheit und Ruhe. Ein Charakterzug seiner eklektisch-philosophirenden Zeit! J. G. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (J. 1784) dürfen wegen ihrer großen Worte über die Thiere minder als eine Menge anderer Schriften übergangen werden. Kühn und groß schreibt er von den Thieren wie von den Menschen. Er nennt die Thiere ungenirt die ältern Brüder der Menschen. Wenn sie auch keine Vernunft haben sollten, so sind sie von der Natur nicht verwahrloset worden, denn sie sind auch ihre Kinder. Wo die Kräfte der Natur am wirksamsten sind, sind die ausgebildetsten, muthvollsten Thiere. Je näher die Thiere dem Menschen, desto mehr Aehnlichkeit mit ihm. Vom Vorhandenseyn und Nichtvorhandenseyn der innern Theile hängt unglaublich viel zur Veredlung der Thiere ab. Niemand kann eine Gränze ziehen zwischen denen Thieren, die gewisse Kräfte besitzen, und denen, die sie nicht besitzen. Wo Kunst geübt wird, ist ein Kunstsinn.

In verschiedenen Abschnitten spricht er dann von den Trieben der Thiere, dem organischen Unterschiede zwischen Menschen und Thieren, gibt drei charakterisirende Darstellungen des Elephanten, Löwen und Faulthiers. Vom Menschen sagt er klug und bedächtlich, er sey zur Vernunftfähigkeit nur organisirt.

Selbst die Thorheiten und Laster machen den Orang Utang dem Menschen ähnlich. Gehirnbildung und aufrechter Gang sind es, die den Menschen vom menschenähnlichsten Thier unterscheiden, und demnach zum Menschen machen.

Je horizontaler Kopf und Körper miteinander, desto gröber das Thier! und je minder Kinnbacke und je mehr Kopf, desto

vernunftähnlicher seine Bildung. Das große Wort für den Menschen war: Geschöpf, steh' auf von der Erde!

Er citirt des großen Physiologen und feinen Beobachters, Kampers, Winke zur Unterscheidung des Menschen vom Affen, wie er die von Tyson citirt hat, und gibt die zwei miteinander einen Winkel bildenden Linien der Schädel an, von welchen die Schönheit der Schädel oder Köpfe abhange. Schon fünfzig Grade beträgt dieser Winkel beim menschenähnlichsten Affen, beim Kalmukmenschen siebenzig, beim Europäer achtzig. Die Griechen verschönerten ihre Ideale durch die Annahme eines Winkels von neunzig Graden. Der Mensch ist zu feinen Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisirt. Wir sehen aber doch in den Thieren Voranstalten zur Rede. So ist er auch zur Freiheit organisirt. Er hat Vernunft, aber nicht als ein ihm angebornes Automat. Sie ist nur ein Vernommenes, eine Richtung. Seine Vernunft ist nur menschlich. Der Mensch ist aber der erste Freigelassene der Erde, das Thier ein gebückter Sklave. Kein Thier ist solcher Ausschweifung zum Wahnsinn und zum Laster fähig, und der Mensch nur zur Humanität und Religion gebildet. Auch die Mutterliebe kommt im Thierreich vor, im Menschen ist sie höherer Art. So ist auch er nur zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet.

Es steigt auf der Erde die Form allmählich vom Krystall bis zum Menschen herauf. Das Reich der Menschenorganisation ist ein System geistiger Kräfte. Unser jetziger Zustand ist Knospe künftiger Bildung und wahrscheinlich Mittelglied zweier Welten.

Angenehm sind uns auch die Sätze: im einfachen Zustande lebte das Menschengeschlecht freundlich und gesellig mit diesen Thieren (Kamel, Pferd, Schaf, Ziege, Rind und Esel). Schonend ging es mit ihnen um, und erkannte, was es ihnen zu danken habe. Bei einer menschlichen Behandlung gedeihen auch, wie bekannt, alle Hülfsgeschöpfe der menschlichen Lebensweise besser. Sie lernen den Menschen verstehen und ihn lieben. Es entwickeln sich bei ihnen Fähigkeiten und Neigungen, von denen weder das wilde noch das von Menschen unterdrückte Thier weiß, das in seiner Dummheit oder in abgenutzter Gestalt selbst die Kräfte und Triebe seiner Gattung verliert. In

einem gewissen Kreise haben sich also Menschen und Thiere zusammengebildet, der praktische Verstand jener hat sich durch diese, die Fähigkeit dieser hat sich durch jene gestärkt und erweitert. Wenn man von den Hunden der Kamtschadalen liest, so weiß man kaum, wer das vernünftige Geschöpf sey, ob der Hund oder der Kamtschadale! Meinungen und Gewohnheiten regieren den Menschen. Unsere Erde ist für ihre lebendige Schöpfung eine eigen gebildete.

Herder hat mit orientalischem Sinne geschichtlich und poetisch Bahn gebrochen, und so ist vor ihm das Thier nie in Verbindung mit den Menschen philosophisch erwogen worden. In Plato finden wir jedoch vortreffliche Andeutungen.

Der alle bisherige Metaphysik in ihren Grundfesten unterwühlende, niederstürzende, alle europäische Philosophie umgestaltende Königsberger Kant (J. 1784 ꝛc.) nahm sich zwar der Thierseelen insbesondere auf keine Weise an, aber er wirkte dennoch und zwar nachtheilig in unser Thema ein, weil er sich, wenigstens von Einer Seite her, Cartesius näherte. Er forderte für den Menschen die Annahme einer absoluten Freiheit im Moralgebiete. Schon dadurch sank das Thier in seiner Ansicht unter den Menschen in eine undenkbare tiefe Kluft herab, weil er eine bedingte beschränkte Freiheit gar nicht angenommen wissen wollte. Nur in absoluter Freiheit ruhe der Werth, in ihr nur die Persönlichkeit. Dadurch wurde ihm das Thier sowohl als die Pflanze und das Mineral bloße Sache. Weil nur der Mensch moralisch seyn kann, er zu einem moralischen Gott gemacht ist, so kann mit ihm, selbst wenn er organisch noch so mißgestaltet und verkürzt wäre, kein Thier, selbst wenn es zu den vollkommensten gehörte, z. B. der Canarienvogel, der Storch, das Pferd, der Hund, je concurriren. In Kant gilt nur die Moral und das Recht, von diesen aber ist das Thier ewig ausgeschlossen. Im Thier ist nichts Gutes, nichts Böses, und darum hat's keinen Werth, kann nur Eigenthum seyn und werden, ist nur zum Gebrauch, ist nicht um seiner selbst willen da, hat keine Vernunft, ist nicht der Zurechnung fähig, nicht erzieh-, sondern nur abrichtbar, ist ohne Pflichten und Rechte. Der Mensch hat gegen das Thier keine Rechts-, sondern nur moralische Pflichten der Güte und zwar nicht um des Thieres, son-

dern nur um seiner, d. h. um des Menschen willen. So sprechen die Kantischen Lehrbücher der Moral und der Rechtslehre nun schon fünfzig Jahre nach!

F. L. Segnitz über Naturtrieb und Denkkraft der Thiere, Leipzig 1790, mit Abstractionsgabe und Kenntniß geschrieben, sagt, daß man vor ihm in der Naturgeschichte mehr historisch als philosophisch zu Werke gegangen, daß nur der, welcher die Triebe, Neigungen und Seelenkräfte erforschen wolle, den Namen eines Zoologen in edelster Bedeutung verdiene, und daß man gegen alle Analogie räsonnire, wenn man den Thieren gewisse Seelenkräfte, nicht aber eine Seele vindicire, sie nur für Automaten halte. Mit dem Ausdruck Naturtrieb sey nichts gesagt. Es müsse jedoch jedes Thier auf seiner Stufe beurtheilt werden. Man sollte besser Naturtrieb und Freiheit unterscheiden und nach einem System der lebenden Naturdinge gehen. Mit größerm Rechte könne man die untern Thierclassen belebte Maschinen nennen, Elephant und Wespe jedoch seyen weit auseinander. Nur Sprache und Umgang machen den Menschen zum Menschen. Thiere sind taubstummen Menschen ähnlich. Auch die zwei ersten Thierclassen haben ein Gehirn, in welchem sich die Nerven vereinigen. Ein unter Thieren aufgewachsener Mensch, und ein unter Menschen aufgewachsenes vollkommneres Thier können schon mit einander verglichen werden. Ein Thier im Stall gehalten, ist viel indolenter, empfindungsärmer als eins in der Wildniß, das an sich selbst gewiesen ist. Nur die allerunterſten Thiere sind gar keiner Vervollkommnung fähig. Der Umgang der Thiere mit ihresgleichen cultivirt sie ebenfalls ein wenig. Die in Gesellschaft lebenden Insecten sogar sind verständiger als die einsam lebenden. Je stummer ein Thier sey, desto mehr Kunsttrieb besitze es. Die Natur führt diese wie mit verbundenen Augen durch die Welt, die andern aber müssen selbst sehen und denken! Nur im Ganzen stehen die Vögel unter den Säugern.

Von der Aehnlichkeit im Baue des Körpers zwischen Mensch und Thier kann man mit Sicherheit auf Aehnlichkeit in der Seele schließen. Ein System, hierauf gebaut, wäre das vortrefflichste. Auch das Thier wird schwach, hülflos und ohne deutliches Bewußtseyn der ersten Periode seiner Existenz geboren.

und seine Entwicklung wird ebenfalls durch die Gesellschaft anderer, die mütterliche Erziehung und die eigne Lebensart des Thieres bestimmt, am meisten jedoch wirke zur geistigen Entwicklung des Thiers der Umgang mit den Menschen, wie es am Elephanten, Hund, Pferde und dem Papagai gesehen werde. Wenn auch der Biber das Meiste von dem, was er leiste, nur einem Naturtrieb zu danken habe, so müsse dennoch in ihm eine Wirkung des gesellschaftlichen Lebens und ein Verständniß durch eine Geistersprache angenommen werden. Selbst auf Wespen, Bienen, Ameisen müsse der Satz, daß sie einander beleben, belehren u. s. w. bezogen werden.

Die Kunsttriebe sieht Segnitz, wie die meisten Andern, nur auf einer sehr niedrigen Stufe. In der Biene sey keine Ueberlegung, keine Erfindsamkeit. Ein einziger Mechanismus beseele den ganzen Schwarm, darum bauen sie alle vollkommen gleich, ohne irgend eine Abweichung, wenn hingegen das Säugethier oft Fehler beim Bau seiner Höhle mache. Dafür sey dann aber auch das Säugethier erfindsam und könne für seine Bequemlichkeit Veränderungen raffiniren.

Höchst vollkommen ist der Körper der vollkommnern Thiere innerlich ausgebildet, bei den Insecten hingegen nur äußerlich. Geruch und Geschmack haben auch sie, aber kaum Schmerzempfänglichkeit, sonst würden sie nicht bei den scheinbar größten Qualen das Begattungsgeschäft noch fortsetzen; wenn man sie aber an eine Nadel spießt, scheinen sie den Mangel der Freiheit zu empfinden. Sie sind demnach für Erregungen des Geistes durch Gefühle von außen her ziemlich unempfänglich, und vegetiren mehr, als daß sie leben. Vielleicht können sie sich auch wegen der Kürze ihres Lebens beinahe nicht ausbilden. Am längsten lebt der Mensch. Er könnte mehr als zweihundert Jahre leben. Der Elephant, das weiseste unter den Thieren, den Menschen am nächsten stehend, wird auch sehr alt, und reift langsamer als die übrigen. Je edler ein Geschöpf, desto minder zahlreich, und umgekehrt! So weit Segnitz als Psycholog! In der zweiten Hälfte seines Schriftchens gibt er mehr Physiologie, die wir jedoch von der Psychologie unmöglich trennen können. Er spricht noch von der Größe der Thiere im Verhältniß zum Verstande, und sieht in ihr zum Verstand das

Gegentheil, macht demnach den Elephanten zu einer Ausnahme. (Immerhin eine gefährliche Licenz!) Eigentliche Sprache gibt er nur den Menschen; die Thierstimmen sollen aber durch Umgang mit den Menschen feiner und ausdrucksvoller werden, was sich besonders am Hunde zeige. Am interessantesten unter allem Bishergesagten und Nochzusagenden ist die Stelle: „Ueberhaupt glaube ich und habe ziemlich sichere Beispiele davon, daß, da der Papagai, der Rabe, die Elster u. s. w. in die Länge mit den gelernten Worten auch ihre Bedeutung endlich merken, bei einem ins Gedächtniß gefaßten größern Vorrathe dieser Worte, diese Gedächtnißübung ganz ungemein, auch zur Aufklärung ihrer Ideen, folglich ihres Verstandes, abzwecke, und sie mit der Zeit bei fleißigem Unterrichte auch wohl freiwillige Zusammensetzungen dieser Worte erfinden würden. Ist dieß der Fall bei den Vögeln, wie vielmehr müßte es der Fall bei den Säugethieren seyn, ja, wenn ihnen die Natur nicht die Sprachfähigkeit versagt hätte! Hunde wissen oft den Sinn von Worten genau, und man sieht ihnen die Mühe an, daß sie sich verständlich machen und zeigen wollen, daß sie den Sinn verstanden haben.

Musikalischen Sinn nimmt man an sehr vielen Thieren wahr. Der Gesang der Vögel ist nicht nur etwas Mechanisches oder Kehlenreiz, vermöge dessen sie wie ein Pneumochord singen müßten. Sie zeigen dabei Willkür und Gefühl. Rein mechanisch, d. h. Instinct, sind die Triebe der Neigungen zum Wandern. Am Ende rechtfertigt Segnitz noch seine Vergleichung der thierischen Seele mit der menschlichen, und deutet durch die Frage, ob die Existenz des Thieres zum Nutzen des Menschen nicht etwa nur eine Nebenabsicht des Daseyns des Thieres, außer der Nebenabsicht aber noch eine Hauptabsicht sey, auf etwas Höheres. Hat der Mensch, den ein Raubthier in der Wüste, den der Hay im Meere fressen kann, darum seine Hauptabsicht erreicht? Ist's Nebenabsicht, daß auch er gefressen wird, oder, wie man sagt, daß es bei den Thieren sey, etwa auch Hauptabsicht?

Verfasser regt auf jeder Seite zum Denken auf. Segnitz ist einer der köstlichsten, gediegensten Denker für unser Thema! Kaum steht Einer über ihm! L. Smith, Versuch eines vollständigen Lehrgebäudes der Natur und Be-

stimmung der Thiere und der Pflichten des Menschen gegen die Thiere. Aus dem Dänischen. Kopenhagen 1793. 8 S. 565. Mit einer Titelvignette, den Pudel Giordeno vorstellend, der mit seinem Herrn, einem Professor von Bologna, auf dem Po fuhr, seinen Unrath nicht auf dem Schiff ablegen wollte, die Nacht durchwinselte, bei Tagesanbruch dann über Bord sprang, ans Ufer schwamm, am Ufer excrementirte, dann wieder zurückkehren wollte, aber, gegen den Strom schwimmend, das Schiff nicht erreichen konnte, hierauf wieder ans Ufer schwamm, am Ufer weit herauf lief, und dann von oben her gegen das Schiff schwamm, das er nun leicht zu erreichen im Stande war. Er brauchte nun nur noch halbe Kraft.

Eins der vorzüglichsten und vollständigsten Werke, dessen Vorläufer im J. 1789 mit dem Titel: Gedanken über die Natur und Bestimmung der Thiere und über die Pflichten der Menschen gegen die Thiere, herausgekommen war. Verfasser sah dann aber, daß er, um seine Theorie von den Pflichten gegen die Thiere fester zu gründen, viel mehr über die Natur der Thiere und namentlich über ihre Seele sagen müsse, worauf dann dieses Werk erschien, dessen ganze erste Hälfte psychologisch gehalten ist, die andere Hälfte ist dem moralischen Theil gewidmet. Das Original erschien im J. 1791. Die Vorrede gibt einige Quellen an, das Meiste ist eignes Raisonnement. Er ist guter Psycholog und gründlich, doch im Benutzen seiner Quellen nicht skeptisch genug. Manche oder viele seiner Anekdoten, obschon meist aus Reisebeschreibungen, z. B. aus Sparmann, Thunberg, Levaillant, genommen, sind zu unverbürgt. Man will bisweilen etwas Interessantes erzählen machen.

Der wichtige, nicht nur des Cartes, sondern sogar der Reimarus schnurgerade gegenüber stehende Grundsatz Smiths ist, daß, wenn wir alles Thierische wie das Menschliche erklären, wir uns selbst zum Maaßstab des Thieres machen müssen, weil wir sonst die Thiere gar nicht erklären können. Cartesius habe sie gar nicht, Reimarus nur in Betreff der Kunsttriebe erklärt. Daß aber mit diesem Grundsatz die Kunsttriebe und Kunstfertigkeiten der Thiere, besonders der Insecten, am schwersten zu erklären seyn müssen, springt in die Augen.

Zuerst spricht er von der Vorstellungskraft der Thiere und dem Ursprunge ihrer Vorstellungen. Sein erster gewonnener Satz lautet: die Thiere haben in sich eine, vom Maschinenwesen des Körpers verschiedene, Kraft, deren Anwendung, nach Beschaffenheit der Umstände, verschieden ist, und diese Kraft muß auch beim Thiere ihren Sitz in einer von dem Körper verschiedenen Substanz haben. Die Thiere haben also wie wir Körper und Geist. Sie haben Vorstellungskraft wie der Mensch, weil sie Sinnenwerkzeuge haben, wie der Mensch sie hat. Die Thiere haben Vorstellungen von den Veränderungen, die in ihrem Körper vorgehen und von außen darin erregt werden, d. h. sie haben Empfindungen (von Vergnügen und Schmerz). Höchst wahrscheinlich hat jedes Thier Geschmack, gemeiniglich Gehör, Geruch und Gesicht.

Verfasser sagt, die Erfahrung lehre, daß die Thiere ihre Vorstellungskraft benutzen, entwickeln, anwenden. Auch die Thiere erlangen ihre Kenntniß von der Natur mit Hülfe ihrer Sinne, auch sie berichtigen einen Sinn durch den andern.

Wenn in den Nerven auch der Thiere eine Veränderung vorgeht, und sich bis zum Gehirn fortpflanzt, so erfolgt allezeit eine Vorstellung von dieser Veränderung, es steht aber nicht in der Gewalt des Thieres, diese Vorstellung zu ändern, doch schwächen auch im Thiere die stärkern sinnlichen Empfindungen die schwächern, und die gegenwärtigen unterdrücken alle vorübergegangenen, wenn sie nicht ebenfalls gegenwärtig gemacht werden.

Die Sinne sind den Thieren sichere Führer zur Kenntniß der Natur, deren Wirkungen und Verhältnisse gegen sie. Ihre Sinne täuschen sich nicht.

Das zweite Capitel spricht von der Fortsetzung und Entwicklung der Vorstellungen der Thiere. Hierüber gibt er Folgendes: das Thier ist fähig, auf ein Ding mehr als auf ein anderes aufmerksam zu seyn, und seine Kenntniß ist anschauend. Einigermaßen ist sie auch symbolisch, denn auch sie haben eine Sprache unter einander (z. B. die Ameisen).

Sie können sich Vorstellungen, die sie hatten, zurückrufen, sich die Dinge aufs neue vorstellen, selbst wenn sie abwesend sind, und nicht auf sie wirken, d. h. sie haben Einbildungskraft.

Sie träumen. Sie urtheilen und schließen. Es fragt sich aber, ob wir vernünftigen Grund haben, ihnen Urtheils= und Schließungskraft in eben dem Grade und in eben dem Umfange beizulegen, als dem Menschen? Mittelbare Schlüsse (vermittelst eines dritten Begriffes) schließe nur der Mensch, und dessen Schließungskraft reiche also unendlich weiter als die des Thieres. Es seyen doch sogar die unmittelbar scheinenden Schlüsse (sogenannte Verstandes=Schlüsse mit nur Einem Obersatze) mittelbare: der Mensch im Denken ungemein schnell, merke nur die Scheinbarkeit des Sprunges nicht. Auch seyen alle Vorstellungen, Urtheile und Schlüsse der Thiere nur auf solche Dinge eingeschränkt, welche zunächst und unmittelbar mit ihren sinnlichen Bedürfnissen im Verhältnisse stehen. Auf diesem ihrem sinnlichen Gebiete haben sie in vielen Fällen Vorstellungen nicht allein von dem, was war und ist, sondern auch von dem, was nach der natürlichen Verbindung der Dinge geschehen wird und muß, und auch sie schließen demnach vom Vergangenem und Gegenwärtigem auf Zukünftiges. In manchen solchen Fällen wirken ihre Seelenkräfte sehr deutlich. Jedes Thier weiß auch und fühlt es, daß es da ist, daß es von jedem andern außer ihm und mit ihm dasevenden Dinge verschieden ist; es weiß und fühlt ferner, daß es in jedem folgenden Augenblicke seiner Existenz auf Erden dasselbe Wesen ist, das es vorher war. Darum hat es auch Selbstbewußtseyn, d. h. Gefühl von seiner persönlichen Identität, und demzufolge im eigentlichen Verstande Gedächtniß.

Im dritten Capitel spricht der Verfasser von den Begehrungskräften der Thiere. Auch die Thiere begehren und verabscheuen. Sie haben Willen. Sie kennen die sinnliche Freude und den sinnlichen Schmerz, und empfinden, je nachdem ihr Körper auf verschiedene Weise berührt und verändert wird, denn auch sie haben ein Nervensystem, das afficirt wird. Ja, sie empfinden sogar solche Freuden und Schmerzen, an welchen ihre Vorstellungs= und Einbildungskraft größern und thätigern Antheil hat, als ihre Sinne. Die Vorstellungen der Thiere können so lebhaft werden, daß sie eben so heftige und gewaltige Leidenschaften äußern als der Mensch.

Hierauf begegnet Verfasser dem Einwurf, daß doch Alles, was man der Intelligenz der Thiere zuzuschreiben sich geneigt gefühlt habe, doch nichts Anderes als Trieb sey. Mit Recht macht er aber darauf aufmerksam, daß dieses Wort eben meist nur ein leerer Schall sey. Zweckmäßig sagt er, daß der Ausdruck, das und das ist Trieb, nichts Anderes müsse andeuten können, als, die Seele hat den Trieb zu wirken. Der Trieb selbst ist unwillkürlich, aber in der Ausübung und Befriedigung findet viele Willkürlichkeit statt. So bei Menschen und Thieren! Doch wird die Vorstellungskraft des Thieres in mehr Fällen durch die Organisation bestimmt als die des Menschen. Dafür haben die Thiere in ihrer Organisation ein größeres Hülfsmittel und einen sicherern Wegweiser als der Mensch.

Dann berührt Smith die Lehre von den Bewegungs- und den Vorstellungsnerven, es geht ihm aber wie andern Psychologen, d. h. er muß die Lehre als unnütz verlassen, weil die Psychologie den Zusammenhang der Nerven mit dem Entstehen der Vorstellungen, Bewegungen und Willensactionen so wenig als den zwischen Himmel und Erde angeben kann. Smith benutzte die Lehre allerdings auch nicht, und konnte selbst seine Citationen nach Unzer und Haller und Nicolai und Irwing nicht nützlich machen. Er lenkt desnahen, wie von einem dunkeln Gefühl geleitet, bald wieder in die Psychologie selbst ein, und sagt, daß die Handlungen der Thiere sich auf verschiedene Weise, und, je nachdem die Umstände verschieden seyen, einrichten, weil nun einmal auch ihre Handlungen sich nach den Vorstellungen richten.

Sehr ernsthaft fragt er dann: sollte die Intelligenz der Biene größer seyn als des Elephanten, der Spinne größer als des Hundes, weil Biene und Spinne Kunstwerke machen, die Elephant und Hund nicht machen können? Antwort: je vollkommener ein Thier ist, je mehr es sich in der Einrichtung und der Anzahl seiner Sinnenwerkzeuge dem Menschen nähert, desto weniger Kunsttrieb hat ein solches Thier und umgekehrt; den Biber jedoch läßt er als Einwurf gelten. Und je größer der Wirkungskreis, je weniger Kunsttrieb!

Als zweifellos stellt er den Satz auf, daß die Wirksam-

keit der Thiere durch keine absolute Nothwendigkeit eingeschränkt sey.

Hierauf anatomirt Smith die verschiedenen Hypothesen zur Erklärung der Verschiedenheit der Intelligenz. Ob die Größe des Gehirns, oder die specifische Schwere desselben, oder das Verhältniß des Gehirns und des Rückenmarks zur Nervenfeinheit, oder nur die allgemeine Maschineneinrichtung des Körpers die Verschiedenheit erkläre? Er schließt mit dem Satze, daß die Thiere Vorstellungen, Einbildungskraft, Selbstbewußtseyn und Fähigkeit willkürlich zu handeln, so wie der Mensch haben.

Im zweiten praktischen Hauptstück spricht er von der Würde der Thiere und der Absicht ihres Daseyns auf Erden. Hierüber drückt er sich in folgenden interessanten Sätzen so aus: jedes Thier ist zunächst und unmittelbar seiner selbst wegen da und um durch sein Daseyn Glückseligkeit zu genießen. Die absolute Würde der Thiere besteht darin, daß sie lebendige, empfindende, intellectuelle Wesen sind, die relative darin, daß sie auf mancherlei Weise zum großen Ziele der Vollkommenheit als Substanzen mitwirken. Kein Thier ist so gering, so schädlich, verächtlich, daß es nicht auf seine Weise das Gute des Ganzen beförderte.

Die Frage, ob das ganze Daseyn des Thieres auf diese Erden-Augenblicke beschränkt sey, oder nach der Zerstörung seines verweslichen Körpers in einen andern und vollkommnern Zustand versetzt werde, beantwortet er so: wir haben keinen Grund zu wünschen, daß Gott die Geister der Thiere zernichte, und keinen Grund zu solcher Vermuthung, denn Gott ist die Liebe. Bei diesem Anlasse beantwortet er auch den Paulinischen großen Ausspruch zu Gunsten des Thieres.

Im zweiten Theile spricht Verfasser noch von den Pflichten des Menschen gegen die Thiere. Er lehrt, daß das Thier sein Recht gegen den Menschen eben so wohl, als dieser sein Recht gegen den Nebenmenschen und gegen das Thier habe, und es demnach Pflicht sey, dem Thier Recht widerfahren zu lassen, so gewiß als es uns Pflicht sey, gegen den Menschen gerecht zu seyn. Wir haben desnahen Pflichten gegen sie in Betreff ihres Lebens und dessen Dauer, ihres Körpers und dessen Glieder, und ihrer Seele und deren Empfindungen,

Schädliche Thiere mögen wir, wie diejenigen, deren Tod zu unserer Erhaltung nothwendig ist, tödten, doch andere nicht. Als besondere Pflichten führt er an, sie nicht zu Künsten abzurichten, die ihnen unnatürlich seyen, der menschlichen Gesellschaft keinen Nutzen bringen, oder deren Nutzen mit dem Schmerz, der dem Thier beim Abrichten zugefügt werden müsse, in gar keinem vernünftigen Verhältniß stehe; Pflicht sey es auch, dem Thiere die seiner Natur angemessene Nahrung und genugsam zu geben, die Arbeit nach den Kräften des Thieres zu bestimmen, nach Verhältniß des Geleisteten ihm Ruhe zu schenken, es ja nicht mit Härte für Handlungen zu bestrafen, wozu es durch Naturtrieb angetrieben werde, und an lebendigen Thieren ja keine anatomischen Versuche zu machen. Letzteres nennt er grausame Ungerechtigkeit und unverzeihliches Unrecht, wobei er sich auf Bonnet, Lavater und den alten Winkler beruft, die Alle (wie noch tausend Andere) vollkommen seiner Ansicht gewesen. Bei solcher Ansicht war zu erwarten, daß er noch sagt: pflege deine kranken Hausthiere aufs beste und verkürze die Leiden der rettungslosen, schwachen und entkräfteten Alten, denn der in seinem Betragen gegen die Thiere gedankenlose, gleichgültige und bösartige Mensch wird dadurch zu einem ähnlichen Denken und Betragen gegen den Menschen bestimmt, obschon es Menschen gibt, die gegen das Thier gut und gegen den Menschen böse sind. Jede Mißhandlung eines Thieres stößt den Menschen von der ihm zukommenden Vollkommenheit herunter. Darum lehre man die Jugend, dem Thiere Recht halten und Achtung und Wohlwollen beweisen, damit sie auch die Menschen ehren und sie lieben lerne.

Im dritten Theil gibt Verfasser noch eine Portion Anekdoten als Beitrag zur Lehre von der Natur der Thiere, aus Götze, Henning, Rorarius, Plutarch, u. s. w., aber ohne Unterterschied der verschiedenen Thierordnungen.

Wir haben aus diesem reichhaltigen Werke alle theoretischen und praktischen Sätze herausgehoben. Wir kennen nicht Ein Werk, das den Gegenstand so vollständig behandelt und namentlich das Praktische so ausgeführt, gründlich und sorgfältig behandelt hätte. Nur müssen wir noch sagen, daß Verfasser

die verschiedenen Thierordnungen gar nicht auseinander gehalten, und was er einem Thiere oder einer Thierordnung vindicirte, auch allen andern zu vindiciren sich für berechtigt und verpflichtet fühlte. Er räumte, wie wir sahen, den Thieren Großes ein, dennoch hat er nicht geschwärmt, hat seiner Phantasie keine Einsprüche ins Thema gestattet, und seine Schreibart ist so ruhig, besonnen, langsam, wie nur immer möglich.

Smith war Doctor der Gottesgelahrtheit, Prediger und Professor der Philosophie. Das eine wie das andere spricht, je nach den Vorurtheilen der Leute, für und gegen ihn. Jedenfalls müssen wir den Verfasser lieben, und die Denker werden seinem Werke große Ehre nicht versagen.

Eigen war die Ansicht eines Franzosen im Jahre 1793 in einem besondern Werke, die Grundsätze der gesellschaftlichen, bürgerlichen und politischen Existenz des Menschen und Bürgers auf Ansichten vom Leben und Ende des Thiers zu stellen. Nach einer sich herumwendenden, mit vielen Stichwörtern der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ausstaffirten, Unwahrheit und Wahrheit enthaltenden Einleitung, sagt er, nachdem er den Schöpfungsmorgen dargestellt hat, daß Leben, Fühlen und sich Fortpflanzen Anfang und Ende aller physischen und geistigen Aeußerungen aller Pflanzen und Thiere sey. Die einen Thiere seyen von Natur stark und unabhängig, die andern schwach und beengt. Alles Recht entstehe nach dem Bedürfniß und dem Grade desselben, das Bedürfniß sey die unwiderstehliche Begierde, das Recht sey nichts Anderes als die natürliche Richtung aufs Object der Begierde. Der Richtung müsse der Besitz, dem Besitz der Genuß, dem Genusse die Zernichtung folgen. Die animalische Kraft sey materiell und intellectuell. Letztere herrsche vor. Am meisten intellectuelle Kraft habe der Mensch! Das Socialrecht werde durch vereinigte Kräfte zur Besitznahme begründet.

Genug, um den Geist der Schrift anzudeuten, die umgekehrt beim Thier anfängt, da sonst vom Menschen ausgegangen und zum Thier heruntergestiegen wird. Gewiß, daß auch beim untersten Thiere angefangen und mit dem Menschen geschlossen werden kann. Nur fragt sich, ob nicht höhere und dadurch ganz andere Bedürfnisse im Menschen liegen. In

einer Stufenleiter wird keine Stufe vor der untern, sondern alle nur von sie gemeinsam zusammenhaltenden Bändern und von der Erde getragen.

Von größerm, praktischerm Werthe in großer Eigenthümlichkeit ist eines andern Franzosen, Ch. G. Le Roy, unter dem Namen des Naturkundigen, von Nürnberg, herausgekommenes Werk: Philosophische Briefe über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere (mit einigen Briefen über den Menschen). Neue Edition. Paris 1802. Le Roy wagte es nicht, seine Ansichten unter seinem Namen, auf daß er nicht wie Buffon oder gar Galilei, Bruno u. s. w. seine Bekenntnisse abschwören müsse, herauszugeben, woraus erhellet, daß er seine erste Edition noch vor der französischen Umwälzung herausgegeben hat. Das Werk ist durch und durch französisch in Form und Inhalt. Die leichte Briefform erlaubt manche Aeußerung, die der Gang des Systems nicht erlaubte. Das Ganze ist ein sehr munteres Raisonnement und ganz an der Hand der Erfahrung. Verfasser war königlicher Jäger. Darum ging er von der Jagd aus. Als Jäger lernte er nur wenige Thiere kennen, darum spricht er auch nur von wenigen; als Jäger fiel ihm der Unterschied zwischen den Raubthieren und den Nichtraubthieren auf, und darum unterscheidet er auch nur diese zwei Classen. Wolf, Fuchs, Eber, und als Gegensatz Hirsch, Reh, wildes Kaninchen. Diese müssen ihm als Repräsentanten aller Thierordnungen und aller Thiere dienen. Ein sehr einfaches System, ein eben so einfaches Manöuvre! Was er sagt, hat Wahrheit und Geist und Leben. Zu viel sagt er nicht.

Aus der steten Gefahr des Wolfs und aller Raubthiere vor den Menschen, so wie aus der Nothwendigkeit dieser Thiere, die flüchtige Beute zu suchen, zu überlisten und zu fangen, leitet er alle Erregung der Intelligenz, alle Steigerung ihrer List und alle ihre Perfectibilität, gegensätzlich aus der steten Gefahr der Hirsche u. s. w. vor dem Wolfe und ihrer Nothwendigkeit, sich der List des Wolfs zu entziehen, so wie aus der Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit, die keine Erregung der Intelligenz fordert, die Nahrung zu finden, alle Furchtsamkeit, List und Stillleben der grasfressenden Thiere ab. Aus dem

Bedürfnisse der Lebensart der Thiere entwickle sich desnahen eine große Menge Vorstellungen. Ob die Wölfin dem Stärkeren sich hingeben müsse, oder frei wähle, sey ungewiß. Hat sie sich jedoch Einmal einem Mann hingeben, so hält sie sich nur zu ihm, und es entstehen unter ihnen gegenseitige Rechte. Sie jagen nun mit einander, und diese Gemeinschaftlichkeit macht ihre Jagd leichter und sicherer. Sie verabreden mit einander, benutzen mit einander Listen u. s. w. Nie ist der Wolf gegen seinesgleichen grausam. Der Fuchs, der Wolf im Kleinen, wird listiger als der Wolf, weil er minder Stärke hat, demnach sich mehr durch List erwerben muß. Er lernt die Menschen genau kennen. In seinem Bau belagert, setzt er sich eher dem grausamsten Hunger aus, ehe er herausgeht, aber seine Liebe zu seinen Jungen ist noch größer als seine Menschenfurcht. Wie der Wolf und jedes andere Raubthier, so wird auch er mit der Zeit durch Erfahrungen listiger, doch setzt die Organisation der Vervollkommnung eines jeden Thieres Gränzen. Die Grasesser sind viel ärmer an Vorstellungen, weil sie minder zu solchen genöthigt sind, doch ersinnen auch sie eine Menge Listen, dem Feinde zu entgehen, den Feind, Menschen und Wolf, zu täuschen.

Es mangelt den Thieren an Vorsicht und Voraussicht gar nicht. Sehr Vieles, was sie leisten, ist gar nicht Erzeugniß des sogenannten Instincts oder einer von Erfahrung und Ueberlegung unabhängigen Neigung. Kaninchen, die lange gezähmt leben, haben die Neigung zum Graben von Erdhöhlen gar nicht mehr. Gemeinschaftlich lebende wilde Kaninchen nehmen gegen das Wiesel, ihren ärgsten Feind, Vorsichtsmaaßregeln; sie maskiren den Eingang in ihr Wohnhaus, machen eine Menge Gänge, in denen das Wiesel ermüdet und sich verwirrt. Auch den Thieren kommt eine Sprache, wie arm sie seyn mag, zu. Nur können wir ihre Töne nicht gehörig deuten. Es mag jedoch eine große Mannichfaltigkeit darin seyn, wie eintönig sie uns vorkommt, denn eine uns fremde Menschensprache scheint auch uns nur eine stete Wiederholung weniger Worte oder Töne zu seyn. Es fragt sich nun, ob die Thiere das, was sie thun, ohne Sprache thun können? Die Thiere denken, vergleichen, urtheilen, überlegen, beschließen, sie

haben demnach alles zum Sprechen Nöthige. Mehrere können auch ihre Töne articuliren. Wölfe, die eine List mit einander verabreden, können solches nur durch eine articulirte Sprache.

Nach dem Elephanten scheint der Hund das Thier zu seyn, das mit dem Menschen in die meisten Beziehungen treten kann. Eben durch seinen Umgang mit uns gelangt er zu dieser Mehrheit von Kenntnissen. Namentlich ist's der Hund, der durch die Jagd außerordentlich viel lernt, ja, der alte erfahrene Hund, der den Willen seines Herrn schon kennt, wagt auf seine Faust hin etwa einmal einen Ungehorsam. So sucht er bisweilen auch den Hirsch zu überlisten, und versucht gar Mancherlei, was man ihn nie gelehrt, was ihm vielmehr augenblicklich in die Sinne kömmt. Seine Handlungen sind bisweilen sehr wohl ausgedacht und sehr zusammengesetzt.

Hierauf widerlegt Le Roy die Einwürfe, die wie gewöhnlich gegen die Behauptung, daß die Thiere denken, urtheilen u. s. w., gemacht werden. Die Hasen bezeichnet er als das dümmste der jagdbaren Thiere. Von den Elstern führt er die bekannte Art sie zu schießen, wegen ihrer Unmöglichkeit mehr als vier zu zählen, an. Aller Reichthum von Kenntnissen aber, den die Thiere bekommen können, bezieht sich nur auf ihre Nahrung und Liebe. Uebereinkunfts-Bedürfnisse, die aus der Ueppigkeit und Langeweile entstehen, kennen sie nicht.

Außer der Intelligenz besprach Le Roy nichts, und alle Fragen des moralischen und religiösen Systematikers berührt er mit keinem Finger. Er war nur psychologisirender Jäger eines kleinen Forstes oder naturhistorischen Gaues. Die übrigen Thierarten und Thierordnungen: Würmer, Insecten, Fische und Lurche, scheinen für seine Naturkenntniß und Thierpsychologie gar nicht zu existiren. Sein Beitrag zur großen Lehre bleibt jedoch immerdar schätzenswerth, weil er den unabhängigen Denker beurkundet.

Wie wir als Probe neben meist deutschen Ansichten die Quintessenz einer dänischen und einer französischen Thierpsychologie gegeben, so geben wir eine englische. Es ist

W. Bingley's Thierseelenkunde. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Bemerkungen aus der Organenlehre des Dr. Gall in Ansehung des Thierreichs versehen von

Dr. Bergk. Erster Band, 316 S., zweiter Band 348 S., dritter 354. 8. 1804, 1805 und 1810. Ein sonderbares Werk, das wohl viele Käufer gefunden haben mag und etwa einmal als Autorität angeführt wird. Es ist aber im Ganzen genommen nichts Anderes als eine sehr gewöhnliche Compilation und verdient in psychologisch wissenschaftlicher Beziehung unläugbar nur ein geringes Lob. Tadel verdient es, weil es sich eine Thierseelenkunde nennt, da es doch eine solche schlechterdings nicht ist, Tadel, weil es in einer sogenannten Thierseelenkunde nur von Säugethieren und Vögeln spricht, und die übrigen vier Classen ganz unberührt läßt. Auch enthält die deutsche Bearbeitung als Zuthat nur eine 15 Seiten kurze magere Vorrede und eine 20 Seiten lange unbefriedigende Darstellung aus Gall, die theils nur abspricht, theils mit den Anekdoten des Werkes selbst in Widerspruch steht. Da das Werk nun aber eigentlich nur ein kurzweiliger Anekdotenkram ohne psychischen Zusammenhang ist, so sollte es später unter den Anekdotenbüchern gegeben werden, berechtigte uns nicht sein Titel „Thierseelenkunde" es hier zu geben. Die Anekdoten sind meist nur naturhistorische Angaben aus allerlei Schriften und Reisebeschreibungen, ohne eine Kritik — Anekdoten, die einander widersprechen und sich nur auf das äußere Leben, aber nicht im mindesten aufs innere beziehen. Doch sind (denn der erste Titel des Werkes verspricht Biographie der Thiere oder Anekdoten von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung) einzelne Theile recht gut dargestellt.

Die ersten 2 Bände sprechen von 129 Säugethieren, der dritte vom Wallfisch und 80 Vögeln. Vom Elephanten spricht er in 50, vom Hunde in 56 Seiten. (Kein Verhältniß zu den übrigen Thieren!)

Glücklicherweise gibt er mehrmals über eine Gattung (Geschlecht) Allgemeines, z. B. über die Affen, Eulen u. s. w., wodurch sein Werk sich theilweise allerdings einer Thierseelenkunde ein wenig nähert.

Die Vorrede sagt: der Mensch darf beim Beobachten nicht von sich selbst ausgehen, nicht von sich auf das Thier schließen, denn nur die menschlichen Seelen charakterisiren sich

durch Selbstbestimmen nach eignen Zwecken und nach Freiheit. Aller Charakter ist den Thieren angeboren. Alle rühmlichen und unrühmlichen Eigenschaften des Menschen sind demnach sein eigenes Werk. Das Thier ist das, was es ist, aus Nothwendigkeit. Der Verstand, die Empfindungen, Affecte und Leidenschaften des Thieres sind nicht menschlicher Art. (Doch sagt er unmittelbar hernach, daß das, was im Thier liege, von ihm durch Erziehung und Unterricht aus sich entwickelt werde.) Dann spricht er von geistigen und verständigen Eigenschaften der Thiere und erlaubt (im Widerspruch mit Obigem) die Anwendung der Schlüsse der Induction und Analogie, warnt aber vor dem Zuweitgehen (doch hoffentlich nicht, wenn es mit Consequenz geschieht?). In der zweiten Vorrede setzt er den Thieren Organe nach Gall an, will aber, obschon er solche auch den Menschen ansetzt, den Menschen ganz frei, nur das Thier gebunden seyn lassen. Ja, er kann nicht nur sagen, daß die Affen mehr Verstand als der Mensch zu haben scheinen, sondern von bösen Absichten der Affen und von außerordentlichem Scharfsinne sprechen, dann aber doch nur Thatsachen anführen, die auf nichts als eine sehr vulgare Fassungskraft, auf Nachahmungstrieb und ähnliche, nur untergeordnete, Momente deuten. Daß er, wie die Meisten vor und nach ihm, auf den Unterschied der Ordnungen und demnach auch der Seelen nicht aufmerksam machte, ist schon oben gesagt. Löwen- und Adlerseelen stehen näher beisammen, als Löwen- und Gartenwurmseelen! Unläugbar enthält das Werk einen großen Reichthum von Thatsachen, d. h. Erzählungen, von denen die meisten wahr seyn können. Nur hätte es sich nicht eine Thierseelenkunde, als worunter wir ein System oder geordnete Darstellung, eine Aufstellung der Thierseelen aller Ordnungen nach irgend einer Grundlage als einem Leitfaden verstehen, nennen sollen. Zur Kurzweil läßt es sich in jedem Fall gar angenehm lesen.

Sogleich begegnet uns wieder eine Thierseelenkunde auf Thatsachen begründet, oder 156 höchstmerkwürdige Anekdoten von Thieren. 2 Thle. Berlin 1804 und 1805, mit 3 Kupfern und dem Motto: ist der Mensch göttlichen Geschlechts, so ist es auch das Thier.

S. 245 u. 282. in 8. Die ersten 22 Seiten geben Erläuterungen des Motto, die letzten 18 Resultate. Die Erläuterungen bestreiten die Meinung, daß die Thiere nur Maschinen seyen, berufen sich im Lobe der Natur und des Werthes der Thiere auf große Namen, Herder, Morus u. s. w., und empfehlen Gerechtigkeit und Milde gegen das Thier, haben jedoch den Beweis für die Wahrheit des Motto ganz und gar nicht geleistet, weil in allem seinem Raisonnement einzig von der Empfindungsfähigkeit und der geringen Beurtheilungskraft des Thieres, aber mit keinem Worte von einer sittlichen und religiösen Anlage desselben die Rede ist. Es kommen im Raisonnement erst auch noch zu viele „hätte" vor. In seinen Resultaten finden wir die Sätze: die Erfahrung bereichert die Thiere mit neuen Begriffen. Thiere haben auch solche Empfindungen, die aus der Vorstellung erst künftigen Schmerzens hervorgehen. Die Thiere treffen gemeinsame Vertheidigungsanstalten, und haben Familienanhänglichkeit, auch eine Sprache, und selbst bei den kleinsten Insecten entdecken wir Spuren thierischer Vernunft. (Wenn aber ihre Vernunft thierisch, die unsrige menschlich, und desnahen eine andere ist, so wird nicht eingesehen, wie zwei ungleiche Vernunften auf Gleiches, „auf das göttliche Ebenbild" sollen Anspruch machen dürfen.)

Verfasser gibt die 17 Schriften an, aus welchen er seine Anekdoten genommen. Der erste Kupferstich stellt den Hund dar, den sein Herr auf einer Reise vom Pferde herunter zu todt geschossen, weil der Hund, der ihm durch Bellen und Lärmen anzeigen wollte, sein Geldsack sey vom Pferde heruntergefallen, ihm toll geworden zu seyn schien. Das zweite Bild zeigt aus der Kreuzzügezeit den Ritter Gottfried De la Tour, wie er die Schlange zerhaut, die einen Löwen umschlungen hatte. (Der Löwe, von Stund an dankbar, verließ Gottfried nie mehr; als man ihn aber bei der Rückreise seines Herrn nach Europa, aus Frucht, nicht auch mit an Bord nehmen wollte, schwamm er brüllend dem Schiffe nach, und — versank zuletzt.) Das dritte Bild gibt eine Lawinendogge in den Schweizergebirgen, die einen erstarrten Knaben findet, ihn wärmt, ihn auf sich zu sitzen nöthigt, und zum Gasthofe oder Kloster trägt. (Die Begebenheit wurde Gegenstand eines Gemäldes!)

Verfasser scheint die Hunde, Elephanten und Affen für die gescheidtesten, psychisch-wichtigsten Thiere zu halten, wenigstens fängt er mit ihnen seine Anekdotensammlung an und gibt von diesen dreien etwas weniges Allgemeines. Vom ersten gibt er 121 Anekdoten. Dann folgen die Pferde, Katzen, Elephanten, Löwen, Affen u. s. w. Auch des Esels und sogar des Schweines Verstand werden zu Ehren gezogen. Von Vögeln kommen nur 13 Arten, dann vier Amphibien, ein Fisch; Spinne und Ameise machen den Schluß.

Die Anekdoten selbst sind auf Treu und Glauben angenommen, und aus den Alten, z. B. aus Aelian, wie aus Neuen entlehnt. Er gibt uns z. B. Aubry de Montdidier und seines Mörders Macaire Geschichte. J. 1371. Lysimachos' Hund, der auf den Scheiterhaufen seines Herrn sprang, Melampithos' Hund, der ihm von Korinth nach Salamis nachschwamm, die Hunde der Festung in Korinth, welche bei einem nächtlichen Ueberfall durch Bellen und Beißen die trunkene Garnison aufweckten und die Festung retteten; dann die schaurige Anekdote vom Löwen (des Königs August von Polen), der seinen Wärter, weil er sein Sonntagskleid nicht kannte, zerrissen; den Adler, den ein Schnitter von einer Schlange befreite, aber augenblicklich aus Dankbarkeit, nachdem sechzehn Schnitter sich aus einer Quelle vergiftet hatten, als auch sein Retter daraus trinken wollte, herunterstürzte und ihm den Krug zerbrach. Zu letzter Anekdote fügte Verfasser bei, daß sie das Gepräge eines Religionsschwärmers an sich trage, wir möchten sie jedoch lieber einem Thierschwärmer beilegen. Es fehlt auch Alcibiades' Hund nicht, der, selbst schwer verwundet, versucht habe, die Pfeile aus dem Leibe seines sterbenden Herrn zu ziehen — Anekdoten die wir durchweg auf sich beruhen lassen, weil wir sie nicht durch Erneuerung der Experimente bewahrheiten können. So lassen wir auch dahingestellt seyn, daß ein Hund eine aus Unvorsichtigkeit zerbrochene gypserne Pfeife wieder zusammen zu setzen versucht, ein anderer ohne Auftrag Fidibus genommen, sie angezündet und seinem Herrn gebracht, ein dritter, um seinen erschossenen Herrn zu rächen, die Lunte genommen, und eine Kanone auf die Feinde losgeschossen habe. Wir sollen auch glauben, daß ältere Pferde die jüngern in einer Wassersnoth

emporgehoben, Pferde heruntergefallenen besoffenen Reitern aus dem Steigbügel geholfen, andere Pferde einem dritten, das aus Schwachheit das Futter nicht mehr kauen konnte, dasselbe vorgekaut, und eine Katze unter der Glocke der Luftpumpe gemerkt, woher ihr der Tod drohe, und darum, so oft der Stempel zur Verdünnung der Luft heruntergedrückt worden, die Pfote aufs Loch des Tellers, es zu verschließen, gelegt, daß ein Hund einen Geigenbogen versteckt, weil er das Geigen nicht gerne gehört, daß die Hunde in Kairo alle Christen von allen Türken unterscheiden, und einer der Hunde einem in eine Cisterne gefallenen Christen sechs Tage hindurch sein eigenes Brod gebracht, und noch ein Hund, so oft er merkte, daß sein Herr, ein Kutscher, betrunken auf dem Bocke sitze, um die Leute zu warnen, gebellt habe. Einiges kann wahr seyn!

Im Ganzen genommen ist dieses Werklein ein vielleicht schätzbarer Beitrag zu einer Sammlung von neuen Thatsachen für die Gläubigen. Dreihundert verbürgte und richtig verstandene Thatsachen wären viel werth, es sind es jedoch lange nicht alle. Nur die Erläuterungen philosophiren ein wenig, die Resultate thun es schon minder, der Geber der Anekdoten aber scheint nicht einmal mit jenem Philosophirer der Gleiche zu seyn, denn alle Anekdoten, wenn die Ueberschriften auch noch so physisch lauten: ein Hund stirbt in freudigem Erstaunen, ein Pudel ist sterbend noch der verzeihende Freund seines grausamen Herrn, ein Pudel verschafft sich durch Ueberlegung seine Freiheit, ein Hund zweifelt, überlegt, und faßt dann den vernünftigsten Entschluß, der selbstdenkende und erfinderische Jagdhund, Einsicht eines Hundes, Geisteskraft eines Spitzhundes, Besonnenheit eines dürstenden Hundes u. s. w. — werden dann doch immer auf den Instinct bezogen, ohne daß je von diesem eine Definition gegeben worden wäre! Höchstens heißt es etwa einmal: gehört hiezu nicht etwelches Denken? Auch finden sich diejenigen Anekdoten, die sich auf baare Naturtriebe, und die, welche sich auf die Denkkraft und irgend etwas Höheres, Menschlicheres beziehen sollen, in buntem, unphilosophischem Gemische im ganzen Werke untereinander. Freundschaft, Musikliebe, Rachsucht, Klugheit, Gedächtniß, die Kunst zu bitten, List, scharfer Geruch, Eifersucht, Stärke, Ehrgeiz, Nachahmungssucht,

Zärtlichkeit, Alles ist zufällig an einander gereiht, nur die Thierclassen sind, doch ohne irgend einen Grundsatz oder eine Beziehung, auseinander gefallen. Gesichtet ist nichts! So täuscht der Anfang des Titels! Nach dem Motto wird erst noch größeres Philosophisches, Religiöseres, als in ähnlichen Werken erwartet. Man erwartet auch vergeblich eine Darstellung des Menschen, obschon das Motto das Thier neben den Menschen stellt. Oder dürfte etwa vorausgesetzt werden, daß jeder Leser und namentlich jedes Kind, da diese Thierseelenkunde wirklich für Kinder geschrieben worden zu seyn scheint, den Menschen als Maaßstab gehörig kenne? So kann auch dieses Werk nur als Compilation ohne Geist, entweder nur zum Zeitvertreib gelesen, oder — auf die Seite gelegt werden. Uns aber hat nur der Anfang des Titels, es hier zu citiren, berechtigt.

Unter ganz gleichem Titel „Thierseelenkunde," und ebenfalls ohne Namen von Verfasser und Verleger, erschien ein Werkchen in Einem Bande und mit 2 Kupfern, jedoch in der Oekonomie mit etwelchen Verschiedenheiten, im J. 1805 in Berlin. Eben um dieses Titels willen können wir es, wie das obige, citiren. Es gibt uns jedoch ebenfalls keine Kunde, sondern nur meist Anekdoten, oft ohne Autorität in buntem Gemische. Doch sagt es uns, daß das Thier bei seiner Treue und Selbstverläugnung, die es bisweilen äußere, eine höhere Art von Selbstzufriedenheit als bloß beim Sattessen empfinde. Weil Klopstock diese Idee geheiligt, dürfe man hinzusetzen, die Seele des Thieres werde dadurch vielleicht zu irgend einer künftigen Bestimmung veredelt. Auch hier wird, begreiflich! dem Thier eine Reihe von Vorstellungen, Empfindungen, intellectuellen und moralischen Eigenschaften, Tugenden und Lastern beigelegt. Beinahe alles Menschliche kommt vor, nur Alles ungeordnet und unbestimmt, oft unbestimmbar. Manche Ueberschriften sind schielend. Als mehr und minder gute Gewährsmänner sind Smellin, Harthoeker, Leibnitz, Beattie, Götze, Zimmermann, Göckingk, Hamilton, Boyle, Busbeck, Pallas, Lehmann u. s. w., d. h. nur für die Anekdoten angeführt. Das Raisonnement solcher Männer wäre geistiger als das Gegebene.

Wir gehen augenblicklich wieder zu Größerem und zu demjenigen über, was die neueste Zeit, zum Theil gerade durch ihre vortrefflichsten Naturkenner, Psychologen und Naturphilosophen ausgesprochen, eröffnen den Reihen mit Moral und Rechtslehren und schließen ihn mit unsern größten Naturpsychologen.

Der große, abgeschlossenste Idealphilosoph und metaphysische Egoist Fichte nahm auf dem Standpunkt des reinen Wissens nicht einmal eine äußere Welt an, stünde also mit uns in gar keiner Verbindung, wenn er nicht eine solche auf dem Standpunkte des Glaubens so gut als andere Leute angenommen hätte. Er läßt den Menschen sich selbst unmittelbar, die Welt mittelbar seyn. Deß freuen wir uns, denn dem Naturfreund und Psychologen wäre ein Nichts um ihn her schauerlich, und lieber will er unvollkommen als allein seyn. Er spricht aber insbesondere in seiner Rechtslehre J. 1796 vom Thier. Er unterscheidet vernünftige und unvernünftige endliche Wesen. Letztere sind Thiere u. s. w. Das Thier wird durch den thierischen Instinct, das Gesetz der freien Bewegung, worauf der Kunsttrieb ruht, geleitet. Der Mensch hat keinen Thier-, sondern nur Pflanzen-Instinct. Er hat ja keine Kunsttriebe. Sobald er geboren ist, zieht die Natur die Hand von ihm: Plinius eiferte deßwegen gegen den Urheber der Natur rednerisch, aber nicht philosophisch. Eben weil er nur ein unvollkommenes Thier wäre, ist er kein Thier. Frei hat er sogar den Betastungssinn in die Fingerspitzen gelegt, und frei sich den aufrechten Gang gewählt. Er ist Herr und soll es seyn, weil nur er frei, selbstständig, selbstmächtig, Person und ein Rechtswesen ist. Das Thier ist nur Materielles, nur Sache, ohne Freiheit, ohne Persönlichkeit, ohne Vernünftigkeit, ohne Rechte. Es kann nur Eigenthum seyn, kein Eigenthum haben. Mit dem Stammthiere sind auch alle Jungen des Besitzers rechtliches Eigenthum. Die Jungen sind die Accidentien. Doch ist das wilde Thiere im Walde, im Meere noch kein Eigenthum, es wird es erst durch das Gefangen- und Erlegtwerden. Da nun aber die Wildheit überall der Cultur weichen muß, so muß Jagd seyn, um den Ackerbau zu schützen. Der Besitz des Wildprets ist eine bloße Zuthat. Wollen die Privaten die Cultur gegen die wilden

Thiere nicht schützen, so muß es der Staat thun. Darum kann die Hegung und Schonung des Gewildes nur für den Jäger einen Werth haben. Schützt aber der Staat die Cultur nicht durch eigene Jäger, so kommt jedem Ackersmann das Recht zu, das Gewild, das auf seine Felder kommt, niederzuschießen. Kleine Vögel zu tödten ist nicht nothwendig. Warum aber die wilde Fischerei getrieben werden muß (was Verfasser ebenfalls sagt), da doch die Fische in einem Element leben, in welchem sie der Cultur keinen Schaden zufügen können, ist nicht gesagt. Vermuthlich gehört aber zur Cultur des Menschen auch, daß er sich Nahrung verschaffe. Ohne solche kann er den Boden nicht cultiviren. Der Staat muß eben nicht selbst auf die Jagd gehen, der Privatmann wird schon gehen, wenn man ihn läßt. Sie macht ihm Lust und Vortheil.

Ganz kurz fertigt L. H. Jakob, der unbedingte Kantianer, wie Alle dieser Schule, in seiner Erfahrungsseelenlehre (J. 1810) die Thiere mit den Sätzen ab, daß die Instincte in den Thieren in der größten Vollkommenheit vorkommen, daß diese Triebe als Gründe die Thiere zu zweckmäßigen Handlungen bestimmen, ohne daß diese Zwecke von ihnen erkannt werden, ja, daß sie sogar vom Objecte ihrer Handlungen nicht die mindeste Erkenntniß zu haben scheinen. Alle ihre Kunstfertigkeiten beruhen auf solchen Instincten, und alle werden nur durch unangenehme und angenehme Gefühle erweckt. Die Natur selbst bringe in ihnen die Zweckmäßigkeit ihrer Handlungen hervor. Die Theorie dieser blinden Triebe liege jedoch noch in der tiefsten Dunkelheit.

Eben dieser Schriftsteller leihet in seinem Naturrechte dem Menschen das Recht, Alles zu thun, wobei alle andern vernünftigen Wesen als Selbstzwecke bestehen können, und verbietet, irgend etwas zu thun, wobei ein Anderer nicht Selbstzweck seyn könnte, welcher Kantisch-Jakob'schen Meinung zufolge der Mensch als Rechtswesen unbedingt Alles gegen Wesen, die er unvernünftig nennen will, oder gegen Thiere rechtlich thun dürfte, und dem Thier schlechterdings kein Recht zukäme. Allerdings, sagt diese Schule in ihrem Moralsysteme, soll das Thier, doch nicht um seiner-, sondern nur um unsert-

willen, von uns nicht beleidigt werden. Durch diese Wendung wird das Thier zu gutem Glück, wenn nicht geehrt, so doch geschätzt, Pflichten gegen die Thiere entstehen aber dadurch keine.

Der Rechtslehrer Droste Hülshoff (J. 1823), ein sehr wohlwollender Denker, hat in seinem Naturrecht die Thiere ebenfalls gänzlich in Beziehung aufs Recht vergessen. Er sagt nur, daß mehrere Functionen der drei menschlichen Grundvermögen: Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen, zwar auch in den Thieren vorkommen, aber nur dem Menschen komme Intelligenz, Fähigkeit für Mitleid und Wohlwollen, Freiheit und Vernünftigkeit zu. Das Thier stehe nicht einmal auf der allerniedrigsten Stufe der Intelligenz, auf der Stufe des Verstehens und Wissens mit Bewußtseyn, weßwegen es auch nicht sprechen könne. Und was wir beim Thier von Mitleid und Theilnahme zu finden scheinen, sey doch nur Wirkung eines blinden Naturtriebes oder gar nur Gefühl eigner Lust und Unlust, denn im Ganzen erscheinen uns die Thiere, mit wenigen täuschenden Ausnahmen, fürs Wohl und Weh von ihresgleichen unempfindlich. Durch Freiheit und Vernünftigkeit sey der Mensch nun einmal über alles Thier unendlich erhaben. Man würde eine Obrigkeit der Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn sie einen Menschen bestrafen wollte, der seine eigne Katze verstümmelt oder getödtet hätte. (Das unbefugte Thiertödten kann jedoch auch einmal Sache der Gesetzgebung werden, wie das unbefugte Sklaventödten ihre Sache geworden ist.)

Th. A. Suabedissens Grundzüge der Lehre vom Menschen (1829) sagen, daß das Reich der Thiere auf einer Seite neben den Pflanzen, zugleich aber höher stehe, daß auch die Thiere durch viele Stufen zu immer größerer Vollkommenheit steigen, daß sich das Thier der strengen Abhängigkeit vom Boden entziehe. Es vererinnerlichet sich in höherm Grade, wird freier, selbstständiger, in seinem Daseyn abgeschlossener, der Selbstbewegung fähig. Durchs Bilden wird es vollkommner, so daß ihm dann ein höherer Grad von Reizbarkeit und Empfindungsfähigkeit zukommt. Gefäßsystem, Athmungssystem, Nervensystem, besonders das Gehirn, ist in ihm entwickelter.

Es hat nicht mehr nur ein unbestimmtes Selbst- und Kraftgefühl. Es hat Wahrnehmungssinn, Stimmorgan, sinnliches Vorstellen, sinnliches Gedächtniß, Neigung und Abneigung und einen gewissen Grad von Gelehrigkeit. Sein Leben, in wie fern es Selbstgefühl hat, heißt Seele. Aber' zur Freiheit gelangt das Leben auch in den höhern Thieren nicht. Ihr Bewußtseyn bleibt immer nur sinnlich, in ihrem Streben herrschen nur Naturtriebe und zwar unüberlegt. Seines Seyns wird es nie mächtig, seine Seele nie frei vom Leibe, daher noch seine große Abhängigkeit von der äußern Natur und seine festbestimmte Lebensweise.

Wer mag läugnen, daß die Thierpsychologie sich allmählich zu klarern Begriffen herausläutere?

A. E. Umbreit in seiner Psychologie als Wissenschaft 1831 unterscheidet menschliche und thierische Triebe. Letztere sind die Instincte. Die Mutterliebe ist kein Instinct. Bei Thieren wird nur ein Analogon der Mutterliebe gefunden; nur die blinde Natur wirkt in ihnen. Darum sollte man die Anhänglichkeit und Sorge der Thiere für ihre Jungen nicht Mutterliebe nennen. Leidenschaften kann kein Thier haben. Auch die unedelsten sind schon menschlich. Aber eine Art Willkür kommt auch dem Thier zu. Es sey, als ob ein Zauber im Worte Instinct liege, denn mit dem Satze: es ist Instinct! sollen wie mit einem Bannfluche alle Untersuchungen über die Erscheinungen des geistigen Lebens beendigt seyn. Völlig Unwillkürliches wird mit diesem Worte nicht bezeichnet, denn den Pflanzen legt man keinen Instinct bei. Man spricht von einem Instinct zu essen, nicht aber zu verdauen. Man schreibt demnach nur Menschen und Thieren Instinct zu. Ein Trieb, der ein menschliches Gemüth fordert, ist nicht Instinct. Mehr sagt uns Umbreit nicht.

F. W. J. Schellings, des größten Naturphilosophen aller Zeit, Hypothese von der Welt als einer Emanation aus Gott, dem ewigen Indifferenzpunkte, beschwor die durch seinen Vorgänger Fichte begrabene äußere Welt wieder aus dem Grabe ins feierliche blühende Leben herauf, und läßt sie, wie auch uns selbst, aus Gott hervorgegangen, von Gott geboren seyn. Aus einem Punkte floß alles Ideelle und Materielle,

jedoch in zwei, nach dem Gesetze der Polarität einander entgegengesetzten Richtungen, welchem zufolge auch das äußerste Materielle noch etwas Göttliches hat und ist. So kommt das Thier dem Menschen wieder näher.

In seiner Weltseele (J. 1809) gestattet er keinen andern Unterschied zwischen Pflanzen und Thieren, als den, daß die erstern bei Licht Lebensluft aushauchen, die Thiere sie beim Athmen zersetzen. Aeußere Unterscheidungszeichen aufzusuchen, sey gar nicht nöthig. Wegen des Zurückhaltens der Lebensluft scheine das Thier bei weitem mehr Spontaneität und Fähigkeit, seinen Zustand zu verändern, zu haben. Immerfort erzeuge das Thier durch Luftzersetzung das Lebensprincip selbst, und sey darum unabhängiger. Die Pflanze habe kein Leben. Das Leben des Thiers sey ein dephlogistisirender Proceß und seine Bewegungen nur scheinbar willkürlich. Die Natur habe den Uebergang von der Pflanze zum Thier nicht durch einen Sprung machen können. Anwendungen der Schelling'schen Natur- und Transcendentalphilosophie aufs Thierpsychologische sind noch keine gemacht.

L. Meister in seiner Welt und Gesellschaft auf einsamen Spaziergängen (J. 1815) spricht in seinem Spaziergang im Walde mit Freund Surro (seinem Hunde) so: nein, guter Surro! ganz gedankenlos bist du auch nicht! Indem du die Knochen verscharrest, beweisest du Fürsorge für den morndrigen Tag; indem du auf dem Scheidewege die rechte Straße auswählest, beweisest du Fähigkeit zu Schlußfolgerungen; indem du den Nachbar ruhig hingehen lässest, und durch Gebell auf den Fremden aufmerksam machst, beweisest du Unterscheidungskraft; indem du auf meinen Ruf auch dem Fremden den Paß gönnest, beweisest du Achtung für gesellschaftliche Ordnung und Abrede; indem du im Traume mit der Nase aufschnaubest, oder mit dem Schwanze wedelst, beweisest du deine Beschäftigung mit einem Bilde, dem kein gegenwärtiger äußerer Eindruck entspricht; indem du so manches Spiel treiben lernst, beweisest du deine Perfectibilität. Abrichten lässest du dich zum Wächter, zum Jäger, zum Tänzer, wohl auch zum Redner und Schauspieler. Hierauf rühmt er noch Surro's moralische Tugenden: die Wachsamkeit, Freundschaft und Treue, und erinnert

an Pythagoras, Plato, Aristoteles und Plutarch, Mirandula und Helvetius, die auch die Thiere rational nennen, aber sagen, daß sie nur wegen der ungeschickten Mischung ihrer Körpertheile doch nicht rational (vernünftig? verständig?) handeln können, ihnen zur Mittheilung ihrer Phantasien und Regungen nur die Sprache und Organe mangeln. Wenn aber Verfasser auch dem Hunde Ideen zuschreibt, so sind es wenigstens gewiß keine Platonischen, sondern nur Vorstellungen auf der mittlern Höhe. Um seine Ansicht von der endlosen Fortdauer der Thierseelen zu entschuldigen, citirt er für sich Augustin, Lactanz, Leibnitz, Sennert und Schulz. Nicht unwahr sagt er auch scherzhaft, daß Surro seine fromme Gutmüthigkeit von der Mutter, seinen Trotz und Hochsinn vom Vater geerbt habe.

Wir sehen, daß Meister, wenigstens von den vollkommnen Thieren, das Größte zu sagen wagt. Allerdings deducirt er nicht, sondern räsonnirt nur gutmüthig. Seine Gedanken sind wahre Spaziergangsgedanken.

Pestalozzi (S. seine Vaterlehren in sittlichen Wortandeutungen), vom Erziehungsstandpunkte des Menschen ausgehend, gab uns, oft den Menschen mit dem Thier vergleichend, Folgendes:

Nur durch die Bereitung der Speisen wird die Gefräßigkeit des Thiers im Menschen verhütet. Es ist des Menschen unwürdig, die Gans und den Schmetterling, die am meisten flattern, nachzuahmen. Blind folgt das Schaf dem Hirten und dem Hund, der es dem fremden Manne und dem Schlächter nachtreibt. Das Vieh hält nur, was es sich zu seiner Nahrung aneignet. Das Hüten ist ein Vorzug der Menschennatur. Kein erwachsenes Thier hütet das andere. Die alten Thiere hüten die Jungen, bis letztere sich selbst helfen können; dann kennen sie dieselben nicht mehr. Aber Menschen zu hüten, ist das Erbtheil unsers Geschlechts. Durchs Hüten der Thiere werden wir selbst behutsam, vorsichtig, geschickt im Rathen und Helfen.

Das Jagen hat der Mensch mit dem Thiere gemein. Auch der Hund jagt. Je gieriger ein Thier ist, desto mehr jagt es. Wer vom Menschenjagen lebt, der muß im Stillstand der

Menschenjagd Thiere jagen können, um sich so lange, bis die Menschenjagd wieder angeht, in gehöriger Stimmung und Uebung zu erhalten.

Das Vieh kennt seinen Stall, und weiß auf der Wiese nicht nur die Kräuter zu finden, die ihm zur Nahrung dienen, sondern auch diejenigen auszuweichen, die ihm schädlich wären.

Wenn der Mensch von seinem Erkenntnißvermögen keinen bessern Gebrauch macht, als dasjenige kennen und benützen zu lernen, was zu seinem sinnlichen Daseyn gehört, so erhebt er sich nicht über das Thier.

Nur der Mensch kann von seinen Leiden Vortheil ziehen. Menschen und Thiere bemühen sich um das, was sie gelüsten, der Mensch aber kann seine Gelüste aufopfern. Je gieriger ein Thier ist, desto neidischer ist es auch. Kein Thier quält sich selbst, der Mensch allein thut es.

Die Vögel pfeifen. Auch die Liebe zum Pfeifen ist Folge der Empfänglichkeit der Natur für die Harmonie der Töne, und das Pfeifen ist auch ein Theil des Tonreiches. Der Mensch hat die Anlage zum Pfeifen mit den Vögeln gemein, aber das Pfeifen steht viel niedriger als das Singen. Viel öfter ist die Gedankenlosigkeit des Pfeifens als des Singens Begleiterin.

Auch das Thier pflegt sich selbst und seine Jungen, aber welch ein Unterschied zwischen der thierischen und menschlichen Pflege? Das Faulthier ruht, wie der menschliche Faulenzer, nur um zu ruhen. Dem Thier hat die Natur alle Waffen gegeben, deren es gegen seine Feinde bedarf, aber der Mensch verdankt seine Beschützung mehr seiner Kunst als seiner ursprünglichen Natur. Auch die Kunst ist dem Thier, z. B. der Spinne, vom Schöpfer ganz gegeben, dem Menschen aber nur die Anlage dazu.

Das Weinen ist heilig, und ist den Menschen eigen; das Thier kennt es nicht. Der Mensch blüht und welkt dahin wie die Raupe, die ihrem Todesschlaf sich nähert, aber die schlafende Raupe erwacht wieder, und kommt mit Flügeln des Lichts noch einmal an ihre sie belebende Sonne. (Was aber dann, Vater Pestalozzi? warum stundest du da still?)

Das Schwein wühlt, und du wirst ihm sein Wühlen nicht abgewöhnen, denn ein Schwein läßt sich nicht ziehen

Unter den Thieren mag der Hund das Verzärteln am besten ertragen, doch starben auch viele Schooßhündchen um ihrer Verzärtlung willen.

Der Mensch bedarf des Essens, Trinkens, der Ruhe wie das Thier, aber der Achtung, der Ehre, der Wahrheit, des Rechts, der Tugend, des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, dessen bedarf das Thier nicht. (Hast du, Pestalozzi, damit nicht zu viel gegen die vollkommensten Thiere ausgesagt? Du hast aber hier die Begriffe im eminenten Sinn genommen.)

Die Thiere folgen selten wie der Mensch, aber sie verfolgen meistens wie er. Je näher der Mensch dem Thiere steht, desto leichter kommt er dahin, mit den Zähnen zu knirschen, wenn ein wirkliches oder vermeintes Unrecht seinen Zorn entflammt (was doch nur von den vollkommnern Thieren, die des Zorns fähig sind, verstanden werden kann); wenn er sich aber höher fühlt als die eingesperrte Katze, so schont er auch beim bittersten Verdruß seine Zähne. Der Schmeichler Vorbild ist der Hund.

Im Pfeifen übertrifft der Vogel den Menschen, im Reden steht er ohne Vergleich hinter dem Menschen zurück. Warum dieses? Ich denke, weil das Reden Gedanken erfordert, das Pfeifen aber keine. Einen denkenden Mann wandelt selten die Lust zum Pfeifen an, auch pfeifen unter den Menschen diejenigen, welche man Vögel nennt, gewöhnlich am besten.

Als nach tausendjährigem Graben der Erde ein Mann die krumme Haue vergrößerte, ihr Eisen einbog und ihren Stiel dem Stier mit einem Strick an den Hals band, betete das erstaunte Volk den Stier an, der ihm Brod baute und vergaß den Mann, der den Pflug erfand und mit seinem Götzen die erste schwarze Furche eröffnete. (Sollte hiemit die Entstehung des Apisdienstes angedeutet seyn, so hat Pestolozzi nach unserer Ansicht gar unrecht gesehen; hätte er aber besser gesehen, wenn er umgekehrt darin die Entstehung der Vergötterung des ersten Pflügers [des Osiris] gesehen hätte?)

Wer weiß, was ein Thier am meisten reizt, kann es damit locken, wohin er will. So lockt man den leichtsinnigen Vogel in die Schlinge, den dummen Fisch an die Angel, den schlauen Fuchs in die Falle, den Menschen aber, der Vogel,

Fisch und Fuchs weit unter sich achtet, lockt man in alle möglichen Gelüste.

Ungestraft legt kein wildes Thier seine Wildheit ab, ungestraft folgt keines dem Menschen, ungestraft thut keines was es will, aber auch für den Menschen sind verschiedene Strafen nöthig. Im Zäumen der Pferde hat man es so weit gebracht, daß auch ein unbändiges damit nach Gefallen gelenkt werden kann. Wer aber kann uns den Zaum zeigen, der die menschliche Zunge, die wilde, bändiget?

Gib dem Menschen die höchste Kraft des Thiers in ihrer höchsten Vollendung, du entmenschlichest ihn doch dadurch. Gib ihm den Geruch des Hundes, was gewinnt er damit? Gib ihm die List des Fuchses, was soll ihm als Mensch diese List? Gib ihm Löwenmuth hinter einem Blutrachen, das Schaf, das er würgt, steht in seinen Anlagen der Menschennatur näher als er (?)

Schließlich sagt uns Pestalozzi: die höchste thierische Bildung, die vollendetste thierische Zucht ist durch eine ewige Scheidewand von der niedersten menschlichen Bildung und Erziehung getrennt.

So setzt Pestalozzi, der große Erzieher der Menschen, das Thier dem Menschen entgegen, ohne es sehr zu erniedrigen. Wie? würde er, ohne es mit dem Menschen zu vermischen oder die Kluft kleiner zu machen, in ihm nicht mehr gesehen haben, wenn er sich mit der Zucht und Bildung der Thiere, wie mit derjenigen der Menschen beschäftigt hätte? Gewiß, daß er das Thier geachtet, geliebt und im Thier nicht wenig gefunden hat.

Charakteristische Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt, herausgegeben von R. Meyer 1833. 336 S. (Verfasser gab auch „die Geister der Natur" heraus.) Es lesen sich diese (psychologischen) Thierzeichnungen so artig als möglich. Sie sind mit der größesten Munterkeit und Lebensfrische und mit genauester Kenntniß des Lebens und Webens der meisten besprochenen Thiere geschrieben, nur sind sie weit mehr naturhistorisch als psychologisch, oder vielmehr, sie geben das Psychologische in naturhistorischem Gewande, Eins mit dem Andern verschmelzend. Sie fassen das

Thier immer als ein Ganzes auf, wie es vor uns steht und wandelt. Bewundernswerth ist die Mannichfaltigkeit der Darstellungen, der Malereien, der Standpunkte, von denen der Verfasser ausgeht, der Richtungen, die er auffand. Seine Gemälde wären ein meisterhafter Stoff für einen Ridinger. Er schildert fünfzig Thiere, d. h. 23 Säugethiere, 26 Vögel und Ein Insect, nämlich die Biene; von schweizerischen Thieren den Lämmergeyer, den Luchs, die Gemse, den Bär, das Murmelthier, von Ausländern den Löwen und Elephanten, das Kamel und Rennthier, den Seehund, das Faulthier, den Hamster und Ibis. Ungern vermissen wir die Katze und den Hund, an welchen, als an Maaßstäben, wir seine Kunst am ehesten hätten prüfen können, doch werden wir solches vermuthlich am Pferd, Ochs, Hasen, der Lerche, dem Sperlinge, der Elster und dem Finken thun.

Sieben solcher Thierzeichnungen sind im Aargauer (einer Art allemannischem) Dialekte gegeben. Den Hasen hat er um des Effects willen von seiner Heldenseite aufgefaßt. Die Canarienvögel kommen nicht gut weg. Wir geben zwei Proben.

Der Lämmergeyer. Wer die einsamen Hochthäler der Alpen bereis't, wo die schwarzen Felsen aus weißen Schneegefilden und blaugrünen Gletschern wie Mächte der Finsterniß emporsteigen, dem scheint jedes flüchtende Wesen des Thales, jedes Bild, das in Farbe und Regung einen Schimmer des Lebens verbreitet, fremde, erfreulich bald, und wieder furchtbar. Wolken, die sich baden im reinen Himmelblau, im Bade verschwinden und ferne wieder auftauchen; Nebel, welche über die glänzenden Gipfel der Berge sich als Schleier ziehen, dann plötzlich den Wanderer umlagern, und ihm die Spalten der Gletscher bedecken, kommen fast als spielende, neckende, hämische Feen vor. Stürme, die aus den Schluchten plötzlich hervorspringen, und niederstürzende Lawinen hemmen auch die Schritte des Verwegensten, und, erschreckt durch die furchtbaren Mächte, sucht er den Rückzug, bis ihm die Hüter der Schätze in besserer Laune begegnen. Einige Gemsen, quer über die jähen Schneewände ziehend, ein Flug Alpenkrähen, erscheinen als bezauberte Wesen, jene lockend, diese warnend, und als Böte, gesandt

mit den herzlichen Erinnerungen aus den freundlichen Thälern, ein blumiger Schmetterling!

Und wo nur die Elemente sich luftig entfalten, und wiederum fest gestalten, über den Gipfeln des Montblanc, der Jungfrau und der Aarhörner, da erblickt man öfters einen schwarzen Punkt in Cirkelbahnen kreisen; der schwarze Punkt ist der Herr, der Zauberer dieser Welt. Nichts entgeht seinem brennenden Auge; hat es eine Gemse, ein Reh erspäht, so verwandelt er sich in Bogen und Pfeil, der hat eine scharfe gekrümmte Spitze und nach hinten zu mächtige Widerhaken. Und es schießt der Pfeil hernieder aus dem ewigen Winter in den Sommer des Thales und senkt seine Spitze in Aug' und Eingeweide des Thieres. Manchem Jäger ist der Zauberer ein furchtbares Ungeheuer, ein Greif mit blutrothen Augen, vorwärts gesträubter Mähne und schwarzem Bart erschienen, hat den blauen Schlund geöffnet, die scharfen Krallen entgegengestellt, mit Löwenstärke eingeschlagen, oder mit den Schwingen ihn, wie Staublawine, umtost, gedrängt an den Abgrund, und zur Tiefe niedergeweht! Die Beute führt er wie ein Satanas durch die Lüfte fort, seinem Berge zu, dort hauset er einsam an dem Vorsprung eines Felsens, wo ihn keiner zu erlisten im Stande ist. Seine Wohnung baut er von Aesten, die er aus dem Thale emporgetragen, und um sie liegen die Knochen und die zerrissenen Kleider der Gemordeten.

Wiederum verwandelt er sich in ein Schiff und segelt hoch über die Berge hinweg, vom Mönch zum Wirscherhorn in wenigen Minuten; vom Montblanc bis zum Gotthardt ist ihm keine Tagreise. Der Sturm ist ihm spielende Welle, dem Ungewitter rauscht er voran, er ist selber eines; er braust daher wie der Sturm, sein Auge leuchtet wie der Blitz, wie dieser schlägt er ein. Blut und Kugel sind die einzigen Talismane, welche ihn bezwingen: jenes auf den Schnee gegossen lockt ihn, diese allein fliegt ihm vor. Hat ihn die Kugel erreicht, so stürzt er wirbelnd herab. Dann schaut man einen Vogel, an Gestalt und Farbe dem Gabelweih ähnlich: der Kopf flach, klein, mit langem starkem Hakenschnabel, welcher gegen die Spitze zu in einen Höcker sich aufwirft; das Auge beweglich, der Stern öfters roth, Schlund weit und blau,

Die spitzen Kopf- und Halsfedern sträuben sich noch im Todeskampfe. Unter dem Schnabel ist ein Büschel langer, vorwärts gerichteter Federborsten. Die ausgebreiteten Flügel messen gegen zehn Fuß. Der Schwanz ist gabelig, die Füße kurz, befiedert bis zu den Zehen, diese, blaugrau mit mäßig langen Krallen, umspannen das Handgelenk eines Mannes.

Die Gemse. Wo um weißen Schnee die rothen Alpenrosen leuchten, ist die Heimath der Gemse. Dort, wo braune Felsen wie Aeste, grüne Bänder als Blätter herausragen, springt sie umher, zieht über die Schneewand und aufwärts zu den unersteiglichen Gipfeln. Sie schreitet über zugeschneite, verborgene Spalten flüchtig und unbesorgt hinweg. Orkane schütteln Fels und Lawine von den Gipfeln, die Gemse bleibt ohne Furcht. Sie schaut ins Wetterleuchten, in die funkelnden Blitze hinein als auf Blüthen. Sie ruht auf ewigem Eis; der Frost brennt sie nicht, und kühlet nicht ihr heißes Blut; ihr offenes Auge wird nicht geblendet vom Sonnenglanz der Schneegefilde. Es zeigt ihr sicher den Weg durch trübe Nebel, durch finstere Wolken. So tritt sie leicht und frisch, frei und muthig ins Leben hinein. Und Blumen sind ihr überall gestreut zwischen dem Gestein. Salz sproßt ihr aus der Felswand, in Gletscherrinnen fließen ihr die Bäche, aus dem Gestein immer frisch der Quell' entgegen, immer frisch umfangen sie die Lüfte. Ueber schroffen Abgründen kommt sie zur Welt, wo schützend die Balm sie wölbt, und wie gestärkt von Blüthendüften, von reiner Luft, hüpft sie munter der Mutter nach, arglos, wie ein Kind von Engeln behütet. Die Gemse geht von Weide zu Weide, im Winter in den Wald, des Sommers zu den Höhen, und wo mitten im ewigen Eis Blumen den Felsen bekleiden, weiß sie ihn zu finden. Die Gemsen regieren sich selber, halten so treulich zusammen. Unter Springen und Spielen klettern sie der erfahrnen Führerin nach. Sie, immer achtsam, wenn ihre Heerde weidet, ruhet nur, wenn diese wacht. Auf jedes Lüftchen achtet sie, warnt vor jeder Gefahr, leise erst und springt zur Seite, späht mit scharfem Blick umher, und hat sie den Jäger geschaut, dann ruft sie mit hellem Pfeifen die Gefährten und blitzschnell entfliehen sie, setzen über Felsen und Bäche, und über den Grat

ins sichere Gletscherthal, wo in Trümmer zerrissen, Wälle und Graben dem Feinde Pforten des Todes geöffnet halten.

Und leicht wie ein Adler, behend wie das Eichhorn, flüchtig und kraftvoll wie ein Hirsch, ist die Gemse, gestreckt ihr brauner Leib, und schlank der Hals, stark die Beine, nervig die Füße; so spitz, so leicht der Klauenhuf, und so sicher und fest der Tritt. Klar und milde, scharf und klug ist der Blick ihres großen Auges; das rege leichte Ohr faßt scharf den Laut, und sie wittert den Feind, bevor sie ihn erblickt. Ihre kleinen runden Hörner, über den Augen aufgestellt und rückwärts gebogen, sind furchtbare Waffen; mit gesenktem Haupte richtet sie ihre Spitzen gegen den Feind und wirft ihn über den Abgrund. Sie fürchtet auch den Jäger nicht, und keiner wagt es, sie zu fassen; nur der Kugel, aus dem Versteck unsichtbar geschleudert, unterliegt auch sie, unterliegt der feigen List. Der Jäger hetzt die Gemsen auf grünen Alpen mit dem Hunde, er versteckt sich unter Heerden der Ziegen und Schafe; mühsam beschleicht er sie auf steilen wilden Pfaden. Er lauert ihnen auf dem Wechsel auf, späht, ob sie nicht ermüdet sich lagern, umgeht sie und gewinnt ihnen den Wind ab. Keine List, keine Ränke verschmäht er. Er kriecht auf dem Schneefeld mit nackten Füßen und baarhaupt dahin, sein Auge unverwandt auf die Führerin gerichtet, er liegt bewegungslos, wenn sich diese gegen ihn wendet. Schaut er die Krümmung ihrer Hörner, dann zielet er und zielt so scharf; laut donnert der Schuß in allen Klüften, und laut jauchzt der Jäger: die Führgais ist gefallen; verwirrt und verlassen stürmen ihre Gefährten fort. Die suchen den Tod im Abgrund, die zerstreuen sich zwischen Eis und Felsenklüften, und manche wird noch die Beute des unermüdlichen, des ränkevollen Jägers. Er schlürft das warme Blut der Gemordeten, ein Zaubertrank ist es ihm, der mit Muth und Entschlossenheit waffnet, der ihn sicher stellt gegen den Schwindel, daß dieser ihn aus dem schwarzen Abgrund mit unsichtbaren Händen nicht hernieder reiße. Das ist dein Schicksal, muthige, offene, treue Gemse! du fürchtest keinen Feind, du trotzest Sturm und Wetter, doch Zauberkünsten entgehst du nicht. Und können Nebel und Stürme, Klüfte und Gipfel dich nicht schützen, deinen listigen Feind nicht entmuthigen, werden sie doch deine Rächer. Der

Jäger gewinnt keine Ruhe mehr; ernst, einsylbig, verschlossen, denkt er nur auf sein blutiges Gewerbe, immer gieriger, immer frecher wird er, und sein eigner Verfolger. Er muß empor zu den Höhen, bei Frost und Hitze, unter Sturm und Wettern jagt es ihn. Tag und Nacht ist sein Gang unter den grauen Felsen, das Morgenroth schaut ihn auf den Gräten, die Nacht findet ihn auf hartem Lager. Er achtet der Abgründe nicht mehr, schreitet über ihnen dahin auf schmalen Bändern als auf geebneten Pfaden. Wie die Gemse, findet er den Weg durch die Nebel. Gleichgültig wandelt er unter den Blitzen. Er schaut ernsthaft hernieder in die blühenden Thäler, in die schwarzen Klüfte, steht still und finster am Rande tiefblauer Spalten, setzt über die Schründe, flüchtet über Eiswände und blickt mit düsterer Sehnsucht zu den Häuptern der Gebirge empor. Er ist gefangen, er ist den kalten grausen Mächten des Gebirges verfallen; er weiß es nicht. Die Zeit läuft aus, auf welche hin der Zaubertrank seine Wirkung thut; da findet ihn dann doch der Schwindel oder die Nebel legen ihm Netze über den Eisschrund, der Fels läßt seine Bahn ausgehen. Der Jäger hat sich verstiegen, nicht vorwärts kann er, nicht rückwärts; unter ihm, hart zu seinen Füßen, ist es lauter, mit der Hand reicht er in die Leere hinaus, die andere klammert sich fest am harten Gesteine. Die Sonne geht unter, die Berge verglühen, erbleichen, die Nacht zieht ernst und schweigend empor, ihre Flammen blitzen am Himmel. Da ermatten die Kräfte des Jägers, er schließt müde das Auge zu, und stürzt hinunter auf die Klippen. Sein Leichnam ist zerschmettert, ihn legen die Freunde nicht ins Grab; dem Geyer allein ist der Weg zu ihm gebahnt. Nebel umschleichen das Gerippe, Regengüsse waschen es und es zerstreuen Stürme das lose Gebein! Das hat das Blut der Gemse gethan!

Blumenbach, der Meister der Naturgeschichte, dem wir die Ansicht vom Bildungstriebe (nisus formativus), eine vergleichende Anatomie, und ein durch ganz Europa bekanntes Schulhandbuch der Naturgeschichte verdanken, gibt den Thieren Vorstellungskraft, Aufmerksamkeit, die beiden innern Sinne Gedächtniß und Einbildungskraft und den Instinct. Im Men-

schen sind nur Spuren dieses letztern, dafür hat er, doch er nur, Vernunft bekommen, die das Thier zähmen, beherrschen und sogar der Thiere Naturell umändern kann. Auch hat nur der Mensch sich die eigentliche Sprache erfunden, die Thiere haben nur Stimmen. Der Instinct ist ein angeborner, unwillkürlicher, innerer Drang, ohne allen Unterricht zweckmäßige Handlungen, die auf des Thieres und seines Geschlechtes Erhaltung zielen, zu begehen. Er beruht auf einem eignen Vermögen. Diese Handlungen geschehen ganz unüberlegt, nur nach ursprünglichen Gesetzen der Nothwendigkeit, gleichsam maschinenmäßig, denn der Hamster zerbeißt auch todten Vögeln, ehe er sie frißt, die Flügel, und junge, im Zimmer erzogene Vögel wollen im Herbste bei allem guten Futter und der besten Pflege fortziehen. Merkwürdig seyen die Kunsttriebe besonders der warmblütigen Thiere und der Insecten, ohne alle Anweisung und ohne alle vorgängige Uebung ungemein künstliche Wohnungen u. s. w. zu verfertigen. Solche Triebe habe der Mensch nicht. Am Tage liege der hohe Vorzug der Vernunft, wenn sie eine eigenthümliche Fähigkeit, aber auch, wenn sie nur ein höherer Grad einer Thierfähigkeit oder gar nur eine eigne Richtung der menschlichen Seelenkräfte sey. Und am Tage liege des Menschen Herrschaft über die Thiere. Er disponire über das ganze Naturell der Thiere nach Willkür, zähme selbst die furchtbarsten Thiere, dämpfe ihre heftigsten Triebe, richte sie zu den kunstreichsten Handlungen ab u. s. w. Manche Thierarten habe er ganz unterjocht.

Vom Elephanten gibt Blumenbach insbesondere Geschicklichkeiten an, den Hund nennt er den treuesten Gefährten des Menschen; eben dieser gebe den größten Beweis der Perfectibilität der Thiere, wenn der Mensch seine Anlagen durch lange Reihen von Generationen ausbilde.

Vom Biber sagt er, daß, wenn wir auch noch so viel von dem, was ungewährleistete Reisende von den Gebäuden der Biber erzählen, wegnehmen, doch erwiesen sey, daß sie sich nach den Umständen einrichten, und sich dadurch weit über die einförmigen Kunsttriebe anderer Thiere erheben. Singvögel nehmen im Käfich leicht fremden Gesang an, lassen sich sogar zum Accompagnement abrichten, und mit Dompfaffen

(Braunmeisen) habe man schon kleine Concerte gegeben. Der Waldgesang der Sangvögel scheine jedoch erst durch Uebung und Nachahmung recht ausgebildet zu werden. Jeder Vogel wähle für sein Nest den besten Platz und die besten Materialien.

Die äußern Sinnen der meisten Lurche scheinen nicht sonderlich scharf zu seyn, aber der innere Sinn, Gedächtniß, zeichne sich doch in einigen aus. Krokodille und Kröten werden zahm und kennen ihre Wohlthäter. Schlangen werden zu allerlei Gaukeleien abgerichtet. Von Kunsttrieben haben sie nur wenige Spuren! Groß sey ihre Reproductionskraft. Die ganze Maschine zeige weniger Uebereinstimmung, ihr Leben sey mehr vegetativ als das der warmblütigen Thiere, jedes Glied scheine eigenthümliche Lebenskraft zu besitzen. Daher die Möglichkeit, daß Frösche ohne Herz noch herumhüpfen, Schildkröten ohne Gehirn noch Monate lang leben u. s. w. Im Ganzen seyen die Lurche dumm, und es zeige sich an ihnen die scharfsinnige Hypothese Sömmerings wahrscheinlich, daß die Seelenfähigkeiten bei, nach verhältnißmäßig kleinem Gehirn und dicken Nerven, klein seyen. Ueber die Naturtriebe und andere Seelenfähigkeiten der Fische lasse sich vor der Hand, aus Mangel an richtigen Beobachtungen, wenig sagen. Man wisse z. B. nur, daß Forellen sehr zahm werden, alte Karpfen listig und verschlagen seyen. Nur Thiere mit wahrer Lunge können eine wahre Stimme von sich geben. Die Lurche können sehr lange ohne Luft, die Fische sehr lange ohne Schlaf seyn.

Eigen sey bei den Insecten die Einrichtung der Sinnwerkzeuge und darum vermuthlich auch ihre Empfindung, aber mehr als Empfindung scheine ihnen nicht zuzukommen. Man habe ihnen, aber mit Unrecht, unsre fünf Sinne, namentlich Gehör und Geruch, die ihnen doch unläugbar zukommen, absprechen wollen. Noch minder sey von den Sinnen der Würmer zu sagen.

Ein besonnener Mann, Gall, der berühmteste Kraniolog aller Zeiten, ist der Ansicht, daß alle Fähigkeiten sich durch Erhöhungen des Schädels kund thun, alle Anlagen sich an den festern Theilen desselben von der Nasenwurzel an über die Stirne und den Scheitel hinüber und den Hinterkopf hinaus

bis zum Hinterhauptloche äußern, mag von geistigen oder moralischen die Rede seyn.

Seiner Aussage gemäß ging seine Ansicht nur von den einfachsten Erfahrungen, nicht aber von irgend einem System oder Vorurtheile aus. Als Bestätigung oder Widerlegung will er nur Erfahrungen, kein Raisonnement gelten lassen. Folgerungen zu ziehen verbittet er sich, weil er weder über die Entstehung des Schädels und der Organisation überhaupt, noch über die Frage, ob der Geist den Körper, oder ob der Körper den Geist bilde, noch über Moral, Zurechnungsfähigkeit und Freiheit absprechen noch abgesprochen wissen wolle. Wir geben einige seiner Sätze:

Wird ein Organ am Thier in Thätigkeit gesetzt, so muß es dem Triebe folgen; etwas Anderes ist nicht möglich. Die niederen Thiere sind auf diese Art ganz unveränderlich auf ihre Instincte oder Fähigkeiten beschränkt. Die vollkommenen, d. h. mehrere Organe habenden Thiere, sind auch mehrerer Empfindungen und Ideen fähig. Der Mensch hat eigene Organe für die Moral und Religion, darum hat er für seine Empfindungen und Handlungen mehr Beweggründe als das Thier. Je nach der Organisation haben die Menschen mehr oder minder moralische Freiheit Doch hat der Mensch bis zu einem gewissen Grade gleiche Empfindungen und geistige Kräfte wie das Thier, aber auch höhere Triebe und Gaben, die seinen Menschencharakter bestimmen.

Die Thiere, die den Pflanzen am nächsten stehen, zeigen kein industrielles Vermögen, keinen Instinct, keinen Trieb. Sie haben noch keine Nerven und Nervenknoten, als mit welchen erst dieses anfängt, auch kein Gehirn. Auch menschliche Mißgeburten ohne Gehirn sind in diesem Falle. Und so wie die Nervenknoten sich vervollkommnen und ein Gehirn entsteht, vervollkommnen sich die Thiere. Zu unterst stehen die Würmer, höher die Insecten, durch die Fische und Amphibien, Vögel und Sänger geht's zum Menschen hinauf, so daß gesagt werden kann, die Aeußerung der moralischen und geistigen Kräfte wird nur mit der Ausbildung und Energie des Gehirns und seiner verschiedenen Theile möglich. Darum ist der Kopf der Sitz der Seele. Nach dem Gehirn sollte man die Thiere eintheilen:

Tiger, Löwe, Fuchs, Hund haben im Wesentlichen die gleichen Windungen im Gehirn. So oft verschiedene Eigenschaften und Kräfte in den Thieren, so oft Verschiedenheiten im Gehirn.

Die absolute Größe des Gehirns mit seinen Verrichtungen, oder Gehirn und Nerven, oder Gehirn und Gesicht, Gehirn und Hals, die Theile des Gehirns unter einander verglichen, wird untersucht, nichts jedoch als entscheidend oder als Maaßstab geltend gelassen. (Lange Hälse erklärte Plato für Geistesschwäche.) Campers Gesichtslinie reicht auch nicht aus. Gall untersucht dann die Kopfformen, z. B. Franconi's Pferde, deren Verstand die Welt bewunderte, haben eine breite gewölbte Stirne. Diese Beobachtung bestätigt sich an allen uns bekannten Thieren. Auf die Entwicklung des Gehirns kommt Alles an, wenn von geistigen und moralischen Fähigkeiten die Rede ist. Hieher gehört auch die Untersuchung über die Mehrheit der Anlagen und deren Sitz. Mehrere Physiologen vor Gall muthmaßen, daß jeder Theil des Gehirns seine besondere Verrichtung habe. Hiefür gibt Gall mehrere anatomische, physiologische und pathologische Beweise. Dann spricht er (sein Hauptgedanke) vom Einfluß des Gehirns auf die Schädelgestalt, so daß aus letzterer alsdann auf die Fähigkeiten geschlossen werden kann. Im stillstehenden Alter stimmt ja die Oberfläche des Gehirns mit der äußern Oberfläche des Schädels überein. Um aber die Thiere in dieser Beziehung bestimmen zu können, muß man die verschiedensten Thierköpfe studiren. Es läßt sich keine allgemeine Regel geben. Ja, bei den Fischen und Schildkröten kann man die Form des Gehirns gar nicht aus der Gestalt des Kopfes bestimmen. Hierauf gibt er die Mittel an, um von den Schädeln aufs Gehirn und die Seele schließen zu können, so daß er ins Einzelne eingehen kann. Er bezeichnet die Erhöhungen oder die Sitze der Fähigkeiten und Neigungen, den Sitz des Geschlechtstriebs, der Kinderliebe, der Anhänglichkeit und Freundschaft, des Muths und Raufsinns im Vertheidigen der Person und des Eigenthums, des Würg- oder Mord-, oder Fleischgenusses-Sinnes, der List, Schlauheit, Klugheit, des Eigenthum- oder Diebsinnes, des Stolzes, Hochmuths und der Herrschsucht, der Eitelkeit, der Ruhmsucht und des Ehrgeizes, der Behutsamkeit, Vorsicht und Bedächt-

lichkeit, des Sachgedächtnisses und der Erziehungsfähigkeit, des Ort = oder Raumsinns, des Personen = und Wortsinnes und der des Wortgedächtnisses, Sprachsinnes, Farbensinnes, Tonsinnes, Zahlensinnes, Zeitsinnes, des Sinns für Mechanik, die Stelle des Kunstsinnes, Bausinns, Scharfsinns, metaphysischen Tiefsinnes, Witzes, Dichtergeistes, der Gutmüthigkeit, des Mitleidens, des moralischen Sinnes oder Gewissens, des Nachahmungssinnes, des Sinnes für Gott und Religion, des Sinnes der Festigkeit, Beständigkeit, Beharrlichkeit, Hartnäckigkeit.

Er sagt uns z. B., daß das Organ der Kinderliebe bei allen weiblichen Thieren stärker als bei männlichen ausgebildet sey, daß manche Hunde den Würgsinn haben, ohne Jagdhunde zu seyn und umgekehrt, daß die Zugvögel das Organ des Ortsinnes, die Bienen das des Bausinnes, ganz vorzüglich in sich entwickelt haben, Füchse das der List, Hunde und Pferde das der Eitelkeit, aber ja nicht alle. Singvögel haben eine andere Kopfform als die nichtsingenden, seyen sie Männchen oder Weibchen, verwandter oder unverwandter Art. Zahlensinn komme kaum im Thiere vor, Zeitsinn haben die Pferde und Hunde. Für alle höheren Triebe oder Kräfte haben nur die Menschen Organe, sie seyen jedoch gar sehr verschieden entwickelt, oder auch unentwickelt geblieben.

Den Menschen läßt er hoch über dem Thiere schon von Natur stehen, und nimmt Entwicklungen des Guten und Hinderungen des Bösen durch Grundsätze und Erziehung u. s. w. an, wodurch alle Gefahr für den Werth und die Zurechnungsfähigkeit des Menschen verschwindet und sowohl die naturhistorische als die moralisch = religiöse Wahrheit unangefochten bleibt. Anlagen müssen nun einmal für Alles und zwar gegeben seyn! Wir schenken auch einige Augenblicke den wenigen Worten

F. S. Voigts, die er in seinen Grundzügen einer Naturgeschichte (J. 1819) gibt. Man kann die Thätigkeit der regsamen Thiere Seele nennen. Schon kommt in manchen Thieren mit einem vollkommenen Bau, z. B. Insecten, Schlangen, Vögeln und Säugethieren, eine Art Klugheit, Verständigkeit, scheinbare Ueberlegung vor. In Thieren, die in voller Wildniß leben, geht Alles nur auf Befriedigung sinnlicher Triebe und man gewahrt die Aeußerung ihrer Lebensthätigkeit als Kunst-

trieb und Instinct. Der Instinct ist gleichsam eine bewußtlose Vernunft oder Vernunft der Natur im Thiere. Die Cultur bezwingt das Physische mit Hülfe des Verstandes, oder zähmt das Thier. Interessant sind die Fälle, in welchen Instincte zufällig oder durch Experimente gestört werden, z. B. in Bienen, denen man ein todtes Thier in den Stock legte, und die es dann umbauen, in andern, denen man die Stöcke verwechselt, und die nun in den unrechten fliegen, oder in Schmeißfliegen, die ihre Eier, statt auf Aas, auf die Aasblume legen. Wespen und Ameisenlöwen zeigen schon Klugheit. Auch die untern Thierclassen sind lehrfähig. Die Sperlinge werden, je mehr man ihnen nachstellt, vorsichtiger. Forellen, wie vielmehr vollkommnere Thiere, kennen den Ruf ihres Herrn.

F. A. Carus' Psychologie (J. 1823. 2 Bde.) sollte uns viel geben, weil es der jetzige Standpunkt der Wissenschaft fordert. Wir verdanken ihm Folgendes: das Thier macht ein Selbst ohne ein Ich aus, und besitzt Sinn, weil Empfindung in ihm ist. Sinn hat ein bestimmteres Object als Trieb. Dadurch aber wird das Thier ein Subject. Der Instinct ist in ihm unaustilgbar und an Organe gebunden, die trüb im Empfinden sind. Im Menschen geht eine mannichfaltigere Entwicklung der Kräfte in vielfachern Verrichtungen vor, im Thiere hingegen bleiben diese Kräfte oder Verrichtungen immer von sinnlichträumenden Vorstellungen begleitet. Je höher das Thier steigt, desto mehr nimmt das äußere Leben und die Fruchtbarkeit ab. Je kleiner die Zahl, desto mehr Individualität in den Individuen, desto mehr inneres Leben. Alles aber sey für den Menschen vorbedeutend, und jeder Mensch lebte und lebt mehr und minder in diesen mindern Sphären.

Auch die Thiere haben Eine Seele, denn auch ihren innern Veränderungen liegt ein beharrliches Subject zum Grunde, aber sie haben ihre Seele nicht im Begriffe noch in ihrer Macht. Sie leben nur in den Objecten. Nur ihr äußerer Sinn ist schärfer als derjenige der Menschen, doch nicht feiner, ihr innerer Sinn ist mehr beschränkt und gebunden. Sie haben keine deutlichen, nicht einmal klare, sondern nur dunkle Vorstellungen. Sie können auch nicht ganze Objecte unterscheiden, und daran sind ihre Töne nur unartikulirt. Es mangelt ihnen die

Freiheit des Dichtens, Denkens und Handelns, die Unterscheidung des Objectiven und Subjectiven, also auch das tiefere Gefühl. Ihre Sicherheit im Handeln ist nur Wirkung ihrer beschränkten Triebe, ist nur Nothwendigkeit, nicht einmal Willkür, und nur in der blinden Angewöhnung liegt die Anhänglichkeit und Treue mehrerer Hausthiere. Keiner geistigen Kraft in ihnen kommt die Absolutheit zu, die menschlich ist. Ihre geistigen Kräfte existiren nur in Beziehungen. Ihre Furcht z. B. zeugt nur von Einbildungskraft, nicht von Phantasie.

Die höhern Thiere sind die jüngsten in der Erdschöpfung (wie auch Moses lehrt) und darum die bildungsfähigsten. Ohne Disciplinirung bleibt aber doch nur Zucht ohne Erziehung, Abrichtung ohne Unterricht. Sie können klüger, doch nicht weise werden, nie klüger durch sich, sondern durch Einfluß von Menschen. Auch das perfectibelste Thier kann nie denken, nie mit Bewußtseyn denken, denn es weiß von sich selbst nichts. Wäre also der Mensch nur das vollkommenste, ausgebildetste Thier, so bliebe er ein mechanisch handelndes Wesen mit dem Nachahmungstriebe der Affen, und nie würde er sich zu seinem Selbst wie zu einem Ganzen, zu einem Uebersinnlichen und Ewigen erheben. Wie der erste Mensch war, so würde der Mensch jetzt noch seyn. Die Verschiedenheit zwischen dem höchsten Thiere und dem Kinde ist demnach keine nur graduelle, sondern specifische. So sprach er, um den Menschen vom Thier abzutrennen. Er fügt hinzu: der Mensch kann den Thieren immer ähnlicher werden. In der Menschengattung kommen eben so viele Classen wie in der Thiergattung vor. Es gibt demzufolge auch unter den Menschen Würmer (Blödsinnige), Insecten u. s. w. Die den Thieren am nächsten stehenden Menschen sind nur noch Polypen-Menschen. Wie nun aber diese Ansicht mit obiger zusammenklinge, ist nicht wohl einzusehen.

Interessant sind noch folgende Notizen, durch welche er den Thierpsychologen Winke ertheilt: nur der Mensch kann sich finden, nur er fühlt sich als Person, als dieselbe Person. Sensibilität, leidende Empfänglichkeit und Empfindungsfähigkeit regt sich auch in der Thierheit. Man soll den Thieren nicht unsere Werkzeuge, nicht unsere Empfindungen leihen. Im

Thiere beginnt das objective Sinnen. Die kaltblütigen Thiere haben mehr Reizbarkeit als Empfindlichkeit. Das Thier lebt durch seine Sinne nur in der Außenwelt. Die Natur zieht das Thier. Auch das höhere Thier bedarf darum noch des Geruches. Der Trieb des Thieres geht nur auf den nächsten Zweck. Die ersten Sinnesempfindungen sind auch im Thiere unruhig, heftig, stürmisch, desto dunkler. Der Mensch ist mehr Täuschungen als das Thier ausgesetzt, denn letzteres wird durch keine Schlüsse irre geleitet. Der Tastsinn ist auch im Thiere der erste regsam. Bei den Insecten ist er noch in die Fühlhörner beschränkt; es betastet noch ohne Gefühl. Die Macht des Geruchsinnes ist fürs Thier betäubend. Man denke an seine durch den Geruchsinn hervorgerufenen gröbern Begierden der Erhaltung und Begattung. Das Thier schmeckt nicht oder nur sehr wenig. Schmeckte es, es würde wie der Mensch in der Gaumenlust ausschweifen. Nur der Geruchsinn despotisirt das Thier. Bei den niedern Thieren ist der Gehörsinn nur wenig ausgebildet. Heuschrecken, Spinnen und Krebse hören. Bei Musik heult der Hund. Es ist das Thier nur für Stimmen seinesgleichen reizbar. Sprachsinn, Tonsinn hat es nicht. Mehrere Thiere lassen ihre Töne nur im Nothfall hören. (Hasen, Maulwürfe.) Die Vögel sogar haben keinen musikalischen Sinn. Ihr Gesang ist wie das Spinnengewebe. Sie singen nicht um sich selbst zu hören, nur instinctmäßig. Nur in des Menschen Stimme ist Seele. Ein Gesicht bedürfen viele Thiere nicht. Gesicht bedürfen die meisten nur um der Bewegungen willen. Thierische Augen sind schwerer als die menschlichen zu täuschen. Sie sehen nichts als was sie sehen. Noch spricht Verfasser von der Einbildungskraft der Thiere und ihrem Gedächtniß. Alle übrigen höheren Fähigkeiten läßt er in Beziehung auf das Thier unberührt, ihnen nicht Eine (nicht Verstand, Witz, Vernunft u. s. w.) zuschreibend. Unter den Menschen findet er Genieaffen.

d) Die Sprache der Thiere ist nur Sprache der Empfindung. Sie zeigt sich zuerst in der Gebärde, dann im Laute. Es hat aber nur Laute für Gefühl und Trieb, für Freude und Schmerz und Begierden. Höhere Thiere können verschiedene Empfindungen durch verschiedene Töne ausdrücken. Sie können nur eine

Reihe, doch nur von Empfindungen, nie aber eine Reihe Gedanken im Zusammenhange singen oder sprechen. Ihre Sprache ist gänzlich unwillkürlich und arm. Das Seelenleben gedeiht nur mit der Sprache. In Betreff des Willens wird das Thier hingerissen; doch ist ihm eine Willkür verliehen, die hinwiederum von sinnlichen Trieben abhängt. Des Menschen Willen ist von solchen unabhängig, und sein Wollen ist vielfach. Thiere sind keiner Leidenschaft unterworfen und darum z. B. des Stolzes nicht fähig.

Carus galt als erster Meister in der Psychologie der Menschen.

Reich an psychologischen Winken für uns sind C. G. Carus einundzwanzig Vorlesungen. (1831.) Wir müssen nicht wenig herausheben.

Wir haben noch keine comparative Thierpsychologie, und immer noch findet man die Zusammenstellung der menschlichen Seele mit der thierischen anstößig. Die Thiere haben nur bewußtlose Seelen. Die Ernährung, das Wachsthum, die Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung fehlen manchen Geschöpfen ganz (Mineralien), andere besitzen solche, aber doch können sie ihren tiefen Seelenschlaf nicht unterbrechen, z. B. die Gewächse und niedrigen Thiere. Nur träumend kehrt sich die Pflanze gegen das Licht, und ihre Bewegungen sind nur leise Convulsionen eines immerwährenden Schlafes. Nur ein wenig höher stehen die fast noch nervenlosen Thiere, doch ist in ihnen der Gefühlssinn schon ein wenig entwickelt. Höher stehen manche Thiere schon mit Bewußtseyn der Welt. Die Insecten haben alle Eigenschaften der Luft: Beweglichkeit, Farbenreiz, Luft, Klang, Kraft, Muth, Raschheit, Schlauheit. Ihre Kunsttriebe sind jedoch nur Geschicklichkeiten ihrer Glieder. Die Amphibien wiederholen nur die Mollusken, aber auf einer höhern Stufe, wie die Vögel die Insecten. Sie haben schon unvollkommne Stimmen, ein wenig Gedächtniß, darum auch etwelche Ueberlegungskraft. Sie lauern! und eben daher der Widerwillen der Menschen gegen sie. Sie sind gelehriger als die Fische. Schlangen haben schon Sinn für Musik. In den Vögeln treten die Kunsttriebe wieder auf, aber Selbstbewußtseyn mangelt auch ihnen. Sie folgen noch magnetischem Zuge auf ihren Reisen, wie Fische auf den

thätigen. In ihnen herrscht das Ohr vor, darum sind sie scheu, furchtsam, freudig, leichtsinnig, lustig, künstlerisch. Ein noch deutlicheres Erkennen haben die Säuger. Schon können sie die Vorstellungen vergleichen. Sie lernen viele Zeichen verstehen, sind gelehrig, sie haben ein scharfes Gedächtniß, kennen Ab- und Zuneigung, Liebe und Haß, Scham und Stolz, aber der Begriff und das Urtheil mangelt ihnen dennoch. Es ist etwas Schmerzliches, so viele Gelehrigkeit und Fertigkeit in ihnen zu sehen, und sich immer selbst sagen zu müssen, daß Alles nur Dressur sey, ohne eine Spur von Selbstbewußtseyn und Geist. Mehrern kommt Farbensinn zu, auf mehrere wirken die Farben physisch ein. So ist's mit dem Tonsinn. Töne haben schon die heftigsten, bis zur Tödtung wirkenden Eindrücke in Thieren hervorgebracht, und Vögel ahmen die Töne sogar nach, doch spricht das Thier nur sich selbst in seinen Tönen aus, der Mensch die Welt. Mitunter finden wir in ihm Ansichten von Oken und Heinroth, daß das geistige Leben der Thiere gewissermaßen im Somnambulen-Zustand sey, daß sie durch eine Art bewußtlosen Hellsehens die Veränderungen der Natur empfinden.

Die Stufenleiter besteht aus Weichthieren, gegliederten Thieren, Insecten, Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugern. In den Schnecken und Insecten herrscht die Rumpfbildung vor, darum noch kein central gewordenes Nervensystem, und also keine Centralisation der Vorstellungen. Solchen mangelt das Gedächtniß und ihre Handlungen werden einzig durch momentane Erregung bestimmt. Wo noch die Verdauung bei großer Leber vorherrscht, wie z. B. bei den Schnecken, findet sich ein Insichgekehrtseyn, Ruhe, Vorahnung, Trägheit und Ueppigkeit. Die Schnecke war einst ein mysteriöses Symbol.

Die Fische werden ahnende ernste Thiere genannt, magnetische Wesen, hungrige Helden. Schon haben die Vögel eine Sprache mit vielen Tönen und vielen Leidenschaften, und schon knüpfen sie an jeden Ton ein bestimmtes Gefühl. Sie nehmen einen Zusammenhang wahr, wo materialiter keiner ist, sondern wo nur eine Idee ihn geben kann. Nur weil sie bestimmte Vorstellungen haben, können sie träumen. Ueberlegen können sie, aber nicht abstract begreifen. Sie sind nach-

ahmungssüchtig, und können in vollem Maaße vergleichen. Dem Vogel wird irgend etwas, d. h. seine eigne Stimme, ein Object.

So gibt Carus (mit Angabe der Urheber) fremde und eigne Ansichten. Noch sagt er: dem Thier kommt keine Persönlichkeit zu; es kommt nicht dazu, sich selbst als ein Göttliches zu erkennen. Es hat nur Kenntniß von der Lust der Sinne, nicht aber von der Harmonie mit irgend einer höhern Idee. Manche sind nur häutige Magen, andere nur Lebersubstanz, noch andere nur Gefäße, so daß die Sippschaften der Thiere nur Repräsentanten der einzelnen Gebilde des Menschen sind. Es sind die Insecten und Vögel nur Lunge. Des zweiten Gesichtes seyen auch Pferde und Elephanten fähig. Man will Klapperschlangen und Skorpionen im Nothfalle sich selbst morden gesehen haben! Sinnreich ist die Mythe, daß Amor, der zuerst in Wälder ausgesetzt, an Thieren gesogen, zuerst seine Pfeile an den Thieren versucht habe.

Die Kunst wird von den Thieren ohne Bewußtseyn angewandt, aber gefragt müsse doch werden, ob auch die Thiere die Kunst wie der Mensch durch Nachahmung gelernt haben? (Sonderbar, daß Carus die Kunst mit ihren Idealen doch nur unter die Rubrik Nachahmung stellt!) Das Thier äffe nicht nach. Was es nachmacht, mache es seiner Natur gemäß nach. (Schwer zu beweisen, oder es gilt auch vom Menschen!) Hier citirt Carus Schillers bekanntes Wort: im Fleiß kann dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm dein Meister seyn. Das Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern, die Kunst hast du, o Mensch! allein.

G. H. v. Schubert, geistvoller gemüthlicher Naturforscher und beliebtester Schriftsteller, spricht in seiner Geschichte der Seele, zweite Ausgabe 1833, seine Grundansichten von der Thierpsyche so aus:

Selbst die weidende Heerde, wenn sie nach dem lieblichen Liede der Hirtenflöte hinhorcht, bezeuget durch ihr freudiges Bewegen, daß der Lebenshauch, der im Thier wohnet, dasselbe Gesetz über und in sich vernehme, welches die ganze Sichtbarkeit regiert und gestaltet! Für das stille Walten der Schönheit und Majestät der Menschengestalt scheint selbst das Thier nicht

ohne Sinn zu seyn. Der hungernde Löwe verschont des langsamen Menschen und fleucht das Lastthier im Sprunge, und auf unbesuchten Inseln umschwärmen die Geflügel der Wüste das nie gesehene Wunder der Menschengestalt. Sogar der Mund des Menschen ist mehr zum Dienst der denkenden Seele, als wie es beim Thier der Fall ist, zur Nahrung des Leibes geschaffen. Lachen kann nur er. Vollkommen weinen nur er. Das Hausthier versteht sogar die Stimme des Herrn. Er ist zum aufrechten Gang von Natur bestimmt, und sein Gesichtssinn ist der feinste. Alle seine Muskeln im Gesichte machen sein Denken mit. Er ist Herrscher und er nur kann in allen Zonen und Verhältnissen leben. Schubert sollte, wenn irgend einer, eine Thierpsychologie schreiben.

Mit Oken, dem größesten in die Tiefe und Breite gehenden deutschen Naturkenner der Gegenwart, den schon Viele (J. B. Carus der Jüngere) in ihren größern Gedanken benützt haben, enden wir die lange Reihe der Literatur unsers Faches. Gott ist in seiner Uridee absolute Identität und das Substrat alles Seyns, aller Bewegung und Form. Alles Leben ist ursprünglich im Gedanken Gottes. Die Welt selbst und Alles ist lebendig. Jedes lebende Wesen ist ein Doppeltes: ein Individuelles und ein Universelles. Nur Gott ist unmateriell. Die Welt ist ewig.

Alles Organische ist aus Urmeerschleim hervorgegangen, und Alles löst sich in diesen wieder auf. Alles Leben ist aus dem Meer, keines aus dem Continent. Das Meer lebt. Die Thiere entstunden an seichten Stellen des Meeres, wie der Mensch. Die Thiere bestehen aus Infusorien.

Das Thier ist ein von der Erde freier Organismus, hat selbstständige Bewegung und bewegt sich unabhängig von äußern Reizen, ja, es kann sich aus Mangel an äußern Reizen, z. B. von Hunger, bewegen, nicht so die Pflanze. Dieses ist der wesentliche Unterschied zwischen Thier und Pflanze!

Das Thier ist ein Licht-Schleim-Bläschen, die Pflanze ein Finsterniß-Schleim-Bläschen. Diese ist ein durch die Finsterniß verspätetes Thier, das Thier eine durch das Licht unmittelbar ohne Wurzel blühende Pflanze. Das Thier ist ein Planeten-Ganzes, unmittelbar vom Lichte aufgenommen, die Pflanze ein

Planeten=Ganzes in sich versteckt; das Thier ist ein ganzes Sonnensystem, die Pflanze nur ein Planet, ersteres ein ganzes, letztere ein halbes Universum.

Die Pflanze empfindet nur in ihrem letzten Lebensalter, das Thierbläschen ist eine empfindende Blüthe. Das Empfindungsthier ist ein geadeltes Geschlecht.

Die erste Thierform ist unreine Bärmutter. Das Urthier war also und ist ein Weib. Der Mann ist nichts von sich Entstandenes, sondern nur eine Entwicklung des Weibes, darum sollte in der Idee jedes Kind ein Knabe seyn. Weibliche Kinder gehen also aus dem Mißlingen des weiblichen Planes, und Weiber werden nur deßwegen geschaffen, damit Männer durch sie hervorgebracht werden können.

Des Thieres Seele ist unmaterielle Solarität des Organischen. So viele Seelen gibt's, z. B. Leberseelen, Gehirnseelen, Eingeweideseelen. Die Leber ist die schlafende, das Gehirn die wachende Seele. In ihr brütet der Geist bewußtlos Jahre lang, und prallt der Gehirnsgedanke wider. Laune, Melancholie, Cholerie, Zorn, Herrschsucht, Ahnungs = und Vorhersehungsvermögen brechen aus ihr hervor.

Die untersten Thierarten (Geweid = und Hautthiere) sind vom Gefühlssinne beherrscht. (Leberseelen.) Sie können ohne Bewußtseyn unterscheiden, denn zum Bewußtseyn gehört Reflexion aufs Unterscheiden. Sie sind in diesem Fühlen so befangen, daß sie es selbst nicht wahrnehmen. Sie haben auch kein Gedächtniß, keine Erinnerung. So sind z. B. die Infusionsthierchen nur ein aufgelöstes Thier, Thiersamen des Planeten. Die Schnecke ist die wahrsagende Leber, daher ihre Bedächtlichkeit, Vorsichtigkeit. Welche Majestät in einer kriechenden Schnecke, welche Ueberlegung, welcher Ernst, welche Scheu und zugleich festes Vertrauen. Ein erhabnes Symbol des tief im Innern schlummernden Geistes. Das wußten die Alten und ehrten die Schnecke. Doch sind sie auch wollüstig; sie sind das Nachbild der Wollust. Bedächtlich, vorsichtig sind auch die Würmer.

Die Seelen der Kerfthiere sind Lungenseelen, Luftseelen. Diese bringen Muth, Stärke hervor. Das Insect ist nach dem Menschen das tapferste Thier. In seiner Brust wohnt

Gesundheit, Lebensfülle, Edelsinn, Großmuth, Heldenmuth, Schlauheit. Es hat auch eine Brust= oder Geruchs= und eine Bewegungsseele. Letztere geht in Kunsttrieb aus. Darum kommt dieser Trieb auch in den bewegigen Vögeln vor. Kunsttrieb und Geschick in den Gliedern gehen sich parallel. Das Gliedergeschick, in die geistige Seele aufgenommen, ist Kunstsinn.

Erst in den Fischen oder Kopfseelen stellt sich der Kopf vollständig her. Die Kopfthiere unterscheiden nicht nur Natur und sich, wie die gedächtnißlosen, sondern ihren Leib von ihrem Kopf, und haben von ihrem Zustand, Leib und Kopfe und dem Handeln darin, Bewußtseyn, aber noch kein Selbstbewußtseyn. (Wer Bewußtseyn hat, hat auch Gedächtniß.) Sie haben unläugbar Vorstellungen; ob sie aber auch Schmerz empfinden? Höchst wahrscheinlich ist's, denn sie werden sich selbst theilweise Object.

Der Fischkopf ist der unterste. Daher im Fische nur die erste Kopfverrichtung: das Gedächtniß. Freßbegierde ist ihr Hauptcharakter. Ihre Sinne sind schwach, ihr Geruch ist vollkommner als ihr Hören, sie sind stumm.

Die Lurche sind Kopfthiere mit entwickelter Brust, oder Brustthiere, daher haben sie Stimme. Sie lauern schon und scheinen überlegen zu können. Gelehriger als die Fische, sind sie zähmbar, abrichtbar. Als Brustthiere haben sie Muth, der in Frechheit und Unverschämtheit übergeht. Sie sind hungrige Helden.

Die herrschende Seele der Vögel ist die Gliederseele, daher Unruhe, Kunsttrieb. Sie sind vollkommne Gliederthiere. Insecten auf einer höhern Stufe. Eine Feder ist nichts Anderes als ein Insectenfuß. Was der Vogel ist, ist er durch seine Federn, ein Flügelthier und die organisirte Musik. Er redet die Natursprache. Erst in ihnen bricht die Stimme eigentlich hervor, und zwar sogleich in hoher Vollkommenheit als Melodie. Die Vögel hören fein. Die Ohrseele ist Furcht. Sie geht aber in Freude, Lust, Leichtsinn über, weil sie die Töne vollkommen wahrnimmt. Mit dem Ohr und den bewegigen Stimmorganen entsteht eine Art Sprache, die eine Menge von Gefühlen und Leidenschaften ausdrücken kann. Der Vogel knüpft zuerst mit einiger Vollständigkeit an einen bloßen

Ton ein bestimmtes Gefühl. Der Vogel hat zuerst Zeichen, Symbole, die nicht die Sache selbst sind, sondern nur bedeuten. Er erkennt auch die Beziehung der geistigen Aeußerung auf das Organ oder die Materie. Er nimmt einen Zusammenhang wahr, wo materialiter keiner ist, sondern wo nur die Idee den Zusammenhang gibt. Der Vogel hat ganz bestimmte Vorstellungen, darum kann er träumen. Weiter aber bringt er's nicht, doch bringen's die Lurche und Fische nicht einmal so weit, weil sie keine Zeichen haben, ohne solche man sich aber nichts vorstellen kann. Der Begriff fehlt auch dem Vogel noch, darum hat er keinen Sinn für Scham, auch nicht für Stolz, dafür besitzt er Ueberlegung, Nachahmungssucht und Vergleichungsgabe in vollem Maaße.

Dem Vogel wird seine eigne Stimme schon ein Object. Wenn er sich ganz erschiene, so lösste er sich auch in Selbstbewußtseyn auf. Dieses wächst mit den Sinnseelen.

Alle diese Seelen der untern Thiere kommen ebenfalls in den Sinnen- oder Antlitzthieren, Säugern, Zitzthieren vor, nur kommt noch die Seele des Auges dazu, womit ein Erkennen, ein Begreifen gegeben zu seyn scheint.

Die Zitzthiere haben unläugbar Verstand, z. B. die Hunde, Pferde. Sie äußern Scham, Stolz, Treue, Feindschaft, dennoch ist es kein Verstand mit Selbstbewußtseyn, nur ein Verstehen mancher Zeichen, ohne Verbindung und Trennung der Zeichen und noch kein Urtheilen. Am höchsten stehen unter den Zitzthieren die Handthiere (Affen) und der Mensch. Das edelste Glied des thierischen Rumpfes ist der Daum. Ohne Daumen gibt's keine Menschen.

Alle Seelen, sich selbst anschauend, sind eigentlich Geist. Der Mensch ist ein thierischer Geist, und der Sohn Gottes im Menschengeschlechte ist Gott fleischgeworden. Seine Sprache ist der Geist Gottes. Alle Seelenverrichtungen der Thiere sind im Menschen Geistesverrichtungen. Der Mensch ist frei, weil er Gott gleich ist. Freies Vergleichen ist Vernunft. Die Vernunft vergleicht auch die Symbole des Lichts, der Welt und Gottes. Die Vernunft ist göttlicher Verstand, der Verstand thierische Vernunft.

Im Jahr 1831 erschien seine umgearbeitete zweite Auf-

lage, aus welcher wir folgende Sätze entlehnen: die selbstständigen Thiere sind nur Theile des großen Thieres, welches das Thierreich ist, und das Thierreich ist nur Ein Thier. Ein einzelnes Thier entsteht, wenn sich ein einzelnes Organ vom allgemeinen Thierleib ablöst, das aber die wesentlichen Verrichtungen eines Thieres ausübt. Das Thierreich ist nur das zerstückelte höchste Thier, d. h. der Mensch. Ein Thier wird um so edler, je mehr einzelne Organe sich vom allgemeinen Thiere losreißen, und sich ihm beigesellen. Jedes Thier steht über dem andern.

Thiere mit Gefühl nur sind Hautthiere, mit Geschmack Zungenthiere, mit Geruch Nasenthiere, mit Gehör Ohrenthiere, mit Gesicht Augenthiere. Diesen fünf entsprechen die wirbellosen Thiere, die Fische, Lurchen, Vögel, Säugethiere, die aber in Arten und Unterarten zerfallen.

Ins Einzelne gehende Sätze sind z. B., daß die Zunge bei den Lurchen schon vollkommner als bei den Fischen auftritt, daß die Vögel ein vollkommen entwickeltes Nervensystem haben, daß zuerst bei ihnen der Kopf weit vom Rumpfe abgetrennt sey, man sie daher auch Kopf- und Halsthiere nennen könne, daß sich bei ihnen zuerst das Gehirn vollkommen in ein großes und kleines theile, bei ihnen alle geistigen Kräfte plötzlich hervor (wie der Kopf) treten. Bei ihnen ist Kunsttrieb, Gelehrigkeit, Erkennung ihrer Wohlthäter, Freude, Schmeichelei u. s. w.

Die Sinnenthiere, Säugethiere, mit ihrem Fleisch- und Hautgesicht, sind die eigentlichen Augenthiere, und Haarthiere.

Hie und da ändert Verfasser in dieser zweiten Auflage seine Ausdrücke von den Seelenverrichtungen der Thierclassen. Den Weichthieren schenkt er diesesmal Gefräßigkeit, Schlemmerei, Trägheit, Schläfrigkeit und unmäßige Wollust, den Kerfen Schlauheit und Falschheit, als worin nicht leicht ein Thier sie übertreffen werde. Sie haben auch einen Bewegungsgeist oder die Gewandtheit des Tastsinnes, der sich in der Darstellung symmetrischer Figuren darstellt. Besonders tritt diese Darstellung bei den schaffenden Geschlechtsverrichtungen als Kunsttrieb hervor. Hirnlose Fleischthiere scheinen noch keine Schmerzen zu empfinden. Aber die Kopfthiere empfinden ganz gewiß

Schmerzen. Die Fische sind Phlegmatiker, die Lurche Melancholiker, die Vögel Sanguiniker, die Säugthiere Choleriker.

Im Menschen ist das Fühlen Bewußtseyn, das Bewußtseyn Selbstbewußtseyn, der Verstand Vernunft, die Leidenschaft Freiheit, der Kunsttrieb Kunstsinn, das Vergleichen Wissenschaft. Schließlich sagt er aus seiner allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände, daß die Thiere in gewöhnlichen Fällen einen Mund haben, sich durch bewegliche Organe nähren, die Substanz der Thiere meist weich sey, weßwegen die Thierform Veränderungen habe, dennoch sey die Thierform ein bestimmt gestalteter Organismus. Beim Kochen lösen sich die Pflanzen fast ganz in Schleim, das Thier in Galerte auf. Anatomisch sey die Pflanze ein Eingeweid- und Reproductionsleib ohne Empfindungs- und Bewegungsorgane, die Thiere hingegen haben beide. Die Pflanze sey nur ein halbes, das Thier ein ganzes Thier. Was nur immer empfinde und sich in Folge dieser Empfindung bewege, sey Thier im allerstrengsten Sinne des Wortes.

Ein Blick auf den langen Weg zurück, von den ältesten Religionsstiftern, Dichtern, Philosophen und Naturhistorikern an, durch das Mittelalter oder durch ein Paar Jahrtausende bis in die neueste Zeit durch die Rechtslehrer, Moralphilosophen, Aerzte und Metaphysiker hinab, vergegenwärtigt uns drei ganz verschiedene Stellungen des Thiers: über-, unter- und gegensätzlich neben dem Menschen.

Wir sehen, daß die ältesten Völker durch ihre Religionsstifter, ausgenommen Moses, das Thier überhoch stellten, Jesus es ein wenig höher als Moses stellte, die Dichter es oft mit den Menschen identificirten, die alten Philosophen es dichterisch vom Menschen nicht genau trennten, die alten Naturhistoriker eher zu Großes als zu Kleines im Thiere wahrgenommen, den Menschen selbst jedoch nicht zu hoch gestellt haben, demnach beide Classen durchs Herunter- und Heraufschieben leicht einander nähern konnten; daß in dem ersten Jahrtausend nach Christus nur Wenige über das Thier philosophirten, noch Wenigere naturhistorisirten, dann kaum noch einige, und zwar nur ganz vorzügliche Kirchenväter mit freiem Geiste höhere allgemeine Vorstellungen vom Thier und seiner Seele beibehalten haben; daß

ein Stillstand im Denken über das Thier eingetreten, und erst mit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte die Thierseele wieder aufgegriffen worden, dann aber sogleich ein gewaltiger gelehrter und ungelehrter Streit über das Thema entstanden, gerade die Philosophen am entschiedensten einander gegenüber gefochten, eben sie das Thema verwickelt, verwirrt, und, jedoch in der entschiedensten Minderheit und in der neuesten Zeit in Verbindung mit Juristen und Moralphilosophen der Kantischen Schule, das Thier zu einer nichtswürdigen Maschine oder Sache erniedrigt haben.

Bemerkenswerth ist auch, daß kein Religionsstifter das Thier niedrig gestellt hat! Groß für unser Thema und unsre Wünsche stehen besonders Aristoteles, Plinius und Aelian, am tiefsten Pereira, Cartesius und Fichte, erstere an Thatsachen, letztere im Resultat; an Thatsachen und Resultaten erheben sich für uns Rorarius, Bayer, die guten Freunde, Mayer, Segnitz, Smith, Carus und der gewaltige Oken. Plato gab uns den schönsten Wunsch, Herder den freundlichsten Ausdruck, Leibnitz den ersten großen klaren Blick durchs Ganze mit Einem Wort; ein System der Vorstellungen gab uns Smith, ein System von psychologischen Thatsachen Oken. Wie klar steht nun schon Manches vor unsern Augen! Wie hat sich die rechte Ansicht aus dem Dunkel allmählich durch hundert und mehr Stimmen heraus ans Licht gewunden; wie viel ist geleistet! Der Standpunkt ist durch vorurtheilfreies Beobachten ein physiologisch-psychologischer oder ein anthropologischer, Pereira's diabolische, Indiens schwärmerische, Mosis jüdische Vorstellung auf dem religiös-naturgeschichtlichen Gebiete christisch-Paulinisch-Johanneisch geworden. Gut, daß wir, je nach unserm Auge, die Thiere noch jetzt beobachten, und nach unserer Geistesfreiheit sie noch wie die alte, mittlere und neue Zeit beurtheilen können, und daß sich die Thiere gleich geblieben sind! Wir geben noch einen kleinen literarischen Nachtrag.

Sehr interessant, wenn auch von Manchen bitter belächelt, sind G. E. Wetzels Schriftchen von der Sprache und von der Liebe der Thiere unter einander, deren das erste Jahr 1800, das zweite Jahr 1801 in Wien erschienen. Das erste

führt den Titel: Neue, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Entdeckung über die Sprache der Thiere. S. 216. Das Titelblatt stellt Affe, Hund, Pferd, Stier u. s. w. vor, mit der Unterschrift: sie lügen nicht, Wahrheit ist ihre Sprache. Verfasser sagt in 16 Capiteln, daß die Thiere die Fähigkeit haben, sich einander durch Töne verständlich zu machen, demnach eine Sprache haben, daß ihre Sprache jedoch sehr eingeschränkt, nur einfach, und voll Wiederholungen sey, und mit der Befriedigung des Bedürfnisses bei ihnen aufhöre. Das Thier bestrebe sich, sich den Menschen verständlich zu machen, und verstehe auch die Sprache der Menschen. Verfasser sucht zu zeigen, daß und wie die Menschen die Sprache des Thiers verstehen lernen können. Jedes Thier habe seine eigene Sprache, die als Abänderung der Classe, zu der es gehöre, zu betrachten sey, welche Thiere demnach einander verstehen, und welche nicht. Er spricht von Buchstaben- und Sylbentönen, die sich unterscheiden lassen, und die er an manchen Tönen wahrgenommen habe, wobei er Töne von 15 Säugern, 19 Vögeln, 3 Lurchen und zwei Insecten (Biene und Grille), aber keinen Fisch und keinen Wurm anführt. Sodann gibt er ein Wörterbuch (Versuch eines solchen) in 20 Seiten. Er wagt ein Paar Uebersetzungen aus der Thiersprache, und zwar der Hunde, Katzen, Vögel und Hühner, und deutet eine aus kurzen Tönen bestandene Verabredung mehrerer Füchse, aus der Gefangenschaft zu entwischen, worauf dann wirklich die Flucht erfolgte.

Er berührt noch die Stufenleiter in der Vollkommenheit der Thiersprache, wobei er auch von der Sprache der Fische und Würmer spricht. Die Sprache der Fische macht er zur unvollkommensten, und läßt sie nur aus leichten, kaum vernehmbaren Hauchen bestehen, bei den Würmern will er schon geschärfte Accente beobachtet haben, und am Ende redet er noch von der Mimik der Thiere.

Unläugbar kommt, besonders in der Anwendung, sehr viel Allzugewagtes vor, aber eben so gewiß ist, daß er Bahn gebrochen, ein sehr interessantes Capitel zur Sprache gebracht, und selbst in seinen excentrischen Behauptungen oder eigentlich Auslegungen Achtung und Dank verdient.

Nicht minder original und auf festerm Boden steht sein Schriftchen:

Die Liebe unter den Thieren, in einer Reihe von Beobachtungen dargestellt und mit philosophisch-naturhistorischen Anmerkungen begleitet. Die Kupfertafel stellt Löwen-, Katzen-, Hunde-, Schwane-, Gänse- und Hühner-Paare vor. 354 S.

Ein Büchelchen mit Witz und Combinationsgabe, Phantasie und guter Beobachtung, aber vielleicht ohne gehörigen Haltpunkt, doch muß Verfasser hier nicht gar so viel suppliren. Seine Philosophie ist höchstens ein wenig Psychologie. Er sagt aber, daß er sich wieder einmal in ein Feld gewagt, in welchem noch keine Bahn gebrochen sey, und verzeihen soll man ihm, wenn er etwa zu lange Wege gemacht, oder sich wohl gar verirrt haben sollte.

Zuvörderst macht er zwischen Mensch und Thier nicht genugsam, und sodann wieder zwischen Thier und Thier gar keinen Unterschied. Ihre Liebe muß aber so verschieden seyn, als ihre Seelen. Die Liebe des Löwen und die Liebe des Gartenwurms — welche Verschiedenheit? Oder des Elephanten und des Fisches, der sein Weibchen nicht kennt, sich nicht paart? Verfasser verwechselt auch den Geschlechtstrieb in seinem gröbsten Ausdrucke mit der edlern Liebe der vollkommnern Thiere. Die eingeflochtenen Anekdoten werden als eigne und fremde Erfahrungen oder Beobachtungen gegeben. Schade, daß man bei einigen sich des Lächelns unmöglich erwehren kann!

Das Büchlein zerfällt in zwanzig Capitel. Wir heben (der Gegenstand interessirt alle Menschen) das Bemerkenswertheste aus. Vorrede: die Thiere sind lebende und empfindende Geschöpfe. Die Vorsehung hat sie mit Trieben beschenkt, von deren Befriedigung ihr Frohsinn abhängt. Jedes sucht seinen Aufenthalt, und dem Aufenthalt sind seine Werkzeuge angepaßt. Sollten sie demnach nicht auch die Liebe kennen? Freilich ist die Liebe des Thiers nicht diejenige des Menschen; der Adel, der die menschliche Seele charakterisirt, fehlt dem Thiere ganz, doch ist sie im Thiere eine Empfindung zur Glückseligkeit. Man wird finden, daß das Thier mit Bewußtseyn, ja

oft mit Delicatesse liebt, dennoch aber hinter den rohesten Menschen stehen bleibt.

Auch im Thierreiche hat die Göttin der Liebe ihren Thron aufgeschlagen. Vom schwächsten Insecte bis zum Elephanten ist Alles der Liebe unterthan. Selbst der Wurm im Kothe wird gefühlvoller und thätiger, wenn die Stimme der Liebe in ihm erwacht. (Nun malt Verfasser sehr dichterisch die Entstehung eines Freundschaft = und Liebe = Bündnisses zwischen zwei Schmetterlingen.) Die Liebe des Thieres ist nicht immer nur Trieb, Instinct. Das Thier sieht oft auf Schönheit, gefallende Gaben, gute Gemüthseigenschaften. In manchen Fällen erhebt es sich sichtbar über die Gränzen des Physischen und äußert feinere Gefühle, edlere Empfindungen, Verstand und Ueberlegung. Besonders ist dieses bei den vollkommnern Thieren der Fall, die von der äußern Welt mehr Erfahrungen, Ideen und Kenntnisse haben, wodurch ihr Instinct verfeinert wird. Die Liebe der Thiere ist von der des Menschen verschieden, weil ihr die Vernunft mangelt. Ihre Liebe ist nur sinnlich, höchstens verständig. Sie denken über die Liebe nicht nach, sie lieben, wie sie essen und trinken. Jedes Thier hat ein Ideal von Schönheit in sich. Auch die Thiere fühlen in ihrer Kindheit den Unterschied des Geschlechtes nicht, später suchen sie dann immer ihr Ideal auf. Haben sie es gefunden, so entbrennen sie augenblicklich.

Der Mensch kann das Ideal des Thieres durch Reinhaltung, gesunde Fütterung, sanfte Behandlung, Absonderung von häßlichen und Umgang mit schönen verbessern, berichtigen, lebhafter und einflußreicher machen. Manche Thiere haben einen eigenen bizarren Geschmack in der Liebe (ein Floh verliebte sich in eine Todtenuhr). Nicht alle Thiere sind im gleichen Grade verliebt. Die Männchen und die Weibchen lieben eigen. Es lassen sich zwölf Verschiedenheiten angeben.

Die Liebe der Hausthiere ist feiner, sanfter, zärtlicher, als die unter den wilden, reißenden Thieren. Je bessere Erziehung ein Thier bekommt, desto feiner liebt es. So ist auch die Liebe der armen und der reichen Thiere von einander verschieden. Unter den weiblichen Thieren gibt's auch Spröde und Koketten. In vielen ist ein Verschönerungstrieb. Die

Liebe selbst aber erklären sie einander durch Töne und Bewegungen. Verschmähung der Liebe bringt auch unter den Thieren oft fürchterliche Folgen, sogar Selbstmord (Hund) hervor, und die Eifersucht kennt auch das Thier in hohem Grade. Andere (männliche) Thiere sind Seufzlinge, Empfindler, lächerliche Liebhaber. Alte Liebe rostet auch bei Thieren nicht. Thiere, die von Menschen oder Thieren in ihrer Liebe gehindert werden, nehmen oft eine fürchterliche Rache an denselben. Die Liebe der Thiere ist nicht minder erfinderisch und listig.

Verfasser betrachtet die Liebe aller sechs Thierclassen nach gewohnter Eintheilung insbesondere. Er gibt von etwa 48 Thieren Liebesanekdoten.

Das thierische Elend. Ein Versuch zur Linderung desselben von Ch. G. Schneider, Cand. des Predigtamtes. J. 1789. mit dem (griechischen) Motto des Porphyrius: Milde gegen die Thiere übt der Menschenfreund und der Barmherzige. 151 S.

Das Schriftchen ist mit inniger Theilnahme an den Leiden der Thiere geschrieben, schimpft mit Wärme über die Thierquäler, ist jedoch viel zu breit geschrieben, und verräth dadurch und durch seine allzuhäufigen Wiederholungen augenblicklich den gewöhnlichen Prediger, so wie durch seine Lebhaftigkeit den Jüngling und guten Menschen. Auch er macht zwischen Thier und Thier keinen Unterschied, und legt dem Wurme gerade die Empfindsamkeit wie dem Hunde bei, ja, er sagt sogar, daß der feinere Bau der kleinern Thiere auf größere Empfindsamkeit schließen lasse, vergessend, daß nur Feinheit der Nerven (wenn irgend etwas) entscheiden kann, und daß die Pflanzen, falls ihr Bau noch feiner als derjenige der Thiere seyn sollte, noch empfindsamer als diese seyn müßten. Sonderbar, daß er nicht nur von den Infusionsthierchen und dem Speckkäfer, sondern auch vom Beutelthier sagt, daß es nur sehr geringe Schmerzempfindlichkeit habe, Beweise oder Erfahrungen gibt er jedoch gar keine. Wenn das Beutelthier nur wenig Schmerz empfindet, warum schloß er nicht auf die übrigen Säuger? Weiße's citirte Strophe: den Käfer quäle nicht, dieß zeigt ein böses Herz, dir macht es wenig Lust, ihm aber großen Schmerz! kehrt der Thierquäler leider! um. Manchen Thieren scheint

Verfasser noch mehr Empfindung, Witz und Scharfsinn beizulegen als dem Menschen.

Das Werkchen hat ziemlich viele deutsche, lateinische, französische und griechische Gelehrsamkeit oder Citate in sich und ist an Thatsachen reich. Er citirt Dietlers Gerechtigkeit gegen die Thiere, Trimmers Fabeln, Michaelis' mosaisches Recht, Mosheims Moral im Capitel von den Pflichten gegen die Thiere, Millers Predigt zu Gunsten der Thiere, Plutarchs Dialog über die Thierseelen, Seneca's Ansichten, des Wandsbeckers Boten Brief eines par force zu Tod gehetzten Hirsches u. s., w. macht auf die Ursachen der auch in Deutschland bestehenden Thierquälereien aufmerksam und bekämpft anderntheils die Empfindelei für die Thiere (Friedrichs II). Liebe zu Hunden hätte er jedoch nicht ganz entschuldigen oder gar loben sollen. Er gibt uns auch des berühmten Sprachgelehrten Lipsius Grabschrift auf seinen Wunderhund, Catulls Klaggedicht auf den Tod des Sperlings seines Mädchens, Martials Threnodien auf den Tod der Taube Stella's, des Landgrafen von Hessen-Homburg Grabschrift auf ein Pferd, und alle vier Inschriften Lord Boyle's auf der Todesurne seines Königrosses, genannt Nobby, das 28 Jahre alt war.

Daß die schändliche Gewohnheit des Hahnschlagens (einen Hahn lebendig bis an den Kopf in die Erde scharren, mit einem Topfe bedecken, und dann mit verbundenen Augen um ihn herumgehen, mit Stöcken auf den Topf, und wenn dieser zerschlagen ist, noch auf den Hahn, bis er todt ist, schlagen) in Deutschland noch in neuer Zeit Volksfest war, wußten wir nicht. Begreiflich eifert Verfasser gegen die schändliche Manier der Parforce-Jäger und sehr vieler Schlächter. Daß er auf die Schönheit und Zartheit und den herrlichen Bau der Thiere aufmerksam macht, und alle Verstümmelung und unnöthige Tödtung für unrecht erklärt, weil sie an Meisterstücken der Natur verübt werden, ist in der Ordnung, am besten ist aber, daß er unaufhörlich daran erinnert, daß jede Thierquälerei eine Versündigung gegen Gott sey.

Aehnlichen Endzweckes, doch nicht ganz gleichen Inhalts ist: Die Leiden der Thiere. Ein Buch für Jedermann, be-

sonders für die Jugend und ihre Freunde zur gerechten und liebreichen Behandlung der Thiere. Von Dr. J. C. W. Scherer, Prediger. Zweite Aufl. Mit 8 illum. Kupf. J. 1808. 176 S. (Die erste Auflage hat nur 136 S.)

Die nicht schönen Kupfer zeigen: bekleidete tanzende Schweine vor Ludwig XI von einem Possenreißer zur Freude des Fürsten dazu abgerichtet, ein wildes Studentenpferderennen, durch Straßenbuben angestellte Ziegenplagereien, einen trommelschlagenden Hasen, einen Sperling, dem die Mutter eines Knaben den Schnabel zur Hälfte beschnitten hatte, damit er den Knaben nicht mehr picken könne, Knaben, die Insecten quälen, eine Gemse, die, um sich zu retten, auf einen Jäger stürzt, und einen Officier, dem Bauern eine Menge lebende Frösche an Spießen bringen, damit er Störche zu Tode füttern könne.

Als factische Quälereien citirt er z. B., Pferden, um sie rennen zu machen, brennenden Schwamm in die Ohren zu thun, Kaninchen das Fell abzuziehen und sie dann laufen zu lassen, Gänse an einen Nagel zu hängen, damit das Blut in den Kopf herunterkomme, sie so einen halben Tag hängen zu lassen, dann in die Gehirnschale mit einem Messer ein kleines Loch zu machen, damit das Blut nur tropfenweise zu einem schmackhaften Gänsepfeffer in eine Schüssel mit Essig falle, welche Operation etwa eine Stunde daure, Enten den Hals nur halb durchzuschneiden, damit sie zur Kurzweil noch lange herumlaufen, Sperlingen den Schnabel abzuschneiden und sie dann wieder fliegen zu lassen, Fische lebendig zu braten und — andere Teufeleien! Verfasser tadelt auch die Abrichtungen der Thiere zu Künsten, die ihrer Natur entgegen sind, so wie die Quälereien zur Belehrung, z. B. einen Hund, um die Bewegung der Lunge, des Herzens u. s. w., oder eine Hündin, um zu sehen, wo und wie die Jungen liegen, aufzuschneiden, was auch Frauenzimmer gewünscht haben sollen. Dreiundsiebenzig leidende Thiere sind angeführt. Er fängt mit dem Pferde an, und gibt die bekannte Lebensgeschichte eines solchen, das englisirt und dressirt, dann Reitpferd, dann Kutschenpferd, dann Postpferd, dann Lehnpferd, dann Ackerpferd wurde, dann endlich, weil ein Pferdemäkler, damit es funkelnde Augen,

kurze glänzende Haare bekomme, ihm Kalk zu fressen gegeben hatte, krepirte. Mitunter gibt er Gedichtchen: Weißes Hänflingsnest, de la Motte's Knaben und Frösche, Gleim's Feuerwürmchen, und Claudius' Brief.

Als Thierquäler sind Wilhelm der Eroberer, der Großvezier Raja Daula, Domitian u. s. w. citirt. Hin und wieder führt er Bibelsprüche an. Pauli Wort von der Sehnsucht aller Creatur nach einem bessern Zustande wird ganz zweifellos auf die Thiere bezogen. Zugleich heißt es, daß die Religion Jesu ausdrücklich sage, die Thiere kommen künftig in einen glücklichern Zustand. Seine allgemeinen Sätze sind, daß die Thiere nicht nur für die Menschen vorhanden, auch sie der Vervollkommnung fähig, auch sie mit Geist und Empfindung begabt seyen; die Ursachen der Mißhandlungen seyen Unwissenheit, Stolz, Habsucht und verwöhnter Gaumen, die Mittel dagegen Belehrung zu einer richtigen Ansicht von der Thierwelt. Wer sich belehren wolle, daß die Thiere nicht nur deutliche Vorstellungen, Reflexion, Einbildungskraft, Phantasie, sondern auch Selbstbewußtseyn, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft, Mitleid, Mitgefühl, Rührung, Gefühl für das Schöne, Neue und Wunderbare u. s. w. haben, der soll den Philosophen im Walde, oder freimüthige Untersuchungen über die Seelenkräfte der sogenannten vernunftlosen Thiere von Orphal 1807 lesen. Das Schriftchen fand, obschon seine Begriffsbestimmungen oft schwanken und es manches Nichtgehörige in sich aufgenommen, vielen Beifall. Seine Absicht ist gut. Weil es in Schulen eingeführt worden, muß es des Nutzens für Menschen und Thiere viel gestiftet haben. Doch hat Verfasser oft übertrieben das Leben der Thiere eine zusammenhängende Reihe der schmerzlichsten Leiden genannt. (Wer zu viel sagt, sagt zu wenig!) Vermuthlich (könnten wir ihm sagen, und zwar ganz auf seinem Standpunkte) will Gott den Schmerz des Thieres, wie den des Menschen. Hoffnungsreich hält er das Thier einer Veredlung und Beglückung fähig, und könne Hoffnung haben, nach dem Tode fortzudauern; es sey Geist in Allen. Die ihrer Hülle befreite Seele werde sich wirksamer zeigen, und von Stufe zu Stufe steigen. Auch habe das Thier wie der Mensch Anspruch auf Gottes Gerechtigkeit, auf Ersatz für des Lebens Leiden.

Die Allgemeinsätze: Geist läßt sich nicht zernichten, der Geist gehört dem Weltgeiste an, der Geist macht ein Ganzes, lassen wir auf sich beruhen, den Satz jedoch, daß der Mensch keine Unsterblichkeit hoffen dürfe, wenn sie das Thier nicht finden soll, nennen wir vor der Hand noch einen zu Gunsten des Thiers erbettelten. Noch gewagter ist die Behauptung, daß wir, wenn die Thiere sterblich seyen, in Gott nicht mehr das verehrungswürdigste Wesen sehen können. Prediger! bete lieber an, ob Alles unsterblich oder sterblich sey!

Eben dieser unser Verfasser gab, nicht ganz in Uebereinstimmung mit sich selbst, im Jahre 1812 in 156 S. ebenfalls mit Kupfern heraus: Die Freuden der Thiere. Im Uebrigen mit ganz gleichem Titel. In der Vorrede sagt er, daß auch die Freuden des Thieres von seiner Geisteskraft und dem Grade derselben zeugen, daß gute Menschen und Kinder sich der Freuden der Thiere freuen, und sie erhöhen. Er citirt noch Jean Pauls Wort, daß man den Kindern lieber das Herz eines weichherzigen Hindu's geben, als sie zur Härte gegen Thiere erziehen soll. Die (in diesem Werkchen ein wenig bessern) Bilder zeigen nur froh galoppirende Pferde, einen musikliebenden Esel, einen Hund, der, glücklichen Zufalls, zwei schlafende Kinder von einem Wolfe befreit und sich nun mit dem Bewußtseyn, ich habe euch gerettet, freut; sechs an eine Kutsche gespannte, munter rennende Hirsche, Androklus mit dem Löwen, welch letzterer die Worte: wie freue ich mich, dich wieder zu sehen, wenn nicht spricht, doch fühlt; Barkley's, des Admirals, berühmten Hahn, der in der Schlacht vom Jahr 1793 auf dem Schiffe Marlborough auf den Stumpf des großen Mastes mitten im wüthendsten Seegefecht flog, mit Kühnheit die Flügel schlug, zu krähen anfing, und durch dieses sonderbare Ereigniß den Muth der Krieger, als schon Alles verloren schien, zum Sieg entflammte; die Traulichkeit einer Gans und einer Ente mit einem Kettenhunde, die Freude der jungen Störche, wenn die Mutter ihnen Futter bringt, die innige Anhänglichkeit der Schlangen an Menschen, den Besuch der Bienen des Sterbehauses und Grabes einer Dame in Nantes, Jahr 1777, ihrer Wohlthäterin, und endlich noch Pelissons Spinne in der Bastille unter Ludwig XIV. Passende leichte Gedichte sind zwischen innen gegeben.

Ueber den Grad der Freude der Thiere wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, nur Eins werden wir vermuthen dürfen, daß das Thier wie der Mensch eines höhern Grades des Schmerzes als der Freude empfänglich sey.

W. Diestlers Gerechtigkeit gegen Thiere, Mainz, J. 1787, in 76 Seiten und 67 Paragraphen, spricht in einem großen Tone, so wie er im Anfange der französischen Umwälzung in philanthropischen Schriften und Zeitungen vorkommt, französisch, lebhaft, übertreibend, schneidend. Er citirt Feders Untersuchungen über den menschlichen Willen, Primatts über Barmherzigkeit und Grausamkeit gegen die thierische Schöpfung, und Jenyns über Grausamkeit gegen geringere Thiere, besonders aber eine große Stelle aus dem grauen Ungeheuer, worin die Qualen der mißhandelten, ins Schlachthaus geführten Thiere (Kälber) und der am Wagen erliegenden Pferde mit furchtbaren Worten geschildert werden. Im Schriftchen selbst ist irgendwo der wegen seiner Wahrheit und Originalität unzähligemale wiederholte Brief des parforcegejagten Hirsches von Claudius gegeben. Verfasser spricht zuerst von den Rechten des Menschen ans Thier, besonders an sein Hausthier, das er füttert und pflegt, dann schlachtet, so wie vom Raubthiere, das ihm Tod und Schaden droht; dann von den Pflichten gegen das Thier, Tödtung, Nährung, Pflege u. s. w. Alles ist kräftig gesagt. Die tändelnde Methode hörte damals auf, die derbe handelnde fing an. Neue Ansichten sind darin keine zu finden.

Anekdotensammlungen für Jung und Alt sind:

a) Bewunderungswürdige Anekdoten von Thieren zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend beiderlei Geschlechts. Mit einem Kupfer. Pirna. Ohne Verfasser, Jahrzahl und Vorrede. Mit 147 Anekdoten. Das Kupfer enthält den Affen in Kairo, der den Hintern aus einem Topfe schauen ließ, damit ein Aasgeyer auf ihn, als auf ein Fleischstück, herunterstürze und er ihn fangen könne. Das Ganze ist mehr zur Kurzweil, ohne psychologische oder auch naturhistorische Ordnung geschrieben. Ein sehr großer Theil der Anekdoten ist aus der Thierseelenkunde, Berlin 1805, genommen. Einige derselben sind erst noch abweichend erzählt, so daß sie noch ungewisser werden. Wir finden hier Behauptungen, daß

auch Katzen (wie Hunde) Mörder ihrer Herren verriethen, Stiere und Pferde lange Zeit tödtliche Rachsucht behielten, Puter und Maulesel, Katzen und Ratten einige Freundschaft pflegten, Schafe durch Musik sich zur Wiederannahme verlassener Jungen bewegen ließen, Hunde ihre Gebieter aus der Küche zogen, weil sie den Einsturz derselben ahneten, und, wenn der Herr im Bette lesend eingeschlafen war, in der Stille mit der Pfote die Kerze auslöschten, ein Wolf sich seines Nebenbuhlers durch List entledigte, und Störche über ein Weibchen ein Todtengericht hielten, weil sie es, da aus untergeschobenen Eiern fremde Geburten hervorgekommen, für untreu halten mußten u. s. w. Auch in diesem Schriftchen darf kein System, nichts Grundsätzliches, keine Erweiterung der Psychologie über die tiefer stehenden Classen erwartet werden. Sonderbar, daß der ungeheuer großen Würmerwelt auch hier nicht mit einem einzigen Worte erwähnt worden. Beweis des gänzlichen Mangels eigener Beobachtung und alles Andere ausschließender Compilation.

b) Hundert interessante Erzählungen und Anekdoten aus dem Thierreiche, besonders von Affen, Hunden, Katzen, Pferden und Elephanten, zur nützlichen Unterhaltung für Jedermann. Quedlinburg. Zweite Auflage. 8. S. 206, mit einer Vignette, die den bekannten Pudel von Gattersleben bei Halberstadt, der ein Kind, ohne aufgefordert worden zu seyn, von einer hohen Brücke in den Strom springend, gerettet und auf eine Sandbank geschleppt hatte, auch seinem Herrn, der an einem Gastmahle saß, die Nachricht davon brachte, darstellt. Ohne Verfasser und Jahrzahl. Im Vorwort heißt es, daß Anekdoten von Thieren nur einzeln in der Literatur erschienen seyen. Verfasser täuscht sich. Er selbst hat ja manche solcher Schriften benutzt, und gibt selbst, einiges Wenige ausgenommen, nur schon Bekanntes, jedoch aus alten Schriftstellern nur wenig. Hier finden sich die Geschichte des furchtbaren Drachen, des Hundes des Schauspielers Dryden, und Barry's, des berühmtesten Hundes des St. Bernhards. Möglich, daß ein Hund seinen schlafenden Herrn dreimal in seinem Schlafzimmer aufgesucht, um ihn, weil es im Hause brannte, aufzuwecken, unglaublich aber,

daß eine Katze täglich, um die Köchin aus der Küche zu locken, an einer Klingel gezogen habe. Ist solches möglich, so mag Rorarius Recht haben, wenn er die Thiere für gescheidter als die Menschen hält. Quellen sind keine angegeben. Es war nicht nöthig, denn man entdeckt diese bald, weil viele Anekdoten aus andern Schriften von Wort zu Wort, selbst mit den Witzspielen, nachgeschrieben sind. Das Ganze ist nur eine Compilation zur Kurzweil, mit mehrern historischen Unwahrheiten, z. B. daß Spinnen ausgerissene Beine innert einiger Tage wieder nachgewachsen. Interessant sind und bleiben immerdar die sich so oft wiederholenden Erfahrungen, daß Hunde Mörder verrathen, so daß Jedem, der morden und Gott und Menschen nicht fürchten will, mit dem größten Ernste Hundesfurcht empfohlen werden muß. Unangenehm wird der Leser durch die häufige Verwechslung des Dativs und Accusativs angesprochen. Ein Sprachfehler, den wenigstens die Schweizer niemals machen!

c) J. G. Trimolt. Merkwürdige Beispiele zur Kenntniß der Seelenkräfte der Thiere. Für die erwachsene Jugend und wißbegierige Liebhaber der Thiere gesammelt, geordnet und erläutert. Mit einem netten Kupfer, das den Hund von Gattersleben in seiner rettenden Handlung darstellt. Frankfurt. 206 S. J. 1798. Ein Schriftchen, das im Gegensatz mit unzähligen andern weit mehr gibt als verspricht. Als Quellen nennt er Reimarus und Smith. Hier ist Ordnung! Er theilt seinen Inhalt in acht Theile: die Thiere haben eine Seele, von den Empfindungen, der Aufmerksamkeit, Einbildungskraft, Gewohnheit und Gelehrigkeit, Sprache und Klugheit der Thiere. Der Verfasser, ein nüchterner, besonnener, sorgfältig wählender Mann, sagt, daß Manche den Thieren zu wenig, Andere zu viel zuschreiben. Auch er sieht in den Thieren keine Maschinen, oder daß Gott unmittelbar alles Thun der Thiere bedinge. Das Ganze liest sich auch für Erwachsene sehr angenehm. Schade, daß ebenfalls wieder nur von vollkommenen Thieren gesprochen ist, als ob die unvollkommenen keine Seele haben, oder von den vollkommnen auf die unvollkommnen geschlossen werden könne.

d) *The Percy Anecdotes.* Instinct. London 1823, in 8. enthält 175 Anekdoten. Sie werden auf dem innern Titelblatt original und auserlesen genannt. Allerdings findet sich eine Menge Originalanekdoten aus alten Schriften, neuen Reisebeschreibungen und sehr vielen Beobachtungen, an Thieren in England gemacht, darin; dessen ungeachtet könnten wir die Uebersetzung ins Deutsche nicht anrathen, weil es doch nur eine Compilation ohne irgend ein Raisonnement oder einen Schlüssel, ein Haufen unverbürgter Erzählungen, ein zusammenhangloses Schriftchen, woran es uns gewiß nicht mangelt, ist. Nichts ist geordnet, Alles steht unter der Aufschrift Instinct, Alles nur ganz kurz und trocken hingegeben. Die Ueberschriften nehmen sich bisweilen sehr sonderbar aus, z. B. die philosophische Katze (er zählt sie scherzweise zur Newton'schen Schule). Von Tauben gibt er Beispiele ehelicher Treue, von Hennen Proben des Heldenmuthes. Der Hahn spricht mit den Hennen. Er singt seine Tapferkeit und seinen Ruhm, der Goldfink seine Liebe, ein anderer seine Liebe und Selbstliebe, seine Liebe und sein Talent, oder aber eine Hymne auf die Schönheit der Natur. Die Schwalbe singt nicht gerne allein, lieber ein Duett, ein Trio mit ihrer Familie. Die Nachtigall hat drei Gesänge: bittende Liebe, schmachtende Liebe mit Accenten der Ungeduld, die endlich in Noten von herzrührendem Pathos übergehen. Das Schriftchen mag besonders in England gerne gelesen werden, das unter allen europäischen Ländern (allerdings neben argen Grausamkeiten) am meisten Sinn für die Freuden und Leiden der Thiere besitzt.

Die verständige Thierwelt. Eine Sammlung von Anekdoten zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. Mit vier Kupfern. Zürich 1806. Die Kupfer, besonders drei, sind nett. Ohne Verfasser, Vorrede, noch Raisonnement. Der Anekdoten sind 190. Es fängt mit den Säugern, und zwar mit dem Elephanten, dem der Hund unmittelbar auf der Ferse folgt, an, und schließt mit den Insecten. Manche Ueberschriften reizen die Neugierde: ein Hund schlichtet Streit, ein Pferd verlangt Gerechtigkeit, musikliebende Pferde, Ratten, Esel, Eidechsen, Schildkröten und Spinnen, das verständige Schaf, das gelehrte Schwein, ein Dachs spielt blinde Kuh,

gefühlvolle Schlangen u. s. w. Ohne Angabe von Quellen gibt das Schriftchen eine Menge neuer Anekdoten, nicht wenige sind aber, wie auch ein paar Bilder, dem sehr unterhaltenden und nett ausstaffirten französischen Werke: der Naturforscher (le Naturaliste), 6 Bände, entnommen.

Moralischer Tendenz, meist für die Jugend geschrieben, sind:

A. J. Kellers Sittenlehren in Beispielen. J. 1809. 126 S. Sonderbarer Gedanke, die Menschenkinder durch Vorhaltung von Tugenden der Thiere zu erwecken! Diese Absicht nimmt sich in diesem Schriftchen um so auffallender aus, weil Verfasser in der Einleitung das Thier tief unter den Menschen setzt. Soll der Mensch Niedrigeres nachahmen? Verfasser citirt die Thierseelenkunde. Berlin, und Wezels zwei Schriftchen. Dann: der Mensch und die Thiere, worin die Rechte und Pflichten des Menschen in Beziehung auf die Thiere, die Ursachen des Thierquälens (Thierquälereien) und die Mittel dagegen, Leipzig, J. 1807, citirt werden. Jedesmal gibt er eine Rubrik, dann die Definition und hierauf Beispiele. Die Rubriken sind:

Liebe der Thiere gegen ihre Kinder, der Thierkinder gegen ihre Eltern, der Thiereheleute gegen einander, und Liebe der Thiere gegen ihre Wohlthäter, Mitleid, Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Friedfertigkeit, Einträchtigkeit, Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Leutseligkeit, Freundlichkeit, Treue, Dienstfertigkeit, Gehorsam, Selbstliebe, Leibespflege (bedarf kein Vorbild!), Reinlichkeit, Schamhaftigkeit, Geduld, Herzhaftigkeit, Klugheit, Einsichtigkeit, Mäßigkeit, Sparsamkeit und Beständigkeit der Thiere. Alle diese bunt durcheinander geschüttelten Tugenden kommen an Thieren vor. Verfassers Absicht ist gut. Eine gute Absicht muß viele Mängel ersetzen. Zum Glück erzählt er mehr, als er moralisirt.

Rührende Erzählungen aus der Thierwelt. Mit sechs colorirten Kupfern. Dritte Auflage. Ohne Verfasser, Jahr und Vorrede. Die Küpferchen zeigen den Löwen in Florenz, der aus dem Käfig desertirt, einen Knaben ergreift, sich aber doch denselben durch die Mutter willig entreißen ließ; die zarte Freundschaft zwischen zwei Hunden, und

die berühmte Frau Moldonate von Buenos-Ayres in der Höhle mit Löwen (ein weiblicher Androklus neuerer Zeit!), die Erkenntlichkeit eines Elephanten gegen seinen Wohlthäter, des Religionsflüchtlings und Landmanns Lefèvre's Geschichte mit einem verlornen Kinde, dem Wilden und dem Hunde, der einzig mit Hülfe seines Geruchs eines vorgehaltenen Pantoffels oder Strumpfes die Spur des verlornen Kindes und das Kind tief im Walde finden konnte, und dann Nachricht brachte; und endlich die zärtliche Wiederzusammenkunft eines Pferdes mit seinem ehemaligen Stallknecht. Alle Anekdoten sollen im Lesen, besonders in der Jugend, Rührung und Mitgefühl für die so gefühlvollen Thiere erwecken. Wie Keller Rubriken von Tugenden gibt, so auch diese Schrift; neue sind keine gegeben.

M. S. Trimmers Fabeln und Geschichten zum Unterrichte für Kinder in Absicht auf ihre Behandlung der Thiere. Aus dem Englischen. 1799. 232 S. Liest sich gefällig als Kinderschrift, in welcher Thiere (z. B. das Rothkehlchen) ganz menschlich personificirt werden. In französischer, tändelnder Weise geschrieben (von einer Miß), greift es nicht tiefer, als zum Zeitvertreib nöthig ist, ein.

Unbestimmt ist die Eintheilung der Thiere in zahme und wilde. Auf sie gründen sich zwei Schriften, von denen viel Psychologisches, im Falle der Nachweisung der durch Zähmung sich verändernden Seele erwartet werden dürfte. Das wilde Pferd, der wilde Hund, der Lämmergeyer in den Alpenlüften u. s. w., sind anders als im gezähmten und Hausstande. Allein es wird in beiden Schriften nur das Seyende, nicht aber das Werden und Werdende gegeben. Ueberdieß ist das meiste Gegebene nur naturhistorisch.

Die Hausthiere, ihre Abstammung, Zähmung, Lebensweise im wilden und zahmen Zustande, ihr Nutzen und ihre Beziehungen auf Künste, Gewerbe und Civilisation. Nach dem Englischen mit 28 Originalholzschnitten auf gelbem Papier. Leipzig 1834. Die Titelvignette auf dem Umschlage stellt Barry, den Hund auf dem St. Bernhardsberge, vor, wie er den Knaben zum Kloster trägt. Der innere Titel fügt noch bei: nebst Beispielen und Anekdoten zur Erläuterung ihres Charakters und ihrer geistigen Fähigkeiten (so wie eine Schilderung der

Sitten und Gebräuche mehrerer Nationen in Bezug auf dieselben). Verlag: Baumgärtner. Die Holzschnitte sind schön. Manche Erzählungen dürften, wie die Vorrede sagt, neu seyn. Das Werkchen spricht in 231 Seiten nur von vierfüßigen Hausthieren: Auerochs, Büffel, Elephant, Esel, Hund, Kamel, Katze, Pferd, Rennthier, Schaf, Schwein und Stier. Das Ganze ist eine empfehlenswerthe, lehrreiche und nutzvolle Zusammenstellung! Das gleiche, aber mit dem abgekürzten Titel:

Die Hausthiere im Verhältnisse zu den Gewerben, Künsten, Wissenschaften und der Lebensweise der Menschen. Leipzig. Weber 1834, sagt im Vorwort, daß Uebersetzer manche Frömmelei des Grundtextes weggelassen, das Ganze mehr für deutsche Leser eingerichtet, und, weil im Original gar manche Hausthiere übergangen worden, das Mangelnde ersetzt habe. Uebersetzer will die Citate aus der Bibel nicht für übernatürliche Eingebungen, sondern nur für Ansichten hebräischer Weisen gehalten wissen. Der Holzschnitte sind 25. Das Titelblatt kündigt sie nicht an. Sie sind meist sehr gut. Der Stoff ist aber häufig ein anderer als in der Baumgärtner'schen Ausgabe, und ebenfalls mehr naturhistorisch-geographisch, als naturhistorisch-psychisch, die Holzschnitte aber sind weniger gut, auf weißem Papier theils für sich, theils zwischen den Text gedruckt.

Als Gegenstück dieses Werkchens erschien in gleicher Officin, ebenfalls aus dem Englischen, 1836: Wilde Thiere, ihre Natur, Lebensweise, Triebe, Fähigkeiten u. s. w. Mit 25 Abbildungen, von denen die einen, eigene Blättchen, ebenfalls auf gelbem Papier, andere zwischen den Text eingedruckt sind. In zwei Abtheilungen. Unläugbar eine vorzügliche Schrift, mit einem Reichthum von theils naturhistorischen, theils psychologischen Thatsachen, wovon letztere jedoch, wie begreiflich, in der Minderheit sind. Ordnung ist keine zu finden, und alle Thiere sind durch einander geworfen. Bisweilen sind über Thierclassen, z. B. den Hirsch, die Nagethiere, allgemeine Bemerkungen gegeben. Es ist ausschließlich den Säugethier-Vierfüßlern gewidmet und angenehm mit Benutzung vieler Reisebeschreibungen und anderer vortrefflicher Quellen geschrieben.

Der Orient erzählt unglaublich viel von seinem Elephan-

ten, weil er immer mit ihm umgeht, ihn demzu folge immer beobachten, kennen lernen und Vieles an ihm finden kann; wir erwähnen von unserm Hunde aus gleichen Gründen eben so viel und eben so Wunderbares. Immerfort streiten die Schriften über beide, welchem der Vorrang gehöre. Gewiß gibt ihn der Orient dem Elephanten, und diejenigen des Occidents, die über die Kunstgeschicklichkeiten des selten zu schauenden Elephanten staunen, stimmen ihm vielleicht bei, Andere, scharfe Hundebeobachter, sind anderer Meinung; scharfe Pferdebeobachter und sonst Pferdefreunde stellen ja sogar das Pferd, ihren geistigen Liebling, voran. Aus Achtung vor dem Hunde bezeichnen wir noch ein paar Schriften, die sich, angeführten Grundes wegen, auf ihn allein beziehen.

A. F. J. Freville, Geschichte berühmter Hunde. Ein Beitrag zur Beurtheilung über die Thierschöpfung. Aus dem Französischen. Mit sechs Kupfern. Leipzig 1797. Die Anekdoten sind aus den ältesten wie aus den neuesten Zeiten genommen. Schon die Hundenamen: Chouchou, Bobie, Türlurette, Quilette deuten auf französische Hunde und Tändeleien. Das Meiste scheint übertrieben und nur zur Kurzweil geschrieben zu seyn. Die sechs Bilder zeigen uns den sterbenden Argus, Hund des Odysseus; den Kampf Macaire's mit dem Hunde seines ermordeten Nebenbuhlers Montdidier; den Hund Mustapha, der, um seines Herrn Tod zu rächen, die Kanone losschießt; den, der bei dem Grabe seines Herrn sieben Jahre trauerte und daselbst starb; das Windspiel des Legers, das den gefangenen Herrn tagtäglich besuchte, d. h. beim Thurme sich einfand, und des Müllers Hund von Spoleto, der mit der Mütze des Töchterchens heimkam, anzuzeigen, daß das Töchterchen verunglückt sey. Die zweite Edition, Paris 1808, zwei Theile, mit mehr als 500 Seiten, enthält beinahe alle bekannten Hundeanekdoten. Das Motto aus Richer lautet: das Naturell der Hunde ist so viel werth als das unsrige. Eine Einleitung spricht von diesem Naturell, und zwei Täfelchen geben die verschiedenen Hunderacen zu schauen. Die übrigen netten Kupferstiche enthalten die Vorstellungen der ersten Ausgabe, die der Uebersetzer oder vielmehr Auszugmacher gegeben hat.

Charakteristik des Hundes. Eine Sammlung vieles Interessanten, insbesondere über die Eigenschaften und den Nutzen dieses Geschöpfes. Zur Unterhaltung für allerlei Leser. Leipzig 1819, mit dem Motto von Thümmel: lebt wohl ein Menschenfreund, der sich nicht seiner Hunde, ihrer Tugenden und Liebe freut! Zu Ehren der Hunde sind mehrere Gedichtchen und Anekdoten von vornehmern Hundeliebhabern aufgenommen. Ein selbstständiges, nettes, angenehmes, nur zu kurzes Büchelchen! E. G. H. Frohberg: Anekdoten von Hunden, oder Klugheit und Treue des Hundes, Quedlinburg 1834. Achtzig Anekdoten. Manches Alte und Neue. Ohne Raisonnement. Th. Götz: Monographie des Hundes oder Beschreibung u. s. w., mit Angabe der Hundekrankheiten und Mittel dagegen. Mit 39 colorirten Bildern der Hunderacen. 1834. Als Titelblatt ist wieder einmal Barry, der berühmte Hund des St. Bernhardsbergs, gegeben. Für Hundefreunde zur naturgeschichtlichen Belehrung ein wackeres Buch. Am Ende ist noch ein Plan einer englischen Jäger- und Hundewärterwohnung gegeben.

R. Langs Geheimnisse zur künstlichen Abrichtung der Hunde. Neu bearbeitet. Mit 31 Kupfern. Augsburg. Oder mit dem Titel: R. L. Natürliche Zauberei oder gründliche Anweisung, wie man Hunde leicht zu außerordentlichen und beinahe übernatürlich scheinenden Künsten abrichten kann, nebst u. s. w. Mit 13 (sehr lebhaft colorirten) Kupfern geziert. 159 Seiten. Rudolph Lang war Bierbrauer in Augsburg. Ein Papier, in das Käse eingewickelt war, und zufällig einmal in einem Wirthshaus von ihm gefunden worden, das vom Abrichten der Thiere handelte, erregte seine ihm angeborne und stets genährte Vorliebe für Thiere, Versuche zu machen. Sie gelangen ihm außerordentlich gut. Seine ersten Versuche machte er mit zwei dänischen Hunden. Dann reiste er, noch mehrere abrichtend, in ganz Deutschland mit seinen Kunsthunden herum, besuchte die Höfe, wurde überallhin eingeladen, und sogar aufgefordert, nach Konstantinopel zu reisen, was er jedoch nicht that. Der Christ traute dem Türken nicht. Man hielt aber auch seine Kunst fast überall für Zauberei. Lang gab seine Reisen, und wie er die Hunde abgerichtet, selbst noch

heraus, und eben dieses sein Schriftchen ist in obigem Titel, doch neu aufgelegt, enthalten.

Zu Nürnberg legte er in einer ganz großen Gesellschaft seinem Hunde Hanswurst hundert Blätter mit Buchstaben vor. Hanswurst wählte 38 heraus und setzte den Reim: Ewiges Wohlergehen, Laß der Herr Euch alle sehen! (Man denke sich das Erstaunen der Nürnberger!) Man setzte den Hund häufig, schön gekleidet, an die Tafeln (an die man keinen gemeinen Menschen, etwa einen Handwerker oder gar einen Bauer, genommen hätte) und bot ihm auch einmal für diesen Hanswurst hundert Ducaten, jedoch vergeblich, an. Vor Karl VI setzte Mosche (sein zweiter Hund) aus mehr als siebzig Buchstaben: Es lebe Karl VI, zusammen. Lang lehrte sie Complimente wie Herren und Frauen machen, einen Umgang machen, an der Person stehen bleiben, wo sein Herr es wollte, alle Karten kennen, anzeigen, auf welcher Stunde der Zeiger der Uhr stehe, Geld von Geld unterscheiden, den Herrn zur bestimmten Zeit aufwecken, durchs Bellen sagen wie viel Augen drei Personen zusammen mit drei Würfeln geworfen, durch Reife springen, einen Blinden oder auch ein vernageltes Pferd im Gange nachahmen, auf den zwei Füßen einer Seite gehen, sagen, wer ihn, mit verbundenen Augen, geschlagen habe u. s. w. Der Kunststücke sind 59 angegeben. Am Ende ist noch von den Hunderacen, den Hundekrankheiten und Hundearzneimitteln die Rede. Das Büchelchen sollte, weil es bei jedem Kunststücke angibt, wie er den Hund dazu abgerichtet hat, sehr viel für die Psychologie enthalten, man täuschte sich aber sehr. Theils scheint Lang seine Hunde nur auf die gewöhnliche Weise abgerichtet oder dressirt zu haben, über die Seelen der abzurichtenden Thiere sagt er nichts, vermuthlich aber würde er über sie nichts haben sagen können. Er faßte die Sache nur alltäglich, eitel und ökonomisch auf, doch sagt er, daß die Pudel nur leichte Kunststücke lernen können, für schwere untauglich seyen; welche hingegen am besten dazu taugen, sagt er nicht, es sey denn, daß man den Bemerkungen: die Neufundländer und Spartaner sind sehr gelehrig, der Dachshund ist, wenn er von guter Race ist, leicht abzurichten, doch verderben ihn Schläge, das Windspiel ist ungelehrig u. s. w., irgend

einen Werth beilegen wollte. Hin und wieder gibt er Erzeugnisse seiner prosaischen Poesie. Am Ende seiner Darstellungen, z. B. §. 10, einen Hund so abzurichten, daß er, ohne einen Fuß zu rühren, einen Brocken Brod unter seinen Hinterfüßen vorzieht, dichtet er so:

Dieß Stück kost großen Fleiß,
Kost viel Geduld und Zeit;
Doch wer's zu schätzen weiß,
Ihn seine Müh' nicht reut.
Ein König sagte selbst, er müßte frei gestehen,
Dieß war das rarste Stück, das er noch je gesehen.

Es ist erwiesen, daß manche Hunde leicht, andere schwer, manche gar nicht lernen, aber eben so erwiesen, daß manche Menschen Hunde leicht, andere sie nur schwer, noch andere sie gar nicht lehren können. In einzelnen Menschen ist eine rein unbegreifliche und unbegränzte Geschicklichkeit, Thiere augenblicklich zu zähmen, gehorsam und geschickt zu machen; zu diesen gehörte auch Lang. Wer Neigung, Hunde abzurichten, in sich fände, könnte aus diesem Büchelchen allerdings etwas lernen. Anders werden die Pferde, Löwen, Elephanten u. s. w. abgerichtet werden müssen.

Folgende Schriftchen citiren wir nur:

Kluver, Abhandlung vom Hunderecht (Tract. de Jure Canum), 1711. 4. — F. Franz. Kynophilus Aktäon (Aktäon, der Hundefreund), Leipzig 1781. — Reinhardt: Programm über den Verbrecher ausspürenden Hund (Progr. de Cane maleficorum indagatore), Jena 1796. — Der Freund der Schooßhündchen. Königsberg 1797. — Der kleine Bologneser mit seiner Gesellschaft. Leipzig 1817. — F. Walter: der Hund, seine verschiedenen Zuchten und Varietäten, Geschichte seiner Verbreitung und Schicksale, Erziehung, Benutzung, Krankheiten und Feinde. Gießen 1817. — Die Zahl der Schriften über den Hund bildet schon eine ganze kleine Bibliothek, denn es ist über kein anderes Thier so viel geschrieben worden.

Wir sind bei der Schwelle eines neuen Abschnittes angelangt.

XII. Hauptstück.

Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie.

Man kann die Thiere verachten und hochschätzen, hassen und lieben. Unwissenheit und Hochmuth lehren uns das erste, Kenntniß und Demuth das zweite; den Haß lernen wir von der Rachsucht, wenn uns Thiere beleidigt haben, Liebe von unserm Gemüth im Umgang mit gutmüthigen Thieren. Von großen furchtbaren kommt Furcht, gegen kleine lästige Aerger in unser Herz. Achtung und Liebe zum Thiere führen zur Freude an ihm und zur Neigung, es vor Gefahren zu sichern, aus Gefahren zu retten, ihm Freude zu machen, Verachtung desselben zur Gleichgültigkeit und Rohheit gegen dessen Zustand, Freude und Leid, Haß zur Grausamkeit. Wir können aber eigentlich nur gegen unbedeutende Thiere gleichgültig seyn, die bedeutenden erregen uns angenehm oder unangenehm, nicht etwa nur wie Würmer und Schmetterlinge.

Das Kind kann lieben und mißhandeln lernen durch sich selbst und die Erzieher, Eltern, Gespielen und Lehrer. Der ursprüngliche Sinn, oder wie die Natur ihn schon im Mutterschooße gebildet, ist die erste Bedingung. Manchen Kindern ist ein Raufsinn, ein Mordsinn angeboren, andere sind gegen alles Thier gleichgültig, noch andere gemüthlich, feiner organisirt (queis meliore luto finxit praecordia Titan), neigen sich allen mit Liebe augenblicklich zu; dennoch kann jedes Kind ohne seine Schuld Thierquäler werden.

Das Kind weiß zuerst nicht einmal, was zu seinem Selbst und Ich gehört, und beißt sich in die Zehe, die es zum Mund gezogen, wie es etwa vorher, allein ohne Schmerz, in sein Bettbüchelchen gebissen; der Biß in die Zehe hingegen macht ihm Schmerz, worüber es sich verwundert. Es beißt auch seine Mutter und Geschwister, diese aber reagiren mit Worten, Blicken und sanftern oder unsanftern Händen. Da fängt es an, auch diese, nicht nur sich selbst, aus der Reaction schließend, für schmerzempfänglich zu halten. Hingegen schweigt all sein Spielzeug bei jeder, auch der größten, Mißhandlung; nur seiner Puppe, die wie ein kleiner Mensch aussieht, wie ein Mensch gekleidet ist, und erst noch einen Menschennamen trägt, legt es, lobend und tadelnd, belohnend und strafend, Gefühl bei. Es neckt Pflanzen, zerpflückt Blumen. Sie reagiren nicht, sie leiden ohne irgend einen Widerspruch Alles. Kneipt es hingegen eine Katze, so wirkt diese mit Schreien und Kratzen zurück. Wirkt der gekneipte gutmüthigere Hund nicht auch so zurück, so mißhandelt es ihn um so ärger.

So lernt es allmählich nur den Schrei, nur die Zurückwirkung für die Aussage eines Leidens, fürs Kennzeichen des Schmerzens, alles aber, was beim Beißen, Reißen, Treten u. s. w. nicht schreit und nicht an ihm, sondern außer ihm ist, nur für Sache halten. Hat die Katze es gebissen, der Hund geknurrt (die Stimme kennt es schon wohl), so fürchtet es sich, und die Furcht vor den Thieren ist geboren. Es neckt und zupft aber auch an Fliegen, Käfern, Würmern. Diese schreien nicht und reagiren nicht oder zu schwach. Es hält sie deßwegen für schmerzunempfänglich, und reißt ihnen, ohne zu ahnen, was es damit thut, Flügel, Füße, den Kopf ab. Sie kriechen und laufen und fliegen dennoch. Es ergötzt sich daran. Nun ist auch die Thierquälerei geboren, und kann, wenn nicht schnell zu Gunsten und im Namen des Thierchens mit Worten und Werken reagirt wird, zur Liebhaberei werden, die, wie jede Liebhaberei, furchtbar schnell vorwärts schreiten kann. Darum sind die Kleinthiere den Mißhandlungen der Kinder, weil sie nicht reagiren können und also unempfindlich scheinen, wie die Kleinmenschen dem Zupfen und Zerren der Großen der Erde, wenn sie nicht physiologisch und humanistisch belehrt worden,

in allen fünf Welttheilen ausgesetzt und hingegeben. Wenn erst noch die Eltern selbst ohne Tadel und Bestrafung zuschauen, und vom Thier verächtlich sprechen, treibt die Sünde blitzschnell tiefe Wurzeln in das noch weiche Herz; und helfen Gespielen lustig mitquälen, so geht die Pfahlwurzel bald bis in den Mittelpunkt desselben hinab. Stillschweigend ist ein fürchterlicher Bund, eine Catilinarische Verschwörung, eine Mordbande gegen die Thierwelt in Häusern, Feldern und Wäldern entstanden.

Zärter organisirte Kinder ahnen jedoch, wie zärtere Große, von selbst im Krümmen des Wurms, im stillen Zittern des Schmetterlings etwas, das sie nicht hätten verursachen sollen. Sie fühlen Mitleiden und quälen nicht mehr, und das Bild des Thieres erscheint ihnen im angstmachenden Traume. Es entwickelt sich in ihnen Wohlwollen, und mit großer Zuneigung wollen sie das begangene Unrecht auslöschen. Das Wohlwollen kann, wenn es nicht belehrt wird, in Empfindelei und in Vorwürfe gegen die Natur (Werthers Leiden), daß diese selbst grausam sey, übergehen.

Wie die Anlagen des Kindes nun immer seyn mögen, muß die Erziehung, als das erste und stärkste Element für die Jugend, lehren und leiten. Sie kann es dahin bringen, daß sich das Kind augenblicklich, wenn es von der beleidigten Katze gebissen wird, dem heftigsten Zorn hingibt, und den Hund, wenn er ihm schmeichelt, in Freude umarmt. Es steht zu vermuthen, daß die Thiere niemals überall und bei allen Menschen zu ihrem Rechte kommen, doch auch, daß die Liebe zu ihnen niemals aussterben werde.

Das zweite stärkste Element, das auf die Behandlung der Thiere Einfluß hat, ist die religiöse Ansicht. Wir können in Bezug auf die Entstehung der Vorstellung von der Nothwendigkeit blutiger Opfer mehrere Fragen thun.

Das Opfer ist uralt. Schon die ersten Menschen opferten Thiere. Indien, Persien, Peru opferten keine oder äußerst wenige. Warum gab es Religionsansichten, die solche wollten, und solche, die keine wollten? Warum vergötterte man Thiere und opferte sie nicht? (Indien). Warum hielt man sie für Sachen und opferte? (Palästina). Warum opferte man Menschen und Thiere? (Chaldäa). Warum nur Menschen? (Mexico).

Wie ist die Idee der Zulässigkeit und Nothwendigkeit eines blutigen Menschen= oder Thieropfers, des blutigen, entstanden, und wie konnte sie entstehen? Jedenfalls ist die Vorstellung eines Opfers an des Menschen Statt oder des Sündopfers für die Urzeit zu theologisch gewesen. Die ersten Opfer mögen Dankopfer und zwar erst nur Garben oder Früchte gewesen seyn, allein, weil sie nichts empfinden und kein Blut strömte, konnten sie eben nur als Dankopfer, nicht als Sündopfer, dienen. Taubenblut hätte nothfällig dienen können, wenn es nicht bloß ein poetischer Ausdruck wäre.

Als einmal das Thieropfer aufgekommen, konnte man auch im Thierquälen eine Versöhnung finden. Je mehr das Thier (der Sündenbock) leidet, desto minder hat dann der Mensch zu leiden!

Am grausamsten machen Menschenopfer (s. Chaldäa und Carthago). Als Gegengewicht diente andern Ortes die Vergötterung der Thiere und der Glaube an die Seelenwanderung. Darum kann nichts den Menschen so sehr und schnell, wie verbessern, so auch verhunzen, als die Religion!

Beinahe alle alten Völker wollten nun einmal in den Tempeln tödten, und man mußte es ihnen lassen. Solch ein Gottesdienst macht nicht mild, darum waren die Inder, Perser, Aegyptier milder als die Judäer. Wie reimte sich aber das Blöcken und Sträuben und Jammern der Thiere zum übrigen Dienste in den Tempeln? Ihr habt mein Haus zu einem Mörderhause gemacht! ist nicht umsonst von dem, der auch allen Thieropfern ein Ende machen wollte, ausgerufen worden.

Es ist des Mordens außer den Tempeln genug! Hätte man erst noch niedrigere Thierarten geopfert, wie wäre man wegen ihrer Schwäche, Unfähigkeit sich menschenartig zu sträuben und den Schmerz auszudrücken, und ihrer Verächtlichkeit mit ihnen umgegangen? Die christliche Religion weiß und will nichts von Opfern. Mit dem Opfer des Einen großen waren alle abgeschafft; und die fröhliche Botschaft will sorgfältige Berücksichtigung aller empfindenden Wesen in und außer der Kirche.

Ein drittes Element ist die Nothwendigkeit und Gewohnheit, Thiere zu tödten. Sogar der demüthigste Mensch ver=

achtet sogenanntes Ungeziefer. Es ist klein, lästig, schädlich, lebt in Sümpfen, Miststätten, Aasen, ist thierisches Unkraut, Geschmeiß, oder es kriecht im Boden, auf der Erde. Die Natur nimmt nicht Rücksicht auf sie, der Mensch auch nicht. Es ekelt ihn an, oder plagt ihn fast oder gar auf den Tod, zernichtet sogar seine Heerde, warum sollte er sie nicht hassen, nicht tödten? Dieses Tödten aber stumpft schon ab, und kann zur Grausamkeit führen, denn man trägt seine Empfindung oder vielmehr Nichtempfindung auf die größern und vollkommnern Thiere über. Der Inder und Aegyptier tödtete gar nicht oder nur sehr wenige Thiere. Man fragte sich, ob Tödten erlaubt sey, zu allen Zeiten, auch wenn man an keine Seelenwanderung noch Thiervergötterung noch Vermenschlichung dachte, einzig auf dem Standpunkt der Humanität. Ist der Mensch berechtigt, dem Thiere das Einzige, was es vielleicht hat, sein irdisches Leben, zu nehmen, oder auch ihm einen Schmerz zu verursachen, ohne von ihm bedroht oder auch nur beleidigt zu seyn? Wir tödten Ungeziefer und Bestien, weil wir müssen, wir tödten Rinder, Schafe u. s. w., weil wir wollen. Unser Gebiß und Eingeweide ist fürs Essen von Fleisch wie von Pflanzen genaturt. Man entschied sich im Streite fürs Fleischessen, jedoch nicht deßwegen, sondern weil auch biblische Personen, z. B. Abraham, Fleisch gegessen, oder, wie Franklin, der als Jüngling sich nur von Pflanzenspeisen nähren wollte, dann aber auf einer Seefahrt den Magen eines Hechtes voll Fische gesehen, weil auch die Thiere Fleisch essen, die Natur selbst zu thierischen Speisen auffordere. Plutarch sagt: laßt uns Fleisch essen, nicht aus Wollust, sondern aus Nothwendigkeit; laßt uns Thiere tödten, doch mit Erbarmen; wir wollen sie nicht martern, ihres Todes nicht spotten. Wie auffallend mag Manchen das Wort der alten Peruaner seyn, die, als man ihnen, nur an Pflanzen Gewöhnten, Fleisch anbot, äußerten: wir essen kein Fleisch, wir sind ja keine Hunde!

Der Formen, Thiere zu tödten, ist eine furchtbare Zahl. Man zertritt, zerdrückt, zerquetscht sie (Würmer, Blattläuse, Spinnen), man reißt ihnen den sogenannten Lebensfaden aus dem Schwanze (Krebse), man schüttet sie ins Feuer (Maikäfer), oder wirft sie Hühnern vor, ersäuft sie in Branntwein, in den

man sie fallen macht (Stubenfliegen), oder läßt sie Wasser von Giftpilzen, Arsenik (Fliegenstein) u. s. w. trinken, oder hängt Klebruthen in der Stube auf, an denen sie kleben bleiben und verhungern müssen. Krebse werden etwa auch nur in Wasser gethan, und dann frisch darin gesotten, Käfer in heißem Wasser sterben gemacht, Schmetterlinge u. s. w. mit Schwefeldampf, oder mit einer durch sie gestochenen und durch eine Spielkarte von ihnen getrennten, ins Kerzenlicht gehaltenen Nadel, und die ganze Bevölkerung eines Bienenstockes mit einer angezündeten Schwefelschnitte umgebracht. Hornisse und Ameisenhaufen ersäuft man durch Eingießung von Wasser oder Ausbrennung. Heuschreckenheere, wenn sie sich gelagert haben, tödtet man durchs Zerstampfen mit Pferde- und Menschenfüßen, durch Eintauchen zusammengerechter Haufen in heißes Wasser. Fische läßt man auf dem Trocknen sich zu Tode nach Wasser schnappen, oder schlägt ihnen den Kopf an Boden und Wand. Große Lurche müssen Knütteln und dem Eisen auf jede mögliche und thunliche Weise unterliegen. Singvögeln auf den Vogelheerden drückt man das Herzchen zusammen, Tauben ersäuft man oder man wirft sie, wie Staare, derb wider den Boden, Hühnern dreht man das Messer im Halse herum, Enten, Gänsen haut man den Kopf ab. Größere Vögel erdrosselt man oder tödtet sie mit Blausäure. Wallfische u. s. w. werden mit Harpunen, Seehunde mit Knüttelschlägen, Tiger mit Kugeln todt gemacht.

Für die Schlachthausthiere sind ebenfalls viele Formen erfunden worden. Welches diejenige der Urzeit gewesen, ist uns nur theilweise klar. Griechen und Römer schlugen die Schweine zuerst auf die Nase, dann stachen sie dieselben, oder sie stachen sie zuerst auch nicht. Kälber, Schafe, Ziegen stachen sie nur, und ließen sie dann am Boden verzappeln. Rinder wurden entweder zuerst niedergeschlagen und dann gestochen, oder auch nur, wie es hie und da jetzt noch geschieht, mit Stricken gefällt, und ihnen dann das Messer in den Hals getrieben. Andernorts weiß man, wo das Messer in den Nacken gestoßen ihnen augenblicklich den Tod anthut. Gefangene, kollerig oder verrückt gewordene Elephanten erschießt, oder vergiftet man. Ganz neu ist die von Dr. Carson in

ten, weil er immer mit ihm umgeht, ihn demzu folge immer beobachten, kennen lernen und Vieles an ihm finden kann; wir erwähnen von unserm Hunde aus gleichen Gründen eben so viel und eben so Wunderbares. Immerfort streiten die Schriften über beide, welchem der Vorrang gehöre. Gewiß gibt ihn der Orient dem Elephanten, und diejenigen des Occidents, die über die Kunstgeschicklichkeiten des selten zu schauenden Elephanten staunen, stimmen ihm vielleicht bei, Andere, scharfe Hundebeobachter, sind anderer Meinung; scharfe Pferdebeobachter und sonst Pferdefreunde stellen ja sogar das Pferd, ihren geistigen Liebling, voran. Aus Achtung vor dem Hunde bezeichnen wir noch ein paar Schriften, die sich, angeführten Grundes wegen, auf ihn allein beziehen.

A. F. J. Freville, Geschichte berühmter Hunde. Ein Beitrag zur Beurtheilung über die Thierschöpfung. Aus dem Französischen. Mit sechs Kupfern. Leipzig 1797. Die Anekdoten sind aus den ältesten wie aus den neuesten Zeiten genommen. Schon die Hundenamen: Chouchou, Bobie, Türlurette, Quilette deuten auf französische Hunde und Tändeleien. Das Meiste scheint übertrieben und nur zur Kurzweil geschrieben zu seyn. Die sechs Bilder zeigen uns den sterbenden Argus, Hund des Odysseus; den Kampf Macaire's mit dem Hunde seines ermordeten Nebenbuhlers Montdidier; den Hund Mustapha, der, um seines Herrn Tod zu rächen, die Kanone losschießt; den, der bei dem Grabe seines Herrn sieben Jahre trauerte und daselbst starb; das Windspiel des Legers, das den gefangenen Herrn tagtäglich besuchte, d. h. beim Thurme sich einfand, und des Müllers Hund von Spoleto, der mit der Mütze des Töchterchens heimkam, anzuzeigen, daß das Töchterchen verunglückt sey. Die zweite Edition, Paris 1808, zwei Theile, mit mehr als 500 Seiten, enthält beinahe alle bekannten Hundeanekdoten. Das Motto aus Richer lautet: das Naturell der Hunde ist so viel werth als das unsrige. Eine Einleitung spricht von diesem Naturell, und zwei Täfelchen geben die verschiedenen Hunderacen zu schauen. Die übrigen netten Kupferstiche enthalten die Vorstellungen der ersten Ausgabe, die der Uebersetzer oder vielmehr Auszugmacher gegeben hat.

Charakteristik des Hundes. Eine Sammlung vieles Interessanten, insbesondere über die Eigenschaften und den Nutzen dieses Geschöpfes. Zur Unterhaltung für allerlei Leser. Leipzig 1819, mit dem Motto von Thümmel: lebt wohl ein Menschenfreund, der sich nicht seiner Hunde, ihrer Tugenden und Liebe freut! Zu Ehren der Hunde sind mehrere Gedichtchen und Anekdoten von vornehmern Hundeliebhabern aufgenommen. Ein selbstständiges, nettes, angenehmes, nur zu kurzes Büchelchen! E. G. H. Frohberg: Anekdoten von Hunden, oder Klugheit und Treue des Hundes, Quedlinburg 1834. Achtzig Anekdoten. Manches Alte und Neue. Ohne Raisonnement. Th. Götz: Monographie des Hundes oder Beschreibung u. s. w., mit Angabe der Hundekrankheiten und Mittel dagegen. Mit 39 colorirten Bildern der Hunderacen. 1834. Als Titelblatt ist wieder einmal Barry, der berühmte Hund des St. Bernhardsbergs, gegeben. Für Hundefreunde zur naturgeschichtlichen Belehrung ein wackeres Buch. Am Ende ist noch ein Plan einer englischen Jäger= und Hundewärterwohnung gegeben.

R. Langs Geheimnisse zur künstlichen Abrichtung der Hunde. Neu bearbeitet. Mit 31 Kupfern. Augsburg. Oder mit dem Titel: R. L. Natürliche Zauberei oder gründliche Anweisung, wie man Hunde leicht zu außerordentlichen und beinahe übernatürlich scheinenden Künsten abrichten kann, nebst u. s. w. Mit 13 (sehr lebhaft colorirten) Kupfern geziert. 159 Seiten. Rudolph Lang war Bierbrauer in Augsburg. Ein Papier, in das Käse eingewickelt war, und zufällig einmal in einem Wirthshaus von ihm gefunden worden, das vom Abrichten der Thiere handelte, erregte seine ihm angeborne und stets genährte Vorliebe für Thiere, Versuche zu machen. Sie gelangen ihm außerordentlich gut. Seine ersten Versuche machte er mit zwei dänischen Hunden. Dann reiste er, noch mehrere abrichtend, in ganz Deutschland mit seinen Kunsthunden herum, besuchte die Höfe, wurde überallhin eingeladen, und sogar aufgefordert, nach Konstantinopel zu reisen, was er jedoch nicht that. Der Christ traute dem Türken nicht. Man hielt aber auch seine Kunst fast überall für Zauberei. Lang gab seine Reisen, und wie er die Hunde abgerichtet, selbst noch

heraus, und eben dieses sein Schriftchen ist in obigem Titel, doch neu aufgelegt, enthalten.

Zu Nürnberg legte er in einer ganz großen Gesellschaft seinem Hunde Hanswurst hundert Blätter mit Buchstaben vor. Hanswurst wählte 38 heraus und setzte den Reim: Ewiges Wohlergehen, Laß der Herr Euch alle sehen! (Man denke sich das Erstaunen der Nürnberger!) Man setzte den Hund häufig, schön gekleidet, an die Tafeln (an die man keinen gemeinen Menschen, etwa einen Handwerker oder gar einen Bauer, genommen hätte) und bot ihm auch einmal für diesen Hanswurst hundert Ducaten, jedoch vergeblich, an. Vor Karl VI setzte Mosche (sein zweiter Hund) aus mehr als siebzig Buchstaben: Es lebe Karl VI, zusammen. Lang lehrte sie Complimente wie Herren und Frauen machen, einen Umgang machen, an der Person stehen bleiben, wo sein Herr es wollte, alle Karten kennen, anzeigen, auf welcher Stunde der Zeiger der Uhr stehe, Geld von Geld unterscheiden, den Herrn zur bestimmten Zeit aufwecken, durchs Bellen sagen wie viel Augen drei Personen zusammen mit drei Würfeln geworfen, durch Reife springen, einen Blinden oder auch ein vernageltes Pferd im Gange nachahmen, auf den zwei Füßen einer Seite gehen, sagen, wer ihn, mit verbundenen Augen, geschlagen habe u. s. w. Der Kunststücke sind 59 angegeben. Am Ende ist noch von den Hunderacen, den Hundekrankheiten und Hundearzneimitteln die Rede. Das Büchelchen sollte, weil es bei jedem Kunststücke angibt, wie er den Hund dazu abgerichtet hat, sehr viel für die Psychologie enthalten, man täuschte sich aber sehr. Theils scheint Lang seine Hunde nur auf die gewöhnliche Weise abgerichtet oder dressirt zu haben, über die Seelen der abzurichtenden Thiere sagt er nichts, vermuthlich aber würde er über sie nichts haben sagen können. Er faßte die Sache nur alltäglich, eitel und ökonomisch auf, doch sagt er, daß die Pudel nur leichte Kunststücke lernen können, für schwere untauglich seyen; welche hingegen am besten dazu taugen, sagt er nicht, es sey denn, daß man den Bemerkungen: die Neufundländer und Spartaner sind sehr gelehrig, der Dachshund ist, wenn er von guter Race ist, leicht abzurichten, doch verderben ihn Schläge, das Windspiel ist ungelehrig u. s. w., irgend

einen Werth beilegen wollte. Hin und wieder gibt er Erzeugnisse seiner prosaischen Poesie. Am Ende seiner Darstellungen, z. B. §. 10, einen Hund so abzurichten, daß er, ohne einen Fuß zu rühren, einen Brocken Brod unter seinen Hinterfüßen vorzieht, dichtet er so:

Dieß Stück kost großen Fleiß,
Kost viel Geduld und Zeit;
Doch wer's zu schätzen weiß,
Ihn seine Müh' nicht reut.
Ein König sagte selbst, er müßte frei gestehen,
Dieß war das rarste Stück, das er noch je gesehen.

Es ist erwiesen, daß manche Hunde leicht, andere schwer, manche gar nicht lernen, aber eben so erwiesen, daß manche Menschen Hunde leicht, andere sie nur schwer, noch andere sie gar nicht lehren können. In einzelnen Menschen ist eine rein unbegreifliche und unbegränzte Geschicklichkeit, Thiere augenblicklich zu zähmen, gehorsam und geschickt zu machen; zu diesen gehörte auch Lang. Wer Neigung, Hunde abzurichten, in sich fände, könnte aus diesem Büchelchen allerdings etwas lernen. Anders werden die Pferde, Löwen, Elephanten u. s. w. abgerichtet werden müssen.

Folgende Schriftchen citiren wir nur:

Kluver, Abhandlung vom Hunderecht (Tract. de Jure Canum), 1711. 4. — F. Franz. Kynophilus Aktäon (Aktäon, der Hundefreund), Leipzig 1781. — Reinhardt: Programm über den Verbrecher ausspürenden Hund (Progr. de Cane maleficorum indagatore), Jena 1796. — Der Freund der Schooßhündchen. Königsberg 1797. — Der kleine Bologneser mit seiner Gesellschaft. Leipzig 1817. — F. Walter: der Hund, seine verschiedenen Zuchten und Varietäten, Geschichte seiner Verbreitung und Schicksale, Erziehung, Benutzung, Krankheiten und Feinde. Gießen 1817. — Die Zahl der Schriften über den Hund bildet schon eine ganze kleine Bibliothek, denn es ist über kein anderes Thier so viel geschrieben worden.

Wir sind bei der Schwelle eines neuen Abschnittes angelangt.

XII. Hauptstück.

Andeutungen aus der Geschichte der Behandlung der Thiere oder der praktischen Thierpsychologie.

Man kann die Thiere verachten und hochschätzen, hassen und lieben. Unwissenheit und Hochmuth lehren uns das erste, Kenntniß und Demuth das zweite; den Haß lernen wir von der Rachsucht, wenn uns Thiere beleidigt haben, Liebe von unserm Gemüth im Umgang mit gutmüthigen Thieren. Von großen furchtbaren kommt Furcht, gegen kleine lästige Aerger in unser Herz. Achtung und Liebe zum Thiere führen zur Freude an ihm und zur Neigung, es vor Gefahren zu sichern, aus Gefahren zu retten, ihm Freude zu machen, Verachtung desselben zur Gleichgültigkeit und Rohheit gegen dessen Zustand, Freude und Leid, Haß zur Grausamkeit. Wir können aber eigentlich nur gegen unbedeutende Thiere gleichgültig seyn, die bedeutenden erregen uns angenehm oder unangenehm, nicht etwa nur wie Würmer und Schmetterlinge.

Das Kind kann lieben und mißhandeln lernen durch sich selbst und die Erzieher, Eltern, Gespielen und Lehrer. Der ursprüngliche Sinn, oder wie die Natur ihn schon im Mutterschooße gebildet, ist die erste Bedingung. Manchen Kindern ist ein Raufsinn, ein Mordsinn angeboren, andere sind gegen alles Thier gleichgültig, noch andere gemüthlich, feiner organisirt (queis meliore luto finxit praecordia Titan), neigen sich allen mit Liebe augenblicklich zu; dennoch kann jedes Kind ohne seine Schuld Thierquäler werden.

Das Kind weiß zuerst nicht einmal, was zu seinem Selbst und Ich gehört, und beißt sich in die Zehe, die es zum Mund gezogen, wie es etwa vorher, allein ohne Schmerz, in sein Bettbüchelchen gebissen; der Biß in die Zehe hingegen macht ihm Schmerz, worüber es sich verwundert. Es beißt auch seine Mutter und Geschwister, diese aber reagiren mit Worten, Blicken und sanftern oder unsanftern Händen. Da fängt es an, auch diese, nicht nur sich selbst, aus der Reaction schließend, für schmerzempfänglich zu halten. Hingegen schweigt all sein Spielzeug bei jeder, auch der größten, Mißhandlung; nur seiner Puppe, die wie ein kleiner Mensch aussieht, wie ein Mensch gekleidet ist, und erst noch einen Menschennamen trägt, legt es, lobend und tadelnd, belohnend und strafend, Gefühl bei. Es neckt Pflanzen, zerpflückt Blumen. Sie reagiren nicht, sie leiden ohne irgend einen Widerspruch Alles. Kneipt es hingegen eine Katze, so wirkt diese mit Schreien und Kratzen zurück. Wirkt der gekneipte gutmüthigere Hund nicht auch so zurück, so mißhandelt es ihn um so ärger.

So lernt es allmählich nur den Schrei, nur die Zurückwirkung für die Aussage eines Leidens, fürs Kennzeichen des Schmerzens, alles aber, was beim Beißen, Reißen, Treten u. s. w. nicht schreit und nicht an ihm, sondern außer ihm ist, nur für Sache halten. Hat die Katze es gebissen, der Hund geknurrt (die Stimme kennt es schon wohl), so fürchtet es sich, und die Furcht vor den Thieren ist geboren. Es neckt und zupft aber auch an Fliegen, Käfern, Würmern. Diese schreien nicht und reagiren nicht oder zu schwach. Es hält sie deßwegen für schmerzunempfänglich, und reißt ihnen, ohne zu ahnen, was es damit thut, Flügel, Füße, den Kopf ab. Sie kriechen und laufen und fliegen dennoch. Es ergötzt sich daran. Nun ist auch die Thierquälerei geboren, und kann, wenn nicht schnell zu Gunsten und im Namen des Thierchens mit Worten und Werken reagirt wird, zur Liebhaberei werden, die, wie jede Liebhaberei, furchtbar schnell vorwärts schreiten kann. Darum sind die Kleinthiere den Mißhandlungen der Kinder, weil sie nicht reagiren können und also unempfindlich scheinen, wie die Kleinmenschen dem Zupfen und Zerren der Großen der Erde, wenn sie nicht physiologisch und humanistisch belehrt worden,

in allen fünf Welttheilen ausgesetzt und hingegeben. Wenn erst noch die Eltern selbst ohne Tadel und Bestrafung zuschauen, und vom Thier verächtlich sprechen, treibt die Sünde blitzschnell tiefe Wurzeln in das noch weiche Herz; und helfen Gespielen lustig mitquälen, so geht die Pfahlwurzel bald bis in den Mittelpunkt desselben hinab. Stillschweigend ist ein fürchterlicher Bund, eine Catilinarische Verschwörung, eine Mordbande gegen die Thierwelt in Häusern, Feldern und Wäldern entstanden.

Zärter organisirte Kinder ahnen jedoch, wie zärtere Große, von selbst im Krümmen des Wurms, im stillen Zittern des Schmetterlings etwas, das sie nicht hätten verursachen sollen. Sie fühlen Mitleiden und quälen nicht mehr, und das Bild des Thieres erscheint ihnen im angstmachenden Traume. Es entwickelt sich in ihnen Wohlwollen, und mit großer Zuneigung wollen sie das begangene Unrecht auslöschen. Das Wohlwollen kann, wenn es nicht belehrt wird, in Empfindelei und in Vorwürfe gegen die Natur (Werthers Leiden), daß diese selbst grausam sey, übergehen.

Wie die Anlagen des Kindes nun immer seyn mögen, muß die Erziehung, als das erste und stärkste Element für die Jugend, lehren und leiten. Sie kann es dahin bringen, daß sich das Kind augenblicklich, wenn es von der beleidigten Katze gebissen wird, dem heftigsten Zorn hingibt, und den Hund, wenn er ihm schmeichelt, in Freude umarmt. Es steht zu vermuthen, daß die Thiere niemals überall und bei allen Menschen zu ihrem Rechte kommen, doch auch, daß die Liebe zu ihnen niemals aussterben werde.

Das zweite stärkste Element, das auf die Behandlung der Thiere Einfluß hat, ist die religiöse Ansicht. Wir können in Bezug auf die Entstehung der Vorstellung von der Nothwendigkeit blutiger Opfer mehrere Fragen thun.

Das Opfer ist uralt. Schon die ersten Menschen opferten Thiere. Indien, Persien, Peru opferten keine oder äußerst wenige. Warum gab es Religionsansichten, die solche wollten, und solche, die keine wollten? Warum vergötterte man Thiere und opferte sie nicht? (Indien). Warum hielt man sie für Sachen und opferte? (Palästina). Warum opferte man Menschen und Thiere? (Chaldäa). Warum nur Menschen? (Mexico).

Wie ist die Idee der Zulässigkeit und Nothwendigkeit eines blutigen Menschen- oder Thieropfers, des blutigen, entstanden, und wie konnte sie entstehen? Jedenfalls ist die Vorstellung eines Opfers an des Menschen Statt oder des Sündopfers für die Urzeit zu theologisch gewesen. Die ersten Opfer mögen Dankopfer und zwar erst nur Garben oder Früchte gewesen seyn, allein, weil sie nichts empfinden und kein Blut strömte, konnten sie eben nur als Dankopfer, nicht als Sündopfer, dienen. Taubenblut hätte nothfällig dienen können, wenn es nicht bloß ein poetischer Ausdruck wäre.

Als einmal das Thieropfer aufgekommen, konnte man auch im Thierquälen eine Versöhnung finden. Je mehr das Thier (der Sündenbock) leidet, desto minder hat dann der Mensch zu leiden!

Am grausamsten machen Menschenopfer (s. Chaldäa und Carthago). Als Gegengewicht diente andern Ortes die Vergötterung der Thiere und der Glaube an die Seelenwanderung. Darum kann nichts den Menschen so sehr und schnell, wie verbessern, so auch verhunzen, als die Religion!

Beinahe alle alten Völker wollten nun einmal in den Tempeln tödten, und man mußte es ihnen lassen. Solch ein Gottesdienst macht nicht mild, darum waren die Inder, Perser, Aegyptier milder als die Judäer. Wie reimte sich aber das Blöcken und Sträuben und Jammern der Thiere zum übrigen Dienste in den Tempeln? Ihr habt mein Haus zu einem Mörderhause gemacht! ist nicht umsonst von dem, der auch allen Thieropfern ein Ende machen wollte, ausgerufen worden.

Es ist des Mordens außer den Tempeln genug! Hätte man erst noch niedrigere Thierarten geopfert, wie wäre man wegen ihrer Schwäche, Unfähigkeit sich menschenartig zu sträuben und den Schmerz auszudrücken, und ihrer Verächtlichkeit mit ihnen umgegangen? Die christliche Religion weiß und will nichts von Opfern. Mit dem Opfer des Einen großen waren alle abgeschafft; und die fröhliche Botschaft will sorgfältige Berücksichtigung aller empfindenden Wesen in und außer der Kirche.

Ein drittes Element ist die Nothwendigkeit und Gewohnheit, Thiere zu tödten. Sogar der demüthigste Mensch ver-

achtet sogenanntes Ungeziefer. Es ist klein, lästig, schädlich, lebt in Sümpfen, Miststätten, Aasen, ist thierisches Unkraut, Geschmeiß, oder es kriecht im Boden, auf der Erde. Die Natur nimmt nicht Rücksicht auf sie, der Mensch auch nicht. Es ekelt ihn an, oder plagt ihn fast oder gar auf den Tod, zernichtet sogar seine Heerde, warum sollte er sie nicht hassen, nicht tödten? Dieses Tödten aber stumpft schon ab, und kann zur Grausamkeit führen, denn man trägt seine Empfindung oder vielmehr Nichtempfindung auf die größern und vollkommnern Thiere über. Der Inder und Aegyptier tödtete gar nicht oder nur sehr wenige Thiere. Man fragte sich, ob Tödten erlaubt sey, zu allen Zeiten, auch wenn man an keine Seelenwanderung noch Thiervergötterung noch Vermenschlichung dachte, einzig auf dem Standpunkt der Humanität. Ist der Mensch berechtigt, dem Thiere das Einzige, was es vielleicht hat, sein irdisches Leben, zu nehmen, oder auch ihm einen Schmerz zu verursachen, ohne von ihm bedroht oder auch nur beleidigt zu seyn? Wir tödten Ungeziefer und Bestien, weil wir müssen, wir tödten Rinder, Schafe u. s. w., weil wir wollen. Unser Gebiß und Eingeweide ist fürs Essen von Fleisch wie von Pflanzen genaturt. Man entschied sich im Streite fürs Fleischessen, jedoch nicht deßwegen, sondern weil auch biblische Personen, z. B. Abraham, Fleisch gegessen, oder, wie Franklin, der als Jüngling sich nur von Pflanzenspeisen nähren wollte, dann aber auf einer Seefahrt den Magen eines Hechtes voll Fische gesehen, weil auch die Thiere Fleisch essen, die Natur selbst zu thierischen Speisen auffordere. Plutarch sagt: laßt uns Fleisch essen, nicht aus Wollust, sondern aus Nothwendigkeit; laßt uns Thiere tödten, doch mit Erbarmen; wir wollen sie nicht martern, ihres Todes nicht spotten. Wie auffallend mag Manchen das Wort der alten Peruaner seyn, die, als man ihnen, nur an Pflanzen Gewöhnten, Fleisch anbot, äußerten: wir essen kein Fleisch, wir sind ja keine Hunde!

Der Formen, Thiere zu tödten, ist eine furchtbare Zahl. Man zertritt, zerdrückt, zerquetscht sie (Würmer, Blattläuse, Spinnen), man reißt ihnen den sogenannten Lebensfaden aus dem Schwanze (Krebse), man schüttet sie ins Feuer (Maikäfer), oder wirft sie Hühnern vor, ersäuft sie in Branntwein, in den

man sie fallen macht (Stubenfliegen), oder läßt sie Wasser von Giftpilzen, Arsenik (Fliegenstein) u. s. w. trinken, oder hängt Klebruthen in der Stube auf, an denen sie kleben bleiben und verhungern müssen. Krebse werden etwa auch nur in Wasser gethan, und dann frisch darin gesotten, Käfer in heißem Wasser sterben gemacht, Schmetterlinge u. s. w. mit Schwefeldampf, oder mit einer durch sie gestochenen und durch eine Spielkarte von ihnen getrennten, ins Kerzenlicht gehaltenen, Nadel, und die ganze Bevölkerung eines Bienenstockes mit einer angezündeten Schwefelschnitte umgebracht. Hornisse und Ameisenhaufen ersäuft man durch Eingießung von Wasser oder Ausbrennung. Heuschreckenheere, wenn sie sich gelagert haben, tödtet man durchs Zerstampfen mit Pferde = und Menschenfüßen, durch Eintauchen zusammengerechter Haufen in heißes Wasser. Fische läßt man auf dem Trocknen sich zu Tode nach Wasser schnappen, oder schlägt ihnen den Kopf an Boden und Wand. Große Lurche müssen Knütteln und dem Eisen auf jede mögliche und thunliche Weise unterliegen. Singvögeln auf den Vogelheerden drückt man das Herzchen zusammen, Tauben ersäuft man oder man wirft sie, wie Staare, derb wider den Boden, Hühnern dreht man das Messer im Halse herum, Enten, Gänsen haut man den Kopf ab. Größere Vögel erdrosselt man oder tödtet sie mit Blausäure. Wallfische u. s. w. werden mit Harpunen, Seehunde mit Knüttelschlägen, Tiger mit Kugeln todt gemacht.

Für die Schlachthausthiere sind ebenfalls viele Formen erfunden worden. Welches diejenige der Urzeit gewesen, ist uns nur theilweise klar. Grizchen und Römer schlugen die Schweine zuerst auf die Nase, dann stachen sie dieselben, oder sie stachen sie zuerst auch nicht. Kälber, Schafe, Ziegen stachen sie nur, und ließen sie dann am Boden verzappeln. Rinder wurden entweder zuerst niedergeschlagen und dann gestochen, oder auch nur, wie es hie und da jetzt noch geschieht, mit Stricken gefällt, und ihnen dann das Messer in den Hals getrieben. Andernorts weiß man, wo das Messer in den Nacken gestoßen ihnen augenblicklich den Tod anthut. Gefangene, kollerig oder verrückt gewordene Elephanten erschießt, oder vergiftet man. Ganz neu ist die von Dr. Carson in

England erfundene und angepriesene Methode, Schafe, Ziegen, Kälber, Schweine, Ochsen, kurz alle mit elastischen Lungen versehenen und zur Schlachtbank geführten Thiere zu tödten. Sie sticht eine zugespitzte Röhre dem Thiere zwischen der fünften und sechsten Rippe in die Brust, und drückt aus einem angebrachten mit Luft gefüllten Sacke gewaltsam Luft hinein, so daß des Thieres Lunge gepreßt wird, sich nicht mehr ausdehnen kann, und das Thier ersticken muß. Der Erstickungsproceß dauert bei der größten Schnelligkeit und Gewandtheit des Schlachtkünstlers doch wenigstens zwei Minuten. Sehr oft muß das Thier länger leiden. Schlimm genug, denn alle Leidenden (Thiere und Menschen) haben erst noch ein ganz anderes Zeitmaaß' als die Fröhlichen. Um dem Thiere gehörig beikommen zu können, wird es etwa an den Hinter- oder Vorderbeinen aufgehängt, die auf der Erde stehenden werden an Pflöcke befestigt. Welche gräßliche Zurüstungen! Carsons Standpunkt ist nicht der des Thierfreundes, sondern des Schlächters, und beabsichtigt nur feinern Geschmack und andere eben nicht nöthige Tugenden des Fleisches. Blut wird allerdings nicht sichtbar, aber die Schrift warnt auch die Doctoren unter den Schlächtern in England vor dem Genusse Erstickter.

Das Stechen des Messers in ein Thier, das Menschenähnliches hat, muß, weil es gegen unsre Natur ist, gelernt, das Gefühl gegen das Mitleiden gewaffnet, das Herz gegen das elende Blöcken und Zappeln und den Schmerz abgestumpft werden.

Darum stehen Schlachtbuden nicht gut in den Städten und Dörfern. Sie sind für viele junge Zuschauer Schulen der Mitleidlosigkeit; wir ehren den Schlächter, der sein Tödten kurz und gut macht, wir entschuldigen manche Rauhheit an ihm, weil ihn sein Beruf stets in Gefahr, rauh zu werden, hält; wir sehen's nicht gerne, wenn die Jugend das Schlachthaus liebt, und nehmen sogar wahr, daß selbst die Schlächterhunde durch den Anblick des Todes der Thiere und des Blutes immer mordlustiger werden.

In England sind die Schlächter durchs Gesetz von der Jury, weil ihnen nicht genug Mitgefühl für Schmerz und Tod zugetraut wird, ausgeschlossen; es gibt aber auch Jäger, Aerzte u. s. w., die man ausschließen sollte! Septius im Seneca, der

sich alles Fleisches enthielt, weil der Mensch kein Blut vergießen soll, weil alles Tödten grausam mache, hätte weder Schlächter noch Jäger werden können. Kann aber die Nothwendigkeit, Thiere zu tödten, hart, roh und grausam machen, so muß sie es doch nicht. Wir sprechen nur von den Wirkungen, die da drohen, und allerdings nur zu oft hervortreten. Es gibt Schlächter, welche nur mit Zittern das Messer ergreifen und in die Gurgel stoßen, und ihren Beruf deßwegen bald verlassen.

Die Jagd war und ist nothwendig, und war einst zugleich eine Schule der Gewandtheit, des Muthes, der Kraft, so wie auch ein Spiel zur Lust des Geistes. Die Thiere der Wüsten und Wälder gefährdeten die Menschen und deren Saaten. Jäger waren unentbehrliche Wohlthäter. Aber auch die Jagd machte schon Tausende roh, und die Geschichte sagt, daß gerade viele Jagdliebhaber grausam gegen die Menschen gewesen; man nennt sie ja eine Vorschule des Kriegs. Viele alte geistvolle Kirchenväter waren der Jagd sehr abhold. Aus Liebhaberei für die Jagd ließ Wilhelm der Eroberer ganze Landstrecken, um Jagdreviere daraus zu machen, verwüsten, und Dörfer niederbrennen. Wer ihm eine wilde Sau u. s. w. erlegte, mußte dafür seine Augen (wie der alte Melchthal für seines Sohnes gerechtes Gefühl) hergeben. Wenn nicht so grausam, doch hart genug sind königliche Jagdliebhaber gegen ihre Unterthanen.

Hunderttausend kleine Fische werden von Fischern gedankenlos an die Angel gespießt, damit größere zu fangen; eine Legion Vögel wird von Anfängern im Schießen nur verwundet, gelähmt zu einem elenden Tode, und oft nur, um sich im Schießen, im Zielen zu üben. Und welche Rohheit ist die Parforcejagd, diese vornehme Liebhaberei niederträchtiger Hohen? Sinnvoll und schwer schrieb der treffliche, weil menschliche, Claudius (Wandsbecker Bote) im Namen eines sterbenden Hirschen einen so anfangenden Brief: Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr! Ich habe heute die Gnade gehabt, von Euer hochfürstlichen Durchlaucht parforce gejagt zu werden, bitte aber unterthänigst, mich künftig damit zu verschonen. Eure hochfürstliche Durchlaucht sollten nur Einmal parforce

gejagt seyn, so würden sie meine Bitte nicht unbillig finden u. s. w.

Cicero, Plutarch, Capello, Petrarca waren keine Jagdfreunde, und Hieronymus und Augustin (Kirchenväter anderer Art) sprachen nun einmal auch nicht günstig von den Jägern. Das kanonische Recht nennt (Cap. 4.) die Jagd die boshafteste Kunst (ars nequissima). Esau war roher als Jakob (Jakob allerdings schlauer). Die Jagd, der Kampf mit reißenden Thieren, wird jeden, der nicht grundsätzlich gegen ihren Einfluß reagirt, wild, reißend machen. Schon Theokrit läßt einen Ziegenhirten zum Thyrsis sagen: es ist nicht erlaubt, lieber Hirt! des Mittags dürfen wir nicht auf der Flöte blasen, wir fürchten den Pan, denn, wenn er, von der Jagd ermüdet, ruht, ist er mürrisch, und sein Gesicht immer zornig. Karl, der Stifter der schaurigen Bluthochzeit, hat seine Freude im Waschen seiner Hände in Thierblut gefunden. Als Spiel: Beschäftigung mit Lust, kann die Jagd eine der gewaltigsten Liebhabereien und Suchten werden. Nichts geschossen haben, macht verdrießlich. Prinz von Condé schoß, in Paris ohne Beute einreitend, seine noch geladene Flinte auf einen Dachdecker. Er fiel vom Dache todt herab; dafür erhielt dann die Wittwe einen Jahresgehalt von etlichen hundert Livres. Der Jäger zielt, er will treffen, trifft er, so macht's ihm Freude. Er schießt zuletzt auf Vögel und Korkstöpsel mit gleicher Empfindung, und das Herunterstürzen des Vogels, sein Flattern, Zappeln, Sterben wirkt gerade nur noch so, wie das Rollen des Stöpsels auf dem Boden.

Als der Jäger noch sein Leben an den Eber und Wolf setzen und mit dem Bären handgemeng werden mußte, konnte er roher werden; jetzt wird dem Eber wie dem zarten Vogel und Eichhörnchen von fern her eine Kugel ins Herz getrieben. Jetzt ist es leichter, Jäger und mild zu seyn.

Man richtete schon früh starke, muthige, gewandte, treue Thiere zu nothwendigen Bedürfnissen, zum Schutze, zum Angriff, zum Tragen und Ziehen u. s. w. ab, und machte sich dieselben eigentlich zum Knechte. Der Hund ist gegen den Wolf schon in der Urzeit zum Schutze der Schafheerden in Palästina, zur Bewachung von Festungen in Korinth, zur

Warnung der Mörder und Diebe vor die Häuser in Rom gesetzt worden. Das: nimm dich vor dem Hund in Acht (cave canem)! auf eine Tafel geschrieben und über die Thür des Hauses genagelt, ist sprüchwörtlich geworden.

Die Kelten u. s. w. richteten Hunde auf Menschen im Schlachtfelde ab. Sie hatten diese Weise von noch ältern Völkern gelernt, und sie erbte sich bis ins Mittelalter herab. Die Spanier ließen auf St. Domingo das zu einem Feste eingeladene, fast nackte Volk, während sie die siebenzig Inselfürsten (Kaziken) in einem hölzernen Festpalaste verbrannten, durch einige Hundert, nach Blut die Zähne fletschende Hunde zerfleischen. Ihr Begorillo, eine wahre Bestie, galt für fünfzig Mann. Nicht mit Lachen, sondern mit Wehmuth und Zorn, erinnern wir an jene Frau, die vor ihm mit gefalteten Händen knieend flehte: Lieber Herr Hund! verschonen Sie meiner! (Der Mensch vor dem Thiere!) Jetzt benutzt man sie nicht mehr gegen Menschen, doch ja, in Gefängnissen noch, das Entfliehen der Missethäter zu hindern und Entflohene aufzuspüren und wieder zu fangen und zu bringen. Selbst Pferde wurden in Schlachten mit ihren Herren auf den Feind wüthend, und bissen in ihn, so gut sie konnten, ein. Elephanten trugen Thürme mit Kriegern und erfaßten mit ihren Rüsseln Feinde, sie zu erdrücken oder zu verschleudern. Der Falke wird auf Reiger, die Unze auf wilde Thiere der Wüste, der Elephant besonders auf den Tigerangriff, demnach zum Jagdgehülfen, abgerichtet. Ja, man benutzt den Verstand, die List dieses Helden an Körper und Geist, andere wilde Elephanten zu locken und einzufangen. Die Alten erzählten, daß selbst Fische abgerichtet worden, andere ihresgleichen ins Netz zu locken und zu leiten, und die Lockvögel auf Vogelheerden s[illegible]n Cameraden ins Netz und Verderben ihres Lebens locken. [illegible] die Hatz der Thiere ins Schlachthaus durch Hunde gehört h[illegible]er. Daß durch alle diese Benutzungsarten das Thier selbst wilder werde, ist außer Zweifel.

Zum Tragen und Ziehen richtet man Pferde, Esel, Maulthiere, Stiere, Ochsen, Kühe, Lama, Elephanten, Hunde, Kamele, Strauße ab. Elephanten müssen in Indien völlig wie Menschen Wasser tragen, Lasten schieben, Hunde und Rinder im

Tretrad gehen und den Spieß zum Braten wenden. Löwen und Tiger sind schon an Siegeswagen gespannt worden. Das waren Gespanne!

Der Hund allein ist des Menschen Begleiter auf der Straße zu Freud und Leid. Er hält den Mann, den feindseligen, an, wirft ihn, sein Leben nicht achtend, zu Boden und zerreißt ihn. Er holt Verlornes wieder, bringt uns, was wir wollen u. s. w. Kein Thier wie er!

Dieses Abrichten der Thiere hat, weil sich der Mensch mehr und minder nach dem Thier einrichten, sich ins Thier hineindenken muß, wie aufs Thier (auf dieses nur stärkern), auch auf den Menschen Einfluß. Richtet er es mit Verstand und Billigkeit ab, so schadet er sich dadurch nicht; nimmt er Gewalt und Rohheit zu Hülfe, so tritt das Gegentheil ein. Er wird dadurch roher und endlich unbarmherzig werden müssen. Durch gehörige Reactionen aber kann allem schlimmen Einfluß vorgebeugt werden, ja es ist möglich, gerade durch einen vernünftigen, billigen Umgang mit den Thieren milder zu werden. Eher wird man durch Umgang mit rohen Menschen roh. Wir kennen ja Solche, die, immer mit Pferden und Rindern, Hunden und Katzen umgehend, Andere, die mit Menschen umgehen, aufs ärgste beschämen. Es fragt sich immer nur, wofür man das Thier halte.

Der Umgang mit Thieren ist ursprünglich durch unser Daseyn gegeben, das Opfer der Thiere muß dem Menschen auch sehr nahe gelegen seyn, das Tödten mußte ebenfalls sogleich wegen der Noth und Nahrung zum Vorschein kommen, die Jagd war nicht minder vorgeschrieben, und das Abrichten zu allerlei Bedürfnissen konnte auch nicht Jahrhunderte ausbleiben. Andere Dinge sind das Zähmen zur Schau, die Thierkämpfe und Abrichtungen der Thiere zu Handlungen, die gesetzwidrig oder für sie unnatürlich sind.

Die Thierheroen, die großen, wilden, schönen, die Raritäten fremder Welttheile, waren der Neugierde lieb. Affen und Pfauen ließ Salomon aus Ophir kommen. Der Phönicier Hanno, der erste Seefahrer um Afrika, zeigte zuerst einen gezähmten Elephanten. Rom konnte Löwen, Tiger, Elephanten u. s. w. schauen. Polaken zogen von jeher mit Bären herum, Andere mit Kamelen und Affen, Savoyardenbuben mit Murmel-

thieren, Andere wieder mit Schildkröten, Adlern, Eulen u. s. w. Die Papagaien wurden gerne gesehen. Der Norden wurde dem Süden, der Süden dem Norden vorgezeigt. Man brachte Elephanten und Zebra, Büffel, Löwen, Tiger, Leoparden, Affen in ärgerlicher Menge, Papagaien zum Ueberfluß, Strauße und Casuare, Elephanten, Eisbären, Hyänen, Stachelschweine, Nashörner u. s. w. Menagerien entstunden, Jahrmärkte stellen dem Volke Wildes und Zahmes vor. Der Markt ist mit Löwen, Elephanten u. s. w. so überführt worden, daß man aufs Vorweisen der gefürchteten Schlangen und widrigen Lurche fiel. Es ist nun aber um den bändigenden Umgang mit Thieren, die sich mit dem Menschen nie recht befreunden können, etwas Eigenes. Sich im Käficht mit dem Wolfe balgen, die Hyäne herumpeitschen, dem Löwen den Kopf in den Rachen stecken u. s. w., fordert Muth und vieles Andere, macht mit der Gefahr vertraut u. s. w. Besitzer von Menagerien werden eitel, der Thierbändiger ist noch meist stolz; schaut ja schon der Wagenführer mit Stolz auf seine nun schon gehorsamen Pferde. Wie muß man erst auf angespannte Löwen und Tiger sehen? Wer den Löwen herumgejagt, sein Schnarchen nicht geachtet, ihn gepeitscht, wer sich mit dem Wolf und Bären gebalgt, bei der Hyäne eine Pistole abgeschossen hat, tritt wie ein Sieger berauscht wieder unter die staunenden, angsterfüllten Zuschauer, mit dem Worte in seiner Brust: geht hin und thut deßgleichen — wenn ihr dürft, zurück.

Hieraus erhellet nun einmal aber doch, wie der Mensch die Thiere der Wüste, selbst die Bestien, ansehe, wofür er sie halte, was er sich in ihnen denke, wie er sie behandle. Solches Alles aber geschieht für die meisten Beschauer nicht zur Wiß=, sondern nur zur Neugierde, für den Thierführer nicht, um die Naturkunde auszubreiten, sondern um ökonomischer Gründe willen. Der Mensch macht das Thier zu seinem Erwerbe. Er benutzt ja Alles, will Alles versilbern. Um es zu können, wagt er Unglaubliches, und je Einer der Bändiger treibt das Thier, sich selbst und die Gefahr immer weiter. Der Alle Ueberbietende wird bald auch überboten. Titanen wollten ja sogar den Himmel stürmen. Man benutzte zur Bändigung den Hunger, theils um das Thier zu schwächen, theils um ihm dann als Wohlthäter zu erscheinen, und die Peitsche. Die Bändiger und Abrichter

nehmen aber bald wahr, daß ihr täglicher Anblick und Umgang, das gute Wort, freundliches Streicheln und der starke Menschenblick eher und bald und unerwartet zum Ziele führen. Wäre dieses nicht der Fall, die Führer der Menagerien und die Bändiger müßten verwildern oder im Umgang mit Affen und Papagaien selbst Affen und Papagaien werden; doch sagt ein altes Wort unter einem Bilde bärenführender Polen: der Polen hartes Volk .... Die Polizei liebt sie nicht.

Wie der Aegyptier im Großen aus Neigung zum Göttlichen im Thiere, so halten wir Menagerien im Kleinen aus Neigung zum Menschlichen im Thiere: Pferde, Rinder, Hunde, Vögel u. s. w. Thierliebhaber haben oft ein ganzes lebendiges Cabinet. Man hält sich Teiche mit Blutegeln, Schneckengärten, Kästen mit Krebsen, Karpfen und Goldfischchen, Raupen, Käfer, Spinnen, Eidechsen, Vögel in Häusern (Volières) und Käfichten, Meerschweinchen, Kaninchen, in Stadtgräben Bären und Hirsche, wie Persien ehemals Löwen. Der Mensch hat sich die Race der Hunde, Pferde ganz unterworfen, so daß nur noch verwilderte vorkommen, und nach dem Stammthiere des Rindes und Schafes gefragt werden kann. Viele Menschen gehen lieber mit Thieren als mit Menschen um. Blumenmädchen sind gern bei Blumen, Pferdemänner bei Pferden, Löwenmänner bei Löwen. So lange das Thier noch frei ist, wie der Hund, das Huhn, das Pferd und Rind der Weide, die Taube, der Fisch im Teiche, kann die Behandlung nicht unrecht seyn, aber Unnatur ist der angekettete Elephant, der Hund im Hundshause, das Pferd und Rind nur im Stalle, der Löwe, das Nashorn und Zebra nur im Behälter, der Tiger hinter dem Gitter, der Fink, Canarienvogel, Zeisig im engen Bauer, die alle stets in Gefahr ihrer Gesundheit und Freude, wenn sie vergessen werden, ihres Lebens und zum Theil ihrer Geistesfähigkeiten, sind. Man kann sie wie den Falk durch gewisse Manövres und das Eingehalten verdummen. So führt man die Thiere überall herum, so sperrte man andere von jeher ein. Der Canarienvogel lernt nie die Freiheit kennen, das Rind wird, nach dem Gesetze der Stallfütterung, vom Erscheinen in der sichtbaren Welt bis zur Schlachtbank immer an der Krippe gehalten, und die Nachtigall, die der Welt angehört, von Menschen, die sich Alles erlauben, und

andern Gesang, Lust, Himmel abschneiden wollen, eigensüchtig in einen Quadratschuh eingepfercht.

Umgang mit Rindern im Stall, mit Pferden, Schafen und Ziegen macht Rohe roher, Milde milder; Umgang mit Tauben kostet viel Zeit; Liebe zu Hunden und Katzen thut einem Menschen sehr wohl; die sorgfältige Fütterung der Singvögel ist angenehm. Das Thier kann vom Menschen lernen, lernen kann der Mensch wenigstens von Raupen und Käfern nichts als Pflichterfüllung gegen die, die er in sein Haus nimmt. Wer als Naturfreund sein Haus zu einem Thiergarten macht, weiß dieses aus tiefer Erfahrung. Viele behandeln die Thiere, aber sie bedenken sie nicht!

Jeder Kampf, sogar kleiner Kräfte, wird gerne gesehen. Wir halten auf der Straße still, wenn zwei Hähne streiten, und schauen auf der Wiese dem Kriege zwischen zwei Stieren mit großem Interesse zu. Jeder Kampf etlicher Hunde weckt uns auf. Wer sähe nicht sehr erregt dem zwischen Löwe und Büffelochs, Nashorn und Elephant, Tiger und Leopard zu? Welche Wendungen, welche Anstrengungen, welche Wuth, welches Funkeln der Augen und aller Glieder, welche Schrecklichkeiten! Man hat solche Kriege in der Natur, in der Wüste, im Walde gesehen und Wohlgefallen empfunden, darum zog man sie in die Städte des Alterthums, das alles Großartige liebte, und Thier- und Menschenleben für gar nichts achtete. Allein nicht alles Wohlgefallende auf Unkosten Anderer ist gut und werth.

Häßlich, grausam waren die Thierkämpfe der Römer, Schauspiele für den gaffenden Pöbel, der auch zum Auto-da-fé und zu Schaffoten hinströmt. Tiger, Elephanten, Löwen, Wölfe, Nashörner und andere Ungeheuer, Thierriesen, Bestien und mit ihnen kämpfende Menschen, Sklaven und Fechter (Gladiatoren), Menschen wie jene so wild und verwildert, alle durch einander zu blutigem Untergang oder unwürdigem Sieg. Menschen- und Thierblut, und der Hurraruf, Angst und Mitleid flossen gährend durch einander. Tausende von Thieren mußten zerfleischen und zerfleischt werden. Der Löwe des Androklus war milder als sein Herr. Die Hatzen der Thiere gegen einander bereiteten auf Hatzen gegen Menschen

vor. Thiere mußten Verbrecher, wirkliche oder vermeinte, zerreißen.

Daniel wurde in einen persischen Löwengraben, nach ihm seine Ankläger geschmissen. Man nähte Menschen in Felle wilder Thiere ein, um die Thiere stärker zu reizen, weil sie den unverhüllten Menschen nur im Hunger angreifen. Haufen von Schuldigen und Unschuldigen wurden in die Kampfplätze getrieben. Kein feinerer Mensch fand daran Wohlgefallen. Cicero schrieb, als Pompejus bei Erlangung des zweiten Consulats fünf Tage lang die größten herrlichsten Thiere kämpfen machte, im Widerwillen darüber an Marius so: du thatest wohl, daß du nicht kamst. Wie kann ein durch Wissenschaft gebildeter Mensch sich freuen, wenn ein Mensch von einer starken und wilden Bestie zerfleischt oder ein vortreffliches Thier zerstochen wird. Am fünften Tage, als die Elephanten zum Kampfe auftraten, erregten sie, die Thiere, sogar unter der rohen Volksmasse, weil man in den Elephanten etwas Menschliches zu sehen glaubte, Mitleiden. Gewöhnlich aber sah aller kaiserliche, patricische und bürgerliche Pöbel doch gerne zu. Welch ein Unterschied zwischen den feinen Griechen und groben Römern!

Welche Häßlichkeit liegt in den spanischen Stiergefechten, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben, und mit denen die Fürsten eines sonst so poetischen Volkes immer noch desselben Liebe, wie Cäsar die des seinigen durch Schmausereien, gewinnen können! Einen andalusischen Stier necken, mit bestachelten kleinen bunten Ballons reizen, wüthend machen, zu Pferd und zu Fuß in Gefahr seyn, und dann ihm den Dolch in den Nacken stoßen, das ist ihre Kunst. Schon manchem edeln Pferde sind durch die Hörner der schrecklich gereizten Stierkraft die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, schon manchem menschlichen Kämpfer, selbst wenn er Matador (Todtmacher) war oder seyn sollte, ein Horn durch den Leib gerannt worden. Roh machen solche Kämpfe Könige und Volk!

Auch die Hahnengefechte in England sind eben keine Bildungsmittel. Respectabler sind die Pferderennen, weil das Pferd das Rennen liebt, und der Sieg seiner Eitelkeit schmeichelt. Zankende Thiere sollte der Mensch wie zankende Men-

schen auseinander jagen. (Nulla salus in bello!) Kein Heil im Krieg solcher Arten!

Gewisse Triebe im Thiere, welchen gemäß wir sie handeln sehen, gewisse Selbsthülfe in verzweifelten Fällen, die wir etwa einmal an klügern Thieren wahrnehmen, gewisse Gelehrigkeiten mancher Thiere mit ihrer ausgesprochenen Neigung zum Lernen brachten die Menschen auf den Gedanken, dieses zu seinem Vergnügen und dann zu seinem Geldvortheil (die berüchtigte auri sacra fames, Goldhunger, tritt immer auf) zu benützen, und er lehrte eine große Menge Thiere gar allerlei. Vieles blieb ein Spiel, Vieles artete in Unnatur aus.

Man lehrte Pferde, Elephanten, Hunde, Katzen, Canarienvögel und Zeisige Vieles leicht, was sie gerne lernten, mit guten Worten, guten Bissen, mitunter Schlägen und Donnerworten, mit Hunger und Gefangenschaft; aber Schweine zum Tanze, Hasen zum Trommeln und Pistolenabschießen, Pferde zum Sprunge durch zwei an Reifen befestigte Papierwände, Canarienvögel zum Buchstabiren und Kanönchenabschießen, Elephanten zum Sitzen auf den Hinterbeinen, gleich einem Frosch oder Hunde, Esel zum Zählen abrichten, heißt denn doch die Möglichkeit der Umänderung der Natur der Thiere nicht mehr behandeln, sondern mißbrauchen. Solches aber reizt den Menschen, den Künstler und den Schauer, namentlich den, der solches Alles selbst nicht kann, angenehm, nur so nicht das Thier. Ohne Quälereien sind keine solchen Dressuren möglich.

Welche Mißhandlungen aber besonders noch durch Aerzte und Chemiker, durch ihre Neu- und Wißbegierde, oder ihre Neigung, mit Hülfe der Kenntniß des Innern des Thiers aufs Innere des Menschen wohlthuend und rettend einwirken zu können!

Wer lobt den Zweck nicht, wer aber will dem Satz huldigen, daß der Zweck alle Mittel heilige? Man begnügte sich nicht mit der vergleichenden Anatomie im todten Zustande, man suchte eine lebendige, vergleichende Physiologie und Biologie; man wollte das Thier lebendig unter der Einwirkung des Messers und der Gifte sehen, und erlaubte sich einen Aufwand von Versuchen, zu welchen immer gerade die besten Thiere, die Hunde, diese Menschenfreunde, ihren Schmerz und ihr Leben hingeben

mußten. Ein neuester Chemiker hat in seiner Toxologie (Giftlehre) mit zwölf Hunden Versuche mit Unterbindungen, mit sieben Phosphorversuche, mit sechs Hunden und einem Kaninchen Versuche mit Jod, Vitriolversuche mit sechs, Scheidewasserversuche mit vier, Salzsäureversuche mit ebenfalls vier Hunden vorgenommen; Chlor brachte er vieren, phosphorsaures Kali dreien, Schwefelleber sechsen, salpetersaures Kali einem, Amoniak sieben, Quecksilberverbindungen neun und einem Kaninchen bei. Infusorien, Insecten, Schnecken, Fische, Lurche, Vögel und Säuger mußten Arseniksäure auf sich wirken lassen, und Blausäure ist auf Reptilien, Fische, Vögel und Säugethiere angewandt worden. Keine Thierclasse blieb, wenn sie einen vom menschlichen noch so unähnlichen Organismus hatte, verschont.

Man gab Hunden nichts Anderes zu essen als Fleisch mit Salz ohne Trinken, um zu sehen, wie lange sie aushalten. Sie starben am vierten Tage. Bei Wasser allein ließ man sie 33 Tage leiden; wurde ihnen gar nichts gegeben, so hatte man das Vergnügen zu wissen, daß sie an Hunger und Durst innert 25 Tagen sterben.

Solche Versuche sind nicht nur mit niedern Organisationen, z. B. mit Fröschen, sondern mit Enten, Wälschhühnern, Tauben und Schafen gemacht worden! Mutterhunden schnitt man den geheimen Wohnort der Jungen auf. Die Mutter leckte sterbend und leidend die Jungen. Der Arzt sah zu, bewunderte das Thier, und schnitt dann wieder weiter drauf los. Man sah nach, wie die Adern im lebendigen Gehirn schlagen, welche Wirkungen Gifteinspritzungen in Hunden u. s. w. hervorbringen, ob und welche verstümmelte Theile wieder nachwachsen u. s. w. Versuche, die, durchweg nur von Eingeweihten gemacht, vor der Jugend tief verborgen gehalten werden.

Reichen solche Mittel an den Zweck? und dürfen Aerzte, Chemiker und Naturforscher Alles?

Wenn die Befriedigung der Wißbegierde Reiz hat und genug Werth zur Rechtfertigung, so mag das Vergnügen und die Abkürzung der Mühe, Thiere vorwärts zu bringen, Entschuldigung finden! Aerzte und Naturforscher können roh werden. Erstern sollte alles Leiden, auch das der Thiere, nahe gehen. Er muß am Menschen Mitleid auch für die Thiere lernen, wenn er's

nicht hat. Schon Porphyr sagte in seinem Buche vom Enthalten des Fleischessens, durch die grausame Behandlung der Thiere seyen die Leute seiner Zeit auch grausam gegen die Menschen geworden. Nicht zu gedenken der Mittel, die man sich gegen alle Thiere zu Gunsten seiner selbst, d. h. des Menschen, erlaubt, z. B. Kröten lebendig in einem Tiegel zu braten, bis sie pulverdürr sind, um sie als Staub zu einer Salbe brauchen zu können; Schafen bei lebendigem Leib schnell das Fell abzuziehen, damit sich ein sterbender Mensch durch Einhüllung in die thierische Lebenswärme noch einige Sterbensminuten länger erhalten möge u. s. w.

Quälerei aber war das Spiel, genannt Katzenorgel, d. h. ein langer Kasten mit einer Reihe Katzen verschiedener Tenore u. s. w., und alle so je nach ihren Stimmen gesetzt, daß, wenn auf den Tasten wie auf einem Clavier gespielt wurde, und die Nadeln in die Schwänze wie auf Saiten schlugen, die Katzen schrien und ein Concert machten. Einem Hofnarren in Florenz, doch einem solchen nur, konnte der Gedanke, jedoch nicht die Ausführung, Ehre machen. Pharnuchus, der Perser, ließ seinem guten Pferd, das, weil diesem ein Hund jählings zwischen die Beine gesprungen, erschrocken seinen Herrn aus dem Wagen geschmissen, da, wo es geschehen, aus Zorn die Beine abhacken. Grausam fraß ein Engländer, um eine Wette zu gewinnen, einen schwarzen lebendigen Kater vom Kopfe, bei dem er anbeißen mußte, mit Haut und Haar bis zur Schwanzspitze auf. Die Buben auf Kreta spießen Heuschrecken an Angel mit Schnüren, und lassen sie dann fliegen, um Schwalben und andere Vögel damit zu fangen.

Gewissenlos schneidet man Fröschen nur die hintern Beine ab, und wirft sie wieder ins Wasser, und schießt man Hasen und Vögel, währenddem sie Junge haben. Gewissenlos entfiedern Straßenjungen Vögel und lassen sie dann fliegen. Manche Thiermenschen mißhandeln Pferde, so menschliche Thiere, mit Peitschen, an welche sie krumme Nägel binden. Noch heften Andere Maikäfer mit Nadeln so zusammen, daß, wenn sie fliegen wollen, sie mit einander ein schnell sich drehendes Rädchen bilden. Neugeborne Katzen werden auch wohl etwa, anstatt ins Wasser, nur auf die Straße in den Staub hinausgeworfen, und rothe We-

schmecken von Fuhrknechten statt Wagenschmiere gebraucht, jetzt noch Pferden und Rindern unmäßige Lasten aufgelegt, in Kothstraßen und an Abhängen tausend Stöcke fluchend an ihnen zerschlagen, und die neuen Postgesetze bringen, ohne irgend eine Rücksicht auf Sittlichkeit, jährlich Tausende von edeln Pferden um.

Noch hetzt man die Schlachtthiere, noch schlägt man sie nicht vor dem Stiche, sie zu betäuben, noch wühlt das Messer im Halse der Hühner, statt sie zu enthaupten, noch straft man Thierquäler auch in der Privaterziehung nicht, und beinahe nirgends von Staatswegen. Vollkommenem Rechte gemäß heftete ein Vater die Federchen eines aus Muthwillen seines Sohnes entfiederten Vögelchens an desselben Zimmerthüre, auf daß er daselbst die Zeugen seines thierrechtwidrigen Benehmens tagtäglich erschaue, und peitschte ein anderer Vater seinen Buben, der eine Gans von der Straße durchs Haus in den Garten und wieder heraus, und so vielemal hin- und hergepeitscht hatte, bis sie erlag, mit dem gleichen Werkzeuge, ebenfalls an die Beine her und hin, bis er todmüd war, und um Erbarmung schrie. Solche Rechtsanwendung muß helfen.

Kaum Eine Gesetzgebung nimmt sich der Thiere an. Die Völker, welche die Thiere vergötterten und über den Menschen stellten, und auf dem religiösen Standpunkte alles Tödten untersagt hatten, bedurften hiefür allerdings keine Gesetzgebung. Die Thiere waren schon geschützt. Wenn auch abergläubisch, doch rühmenswerth an den Aegyptiern ist, daß Phanes, Kambyses' Feldherr, zur Erleichterung der Eroberung Aegyptens anrathen konnte, die Perser den Angriff mit Hunden, Katzen und Ibissen im Arme machen zu lassen, weil sich die Aegyptier dann nicht wehren würden. Und wirklich wagten die Aegyptier gegen diese heiligen Thiere keine Gegenwehr.

Athen zeigte sich auch hierin als Lehrerin der Völker. Einem Knaben, der jungen Wachteln die Augen ausgestochen, wurden, weil geglaubt wurde, er werde einst der Republik als Tyrann schädlich, ebenfalls beide Augen ausgestochen. Furchtbar wurde ein Anderer, der einem lebendigen Widder das Fell abgezogen, ebenfalls von Staatswegen bestraft, und Praxiteles (nicht der Künstler, Künstler können nicht grausam

seyn!) wurde, gleichen Unrechts wegen, mit Ruthen gepeitscht; sogar ein Richter, der einem Vogel, welcher von einem Raubvogel verfolgt sich in seinen Busen geflüchtet hatte, den Kopf eingedrückt hatte, zum Tode verurtheilt. Uns (Christen) kommen solche Thatsachen unglaublich vor. So dachten und thaten nun einmal die Athener. Und der strenge moralische Xenokrates, Plato's Neffe, that dem schönen Gesetze zu Gunsten der Thiere völliges Genüge. Er saß unter freiem Himmel. Ein Sperling, von einem Habicht verfolgt, flog in seinen Schooß. Xenokrates schützte ihn; als der Habicht sich verflogen hatte, gab er dem Vögelchen die Freiheit wieder. So kam's, daß die sonst so furchtsamen Kleinvögel die Athener gar nicht fürchteten, vielmehr in ihnen Schutzgötter sahen. Aber in vielen Christen — fliehen sie den Fluch ihres Lebens!

Nach vollendetem Bau des Tempels Hekatompedon ordneten die Athener an, daß alle Lastthiere, welche dabei geschäftig gewesen, freigelassen und ihr ganzes Leben hindurch mit dem besten Weizen genährt würden. Eines dieser Thiere kam hernach von freien Stücken, täglich, selbst da man es nicht mehr nöthig hatte, wieder zur Arbeit und lief mechanisch vor denjenigen her, die Lasten zogen. Die Rührung der Zuschauer bewirkte, daß dieses Thier von Stund an, auf Kosten des Staats, ganz besonders gut gepflegt wurde. Wirkte hiebei der Begriff von der heiligen Arbeit am Tempel, desto besser! so hatte die Dankbarkeit gegen das Thier eine religiöse Grundlage und stund desto sicherer. Reden die Herzen der Menschen nicht, so müssen eben die Steine des Tempels reden. Unser Grundgestell aber kann und sollte christliche Humanität seyn.

Es ist undenkbar, daß die Korinther, welche dem Hunde Soter (Retter), der mit neunundvierzig andern Hunden einem plötzlichen Angriff auf ihre Burg widerstand, bis alle neunundvierzig todt lagen, dann endlich, allein übrig geblieben, die schlafende, schnarchende Wache mit Bellen und Zerren und Beißen aufweckte, so daß die Burg noch gerettet wurde, als ihrem großen Retter ein silbernes Halsband schenkten, ihn auf Kosten des Staats erhielten, und ihm mit der Inschrift: „dem Vertheidiger und Retter Korinths," eine marmorne Säule,

auf der auch die neunundvierzig Tapfern abgebildet waren, gesetzt haben, nicht gegen alle Thiere gerecht und billig, und strafend gegen alle Thierquäler und Beleidiger sollten gewesen seyn. Die Hunde aber waren im Dienste des Vaterlandes gefallen, und verdienten ein Ehrendenkmal, wie die Helden der Tuilerien einen Löwen als Denkmal in Luzern. Jedem das Seinige! das erkannten Korinther.

Nicht minder haben die Römer die durch ihr Geschnatter die Wächter aufweckenden Gänse von Staatswegen belohnt, die Hunde hingegen, die sich durch vorgeworfene Speisen zum Stillschweigen hatten bestechen lassen, bestraft, nur ist zu vermuthen, daß diese Belohnung und Bestrafung bei den rohern Römern nur eine symbolische, hingegen bei den Griechen eine wahre, offene, humane Bedeutung gehabt habe. Wir setzen unsersgleichen nicht gerne Säulen, und der Begriff von Staatsdankbarkeit gegen patriotische Thiere ist uns ganz fremd geworden oder geblieben, und doch dürfte etwa einmal ein Kriegsroß, ein wachsamer Hund Dankbarkeit vom Staat und Vaterland, wenn nicht erwartet, so doch verdient haben!

An manchen Orten unter uns nimmt sich die Schule der Thiere an. Ein roher Bube, der einer Katze die Augen ausgestochen, die Ohren abgeschnitten, und Schwanz und Pfoten abgehackt, sie dann bis an den Kopf in die Erde eingegraben, und diesen mit Steinwürfen zerschmettert hatte, wurde öffentlich von den Vorstehern in Gegenwart aller Schüler körperlich scharf gezüchtigt. Aber die Kirche enthält sich der Sache ganz. Ja der Katechismus spricht nichts von der Pflicht gegen die Thiere (nur die Bibel), und die Predigt ignorirt das Thier durch alle Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung (Christus hat es beinahe allein nicht ignorirt). Kaum je wird sein Wort auf die Sperlinge, immer nur auf die Menschen, bezogen. Etwa einmal mag allerdings, aber unter Gefahr von Eltern getadelt zu werden, im Confirmationsunterrichte von der Pflicht gegen das Thier, vom Werth und der Ehre der Thiere als Zeugen unendlicher Weisheit u. s. w., und zwar im allein wahren Sinne, daß es um seinetwillen vorhanden sey, gesprochen werden. Schämt sich die Kanzel (obschon für andere Dinge bestimmt) dieses Thema's? Hat doch das Concil frommer

Kirchenväter in Kanutt in Northumberland schon im J. 787 das Verhalten der Christen gegen das Thier besprochen, und den Pferden die Schwänze abzustumpfen (englisiren) verboten, weil Gott den Pferden denselben zum Abwehren der Fliegen gegeben.

Der Orient ist dem Thiere gewogener. Der Araber liebt sein Pferd wie sein Kind. Es ist sein Hausgenosse. Er füttert es sehr gut, und seine Kinder schlafen auf ihm im stillen Nachtzelt. Die Bewohner der Wüste Saharah besorgen ihre Dromedare mit der innigsten Sorgfalt, doch behandeln auch die Aelpler ihre Heerden, wie bekannt, immer mit sachten Worten.

Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, dafür bedürfen Andre der Gesetze nur allzusehr. Solche kommen jedoch wirklich, wie aus einer Unterwelt, allmählich herauf. Oft macht man sich ein solches augenblicklich. In Abo wurde ein Bube, der eine Katze langsam zu todt gemartert, auf Magistratsbefehl gestäubt. Gewiß stund der Fall nicht im Gesetzbuch. Das Wort: „was nicht verboten ist, ist erlaubt,“ hat im Moralgebiete kein Rechtskraft.

Die Neurömer dürfen kein Schwein mit Blutvergießen tödten. Besitzer von Schweinheerden treiben von Zeit zu Zeit eine große Menge, alle schwarz- und wildborstig, in die Ruinen des Tempels am Ende der Via sacra Dann stoßen sie den als Verkauf bezeichneten einen starken spitzigen gebogenen Eisendrath ins Herz, und trillen ihn darin herum. So wird das Thier todt, und doch kein Blut sichtbar. Für die Thiere aber ist durch diese Weise vielleicht mehr verloren als gewonnen.

Großbritannien machte zuerst Gesetze zu Gunsten der Thiere. England hat schon seit langer Zeit Spitäler für kranke Thiere, Pferde, Hunde, Rinder, eigne Säle, je nach der Art der Krankheit, Säle für die Genesenden, Wöchnerinnen u. s. w. und eigne Aerzte.

Im Kanton Graubünden ist zuerst das Treiben alles Schlachtviehes durch Hunde verboten worden. Ein Verordnung in St. Gallen verbietet den Schlächtern alle Grausamkeit, und Verklagte können vor die Kirchenvorsteherschaft beschieden werden. Im Kanton Appenzell ist alles Thierquälen gesetzlich untersagt.

und auch die gewöhnliche Weise, in der Fastenzeit Frösche zu fangen, zu den Thierquälereien gerechnet. Im Großherzogthum Toscana ist das Tödten der Bienen untersagt. Hessen-Darmstadt hat in seiner Deputirtenversammlung neuer Zeit die Frage aufgestellt, ob nicht zum Nutzen der Thiere Gesetze zu geben wären, sie wurde jedoch, weil noch nicht genug Gesetze zum Schutze der Menschen gegeben seyen, einstweilen vertagt. Die Ständeversammlung in Karlsruhe dachte in neuester Zeit ebenfalls an Billigkeit gegen die Schlachtthiere, und Stuttgart bildete in sich einen Verein gegen die Thierquälereien.

In repräsentativen Verfassungen und Republiken muß unendlich viel Gutes vom Volk und dessen Stellvertretern ausgehen. Das Freiwillige ruht dann in einem Gesetze für Alle, und der Regent vollzieht's durch die Polizei. Nassau nimmt sich in einer Thier- und Ackerbauschule doch der Ackerthiere an, Deutschland folgt an vielen Orten nach. Die Thierheilkunde war ehemals nur Sache der Liebhaberei, nun ist sie Sache der Studien geworden, und auf Hochschulen steht jetzt auch ein Lehrstuhl für dieses Fach, das ehemals nur den Badern, Schröpfern, Schindern überlassen war. Zum Glück hat aber von jeher jedes große Dorf u. s. w. irgend einen Thierfreund als Thierarzt gehabt. Man bespöttelte diese, holte aber Rath und Hülfe bei ihnen. Besaßen die Capuziner Heilkenntnisse, nicht nur Hexenbeschwörungsformeln u. s. w., so konnten und wollten sie dem Landmann hiemit besser als mit ihren groben Kutten dienen.

Athen war mild im Strafen, wenn Menschen Menschen verletzten, weil Menschen sich vor Menschen schützen können. Haus- und Stallthiere, Vögel u. s. w. hingegen müssen unbedingt geschützt werden. Darum war sein Gesetz für die Thiere so streng, und darum gewärtigte es von denen, die Wehr- und Verstandlose (wie Kinder und Säuglinge) mißhandelten, auch Schlimmes gegen die Menschen oder die Wehrhaften und Verständigen. Nicht aber als ob der Mensch um des Thieres willen unschuldig leiden soll, wie da, wo die Jagd schlimm hausender Thiere des Vergnügens wegen auf Unkosten des Landmanns geliebt wird. Wie? mußten nicht schon oft die Landleute (mit Verachtung Bauern genannt) den Landesvater um Verminderung der Wildschweine, Hirsche, Rehe, Hasen, die ihnen die Saaten,

selbst nahe am Hause, fraßen und die Früchte der Erde hervorwählten, oft lange vergeblich anflehen? Allerdings ist ihnen vergönnt, die Eber und deren wildwüthende steinerne Hauer mit Knütteln abzutreiben, und die furchtsamen Hasen, jedoch auf Wiedersehen, zu verscheuchen. Ja wohl auf Wiedersehen! denn die Verscheuchung nützt nicht länger, als — die angenagelten, ausgestopften Habichte oder ein weißes flatterndes Hemd an einer Stange im Felde zum Verscheuchen der klugen Sperlinge, die bald merken, daß der Habicht ewig todt bleibe, und die weiße Fahne ein Friedenszeichen sey. So lernt der Hase nur den Schuß und der Eber nur den Todtschlag fürchten und lacht der Bauern im Herzen, wie Manche ihrer Herren. Wildschützen (Wohlthäter wenn sie dem Landmann helfen) paradiren noch heutzutage auf den jährlichen Listen mit den Hochverbrechern, den Mördern, Straßenräubern und Brandstiftern. In jüngster Zeit hat Würtemberg, vom König durch seine Minister selbst ausgegangen, den Gegenstand in seiner, von der Ständeversammlung zu gebenden, neuesten Gesetzgebung mit Ernst bedacht, und im Namen eines Gesetzes vor die Augen aller Jagdliebhaber aufgehängt das Gesetz der Straffreiheit aller derjenigen, die ein Wild auf ihrem Grund und Boden außerhalb des Waldes erlegen, einfangen, und innert vierundzwanzig Stunden einliefern. Jagdherren wollten widerstehen, vergeblich! Mit starker Stimme sprach der Kanzler selbst: die Aecker der Bauern sind nicht da, um das Gewild eines Andern zu mästen!

Oder man gibt, unachtsam, Leben und Glieder der Menschen Thieren preis. Man kettet gefährliche Hunde nicht an. Am Anfange dieses Jahrhunderts wurde ein Handwerksjüngling, der am Frühmorgen seine erste Wanderschaft angetreten, Abends sich verirrte, und um Mitternacht vor einer Villa im Hessenlande an der offen gelassenen Pforte anklopfte, um Menschenrath aufzuwecken, von herausstürzenden Doggen zerrissen, ehe sein Angstgeschrei ihm Hülfe herbeirufen konnte; und nur wenige Jahre sind es, seit bei Hadamar, im Lande humaner und christlicher Bildung, zwei Müllerhunde eine ruhig vorbeispazierende Pfarrwittwe überfielen, niederrissen, zerrissen, und

völlig auffraßen. Seyd ihr nicht viel mehr als die Sperlinge und — Hunde? rief Jemand schon vor achtzehnhundert Jahren.

Wenn der Orient durch seine herrenlosen wilden Hunde (siehe Meyers Reise nach Jerusalem und Schlatters Reise zu den Nogaja-Tataren) alle Reisenden der Gefahr, zerfleischt zu werden, ausgesetzt läßt, so paßt's zur türkischen Polizei; wenn aber den europäischen Halbwilden in Städten, Dörfern und auf dem Lande während tiefer Nacht herumzustreichen und den Hausbesitzern Bestien in beliebiger Zahl, zum Schrecken aller Kinder, Frauen und der meisten Männer der ganzen Gegend, zu halten erlaubt, und die Verfolgung toller Hunde, Katzen, Füchse träg ist, so will's nicht passen.

Ohne Nothwendigkeit werden bisweilen Alpenwege durch Stiere fast oder gar lebensgefährlich, und schimpflich genug richten einsam lebende Landjunker ihre Doggen mit gespalteter Schnauze auf alle Bettler ab. Es ist bekannt, daß auf die gerechtesten Klagen oft keine Rücksicht genommen wird.

Gerade solche Aegyptier, die, nicht wie diese, aus religiöser Absicht, sondern wie Halbwilde aus Rohheit, den Menschen durch Thiere gefährden, und sich an den Heldenthaten ihrer Hunde, an Menschen geübt, erlustigen, mißhandeln Thiere, indem sie ihre Temperamente gegen einander reizen, Hunde an Hunde, an Katzen u. s. w. hetzen.

Manche Völker haben mehr psychologische Neigung zu Thieren überhaupt, und zu gewissen Thierarten, wie einzelne Menschen. Durch Umgang und Gewohnheit kann diese Neigung unmäßig werden. Andere lieben einzelne Thierarten, so, daß sie gegensätzliche oder auch nur von denselben der Art nach entfernte hassen können oder müssen. Wie in einzelnen Menschen ursprünglich Antipathie gegen gewisse Thierarten ist, so in andern ursprüngliche Sympathie. Je nachdem ist dann auch ihre Behandlung der geliebten und gehaßten. Die Mode der alten Römerinnen Affen, der Pariserinnen Hündchen, der Chinesinnen Wachteln wie Kinder zu lieben, an den Tisch, ins Theater, in Gesellschaften, ins Bett mitzunehmen, so daß in Betreff der erstern ein, solche Sympathie wahrnehmender Gesandter in Rom sagen konnte: „wo die Frauen die Affen mehr als Kinder und Männer lieben, könne es ihm ge-

fallen," ist nichts anders als vornehme, lang anhaltende Frauenlaune, Nationalcaprice und Narrheit; sonst liebten die Pariser Damen nicht bald Mopse, bald Bologneser, bald Spitze u. s. w., so daß ihnen auch hierin ein Modejournal Vorschriften zu geben scheint.

Tiefer liegt der Abscheu einzelner Menschen vor Spinnen, Käfern, Krebsen, Würmern, Katzen, Kaninchen; tiefer die unabänderliche Liebe Anderer zu Hunden, Katzen, Pferden, Tauben, selbst Schweinen, wie noch Anderer zu diesen und jenen Blumenarten. Der Regel nach behandeln die Männer die Hunde, die Frauen die Katzen besser; Kinder, in denen der Gegensatz sich noch nicht ausgeglichen, beide gut. Sie lieben noch alles was lebt, Knaben weil es lebt. Der Unsinn kann weit gehen, und die Erfahrung sagt, daß unmäßige, capriciöse, unsinnige Liebe zum Thier ihren Gegensatz: Verachtung der Menschen hervorrufen kann. Alle Unnatur rächt sich. Dragoner können ihre Pferde umarmen und einen verwundeten Feind noch mißhandeln; Könige Hunde von ihrem Teller essen lassen, und Minister wegen eines leeren Verdachts einkerkern und enthaupten; Damen mit ihrem Schooßhündchen aus einem Glase trinken, und den Dienstboten wegen eines ohne seine Schuld verlornen Geldstücks, das er erst noch aus seinem kleinen Lohn ersetzen will, des Diebstahls anklagen und unglücklich machen; Reiche ihre Jagdhunde mit Braten überfüllen und den Lazarus an der Thüre mit einigen Brodbrocken, weil sie ihn eben heute nicht verhungern lassen wollen, auf ewig abspeisen. Und so können Pferdefreunde den letzten Bissen mit dem Pferde theilen, aber Hunde, Katzen und jedes andere Thier mißhandeln; Katzenmadamen jeden Hund mit dem Kehrwisch auf Tod und Leben verfolgen, ihre Katzen aber mit ihrer Liebe und Freude füllen. Hat nicht sogenannte Liebe zu Thieren zur entsetzlichsten Unzucht mit ihnen wenigstens gereizt, und der Menschennatur eben dadurch abhold gemacht?

Welche Liebhabereien! Heinrich der Vierte trug immer ein sehr kleines Hündchen mit einem Korbe an seinem Halse, wie die Bilder von ihm zeigen. Seine Hündchen alle sollen ihm jährlich etwa hunderttausend Thaler gekostet haben. Andr. Doria, Doge in Genua, hielt sich für seinen Lieblingshund Polda zwei

Diener. Alle seine Hunde durften nur aus silbernen Schalen essen. Aegyptier der neuen Zeit! Apis aß auch nur aus goldnen Schalen. Friedrich der Zweite litt, daß ihm die Hunde Sopha und Stuhlkissen beschmutzten, zerrissen. Liebte er je einen Menschen wie seine Hündin Alkmene? Ihr Tod machte ihn bestürzt. Man setzte sie in Sanssouci in seinem Bücherzimmer bei. Nach seiner Rückkehr aus Schlesien begab er sich in dieses Zimmer, um seiner Betrübniß freien Lauf zu lassen, und blieb bei ihr, bis ihn die Fäulniß wegtrieb. Da ließ er sie in die Gruft setzen, die er sich selbst bestimmt hatte. (Andere Menschen wollen nicht einmal einen unglücklichen Selbstmörder, der doch noch mehr als eine Alkmene seyn wird, auf ihrem künftigen Kirchhof ruhen lassen! welche Gegensätze!) Er hielt sich etwa achtzig Windspiele, und setzte über sie zwei Jäger und einen Arzt (der sich vielleicht nur königlicher Hunde angenommen, die der Unterthanen mit Füßen getreten). Und hat Kratlind, der Scotenkönig, nicht um eines Lieblingshundes willen mit den Pikten Krieg angefangen?

Das sind Schwächen, die in Empfindeleien ausarten oder solche schon sind, und sich für Männer so wenig geziemen als die Empfindeleien so mancher Frauen, die, wenn sich eine Fliege im Kerzenlichte die Flügel und Beine verbrennt und dann heruntergefallen im Lichtstock auf dem Rücken trostlos herumwirbelt, in Gefahr sind, ohnmächtig zu werden, ja, anstatt dem armen Leib und Leben des Thierchens mit einem herzhaften Drucke des Daumens schnell ein gütiges Ende zu machen, wohl eher eine zweideutige, aber vornehme Ohnmacht erkünsteln!

Den schlesischen Herzog aber, der in seinem Testamente seinen, vor Alter schwach gewordenen, Jagdhunden ein Haus zur Ernährung und Pflege bis an ihren Tod erbaute, den loben wir. Wir loben Karl V. Er ließ dem edlen Rächer, dem Goel, seines durch Macaire ermordeten Herrn, des Aubry de Mondidier, ein Denkmal, wie die Korinther dem Soter, setzen. Wir loben Bern. Es stellte Barry, den Hund auf dem heiligen Bernhard, den Retter einer langen Reihe schneevergrabner und erfrorner Menschen, weil er die Ordensregel seiner Mönche im Kloster: Verunglückte zu retten, wie durch einen Schwur gebunden, bis in den Tod gehalten, aus Dankbarkeit, ihn zu

ehren, und wenn nicht als Vorbild, doch wie ein Vorbild für Menschen, wohl ausgestopft auf. Der Ausstopfer leistete Besseres als der Maler eines Nero. Wir lächeln, loben aber dennoch, wenn Newton sein Lieblingshündchen Diamant bei der Arbeit immer bei sich haben wollte. Als es ihm einmal einen Lichtstock umstieß, und ihm dadurch eines seiner so eben fertigen Manuscripte verbrannte, rief er gutmüthig aus: o Diamant! wenn du wüßtest, welchen Schaden du mir angerichtet hast! Dann aber nahm er ohne Ungeduld neues Papier, und schrieb es noch einmal. Andere fühlen wundersame sympathetische Liebe zu den netten Tauben, und sehen im Wachen und Träumen immer nur allerlei Tauben in ihrem Kopf aus- und einfliegen. Wir loben auch die, welche invaliden, braven Pferden ein Gnadenbrod aussetzen, kranken, verwundeten Hunden, wie sich selbst, die geschicktesten Aerzte und Wundärzte halten, auf Nachtigallen und Canarienvögel (eher als auf Sperlinge wie Tibull) Leichencarmina dichten, und treuen Thieren als treuen Dienern Grabmäler, zwar nicht in Kirchen, in welche ja auch keine todten Menschen gehören, und nicht auf Kirchhöfe, die nicht nur für uns, sondern auch für alle anderen Menschen bestimmt sind, jedoch in Gärten und neben die Landhäuser setzen, kurz dem geistigen Thiere, je nach dem Grade, der Art und der Erweisung seines guten Geistes im Leben und Sterben und nach demselbeh Ehre und Liebe erweisen.

Die wahre Empfindung lehrt, alle Thiere in verschiedenem Grade berücksichtigen, nicht eines derselben mißhandeln, die edlern, ohne eben vor ihnen, wie es ein schwärmerischer, die Natur liebender Knabe eine lange Zeit hindurch gethan, den Hut abzuziehen, den Menschen über Alle, wie die Spitze über die ganze große, breitfüßige Pyramide setzen, weil er nun einmal dort hinauf, zuoberst, und, wie jede Classe empfindender und unterscheidender Wesen auf ihrer Stufe, so er auf der seinigen, einzig gesetzt ist.

Die Geschichte der theoretischen und praktischen Thierpsychologie ist schon durch sich selbst die schönste Ehrenrettung der Thiere, wie zweideutig ein großer Theil der Menschen in beiden Richtnngen erscheint.

XIII. Hauptstück.

Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie.

Wir unterscheiden äußere und innere Mittel. Die äußern sind: die naturgeschichtlich=psychologischen Schriftwerke, Abbildungen, Thiercabinette und die Thiere im Leben selbst, die innern sind wir selbst, d. h. unsere Beobachtungskunst und das Talent, aus dem Beobachteten zu schließen.

Hinsichtlich der Schriftwerke oder Literatur sind wir, je nachdem wir selbst sind, schlimmer oder besser daran. Es muß uns klar geworden seyn, daß sie einen unerschöpflichen Reichthum von Erzählungen und Sätzen, von Beobachtungen und Philosophismen, von Auslegungen und Anwendungen enthalten, andrerseits dann aber wieder, daß wir, wenn wir Alles glauben könnten und wollten, die Thiere für Götter, Teufel, Menschen und Maschinen zugleich halten, oder, weil wir die auf dem ganzen langen Wege unaufhörlich sich kreuzenden Widersprüche unmöglich vereinigen können, an der Wahrheit des Begriffs Thierseelenkunde gänzlich verzweifeln müßten. Wenn aber der alte Priester die Thiere, seiner Weltansicht wegen, vielleicht grundfalsch verstanden, der Dichter nur erdichtet, und der Philosoph aufwärts, abwärts, seitwärts mit Begriffen geschwärmt hat, so sollten wir uns doch auf die Naturbeobachter, auf die ihre Beobachtungen prosaisch besonnen aussprechenden Beschreiber, weil sie nur Thatsachen geben oder geben sollten (Theorien und Systeme trennen, Thatsachen oder Erfahrungen meinen), verlassen dürfen. Sie haben ja von Aristoteles bis Oken die Thiere selbst gesehen, wenn hin=

gegen manche Religionsstifter sie nicht sehen wollten, Dichter sie durch ein blaues Glas ansahen, und Philosophen am Pulte sie nicht sehen konnten. Nun sind, von Aristoteles, dem ersten Thierbeschreiber, alle Thiere, ungeachtet aller entgegengesetzten Aussagen und Hypothesen, wie uns der, den Aristoteles verstehende und tief in die Literatur und Naturkunde der alten Zeit eindringende Cuvier gewiß macht, sich bis heute dem Körper und dem zufolge auch höchst wahrscheinlich, ja unzweifelhaft, der Seele nach vollkommen gleich geblieben. Dennoch aber ist eben so gewiß, daß, obschon und wenn auch Alle das Gleiche gesehen, so doch ungleich gefolgert haben. Nicht alle Naturforscher sehen und schließen gut. Freilich fragt sich, ob wir uns eine Thierseelenkunde nur aus Schriften schöpfen oder aus der Natur selbst eine solche bauen wollen. Im Ganzen genommen muß alle Literatur, wenn nicht für die Meinung und den alltäglichen Glauben, so doch für die Ueberzeugung, die mit der innern Anschauung zusammenfallen sollte, wenn nicht unsicher, doch ungenügend seyn, ja, ohne Selbstbeobachtung wird sie uns nie ein grüner Baum der eigentlichen Erkenntniß werden. Sie kann und soll uns wecken, nicht betäuben, leiten, nicht hinreißen, warnen, nicht gebieten; uns die Wichtigkeit des Thema's zeigen, nicht das Thema selbst aufschließen; uns nur andeuten, was noch nicht gewonnen, was schon verloren, was noch verlierbar und gewinnbar sey; wo unsre Zeit stehe, und wo und was man suchen soll. Wenn uns Lavater und Gall die Psychen der Thiere, ohne auf ihre Handlungsweisen zu schauen, unmittelbar aus den Physiognomien und Schädeln kennen lehren wollen, so müssen wir sagen, daß sie beide uns, wie die Commentatoren der alten Classiker ihre Schüler, gerade an der schwierigsten Stelle, d. h. bei den untersten Thierclassen, die keine Schädel und keine deutbaren Physiognomien haben, im Stiche lassen.

Abbildungen ganzer Thiere können, wenn sie von einem Thierpsychologen gezeichnet sind, das Thier als ein Seelenwesen, wie es ja ein solches ist, darstellen, und uns nützlich seyn, aber bei den untersten Classen verschwindet nun einmal ebenfalls wieder, selbst für den seelenkundigsten Zeichner, alle Möglichkeit, das Gewünschte zu geben. Abbildungen geben

entweder nur das charakteristisch Bezeichnende, z. B. Köpfe, Füße, Fühlhörner, beschreiben nur für die Naturforscher oder das ganze Thier für den Psychologen und Thierfreund.

Wir haben Meisterwerke der Malerei. Einzelne vollkommnere Thiere, besonders von Vierfüßlern, Pferden, Rindern, Elephanten, Nashörnern, Schafen, Ziegen, Hunden, Hirschen, Hasen, Adlern, Enten u. s. w. Wer bewunderte z. B. nicht Thiere von Poussin, David, Geßner, wenn er sie zu sehen das Glück hatte? Wie viel verdanken wir hierin den großen Werken der Engländer, Franzosen und Deutschen? Wir haben nun illuminirte Werke durch alle und jede Thierclassen hinab, und keine, selbst die Eingeweidewürmer, die Fliegen und Wanzen, sind vergessen worden. Die Naturgeschichte ist mit ihren Bildern in alle Häuser Deutschlands und der Schweiz eingedrungen, und Wilhelms und Brotmanns colorirte und uncolorirte chalko- und lithographische Werke öffneten sich die Geldbeutel von tausend und tausend Hausvätern. Von Ridinger haben wir eine Reihe meist wilder Thiere (z. B. bei hundert Hirsche) in oft meisterhaften Stellungen und vortreffliche Jagdstücke, von Hürt eine schöne Galerie der größern Thiere im Thiergarten (jardin des plantes) in Paris in wichtigen Stellungen und mit physiognomisch gezeichneten Köpfen; von Mind, dem Katzen-Raphael, spielende alte und junge Katzen. Wer gab Haltung, Blick, Miene eines Esels, wie er selbst sie gibt, oder die eines Rindes, einer Ziege, eines Pudels? Das ganze Thier ist Physiognomie, aus dem ganzen Thier sollte sein psychisches Leben wie durch Glas schimmern. Wie weit stehen die Zeichnungen des Dromedars und noch mehr des Bären von einander ab, als ob Bär und Bär, Dromedar und Dromedar ganz verschiedene Seelen haben, wobei allerdings die Bemerkung nicht am unrechten Orte ist, daß kein Bärengesicht dem andern vollkommen gleich ist, denn Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Schicksal und manche Eigenheiten drücken sich in jedem vollkommneren Thiere aus.

Eine Menge Zeichnungen von Thieren sind nur von ausgestopften genommen. Ein Fehler ruft dem andern. Darum sind so viele so steif, und das ad naturam ist unwahr. Wer nicht Physiognom des ganzen Thieres ist, kann kein vollkomm-

neres Thier richtig zeichnen. Wir müssen uns jedoch in Betreff der meisten Thiere mit Abbildungen behelfen. Sogar die Giraffe und das Nilpferd hat im Occident außer Paris noch kein Naturforscher zu schauen Gelegenheit gehabt.

Cuvier wagte es, die fossilen Knochengerüste längst verschollener Thierarten, der Paläotherien und Anoplotherien, zu umfleischen, alles, was er nicht wußte, zu errathen, und uns in seinem großen Werke von den fossilen Knochen Bilder von ihnen zu geben. Wollten wir diese Thiere in unsere Psychologie aufnehmen, so müßten wir eben aus dem ganzen Habitus diesen Thieren Haltung, Gebärdung, Blick und Seelenfähigkeiten andenken. Kann aus dem Knochensystem aufs ganze körperliche Thier, so muß auch aus diesem, wenn nicht das Individuelle, so doch das Allgemeine oder der Gattungscharakter der Seele ebenfalls angegeben oder erschlossen werden können.

Sammlungen, Cabinette, Museen geben uns die Thiere selbst, in Weingeist, ausgestopft, oder als Natur in gewöhnlichem Medium und unverändert, aufbewahrt, z. B. Käfer, Schmetterlinge. Was nicht Weichwurm ist, sogar Raupen, werden jetzt ausgestopft. Die in Weingeist zeigen uns oft nur, in welcher Form sie im Weingeist gestorben. Die getrockneten sind meist nur unvollkommene Thiere, und die ausgestopften haben nicht selten eine ganz andere Seele bekommen, als sie ursprünglich hatten. Beinahe allemal geht beim Ausstopfen zu viel Seele verloren. Das Schwere bleibt, das Leichte verhaucht in die Luft. Die Seele steckt nicht nur in Kleid und Fell und Haut, in Haaren und Federn, in der Ausfüllung mit Heu oder Baumwolle, und eiserne Dräthe und Stangen sind noch keine Repräsentanten derselben.

Es gibt mehr Meister im Malen als im Ausstopfen der Thiere. Am schlimmsten kommen sie alle mit den Säugern zurecht. Die Vögel sind viel einartiger, hingegen ist jeder Vierfüßler eine vielartige Welt. Zwischen Wasser- und Land-, Raub- und Singvögeln ist dessen ungeachtet ein bedeutender Unterschied. Nicht Ein Thier ist ganz das andere. Ein Säugethier ausstopfen ist beinahe unmöglich. Die Miene geht gewöhnlich ganz verloren. Der Fuchs sieht unfuchsisch, der Mops be-

kommt ein anderes Gesicht, der Esel wird in anderer Weise schlaudumm oder wohl gar wie ein Pferd gescheidt, das Pferd will nicht mehr schnauben, nicht mehr wiehern. Sogar der stille Blick des Schafes kann mit gläsernen Augen nicht recht nachgeahmt werden. Zwar ist auch in diesem Gebiete in unseren Tagen unglaublich viel verbessert worden, und die Kunst ist der Natur sehr nahe gekommen. Die alten unpsychologischen Zerrfiguren, die unmäßig gestreckten, steifen, unnatürlichen Vögel, und die heugefüllten Säcke oder Cylinder auf vier sie tragenden, mit Fell überzogenen, steinernen Pfeilern, genannt Säugethiere, sind aus den öffentlichen und Privat-Sammlungen zur Ehre des Schöpfers, der nie solche Gebilde formirte noch formirt wissen wollte, meist verschwunden. Wir haben jetzt Virtuosen im Ausstopfen, welche sogar das Eigenthümliche des Individuums mit Bewußtseyn verlassen, und das Allgemeine, die Gattung, die Idee, den (platonischen) Typus darstellen können, das Thier natürlicher, d. h. vollkommener als die Natur selbst, geben (wie es der Baum- und Blumenmaler u. s. w. macht), weil sie die Fehler, die jedes Individuum an sich hat, und nicht zum Typus, nach welchem die ideelle Natur arbeitet, gehören, nicht mitgeben. Eine Behauptung, die ausschweifend scheinen kann, dennoch aber vollkommen wahr ist. Man spricht ja von einem vollkommenen Pferd wie von einer vollkommenen Rose, ohne das eine oder andere je gesehen zu haben. Wir wissen also, was zur Idee, zur Vollkommenheit dieser Naturdinge gehört. Es darf jedoch nicht gesagt werden, daß dieser Typus, dieses allgemeine Leben der Gattung und Art, dieser Träger des Einzelnen, das sich nur Herausspiegelnde, — von Allen geschaut werde, weßwegen eben sehr Viele zum Ausstopfen ewig ungeschickt bleiben. Alle Anleitungen geben nur das Mechanische, lehren uns nur die Hand-, nicht die Seelengriffe. Die Seele des Thiers muß zuerst vom Thier in den Ausstopfer gekommen seyn, wenn er sie ihm wieder soll anbilden können.

Gute Ausstopfer müssen geboren werden, weil sie Dichter seyn müssen. Jäger, weil sie das Leben, die Seele des Thiers gesehen, sind oft meisterhafte Ausstopfer. Wenn aber das Thier viel Seele hat, so finden selbst die besten Ausstopfer die

wahre Haltung oft nur durch einen glücklichen Zufall, wie jener Maler, der einen wüthenden Hund mit dem Giftschaum an der Schnauze malen wollte, erst dann diesen Schaum recht herausbrachte, als er in der Verzweiflung über alle mißlungenen Versuche den mit Schaum getränkten Schwamm ohne irgend eine andere Kunstabsicht dem Hunde an die Schnauze geworfen hatte. Gemse z. B. werden, weil sie von Wenigen beobachtet werden können, wie Ziegen gestellt. Ein Ausstopfer, der solche mehrmals im Hochgebirge der Schweiz beobachtet hatte, aber ungeachtet vielstündiger Bemühung die rechte Haltung dennoch nicht herausbringen konnte, wollte endlich, weil sie bald einer Ziege, bald einem Kamel, bald einem Thier, das nirgends ist, gleich sah, das Thier, das schon lange auf allen vier Füßen stand, vom Unwillen hingerissen, niederdrücken, um den Versuch zu gelegenerer Zeit oder rein von vornen wieder anzufangen. Ein ganz unberechneter tiefer Druck zwischen Hals und Rücken, wobei sich der Kopf drehte, und — das Thier war eine Gemse, hatte eine Gemsseele, wie sie mit gewandtem Halse und gehobnem Kopfe an der Wand des Felsens wachsam um sich schaut.

Richtig ausgestopfte größere Thiere mögen demzufolge guten Psychologen etwelche Dienste leisten.

Nöthiger ist die Betrachtung der lebendigen Thiere, die Betrachtung ihres Lebens und Wandelns, ihres Thuns und Lassens selbst. Bedingungen sind der Besuch von Menagerien, das Halten vieler Thierarten im eigenen Hause, der Umgang mit ihnen in Ställen, Feldern, Wäldern, der Blick auf alles, was sich um uns her auf der Erde, im Wasser, in der Luft regt.

Menagerien, Thierhäuser in Paris, Wien, Kassel, Stuttgart u. s. w. lehrten Viele. Könige ordneten solche an, und wandten viel Geld darauf. Jetzt hören sie auf, durch dieses Mittel für die Kenntniß zu sorgen; theils fängt ihre Neigung an auf Anderes zu gehen, theils werden sie von ihren Unterthanen daran verhindert. An ihre Stellen traten die Messen, Jahrmärkte. Wer jedoch nicht in Residenzen wohnt, oder sich mit den Inhabern der wandernden Menagerien nicht so befreunden will oder kann, daß er bei Tag und Nacht freien Zutritt in sie hat, gewinnt durch sie nicht viel. Ueber dieses sind es, begreiflich! immer nur größere, rare, in die Augen fallende, meist

wilde und bunte Thiere, alle jedoch nur in der Gefangenschaft, im engen Käficht und Behälter, scheinen in einem abgezwungnen Zustande und Benehmen, gezähmt, gegen das Leben und die Umgebung gleichgültig, gereizt schlimmer, je nach Art und Alter.

J. J. Rousseau's schlimmes Wort, daß sich unter den Menschen Alles, auch die Thiere, verschlimmern, findet hier zum Theil seine Anwendung! Ein alter blinder Bär, in seinem Kasten stets mit einem stachelnden Eisen geneckt, dient zur Ergötzung der Zuschauer für einen Vierundzwanziger, gebärdet sich in seiner Ungewißheit, wenn wieder in ihn gestochen werde, viel wüthender, als ein sehender, der herumgeführt oder auch eingeschlossen gehalten wird. Und welch ein Unterschied zwischen einem schon jung und einem erst alt gezähmten Elephanten!

Man hält sich auch wohl selbst gewisse Thiere: in Kaninchengärten und Behältern Kaninchen und Meerschweinchen, in Teichen Karpfen, Goldfische, Aale, in Wasserkästen Krebse. Knaben sammeln Eidechsen, Käfer, Raupen. Katzen, Hunde, Canarienvögel sind Haus-, Schweine, Ziegen, Schafe, Rinder, Pferde, Hühner, Enten und Gänse, Tauben unsere Stallthiere. Sie stellen sich alle ununterbrochen unserer Beobachtung von selbst dar. Freunde von Thieren machen ihr Haus, ihr Zimmer zu Menagerien, und füttern und beobachten junge Bären, Füchse, Hasen, Eichhörnchen, Rehe, Adler, Eulen, Habichte, Ottern, Schild- und gewöhnliche Kröten, und hinab bis zum geringsten Thier. Ihr Haus wird ein Thiergarten, Vogelhaus, ein Teich und Pflanzengarten für Insecten und Ungeziefer, den Hausfrauen allen unbeliebig. Einzelne richten alle ihre Liebe und Beobachtung auf einzelne Thiere, eine Nachtigall, einen Zeisig, eine Möwe, einen Papagai. Man kann an jedem noch so kleinen Thiere große, an einzelnen allgemeine Beobachtungen machen. Jeder Beitrag ist etwas werth, und das Ganze besteht nur aus Theilen. Man muß aber seine Aufmerksamkeit aufs Kleinste richten, kein Thier für unbedeutend halten, in jedem eine Ausfüllung einer Lücke sehen, nicht voreilig wähnen, daß Eine Beobachtung unnütz sey und — recht beobachten. Ja, das allerbeste Studium ist die Beobachtung der Thiere in allen ihren Zuständen und Handlungen. Man muß den Wurm kriechen, die Schnecke schleichen, den Grashüpfer springen, den Schmetterling

an der Nadel Eier legen, die Raupen sich einspinnen, den Fisch nach Futter schnappen, die Schlange züngeln, den Hahn kämpfen, den Canarienvogel singen, den Hund jagen sehen, wenn wir wie Sehende von Farben sprechen wollen. Man darf keine Classe unberücksichtigt lassen. Man muß sie aber auch in allerlei Zustände versetzen und mit ihnen experimentiren, sie zu Handlungen reizen und zwingen, damit die Beobachtung vielartig werde, und man sie mit sich selbst vergleichen könne, in Umgang und Verkehr mit andern, mit gleichgültigen, mit befreundeten, mit Gegensätzen setzen, kurz, so viele Thiere als möglich, jung und alt, gesund und krank, in Arbeit und Ruhe, in Freud und Leid, wach und schlafend, unerzogen und erzogen, leben und sterben sehen. Daß wir immerfort am liebsten und mit dem größten Gewinn die uns näherstehenden beobachten, ist durch sich selbst klar. Die Nothwendigkeit, das Einzelne zu sehen, dringt sich uns augenblicklich auf, wie z. B. einen Hahn nach seinem Siege, ein Kalb, wenn es so eben von der Mutter gekommen, oder einen Hund sterben sehen. Jede richtige und wohlverstandene Beobachtung kann ein Schlüssel eines Räthsels werden.

Wem ein Thier zu verächtlich ist, wer nicht mit allen Thieren mehr oder minder gern umgeht, und sich in ihrem Umgang nicht wohl fühlt, oder nicht täglich an ihnen Neues oder Bestätigung des Alten findet, der ist gewiß nicht zum Thier= (und auch nicht zum Menschen=) Psychologen bestimmt. Auch der Thierpsycholog muß geboren seyn. Die Beobachtungskunst kann man nicht machen, doch ist sie durch Uebung und Anwendung tagtäglich zu suchen, zu stärken, auszubreiten, mit Einem Worte, auszubilden.

Doch die Beobachtung, wenn sie nicht bloßes Sehen der Thatsachen ist, sondern richtig verstanden, ausgelegt und angewandt wird, gehört schon zu den innern Mitteln. Ist die Beobachtungskunst noch halb äußerlich, so ist die Auslegungskunst ganz innerlich.

Innere Mittel sind eben diese Kunst und das Talent, aus dem Wahrgenommenen zu schließen. Aber wie will man richtig auslegen, wenn man ein falsches Princip hat? Wenn der alte Pereira sagte, daß die Thiere sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören, sie demnach zu verstockten Juden macht,

Diener. Alle seine Hunde durften nur aus silbernen Schalen essen. Aegyptier der neuen Zeit! Apis aß auch nur aus goldenen Schalen. Friedrich der Zweite litt, daß ihm die Hunde Sopha und Stuhlkissen beschmutzten, zerrissen. Liebte er je einen Menschen wie seine Hündin Alkmene? Ihr Tod machte ihn bestürzt. Man setzte sie in Sanssouci in seinem Bücherzimmer bei. Nach seiner Rückkehr aus Schlesien begab er sich in dieses Zimmer, um seiner Betrübniß freien Lauf zu lassen, und blieb bei ihr, bis ihn die Fäulniß wegtrieb. Da ließ er sie in die Gruft setzen, die er sich selbst bestimmt hatte. (Andere Menschen wollen nicht einmal einen unglücklichen Selbstmörder, der doch noch mehr als eine Alkmene seyn wird, auf ihrem künftigen Kirchhof ruhen lassen! welche Gegensätze!) Er hielt sich etwa achtzig Windspiele, und setzte über sie zwei Jäger und einen Arzt (der sich vielleicht nur königlicher Hunde angenommen, die der Unterthanen mit Füßen getreten). Und hat Kratlind, der Scotenkönig, nicht um eines Lieblingshundes willen mit den Pikten Krieg angefangen?

Das sind Schwächen, die in Empfindeleien ausarten oder solche schon sind, und sich für Männer so wenig geziemen als die Empfindeleien so mancher Frauen, die, wenn sich eine Fliege im Kerzenlichte die Flügel und Beine verbrennt und dann heruntergefallen im Lichtstock auf dem Rücken trostlos herumwirbelt, in Gefahr sind, ohnmächtig zu werden, ja, anstatt dem armen Leib und Leben des Thierchens mit einem herzhaften Drucke des Daumens schnell ein gütiges Ende zu machen, wohl eher eine zweideutige, aber vornehme Ohnmacht erkünsteln!

Den schlesischen Herzog aber, der in seinem Testamente seinen, vor Alter schwach gewordenen, Jagdhunden ein Haus zur Ernährung und Pflege bis an ihren Tod erbaute, den loben wir. Wir loben Karl V. Er ließ dem edlen Rächer, dem Goel, seines durch Macaire ermordeten Herrn, des Aubry de Mondidier, ein Denkmal, wie die Korinther dem Soter, setzen. Wir loben Bern. Es stellte Barry, den Hund auf dem heiligen Bernhard, den Retter einer langen Reihe schneevergrabner und erfrorner Menschen, weil er die Ordensregel seiner Mönche im Kloster: Verunglückte zu retten, wie durch einen Schwur gebunden, bis in den Tod gehalten, aus Dankbarkeit, ihn zu

ehren, und wenn nicht als Vorbild, doch wie ein Vorbild für Menschen, wohl ausgestopft auf. Der Ausstopfer leistete Besseres als der Maler eines Nero. Wir lächeln, loben aber dennoch, wenn Newton sein Lieblingshündchen Diamant bei der Arbeit immer bei sich haben wollte. Als es ihm einmal einen Lichtstock umstieß, und ihm dadurch eines seiner so eben fertigen Manuscripte verbrannte, rief er gutmüthig aus: o Diamant! wenn du wüßtest, welchen Schaden du mir angerichtet hast! Dann aber nahm er ohne Ungeduld neues Papier, und schrieb es noch einmal. Andere fühlen wundersame sympathetische Liebe zu den netten Tauben, und sehen im Wachen und Träumen immer nur allerlei Tauben in ihrem Kopf aus- und einfliegen. Wir loben auch die, welche invaliden, braven Pferden ein Gnadenbrod aussetzen, kranken, verwundeten Hunden, wie sich selbst, die geschicktesten Aerzte und Wundärzte halten, auf Nachtigallen und Canarienvögel (eher als auf Sperlinge wie Tibull) Leichencarmina dichten, und treuen Thieren als treuen Dienern Grabmäler, zwar nicht in Kirchen, in welche ja auch keine todten Menschen gehören, und nicht auf Kirchhöfe, die nicht nur für uns, sondern auch für alle anderen Menschen bestimmt sind, jedoch in Gärten und neben die Landhäuser setzen, kurz dem geistigen Thiere, je nach dem Grade, der Art und der Erweisung seines guten Geistes im Leben und Sterben und nach demselben Ehre und Liebe erweisen.

Die wahre Empfindung lehrt, alle Thiere in verschiedenem Grade berücksichtigen, nicht eines derselben mißhandeln, die edlern, ohne eben vor ihnen, wie es ein schwärmerischer, die Natur liebender Knabe eine lange Zeit hindurch gethan, den Hut abzuziehen, den Menschen über Alle, wie die Spitze über die ganze große, breitfüßige Pyramide setzen, weil er nun einmal dort hinauf, zuoberst, und, wie jede Classe empfindender und unterscheidender Wesen auf ihrer Stufe, so er auf der seinigen, einzig gesetzt ist.

Die Geschichte der theoretischen und praktischen Thierpsychologie ist schon durch sich selbst die schönste Ehrenrettung der Thiere, wie zweideutig ein großer Theil der Menschen in beiden Richtnngen erscheint.

XIII. Hauptstück.

Die Mittel zum glücklichen Studium der Thierpsychologie.

Wir unterscheiden äußere und innere Mittel. Die äußern sind: die naturgeschichtlich-psychologischen Schriftwerke, Abbildungen, Thiercabinette und die Thiere im Leben selbst, die innern sind wir selbst, d. h. unsere Beobachtungskunst und das Talent, aus dem Beobachteten zu schließen.

Hinsichtlich der Schriftwerke oder Literatur sind wir, je nachdem wir selbst sind, schlimmer oder besser daran. Es muß uns klar geworden seyn, daß sie einen unerschöpflichen Reichthum von Erzählungen und Sätzen, von Beobachtungen und Philosophismen, von Auslegungen und Anwendungen enthalten, andrerseits dann aber wieder, daß wir, wenn wir Alles glauben könnten und wollten, die Thiere für Götter, Teufel, Menschen und Maschinen zugleich halten, oder, weil wir die auf dem ganzen langen Wege unaufhörlich sich kreuzenden Widersprüche unmöglich vereinigen können, an der Wahrheit des Begriffs Thierseelenkunde gänzlich verzweifeln müßten. Wenn aber der alte Priester die Thiere, seiner Weltansicht wegen, vielleicht grundfalsch verstanden, der Dichter nur erdichtet, und der Philosoph aufwärts, abwärts, seitwärts mit Begriffen geschwärmt hat, so sollten wir uns doch auf die Naturbeobachter, auf die ihre Beobachtungen prosaisch besonnen aussprechenden Beschreiber, weil sie nur Thatsachen geben oder geben sollten (Theorien und Systeme trennen, Thatsachen oder Erfahrungen meinen), verlassen dürfen. Sie haben ja von Aristoteles bis Oken die Thiere selbst gesehen, wenn hin-

gegen manche Religionsstifter sie nicht sehen wollten, Dichter sie durch ein blaues Glas ansahen, und Philosophen am Pulte sie nicht sehen konnten. Nun sind, von Aristoteles, dem ersten Thierbeschreiber, alle Thiere, ungeachtet aller entgegengesetzten Aussagen und Hypothesen, wie uns der, den Aristoteles verstehende und tief in die Literatur und Naturkunde der alten Zeit eindringende Cuvier gewiß macht, sich bis heute dem Körper und dem zufolge auch höchst wahrscheinlich, ja unzweifelhaft, der Seele nach vollkommen gleich geblieben. Dennoch aber ist eben so gewiß, daß, obschon und wenn auch Alle das Gleiche gesehen, so doch ungleich gefolgert haben. Nicht alle Naturforscher sehen und schließen gut. Freilich fragt sich, ob wir uns eine Thierseelenkunde nur aus Schriften schöpfen oder aus der Natur selbst eine solche bauen wollen. Im Ganzen genommen muß alle Literatur, wenn nicht für die Meinung und den alltäglichen Glauben, so doch für die Ueberzeugung, die mit der innern Anschauung zusammenfallen sollte, wenn nicht unsicher, doch ungenügend seyn, ja, ohne Selbstbeobachtung wird sie uns nie ein grüner Baum der eigentlichen Erkenntniß werden. Sie kann und soll uns wecken, nicht betäuben, leiten, nicht hinreißen, warnen, nicht gebieten; uns die Wichtigkeit des Thema's zeigen, nicht das Thema selbst aufschließen; uns nur andeuten, was noch nicht gewonnen, was schon verloren, was noch verlierbar und gewinnbar sey; wo unsre Zeit stehe, und wo und was man suchen soll. Wenn uns Lavater und Gall die Psychen der Thiere, ohne auf ihre Handlungsweisen zu schauen, unmittelbar aus den Physiognomien und Schädeln kennen lehren wollen, so müssen wir sagen, daß sie beide uns, wie die Commentatoren der alten Classiker ihre Schüler, gerade an der schwierigsten Stelle, d. h. bei den untersten Thierclassen, die keine Schädel und keine deutbaren Physiognomien haben, im Stiche lassen.

Abbildungen ganzer Thiere können, wenn sie von einem Thierpsychologen gezeichnet sind, das Thier als ein Seelenwesen, wie es ja ein solches ist, darstellen, und uns nützlich seyn, aber bei den untersten Classen verschwindet nun einmal ebenfalls wieder, selbst für den seelenkundigsten Zeichner, alle Möglichkeit, das Gewünschte zu geben. Abbildungen geben

entweder nur das charakteristisch Bezeichnende, z. B. Köpfe, Füße, Fühlhörner, beschreiben nur für die Naturforscher oder das ganze Thier für den Psychologen und Thierfreund.

Wir haben Meisterwerke der Malerei. Einzelne vollkommnere Thiere, besonders von Vierfüßlern, Pferden, Rindern, Elephanten, Nashörnern, Schafen, Ziegen, Hunden, Hirschen, Hasen, Adlern, Enten u. s. w. Wer bewunderte z. B. nicht Thiere von Poussin, David, Geßner, wenn er sie zu sehen das Glück hatte? Wie viel verdanken wir hierin den großen Werken der Engländer, Franzosen und Deutschen? Wir haben nun illuminirte Werke durch alle und jede Thierclassen hinab, und keine, selbst die Eingeweidewürmer, die Fliegen und Wanzen, sind vergessen worden. Die Naturgeschichte ist mit ihren Bildern in alle Häuser Deutschlands und der Schweiz eingedrungen, und Wilhelms und Brotmanns colorirte und uncolorirte chalko- und lithographische Werke öffneten sich die Geldbeutel von tausend und tausend Hausvätern. Von Ridinger haben wir eine Reihe meist wilder Thiere (z. B. bei hundert Hirsche) in oft meisterhaften Stellungen und vortreffliche Jagdstücke, von Hürt eine schöne Galerie der größern Thiere im Thiergarten (jardin des plantes) in Paris in wichtigen Stellungen und mit physiognomisch gezeichneten Köpfen; von Mind, dem Katzen-Raphael, spielende alte und junge Katzen. Wer gab Haltung, Blick, Miene eines Esels, wie er selbst sie gibt, oder die eines Rindes, einer Ziege, eines Pudels? Das ganze Thier ist Physiognomie, aus dem ganzen Thier sollte sein psychisches Leben wie durch Glas schimmern. Wie weit stehen die Zeichnungen des Dromedars und noch mehr des Bären von einander ab, als ob Bär und Bär, Dromedar und Dromedar ganz verschiedene Seelen haben, wobei allerdings die Bemerkung nicht am unrechten Orte ist, daß kein Bärengesicht dem andern vollkommen gleich ist, denn Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Schicksal und manche Eigenheiten drücken sich in jedem vollkommneren Thiere aus.

Eine Menge Zeichnungen von Thieren sind nur von ausgestopften genommen. Ein Fehler ruft dem andern. Darum sind so viele so steif, und das ad naturam ist unwahr. Wer nicht Physiognom des ganzen Thieres ist, kann kein vollkomm-

neres Thier richtig zeichnen. Wir müssen uns jedoch in Betreff der meisten Thiere mit Abbildungen behelfen. Sogar die Giraffe und das Nilpferd hat im Occident außer Paris noch kein Naturforscher zu schauen Gelegenheit gehabt.

Cuvier wagte es, die fossilen Knochengerüste längst verschollener Thierarten, der Paläotherien und Anoplotherien, zu umfleischen, alles, was er nicht wußte, zu errathen, und uns in seinem großen Werke von den fossilen Knochen Bilder von ihnen zu geben. Wollten wir diese Thiere in unsere Psychologie aufnehmen, so müßten wir eben aus dem ganzen Habitus diesen Thieren Haltung, Gebärdung, Blick und Seelenfähigkeiten andenken. Kann aus dem Knochensystem aufs ganze körperliche Thier, so muß auch aus diesem, wenn nicht das Individuelle, so doch das Allgemeine oder der Gattungscharakter der Seele ebenfalls angegeben oder erschlossen werden können.

Sammlungen, Cabinette, Museen geben uns die Thiere selbst, in Weingeist, ausgestopft, oder als Natur in gewöhnlichem Medium und unverändert, aufbewahrt, z. B. Käfer, Schmetterlinge. Was nicht Weichwurm ist, sogar Raupen, werden jetzt ausgestopft. Die in Weingeist zeigen uns oft nur, in welcher Form sie im Weingeist gestorben. Die getrockneten sind meist nur unvollkommene Thiere, und die ausgestopften haben nicht selten eine ganz andere Seele bekommen, als sie ursprünglich hatten. Beinahe allemal geht beim Ausstopfen zu viel Seele verloren. Das Schwere bleibt, das Leichte verhaucht in die Luft. Die Seele steckt nicht nur in Kleid und Fell und Haut, in Haaren und Federn, in der Ausfüllung mit Heu oder Baumwolle, und eiserne Dräthe und Stangen sind noch keine Repräsentanten derselben.

Es gibt mehr Meister im Malen als im Ausstopfen der Thiere. Am schlimmsten kommen sie alle mit den Säugern zurecht. Die Vögel sind viel einartiger, hingegen ist jeder Vierfüßler eine vielartige Welt. Zwischen Wasser- und Land-, Raub- und Singvögeln ist dessen ungeachtet ein bedeutender Unterschied. Nicht Ein Thier ist ganz das andere. Ein Säugethier ausstopfen ist beinahe unmöglich. Die Miene geht gewöhnlich ganz verloren. Der Fuchs sieht unfuchsisch, der Mops be-

kommt ein anderes Gesicht, der Esel wird in anderer Weise schlaudumm oder wohl gar wie ein Pferd gescheidt, das Pferd will nicht mehr schnauben, nicht mehr wiehern. Sogar der stille Blick des Schafes kann mit gläsernen Augen nicht recht nachgeahmt werden. Zwar ist auch in diesem Gebiete in unseren Tagen unglaublich viel verbessert worden, und die Kunst ist der Natur sehr nahe gekommen. Die alten unpsychologischen Zerrfiguren, die unmäßig gestreckten, steifen, unnatürlichen Vögel, und die heugefüllten Säcke oder Cylinder auf vier sie tragenden, mit Fell überzogenen, steinernen Pfeilern, genannt Säugethiere, sind aus den öffentlichen und Privat-Sammlungen zur Ehre des Schöpfers, der nie solche Gebilde formirte noch formirt wissen wollte, meist verschwunden. Wir haben jetzt Virtuosen im Ausstopfen, welche sogar das Eigenthümliche des Individuums mit Bewußtseyn verlassen, und das Allgemeine, die Gattung, die Idee, den (platonischen) Typus darstellen können, das Thier natürlicher, d. h. vollkommener als die Natur selbst, geben (wie es der Baum- und Blumenmaler u. s. w. macht), weil sie die Fehler, die jedes Individuum an sich hat, und nicht zum Typus, nach welchem die ideelle Natur arbeitet, gehören, nicht mitgeben. Eine Behauptung, die ausschweifend scheinen kann, dennoch aber vollkommen wahr ist. Man spricht ja von einem vollkommenen Pferd wie von einer vollkommenen Rose, ohne das eine oder andere je gesehen zu haben. Wir wissen also, was zur Idee, zur Vollkommenheit dieser Naturdinge gehört. Es darf jedoch nicht gesagt werden, daß dieser Typus, dieses allgemeine Leben der Gattung und Art, dieser Träger des Einzelnen, das sich nur Herausspiegelnde, — von Allen geschaut werde, weßwegen eben sehr Viele zum Ausstopfen ewig ungeschickt bleiben. Alle Anleitungen geben nur das Mechanische, lehren uns nur die Hand-, nicht die Seelengriffe. Die Seele des Thiers muß zuerst vom Thier in den Ausstopfer gekommen seyn, wenn er sie ihm wieder soll anbilden können.

Gute Ausstopfer müssen geboren werden, weil sie Dichter seyn müssen. Jäger, weil sie das Leben, die Seele des Thiers gesehen, sind oft meisterhafte Ausstopfer. Wenn aber das Thier viel Seele hat, so finden selbst die besten Ausstopfer die

wahre Haltung oft nur durch einen glücklichen Zufall, wie jener Maler, der einen wüthenden Hund mit dem Giftschaum an der Schnauze malen wollte, erst dann diesen Schaum recht herausbrachte, als er in der Verzweiflung über alle mißlungenen Versuche den mit Schaum getränkten Schwamm ohne irgend eine andere Kunstabsicht dem Hunde an die Schnauze geworfen hatte. Gemse z. B. werden, weil sie von Wenigen beobachtet werden können, wie Ziegen gestellt. Ein Ausstopfer, der solche mehrmals im Hochgebirge der Schweiz beobachtet hatte, aber ungeachtet vielstündiger Bemühung die rechte Haltung dennoch nicht herausbringen konnte, wollte endlich, weil sie bald einer Ziege, bald einem Kamel, bald einem Thier, das nirgends ist, gleich sah, das Thier, das schon lange auf allen vier Füßen stand, vom Unwillen hingerissen, niederdrücken, um den Versuch zu gelegenerer Zeit oder rein von vornen wieder anzufangen. Ein ganz unberechneter tiefer Druck zwischen Hals und Rücken, wobei sich der Kopf drehte, und — das Thier war eine Gemse, hatte eine Gemsseele, wie sie mit gewandtem Halse und gehobnem Kopfe an der Wand des Felsens wachsam um sich schaut.

Richtig ausgestopfte größere Thiere mögen demzufolge guten Psychologen etwelche Dienste leisten.

Nöthiger ist die Betrachtung der lebendigen Thiere, die Betrachtung ihres Lebens und Wandelns, ihres Thuns und Lassens selbst. Bedingungen sind der Besuch von Menagerien, das Halten vieler Thierarten im eigenen Hause, der Umgang mit ihnen in Ställen, Feldern, Wäldern, der Blick auf alles, was sich um uns her auf der Erde, im Wasser, in der Luft regt.

Menagerien, Thierhäuser in Paris, Wien, Kassel, Stuttgart u. s. w. lehrten Viele. Könige ordneten solche an, und wandten viel Geld darauf. Jetzt hören sie auf, durch dieses Mittel für die Kenntniß zu sorgen; theils fängt ihre Neigung an auf Anderes zu gehen, theils werden sie von ihren Unterthanen daran verhindert. An ihre Stellen traten die Messen, Jahrmärkte. Wer jedoch nicht in Residenzen wohnt, oder sich mit den Inhabern der wandernden Menagerien nicht so befreunden will oder kann, daß er bei Tag und Nacht freien Zutritt in sie hat, gewinnt durch sie nicht viel. Ueber dieses sind es, begreiflich! immer nur größere, rare, in die Augen fallende, meist

wilde und bunte Thiere, alle jedoch nur in der Gefangenschaft, im engen Käfficht und Behälter, scheinen in einem abgezwungnen Zustande und Benehmen, gezähmt, gegen das Leben und die Umgebung gleichgültig, gereizt schlimmer, je nach Art und Alter.

J. J. Rousseau's schlimmes Wort, daß sich unter den Menschen Alles, auch die Thiere, verschlimmern, findet hier zum Theil seine Anwendung! Ein alter blinder Bär, in seinem Kasten stets mit einem stachelnden Eisen geneckt, dient zur Ergötzung der Zuschauer für einen Vierundzwanziger, gebärdet sich in seiner Ungewißheit, wenn wieder in ihn gestochen werde, viel wüthender, als ein sehender, der herumgeführt oder auch eingeschlossen gehalten wird. Und welch ein Unterschied zwischen einem schon jung und einem erst alt gezähmten Elephanten!

Man hält sich auch wohl selbst gewisse Thiere: in Kaninchengärten und Behältern Kaninchen und Meerschweinchen, in Teichen Karpfen, Goldfische, Aale, in Wasserkästen Krebse. Knaben sammeln Eidechsen, Käfer, Raupen. Katzen, Hunde, Canarienvögel sind Haus-, Schweine, Ziegen, Schafe, Rinder, Pferde, Hühner, Enten und Gänse, Tauben unsere Stallthiere. Sie stellen sich alle ununterbrochen unserer Beobachtung von selbst dar. Freunde von Thieren machen ihr Haus, ihr Zimmer zu Menagerien, und füttern und beobachten junge Bären, Füchse, Hasen, Eichhörnchen, Rehe, Adler, Eulen, Habichte, Ottern, Schild- und gewöhnliche Kröten, und hinab bis zum geringsten Thier. Ihr Haus wird ein Thiergarten, Vogelhaus, ein Teich und Pflanzengarten für Insecten und Ungeziefer, den Hausfrauen allen unbeliebig. Einzelne richten alle ihre Liebe und Beobachtung auf einzelne Thiere, eine Nachtigall, einen Zeisig, eine Möwe, einen Papagai. Man kann an jedem noch so kleinen Thiere große, an einzelnen allgemeine Beobachtungen machen. Jeder Beitrag ist etwas werth, und das Ganze besteht nur aus Theilen. Man muß aber seine Aufmerksamkeit aufs Kleinste richten, kein Thier für unbedeutend halten, in jedem eine Ausfüllung einer Lücke sehen, nicht voreilig wähnen, daß Eine Beobachtung unnütz sey und — recht beobachten. Ja, das allerbeste Studium ist die Beobachtung der Thiere in allen ihren Zuständen und Handlungen. Man muß den Wurm kriechen, die Schnecke schleichen, den Grashüpfer springen, den Schmetterling

an der Nadel Eier legen, die Raupen sich einspinnen, den Fisch nach Futter schnappen, die Schlange züngeln, den Hahn kämpfen, den Canarienvogel singen, den Hund jagen sehen, wenn wir wie Sehende von Farben sprechen wollen. Man darf keine Classe unberücksichtigt lassen. Man muß sie aber auch in allerlei Zustände versetzen und mit ihnen experimentiren, sie zu Handlungen reizen und zwingen, damit die Beobachtung vielartig werde, und man sie mit sich selbst vergleichen könne, in Umgang und Verkehr mit andern, mit gleichgültigen, mit befreundeten, mit Gegensätzen setzen, kurz, so viele Thiere als möglich, jung und alt, gesund und krank, in Arbeit und Ruhe, in Freud und Leid, wach und schlafend, unerzogen und erzogen, leben und sterben sehen. Daß wir immerfort am liebsten und mit dem größten Gewinn die uns näherstehenden beobachten, ist durch sich selbst klar. Die Nothwendigkeit, das Einzelne zu sehen, dringt sich uns augenblicklich auf, wie z. B. einen Hahn nach seinem Siege, ein Kalb, wenn es so eben von der Mutter gekommen, oder einen Hund sterben sehen. Jede richtige und wohlverstandene Beobachtung kann ein Schlüssel eines Räthsels werden.

Wem ein Thier zu verächtlich ist, wer nicht mit allen Thieren mehr oder minder gern umgeht, und sich in ihrem Umgang nicht wohl fühlt, oder nicht täglich an ihnen Neues oder Bestätigung des Alten findet, der ist gewiß nicht zum Thier- (und auch nicht zum Menschen-) Psychologen bestimmt. Auch der Thierpsycholog muß geboren seyn. Die Beobachtungskunst kann man nicht machen, doch ist sie durch Uebung und Anwendung tagtäglich zu suchen, zu stärken, auszubreiten, mit Einem Worte, auszubilden.

Doch die Beobachtung, wenn sie nicht bloßes Sehen der Thatsachen ist, sondern richtig verstanden, ausgelegt und angewandt wird, gehört schon zu den innern Mitteln. Ist die Beobachtungskunst noch halb äußerlich, so ist die Auslegungskunst ganz innerlich.

Innere Mittel sind eben diese Kunst und das Talent, aus dem Wahrgenommenen zu schließen. Aber wie will man richtig auslegen, wenn man ein falsches Princip hat? Wenn der alte Pereira sagte, daß die Thiere sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören, sie demnach zu verstockten Juden macht,

denen solches vorgeworfen worden, so wiederholt sich seine Art auszulegen und zu schließen jetzt noch unter uns nur allzu oft. Wie wäre es sonst möglich, in ganz gleichen Thatsachen so Ungleiches, Etwas und Nichts zu sehen? Und wenn das Sprüchwort sagt, daß, wenn zwei das Gleiche thun, sie es dennoch ungleich thun, so könnte es auch sagen, wenn zwei das Gleiche sehen und hören, sehen und hören sie Ungleiches.

Die Beobachtungsgabe soll ohne Vorurtheile aus der Kinder- und Schulstube, ohne System vom Katheder beobachten. Nicht soll die Jugend, die oft viel klarer und wahrer als die Lehrer oder Meister sieht (den Weisen ist's oft verborgen, den Unmündigen geoffenbart), nach einer Vorschrift sehen, denken und empfinden, weil sich die Thierseelen nach keinem Katheder einrichten. Citirte man sie wie ehemals die Engerlinge vor den geistlichen Stuhl in Freiburg im Uechtland, so erschienen sie nicht und interessirten sich nicht um Gesetz und Spruch. Sie fräßen mit ihrer Seele nach wie vor ihr natürliches Futter.

Eine der gewöhnlichen Klippen, die sich aus dem physiologischen Theil der Teleologie oder Zwecklehre wie in die Religionslehre so auch in die Thierpsychologie eingeschlichen, ist der Wahn, daß Alles am Thiere auf einen sogenannten Nutzen berechnet sey. Wem dieser anklebt, wer ihn als Schlüssel brauchen will, nach diesem sich wohl gar ein System bauen wollte, verkehrte die ganze Natur, mäße die ungeheure Welt mit seinem kindischen Maaßstäbchen, das in einem Futteral Platz hat, und bewiese, daß ihm keine Idee, keine Ahnung noch ein Begriff von der Welt inwohne. Die Natur erkennt kein System, als sich selbst, sie weicht keinem Worte als dem des Schöpfers, sie antwortet selbst dem von Baco empfohlenen Feuer und Eisen nicht, wenn sie nicht will, und der listigen Frage: ob der Sperling im Busen lebendig oder todt sey, um ihn, je nach der Antwort, lebendig oder todt hervorzuziehen, antwortet sie nur in Orakeln, die nur den Fragenden verständlich sind. Wer die Thierseelen fragen will, muß sie fragen können, dann antworten sie ihm auch recht, und wer sie belauschen will, muß selbst auch eine Seele haben. Wer andere belauscht, belauscht sich selbst und umgekehrt.

Unerläßlich nöthig ist nicht minder das Talent zu schließen. Das höchste logische Vermögen im Menschen ist das Schließungs-

vermögen, das Vermögen, mit Sicherheit aus Gegebenem (und Verstandenem) Nichtgegebenes zu bestimmen, mit Sicherheit zu errathen. Ein großes Vermögen, ohne welches uns der größere Theil der Dinge verschlossen bliebe; denn, wie es ein Abschließungsvermögen ist, so ist es auch ein Aufschließungsvermögen. Wir können nicht Alles, in jedem Gebiete nur einen kleinsten Theil, immer nur Bruchstücke oder Einzelnheiten, nehmen. So müssen wir auf das mit dem Gegebenen Verwandte bald vorwärts auf eine Folge, bald rückwärts auf einen Grund, bald seitwärts auf ein Zugleichseyendes, bald von einem Besondern auf ein anderes Besonderes oder von ihm auf ein Allgemeines, von einem Allgemeinen auf ein Besonderes oder auf ein anderes Allgemeines (die vier möglichen Fälle) schließen, Lücken ausfüllen, den Zusammenhang, den wir nicht wahrnehmen können, mit unserm Vorstellungsvermögen suchen, fort und fort demnach aus dem, was wir durch die Anschauung wissen, Sätze, die wir noch nicht wissen, folgern. Weil wir ein Allgemeines wahrnehmen können, so ist namentlich alles Allgemeine nur durch Schlüsse zu gewinnen. Nur im Allgemeinen aber ist Ordnung und Zusammenhang, d. h. höhere Wahrheit.

Wir benutzen beim Schließen entweder die regressive oder die progressive Methode, gehen von den Folgen, den Wirkungen, dem Bewirkten, von dem was ist, vom Einzelnen das vor uns liegt, aus, und schließen rückwärts zu den Gründen, Ursachen, zum Wirkenden, oder wir fangen bei Allgemeinheiten, Gattungsbegriffen, Grundsätzen an, und rücken zum Minderallgemeinen und endlich zum Einzelnen herunter.

In beiden Fällen gewinnen wir eine Reihe zusammenhängender Sätze oder Ausdrücke von Thatsachen. Anekdotenbücher geben nur Proben, herumschwimmende Stücke eines zerrissenen Systems oder Materialien zu einem solchen, knüpfen aber nicht irgendwo oder irgendwie an. Man kann jedoch unrichtig rückwärts und vorwärts gehen, falsch re= und progressiren.

Das Regressiren und Progressiren wird durch den Standpunkt, von dem man ausgeht (Terminus a quo), und den, auf den man zielt (Terminus ad quem), bestimmt.

Aristoteles fing beim Einzelnen, beim Bewirkten, Plato beim Allgemeinen und Wirkenden an.

Wir fangen mit einer allgemeinen Vorstellung, einem allgemeinen Satze an, und reihen an ihn, an der Hand der Erfahrung, immer tiefer zum Besondern heruntersteigende Sätze mit Anschauungen an, bis wir zur Nothwendigkeit, die Thiere einzutheilen, gelangen. Nach diesem Gedankenprocesse stellen wir Grundzüge der Thierpsychologie selbst auf und kommen zum Einzelnen.

Wir setzen einen Anfang, suchen zum ersten Eins ein zweites Eins, und dadurch die Zweiheit. Ein drittes Eins damit verbunden gibt die Dreiheit u. s. w. So rücken wir bis zum hundertsten, zum complicirtesten Thiere, ja selbst bis zum Menschen herauf. Die Thiere sind verschieden complicirt. So wird es uns möglich, mit wenig Stoff doch einen Zusammenhang zu gewinnen. Später folgen Anwendungen. Thatsachen sind Repräsentanten, Repräsentanten genügen, darum ist nicht aller vorhandene Stoff nöthig.

Als logische Grundsätze müssen zwischen uns und den Lesern gelten: kein Ding widerspricht sich selbst. Jedes Ding ist nur sich selbst gleich. Gleiches zu, von, mit, durch Gleiches gethan, genommen, vervielfacht, getheilt, gibt, hinterläßt, bringt, macht Gleiches. Alles hat seinen zureichenden Grund. Wir glauben, daß ohne das Annehmen dieser Sätze kein zusammenhängendes Denken möglich sey.

Als naturkundliche Sätze: die Natur ist Eine. Alles ist mit Allem verbunden, mit Allem thätig und leidend. Alles drückt sich durch Handlungen aus oder äußert sich. Körperliches und Psychisches sind mit einander im Zusammenhange, und eines ist des andern Ausdruck und Formel. Ohne diese Sätze halten wir kein zusammenhängendes Erklären für möglich.

Als metaphysische: es ist Ein Urgrund und Ein Faden, Einheit in der scheinbar unendlichen Mannichfaltigkeit, Ein Ziel; eine prästabilirte Harmonie zwischen dem, was wir Materie, und dem, was wir Geist (Psyche) nennen, zwischen den scheinbaren Gegensätzen, so wie zwischen dem Urgrund und allem Begründeten.

Ohne diese Sätze scheint uns ein zusammenhängendes Begründen nicht denkbar.

Und als religiöse (nicht theologische): Alles hat einen Werth, jede Seele ist zuvörderst um ihrer selbst, dann auch um anderer willen da. Was eines Schicksals werth ist, ist auch einer Bestimmung werth. Alle Seelen sind mit dem Urgeist verbunden, der es gibt für sie alle eine Vorsehung. Ohne diese Sätze trauen wir uns kein zusammenhängendes Anwenden zu.

So verbinden wir denn auch auf dem Naturgebiete in Bezug auf die Seelen den Empirismus mit dem Supernaturalismus. Die Natur ist ja beides.

XIV. Hauptstück.

Blick in die Thierwelt oder von der Erdpsyche.

Es gibt einen ewigen Offenbarer seiner selbst = Gott, der Alles vollkommen unterscheidet und mit Unterscheidung hervorbringen macht. Vollkommen unterscheidet er auch sich von seinem Zustande, d. h. allem Andern. Zeit- und Raumbegriffe passen auf ihn nicht. Wir legen ihm nur uneigentlich menschliche Eigenschaften bei, und müssen von ihm nur mit unserm endlichen und armen Wörterbuche sprechen.

Es gibt ein unbedingtes (absolutes) Ganzes und unendlich viele bedingte (relative) Ganze: Weltganzes, Sonnensysteme, Planetensysteme, Planeten. Jedes einzelne kleinste Ding ist ein relatives Ganzes.

Absolut selbstständig ist nur Gott, relativ selbstständig ein jedes Ding auf seiner Stufe. Die Selbstständigkeit nimmt von oben herunter ab, oder wächst von unten herauf. Das von Gott Entfernteste ist das Unselbstständigste. Die Selbstständigkeit liegt im Unterschiede seiner selbst von allem Andern.

Die Sonne ist der Mittelpunkt unseres Planetensystems und hält die Erde an sich, wie eine Mutter das Kind. Was die Erde vollbringt, vollbringt sie theils mit Hülfe der Sonne, theils mit eigener Hülfe. Was mit ihr geschieht, ist solarisch-tellurisch.

Das Licht, mit Hülfe dessen wir am meisten unterscheiden, ist am meisten solarisch, am meisten tellurisch ist das unkrystallisirte Metall.

Wie der Sonne, so ist auch der Erde eine Aufgabe gegeben, die sie mit relativer Selbstständigkeit zu lösen hat.

Sie ist in einem höhern Dienste Organ. Organe sind der Ausdruck von Kräften und Mittel zum Handeln. Soll sie ihre Aufgabe lösen, so muß sie von einem außer ihr oder in ihr seyenden Geiste regiert werden.

Sie ist höher zu stellen, als es gewöhnlich geschieht. Sie ist auch für sich. Ihre Bestimmung ist nicht nur, daß eine Menge kleiner Wesen auf ihrem runden Dache wohne. Sie kann ein lebendiges, athmendes, Unregelmäßigkeiten und Krankheiten unterworfenes, ein veralterndes und sterbendes Kugelthier seyn. Was sie thut, wissen wir eher, als was sie ist.

Wir nehmen in der Erde, weil Veränderungen auf ihr mit augenscheinlichster Unterscheidung geschehen, eine Unterscheidungsgabe, mithin eine Psyche an. Ob und wie sie fühle, Triebe und ein Wollen habe, können wir dahin gestellt seyn lassen. Sie benutzt sich selbst zu Handlungen; sie unterscheidet ihre Handlungen, demzufolge wird sie sie auch wollen. Ist sie die große Creatur, die allgemeine Mutter, die sich für sich und ihre Kinder nach Erlösung sehnt? In solchem Falle wäre sie auch fühlend.

Die Erdpsyche hat sich mit den Psychen der andern Weltkörper, entferntesten und nächsten, in Verbindung gesetzt. Sie dreht darum abwechselnd eine Seite der Erde mit dem gleichen Zwecke wie die Sonnenblume und das Menschenauge der Sonne zu, trinkt ihr Licht. Sie läßt den Funken vom entferntesten Stern noch durch die Luft auf ihre Fläche fallen, durch sie geschieht, daß das Silber des Mondes die Augen der Sehenden erfreut, jedes Blättchen, wie es hervorkeimt, augenblicklich von der Sonne liebend angenommen werden kann, Alles in Glanz und Grün und Blau und Farben spielt, und tausend Wesen sogar sehen können. Mit der Atmosphäre hat sie sich so verbunden, daß viele Wesen hören. Die Dinge setzte sie so zu einander, daß alle einander im Gehen nie berühren, und sich einander kenntlich und fühlbar auf verschiedene Weisen und in verschiedenen Stufen, Richtungen und Arten fühlen können. Sie unterscheidet Zeit und Raum genau, sie macht die Erde in dreihundert fünfundsechzig Tagen u. s. w. Einmal um die Sonne gehen, und holt, weil sie etwa einmal langsamer geht, Versäumtes wieder nach. Sie kugelt ihren Körper in vier=

undzwanzig Stunden um sich selbst. Wenn sie mit der Umwälzung bald zu früh, bald zu spät, bald vor zwölf Uhr Mittags, bald nach zwölf fertig ist, so zeigt sich am Ende des Jahres ihre scheinbar unsichere Rechnung und Zeitkenntniß vollkommen sicher und genau. Selbst wenn sie im mittlern Klima bisweilen alle vier Jahreszeiten im Sommer oder im Herbste versucht, so hält sie sie doch immer auseinander; in den äußersten Zonen hingegen liebt sie die Vermischung nicht; nie macht sie am Aequator im Sommer kalt, beim ewigen Eis in Nord und Süd im Winter nie warm, sie müßte denn krank seyn. Genesung könnte sie einzig von der Sonne empfangen. Sie sieht, eine eigentliche Tagwählerin, auf Tage und Stunden. Sie hat in Krankheiten menschlicher und thierischer Organismen die kritischen Tage angeordnet, dem Küchelchen im Ei, wie lange es darin weilen, und der Eintagsfliege, in welcher Stunde sie am Ufer sterben soll, ins Ohr geraunt. Selbst jede Blume weiß von ihr, wann kommen und blühen, wann welken, sterben und verschwinden! Nicht minder kennt sie den Raum oder Platz für jedes Ding genau. Der Strauß gehört nach Libyen, die Ratte kann überall leben. In dieser ihrer Zeit- und Ortskenntniß liegt ihre Historie und Topographie, die auch wir von ihr empfangen haben.

Nicht minder unterscheidet sie die Stufen der Dinge und die Dinge selbst, und hat sie in mannichfacher Beziehung mit zarten Uebergängen so über einander gestellt, daß jedes, was es im Wesentlichen ist, im Wesentlichen bleibt. Darum gab sie jedem auf, wie es sich bilden und selbst erhalten soll. Die Knospe hat es von ihr vernommen, daß sie, wenn sie sich auf einem Rosenstrauch finde, Rose werde. Vom Menschen und Casuar kommen weder Ratten noch Zeisige. Wenn sie einen Löwen bilden will, weiß sie genau, aus welchen Elementen und wie viel von jeglichem, und bildet nie den Löwen wie ein Pferd oder gar einen Truthahn. Sie kennt die Dinge, und fordert von keinem Dinge, was nur ein anderes leisten kann. Was jedes seyn soll, das macht sie aus ihm. Hierin liegt ihre Gerechtigkeit und Billigkeit.

Sie unterscheidet im Hervorbringen, oder sie erfindet, die Größe und Form der Dinge betreffend, ins Unglaubliche, sie

hat gewiß mehr als hunderttausend Pflanzenarten, zehn bis zwanzigtausend Fisch=, vielleicht eben so viele Insectenarten erfunden. Es gibt Wallfische von hundert Schuh Länge und hunderttausend Pfund Gewicht, und Punktthierchen, die man nur unter einer zehntausendfachen Vergrößerung sieht. Sie macht Thiere, die wie Bänder, Fäden, Kugeln, Cylinder, Würfel, Bretter, wie Holzblöcke und Blumen aussehen. Die ausschweifendste Einbildungskraft eines Fiebermenschen kann, wenn sie sich außer Athem liefe, mit ihr nicht Schritt halten. Was Plinius sagte, daß man von ihr rein nichts, als was sich im Begriffe widerspreche, für unmöglich halten soll, ist ganz richtig.

Sie scheint sich in Allem zu gefallen, scheint sogar etwa einmal nicht recht zu wissen, was sie wolle, oder Launen zu haben. Sie erzeugt gänze große Classen von Wesen, von denen die geübtesten Seher und Denker nicht wissen, ob sie Pflanzen oder Thiere seyen, so daß sie sie, je nachdem dieses oder jenes Moment vorzuwalten scheint, jedoch beide mit thierischem Grundcharakter, Thierpflanzen und Pflanzenthiere nennen. Was ihr zu Sinne kam, bildete sie. Im Kugelthierchen läßt sie uns drei oder vier immer kleinere Nachkommenschaften sehen, in den Schildläusen bildet sie Mann und Weib unähnlicher, als Käfer und Schmetterling sind; dem Surinam'schen Träger soll sie für die Nacht eine leuchtende Laterne vors Gesicht hängen. Die Polype hat sie zu einem Magen, die Schlange nur zu einem Arm mit Kopf und Schwanz, die Schnecke zu einem schleimgefüllten Säckchen gemacht.

Bisweilen ahmt sie, als ob ihre Erfindungskraft zu Ende gewesen sey, sich selbst, z. B. an den Insecten die Würmer, sogar Pflanzen, ja in krystallisirten Pflanzensäften die Mineralien nach. Die Gottesanbeterin sieht völlig wie ein grünes, die Egelschnecke wie ein verdorrtes Blatt, die Riesenmantis wie ein Pflanzenstyl aus. Eines brasilianischen Käfers Hinterfüße gehen ganz wunderbar in Blätter aus. An einem Strauche hängen als Blüthen Pflanzenbienen. Hat nicht das paradoxe Schnabelthier, das eine Schnauze haben sollte, einen wahren Entenschnabel?

Sie ahmt sich selbst in den innern Einrichtungen nach. In Blumen setzt sie die Staubbeutelchen, in einigen Insecten und

Fischen die Augen auf Stiele, und wie sie in einzelnen Blumen gewisse Theile auf Eine Seite drängte, so hat sie, wie durch ein Versehen, einer ganzen Fischgattung beide Augen auf Eine Seite gesetzt.

Blumen und Thieren dreht sie den Kopf nach der Sonne, Blumen und Thiere lehrt sie ihre Blätter und Glieder bei Sonnenuntergang einziehen und schlafen, Blumen und Thiere in der Nacht erwachen, aufstehen und ihre Geschäfte verrichten (Nachtviole und Nachtthiere), Blumen und Thiere erst gegen Mittagläuten sich ausstrecken, oder schon Abends um vier Uhr sich zusammenziehen. In allem diesem liegt ihr Reichthum und ihre Armuth. Ihre Genügsamkeit im Bilden liegt darin, daß sie nur einige wenige Elemente hat und benutzt, und immer und ewig ein und ebendieselben wieder anwendet. Es stehen ihr auch keine andern als die empfangenen zu Dienste. Sie macht aus den Elementen Elephanten, Würmer und Schmetterlinge, wie aus Blättern Raupen, und aus dem, woraus die Blätter bestehen, am Morgen und Abend Wolkengold.

Sie liebt das Maskenspiel, scheint uns täuschen zu wollen. Wer nimmt im Ei ein Küchelchen wahr? wer hinter der Maske, Raupe genannt, den Schmetterling? deren langer, schmaler Cylinder, Freßzangen, kurzsichtige, einfache Augen lassen ewig nie auf breite Flügel, tausend Augen, lange Beine und ein freudiges Schweben im Sonnenschein schließen! Welcher Künstlersinn, welche Kunstgeschicklichkeit! Sie arbeitet erst noch sehr leicht. Niemand hat je wahrgenommen, daß es sie die mindeste Anstrengung koste, eine Rosenknospe zu öffnen, aus einem Ei ein Huhn zu bilden, einen Engerling in einen Maikäfer umzugestalten. Es ist, wie wenn sie Alles im Schlafe thue und könne. (Den Seinen gibt's Gott schlafend.) Darum können die Mineralien, was sie thun, eben im tiefsten, die Pflanzen im halben, die Thiere im leisen Schlafe thun, sie schlafen auf ungleichen Stufen. Sie aber schläft und schlummert nicht, denn im Schlafe unterscheidet man nicht so viel und genau als sie unterscheidet, sondern dunkel und verworren.

Außer den Elementen macht sie Alles sich in — Tod verwandeln. Sie kann keiner Sache Bestand geben, doch bringt sie alles Verschwundene wieder ganz oder theilweise hervor. Aus

dem dürren Winterbaume sprossen bald wieder neue Gräser und Blumen, wie aus dem Scheitel des Menschen neue Haare. Die Haut des Menschen ersetzt sich wieder, und der Schnecke wächst der scharf und ohne Quetschung abgeschnittene Kopf mit den Fühlfäden (und allem Verstand) wieder nach. Die Gazelle zernichtet das Gras, es gibt wieder Gras; der Löwe die Gazelle, es gibt wieder Gazellen; das Alter den Löwen, es gibt aber wieder Löwen. Pflanzen müssen wieder Pflanzen, Thiere wieder Thiere bringen. Hierin liegt die Reproductionskraft, die Wiederschöpfungskraft der Erdpsyche, die man auch Bildungsbestreben, Bildungskraft (nisus formativus und vis plastica) nennt. Vermöge dessen weiß jedes Ding auch, was es wieder zu erzeugen, wie zu verbessern, und sich selbst zu erhalten hat. Weiß der Keim durch die allgemeine Thierpsyche, ob er ein Kamel bilden soll, so hat sie es ihm gesagt, und er hat ihre Stimme im Schooße der Mutter vernommen, und dieses Wissen bleibt ihm sein Leben lang. Er weiß nun, daß und wie er, größer und stärker geworden, und auf die Welt an die Sonne herausgetreten, sich wieder verbessern soll. Schrot und Kugeln werden von den Muskeln wieder herausgetrieben, von Rindern mit dem Futter verschlungene Nägel, Messer u. s. w. kommen irgendwo, etwa zwischen Rippen, dem Thiere unschädlich, wieder zum Vorschein, der sechsundzwanzigste Theil eines Wasserschlängelchens (nais) kann sich hinten und vorne wieder ergänzen, und aus dem Kinn eines todten Mannes wächst noch Bart wie Gras. Alles soll bis zum Sterben ganz und vollkommen seyn, oder wieder werden.

Alle Organismen können erkranken und beschädigt werden. Darum gab sie allen Heilkraft, ohne die selbst ein Boerhave nichts kann, deren Hülfe selbst Aeskulap benutzen muß, deren Daseyn oder Nichtdaseyn die Hoffnung und Verzweiflung der Weisen, deren Nichtahnung die Unwissenheit der sinnlosen Aerzte ist. Diese Heilkraft strengt sich noch in der sterbenden Pflanze an, und im sterbenden Thiere und Menschen nimmt sie, sucht sie noch alle auffindbare Luft zusammen, um noch einen und noch einen Athemzug zu bilden, weil möglichst lange geathmet werden soll.

An Pflanzen und Thieren vernachlässigt sie etwa einmal einen Theil, um das Ganze zu retten. Hierin liegt der Egoismus

der Dinge zu ihrer Fortdauer. Das Ohr will Ohr, das Auge Auge, und der Knorpel, der nicht Knochen werden soll, Knorpel bleiben. Niedrigern Wesen hat sie eine größere Kraft, ihr Leibliches zu erhalten und wieder herzustellen, höhern vielleicht Kraft, Höheres zu erhalten, zu retten, gegeben, das Niedrige jedoch müßte vorher weggenommen werden. Das ist die große Natura naturans im Aeußern und Innern der Erde und in allen lebenden Dingen, ihren Kindern, die der Mutter Art und Wesen haben.

Daß die Erdpsyche wisse, was sie wolle, ehe sie es uns laut sagt, ehe sie das Ding ans Tageslicht stellt, ist gewiß. Sie bereitet schon im Herbste aufs künftige Frühjahr Knospen an den Bäumen, webt dem Gewild im dunkeln Walde und auf freier Flur einen Pelz auf den Winter, ehe dieser da ist, knauelt an den Knien des Dromedars Fett und Haare zusammen, ehe er knien muß und kann, und härtet ihm seine Gaumenhaut lederartig, ehe er Dornen fressen soll. Des Seehundes Wunderauge richtet sie, wie der beste Optiker, fürs Land und Wasser ein, ehe er Land und Wasser ahnt. Das junge Maul des Pferdeembryons will schon wiehern, das der Ziege schon mäckern, des Hundes Schnauze ist schon aufs Klarste zum Bellen bereit. Die Unterscheidungsgabe der Erdpsyche bearbeitet demzufolge den Stoff schon im Mutterleibe, d. h. sie macht den Stoff zu einem Ausdrucke irgend eines Gedankens, selbst zu einem Gedanken, bildet ihn im voraus dem Lande der Erscheinung des Thieres angemessen. Eine Entenart brütet ihre Eier auf Bäumen aus, die allgemeine Psyche bildet den Jungen dennoch Schwimmfüßchen an. Sobald sie einmal auf dem Erdreich sind, eilen sie dem sie lockenden Teiche zu. Bildet sie nicht auch dem Hühnchen im Ei ein Dörnchen auf das Schnäbelchen? Will das Hühnchen endlich heraus, so ritzt es die Schale damit inwendig, und stößt, sie aufzudrücken. Es will heraus, und kann heraus und kommt heraus, weil es heraus soll. Ist's heraus, so fällt ihm das überflüssig gewordene Dörnchen von selbst ab. — Entweder weiß die Psyche vorher Alles oder Nichts! Das: aut Caesar, aut nihil! paßt auf sie. Prästabilirte Harmonie! Hierin die Vorsehung.

Noch sonderbarer erscheint sie in ihren Abweichungen von sich selbst, d. h. von der Regel, die sie sich gebildet, die sie selbst befolgt, die sie in Alles hineingelegt hat. Wir nennen sie Varietäten,

Racen, Mißgeburten. Alles, außer das Element, verläßt bisweilen seine Urform, sein Urbild, die Idee, nach der es sich bilden soll. Solche Abweichungen sind Ausnahmen. Regeln sind Haupt= oder Landstraßen, Ausnahmen Fußpfade. Auch wer auf letztern geht, unterscheidet, und unterschiede er nicht, so bliebe er auf der erstern. Zufällig geschieht nichts. Unbedeutende Abweichungen, besonders an unorganisirten Dingen, nennen wir Naturspiele. Die Spiele kommen ebenfalls aus einer Regel, die wir freilich oft nicht sehen, der Erfinder des Spiels aber hat sie vorher gedacht und hineingelegt. Alle Variationen des Spiels sind vor seinem Angesichte gestanden. Jede Variation bestätigt das Spiel, jede Ausnahme sichert die Regel, jeder Seitenweg die Hauptstraße, die Mannichfaltigkeit die Einheit und die Unordnung die Ordnung.

Die Natur will alle möglichen Ausnahmen, darum weil sie alles Mögliche will, sie hebt sie aber, wenn sie zum Ganzen nicht passen, und damit sie nicht Regel werden, bald selbst wieder auf. Sie sind demnach eine Art selbst geschürzte Knoten, die sie selbst wieder so leicht und schnell, und oft schneller noch als sie sie schürzte, löst, Mißtöne, die aus Wohllauten hervorgehen, und bald wieder in sie versinken, und — den Wohllaut fühlbarer machen. Ja, wie zur Ruhe der Sturm, so kehrt Alles in die Regel zurück. Die Wolke verliert ihren kuriosen Umriß wieder, der Blitz kommt lange nicht mehr in seiner seltenen Zeichnung, der Donner rollt wieder wie es ihm gewöhnlich ist, der unregelmäßige Bergkrystall irrt nichts in der Natur und erzeugt keine Unregelmäßigkeiten, darum mag er fortdauern, aber die mißgestaltete Rose verwelkt, der Hase mit noch zwei Füßen auf dem Rücken stirbt, es stirbt das Menschenkind mit zwei Köpfen. Die Natur selbst tödtet es wieder. Sollte sie jenes schlesische Kind, das nichts als Unterleib und Schenkel und Füße war, leben lassen? und dafür die beiden Mädchen von Scöny, Helene und Judith, und aneinander gewachsene, gar zärtliche Zwillinge sterben machen? Auch die Stachelschwein= oder besser Dorneidechsenmenschen in England, die sechsfingerigen Familien im Königreich Hannover, die Afrikaner mit nur zwei Phalangen im kleinen Finger, die Rosen ohne Dornen, die Schafe ohne Hörner oder mit drei und mit sechs

der Dinge zu ihrer Fortdauer. Das Ohr will Ohr, das Auge Auge, und der Knorpel, der nicht Knochen werden soll, Knorpel bleiben. Niedrigern Wesen hat sie eine größere Kraft, ihr Leibliches zu erhalten und wieder herzustellen, höhern vielleicht Kraft, Höheres zu erhalten, zu retten, gegeben, das Niedrige jedoch müßte vorher weggenommen werden. Das ist die große Natura naturans im Aeußern und Innern der Erde und in allen lebenden Dingen, ihren Kindern, die der Mutter Art und Wesen haben.

Daß die Erdpsyche wisse, was sie wolle, ehe sie es uns laut sagt, ehe sie das Ding ans Tageslicht stellt, ist gewiß. Sie bereitet schon im Herbste aufs künftige Frühjahr Knospen an den Bäumen, webt dem Gewild im dunkeln Walde und auf freier Flur einen Pelz auf den Winter, ehe dieser da ist, knauelt an den Knien des Dromedars Fett und Haare zusammen, ehe er knien muß und kann, und härtet ihm seine Gaumenhaut lederartig, ehe er Dornen fressen soll. Des Seehundes Wunderauge richtet sie, wie der beste Optiker, fürs Land und Wasser ein, ehe er Land und Wasser ahnt. Das junge Maul des Pferdeembryons will schon wiehern, das der Ziege schon mäckern, des Hundes Schnauze ist schon aufs Klarste zum Bellen bereit. Die Unterscheidungsgabe der Erdpsyche bearbeitet demzufolge den Stoff schon im Mutterleibe, d. h. sie macht den Stoff zu einem Ausdrucke irgend eines Gedankens, selbst zu einem Gedanken, bildet ihn im voraus dem Lande der Erscheinung des Thieres angemessen. Eine Entenart brütet ihre Eier auf Bäumen aus, die allgemeine Psyche bildet den Jungen dennoch Schwimmfüßchen an. Sobald sie einmal auf dem Erdreich sind, eilen sie dem sie lockenden Teiche zu. Bildet sie nicht auch dem Hühnchen im Ei ein Dörnchen auf das Schnäbelchen? Will das Hühnchen endlich heraus, so ritzt es die Schale damit inwendig, und stößt, sie aufzudrücken. Es will heraus, und kann heraus und kommt heraus, weil es heraus soll. Ist's heraus, so fällt ihm das überflüssig gewordene Dörnchen von selbst ab. — Entweder weiß die Psyche vorher Alles oder Nichts! Das: aut Caesar, aut nihil! paßt auf sie. Prästabilirte Harmonie! Hierin die Vorsehung.

Noch sonderbarer erscheint sie in ihren Abweichungen von sich selbst, d. h. von der Regel, die sie sich gebildet, die sie selbst befolgt, die sie in Alles hineingelegt hat. Wir nennen sie Varietäten,

Racen, Mißgeburten. Alles, außer das Element, verläßt bisweilen seine Urform, sein Urbild, die Idee, nach der es sich bilden soll. Solche Abweichungen sind Ausnahmen. Regeln sind Haupt= oder Landstraßen, Ausnahmen Fußpfade. Auch wer auf letztern geht, unterscheidet, und unterschiede er nicht, so bliebe er auf der erstern. Zufällig geschieht nichts. Unbedeutende Abweichungen, besonders an unorganisirten Dingen, nennen wir Naturspiele. Die Spiele kommen ebenfalls aus einer Regel, die wir freilich oft nicht sehen, der Erfinder des Spiels aber hat sie vorher gedacht und hineingelegt. Alle Variationen des Spiels sind vor seinem Angesichte gestanden. Jede Variation bestätigt das Spiel, jede Ausnahme sichert die Regel, jeder Seitenweg die Hauptstraße, die Mannichfaltigkeit die Einheit und die Unordnung die Ordnung.

Die Natur will alle möglichen Ausnahmen, darum weil sie alles Mögliche will, sie hebt sie aber, wenn sie zum Ganzen nicht passen, und damit sie nicht Regel werden, bald selbst wieder auf. Sie sind demnach eine Art selbst geschürzte Knoten, die sie selbst wieder so leicht und schnell, und oft schneller noch als sie sie schürzte, löst, Mißtöne, die aus Wohllauten hervorgehen, und bald wieder in sie versinken, und — den Wohllaut fühlbarer machen. Ja, wie zur Ruhe der Sturm, so kehrt Alles in die Regel zurück. Die Wolke verliert ihren kuriosen Umriß wieder, der Blitz kommt lange nicht mehr in seiner seltenen Zeichnung, der Donner rollt wieder wie es ihm gewöhnlich ist, der unregelmäßige Bergkrystall irrt nichts in der Natur und erzeugt keine Unregelmäßigkeiten, darum mag er fortdauern, aber die mißgestaltete Rose verwelkt, der Hase mit noch zwei Füßen auf dem Rücken stirbt, es stirbt das Menschenkind mit zwei Köpfen. Die Natur selbst tödtet es wieder. Sollte sie jenes schlesische Kind, das nichts als Unterleib und Schenkel und Füße war, leben lassen? und dafür die beiden Mädchen von Sczny, Helene und Judith, und aneinander gewachsene, gar zärtliche Zwillinge sterben machen? Auch die Stachelschwein= oder besser Dorneidechsenmenschen in England, die sechsfingerigen Familien im Königreich Hannover, die Afrikaner mit nur zwei Phalangen im kleinen Finger, die Rosen ohne Dornen, die Schafe ohne Hörner oder mit drei und mit sechs

Hörnern, die ohne Schwanz und die mit Fettschwänzen, irren keine Regel. Sie leben und vermehren sich, aber jene aneinander gewachsenen Zwillinge nicht. Alle solche Abweichungen stehen, jedoch in den verschiedensten Entfernungen um die Regel, Ordnung genannt, herum, und die entferntesten scheinbar ganz außer ihr. Sie schauen sie, wie Stiefkinder die Mutter, von ferne.

So ist sie es, die Alles bildet, die dem Rinde zweitheilige, dem Pferde eintheilige, der Katze gar keine Schuhe macht, dem Bären einen schwarzen oder weißen Muff vom Kopf bis zu den Füßen anzieht, den Storch auf Stelzen stellt, und der Ente das Gefieder einölt. Weil sie Allem die Werkzeuge gibt, so können wir auch sagen, daß sie durch die Dinge Alles thue, was zu thun ist.

Alles ist ihr Ausdruck. Sie ist der wahre Dädalus, der größeste Proteus, und alle Incarnationen des indischen Krischna sind gegen die ihrigen nur Kleinigkeiten.

Ihre Spinne spinnt ohne Kunkel, ihre Biene mißt ohne Maaßstab, ihr Schneidervogel näht ohne Nadel. Sie ist die beste Schulmeisterin, Erziehungsräthin, denn sie gibt mit dem Gebote auch die Geschicklichkeit, und die Frucht des Befehls des Schulmeisters in J. Pauls Levana: habt Genie, ihr Jungens! ist hier nicht nur ein Scherz. Und was der Genius (die Psyche) verspricht, leistet die Natur (des Thieres) gewiß.

Damit alles Mögliche sey, theilt sie auch alle Grade und Arten sogar von Intelligenz und Moral aus. Vermuthlich sind beide durch die Physiologie bestimmbar. Sie gibt was und wie viel sie will: Dummheit und Verstand, Tugenden und Laster. Dem Kalb macht sie schon im Mutterleib ein sinnlos grobes dummes Maul, dem Elephanten gibt sie eine Art Weisheit, dem Löwen Majestät und Großmuth, dem Hunde Treu und Neid, dem Fuchs List, dem Sperling Unermüdlichkeit, der Maus Furchtsamkeit, dem Papagai Nachahmungssucht, schlechten Zorn der Gans, dem kleinen Neuntödter große Grausamkeit, und machte durch den allgemeinen Krieg und Tod die Erde mitten in aller ihrer Ruhe und Schönheit zu einer Mördergrube.

Jedes Ding steht selbstständig im Ganzen, selbstständiger je nach seiner Stufe, und will selbstständig seyn, sich selbst behaupten. Sogar der Stein vertheidigt seine Stelle hartnäckig. und weicht nur dem Stoße, der Baum will durch Feuer und Eisen bezwungen seyn, oder die Elemente müssen, ihn zu fällen, hundert bis tausend Jahre an ihm nagen. Jedem Thiere sind Mittel zur Selbsterhaltung: Reproductionskraft oder eine chirurgische Arzneikunde, Flucht, List und Gewalt gegeben. Um seiner selbst willen benutzt es Alles um sich her, der Baum benutzt die ganze Natur, als ob sie nur für ihn vorhanden sey, und jedes Thier erfaßt mit allem Eifer inwohnender Kraft, was in seinen Wirkungskreis tritt, ihm nützen und von ihm erobert werden kann. Lauter Nebukadnezar, Alexander, Attila, Napoleon im Kleinen! Die Meduse schickt achtzigtausend Arme (eine Armee) zum Raube aus, der Hai verschlingt Menschen, Pferde und angeblte Pulverfässer, der Wallfisch Heere von Schalthieren, und der Kraken, wenn er existirt, muß mit Einem Schlucke das Meer um sich her entvölkern. Selbstsüchtig stößt das Thier auch alles von sich, was ihm nicht gefällt. Die Wespe sticht, wenn man sich ihrem Bau nahet, der Stier stößt zornig sein Horn dem Menschen, vielleicht seinem Wohlthäter, in den Leib. Nur für sich sorgend fährt der Wallfisch vor der Harpune in die Tiefe hinab, oder schmeißt mit dem Schwanze das Schiff mit der Mannschaft ins Meer hinein. Sogar der Edelhirsch flieht hin in den dunkeln Wald, wie angenehm sein Fleisch dem Wolf und uns schmecken würde. Die Biene sammelt Honig nicht für die Mäuse noch Füchse, noch Bären noch Menschen. Die Katze kennt kein Mitleiden gegen Thiere, die nicht ihrer Art sind, und den Löwenrachen schmerzt der Schmerz der Gazelle nicht im mindesten. Das ist der große allgemeine Egoismus in der Natur! Es ist ein gräuliches Ding um solch einen egoistischen Kampf auf Leben und Tod zwischen den aus der Urzeit herstammenden Giganten, Nashorn und Elephant, um ein Reisfeld, eines Löwen mit einem Waldochsen um Nahrung und Leben!

Andrerseits hat die allgemeine Psyche manche Thiere, auch Kinder-, Gatten- und Elternliebe, Mitfreud' und Mitleid, Ergebung und gesellschaftliche Ordnung und vielleicht noch einiges

höheres Psychisches, aber schwer auffindbares gelehrt, oder es so genaturt, daß es Höheres vom bessern Menschen lernen kann.

Was kommt nicht Alles vor? Es kommt vor, daß der Falke den Reiher, die Unze die Gazelle, der Jagdhund den Hasen um des Herrn willen aus den Lüften, aus der Wüste, aus dem Dickicht holt, und Elephant, Hund und Pferd lieber beim Menschen als bei ihresgleichen sind. Auch das hat die große Psyche gethan, denn sie liebt das Führen der Dinge von unten herauf zum Höhern. Sie liebt die Stufenleitern!

Aber, obschon wir Materie und Geist, Leib und Seele unterscheiden, scheint die Erdpsyche doch nicht unterscheiden, wenigstens auf den großen Unterschied nicht Rücksicht nehmen zu wollen. Der Pflug durchschneidet im Ackerfelde Leib und Seele des Engerlings, die Kugel stürzt Leib und Seele des Adlers aus der Luft herunter. Wenn eine geistlose Eiche fällt, so fallen auch tausend Insecten mit ihren Geistern, und in einer aufflammenden Stadt verbrennen die Menschen mit den Mäusen, obschon erstere weit mehr Geist haben. Ein Erdbeben begräbt zehntausend Menschengeister wie Menschenkörper. Schnecke und Mensch scheint der großen Psyche völlig Eins zu seyn. Mitleiden scheint sie nicht zu kennen, die Geister nicht zu ehren, die Wissenschaft und Kunst nicht zu achten, die Tugend nicht zu lohnen, das Kind nicht zu lieben. Sie schreitet unsichtbar über Geister und Leiber und Gute und Böse, und macht regnen auf Gerechte und Ungerechte. Sie thut Geistern und Nichtgeistern zu lieb und zu leid, was und wie sie will, und Niemand kann zu ihr sagen: was machst du? Furchtbare Unparteilichlichkeit! Ja oft, wenn sie den Geistern und der Tugend zu lieb schweigen soll, stürmt sie, und wenn sie stürmen soll, schweigt sie. Ist's nicht, als ob sie bisweilen das Leibliche, das Unrechte, die Dummheit, das Unglück, den Tod dem Geistigen, dem Rechten, dem Verstande, dem Glücke, dem zeitlichen und ewigen Leben vorziehe? Scheinbar bekümmert sie sich ums Wohlergehen der empfindenden Dinge nicht besonders und nicht immer. Phaëthon kam ihnen in unsern Ländern in den Jahren 1805 und 1816 nicht einmal nahe genug, im Jahre 1834 hingegen so nahe, daß unsere Wasser vertrockneten. Die Erdpsyche hat ihn, obschon er uns im Winter 1830 beinahe erfrie-

ren, im Jahr 1811 im Sommer beinahe verbrennen machte, nicht einmal, wie es doch die alte Mythe that, dafür in den Eridanus gestürzt. Ja, muthwillig fährt sie selbst mit ihrem Gespanne dahin, muthwillig läßt sie bald dieses, bald jenes einzelne Roß rennen, bald diese, bald jene Kraft siegen, bald diese, bald jene Art von Geschöpfen sich ins Unendliche vermehren, oder sie vermindert sie unerwartet. Sie sendet auch unter Pflanzen und Thiere Würgengel, und Krieg und Erdbeben und Seuchen schickt sie in gewissen Zeiträumen auch unter sie.

Obschon jedes Ding sein eignes Schicksal hat, weil sie jedem ein eigenes anordnet, jedes wie ein Heer dasteht, und Alles um sich her, so weit es greifen kann, als Knecht behandelt, so hat sie doch Alles in einander gefügt, Alles wunderbar unsichtbar mit Allem verbunden, und so aneinander gereiht und geordnet, daß je Eines alles Andere ohne irgend eine Ausnahme bedingt und durch alles Andere bedingt wird. Die Luft ist mit dem Hautsystem, dem Munde, der Luftröhre, der Lunge, dem Magen, dem Blute, dem Auge, dem Ohr, mit jeder Ader, sie ist mit dem Licht, den Farben, der Wärme, dem Gewichte aller Dinge verbunden und darum verwandt. Aendere das unbedeutendste Merkmal an ihr, so entstehen lauter andere Blumen und Thiere, so verändert sich das Kind unter dem Herzen der Mutter, und wird lauter Licht oder Stein. Solche Einrichtung und Ordnung hat sie geformt. Dennoch scheint sie Ordnung nicht zu lieben, und vorsetzlich Alles durcheinander geworfen, des „gleich und gleich gesellt sich gern" sogar gespottet zu haben. Das Schönste vermählt sich, wie Venus mit dem Vulcan, mit dem Häßlichsten, und das Gerechte mit dem Ungerechten; goldene Insecten ergötzen sich im Aase, und aus dem Unrathe gehen die höchsten Kunstgebilde hervor. Der herrliche Tiger ist blutdürstig, und die infame Hyäne überfällt das schuldlose Lamm, während es an der Mutter trinkt, und diese es liebevoll anschaut.

Was sie ordnete, scheint bald über unsern, bald gegen unsern Gedanken, der Einheitsucht, zu seyn. Ja, wir hätten sehr Vieles nicht, sehr Viel ganz anders gemacht und verbunden. Wir würden keine mühseligen Faulthiere, keine plumpen Fleischmassen, Seekühe genannt, hervorgebracht, keine Enten auf

Bäume gesetzt, keinem Vogel die Unfähigkeit selbst zu brüten, und die Neigung, andere kleinere Vögel mit seinen großen Eiern zu belästigen, gegeben, den Schafen keine quälenden Würmer in die Leber und ins Gehirn, dem Menschen keine in die Gedärme gesetzt, keine Insecten Jahre lang im unvollkommnen, dafür nur einige Monate oder Tage im vollkommneren Leben gelassen haben. Wir hätten keine Raubthiere geschaffen, und dem Tod für uns nicht gerufen.

Wir suchen die Einheit, und nehmen sie nirgends wahr. Es ist Alles zerstückelt, aller verbindende Faden, wenn nämlich ein solcher vorhanden, dunkel, verborgen, unauffindbar. Ein Sinnbild vollkommner Unordnung, bewegen sich alle Meergeschöpfe in den aufgethürmten Wassern herrenlos.

Und die ganze Haus- und Landwirthschaft der großen Rechnerin ist wie ihre Buchführung mit der unsrigen im ärgsten Widerspruch, es sey denn, auch die unsrige sey in Unordnung. Bald streut sie überflüssig, bald sparsam aus, bald geizt und bald vergeudet sie, und sie säet und erntet oft ohne sichtbaren Zweck. Sie läßt Stürme unerwartet los, und wenn sie Schiffe versenkt, Häuser zerrissen, Wälder niedergestreckt, Saaten verhagelt, Millionen Thiere verschleudert hat, ja, dann knebelt sie sie wieder, und läßt die Sonne wieder auf die zerrissenen Häuser und verhagelten Saaten, und thierische und menschliche Leichname scheinen! Sie treibt Flüsse und Seen und Meere ins Land, um ihre eigenen Blumen und Thiere zu ertränken. Darum sind wir nicht im Stande, ihr Soll und Haben jemals zu bestimmen, oder auch nur gehörig von einander zu unterscheiden. Ihre Activ- und Passivschulden fließen für uns in einander. Sie schreibt Alles nur auf eine und dieselbe Seite, als ob sie rechts und links nicht unterscheiden könne. Zögen wir heute ihre Bilanz, schon morgen wäre sie eine ganz andere. Es scheint aber doch, daß sie, wenn nicht in kaufmännischen Büchern, so doch in ihrem ungeheuren Gedächtnisse, sogar vielfache genaue Buchhaltung führe, sonst würde sich bei der unbegreiflichen Menge ihrer täglichen Ausgaben und Einnahmen ihr Wohlstand nicht schon Jahrtausende erhalten haben. Crösus ist ihr Bettler.

Ob die Sterne von ferne her, oder die nähere, Alles sehende

Sonne sie beaufsichtigen und ihre Rechnungen controliren, wissen wir nicht recht. Das aber wissen wir, daß Jemand sie controlirt, daß Alles controlirt ist.

Aus Allem erhellet, daß die Ordnung der Erdpsyche mit unsern Ordnungen sehr wenige Aehnlichkeit hat.

Jede Menschenmaschine scheint geordneter, denn wir können deren Einrichtung und Leistung durch Eine Formel ausdrücken, die Naturordnung hingegen nicht. Sie ist zu vielgestaltig, und kann Alles, kann die ärgsten Widersprüche: Leben und Tod, Schlafen und Wachen, Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit, Krankheit und Gesundheit in sich haben.

Die Naturordnung ist nur ein allgewaltiger Ton, der alle Mißtöne übertönt, und sogar durch den Nothschrei eines ganzen versinkenden Welttheils nicht gestört werden kann, ein lebendiges Uhrwerk, nicht eine mechanische Vogelorgel. Wer eine solche in ihr sieht, sieht nicht; wer eine solche in ihr sucht, findet nicht; wer meint, eine solche gehöre zur Welt und jeder Ordnung, versteht nicht. Ihre Aufgabe muß eine andere als die einer Maschine seyn. Ihre Rechnungen stehen nicht auf Rädern, Hebeln, schiefen Ebenen, Bindfäden, mechanischen Kräften und Lasten, weßwegen auch ihr Facit vermuthlich so unerwartet und eigen, als ihre These und Rechnungsart seyn wird.

Kein sichtbares Naturding regiert, kaum kümmert sich eins ums andere, kaum der tausendste der Menschen ums Ganze. Darum kann uns keines der Dinge sagen, warum es so und nicht anders sey und handle, warum sein nächster Nachbar also thue und leide. Keines kann sagen, woher es komme, und wohin es gehe. Rückwärts und vorwärts sind die Fäden abgerissen, oder verlaufen sich ungesehen ins Unsichtbare, Unendliche.

Die Erde ist wie ein Spinnennetz; mitten in der Mannichfaltigkeit der Dinge und Verbindungen lebt und webt eine relative Schöpferin, Erhalterin, Führerin, hält alle Dinge ihres großen Netzes von sich aus bis zur Peripherie, und läßt nicht Eins los. Keines kann sich losreißen noch loswinden. Aber von jedem läuft ein Zügel in die Hand dieser Unbekannten. Das ist die große Quadriga, das größeste, das

Myriadengespann! Sie hält Alles mit einem leisen Finger; ihre Leitseile sind dünner und dennoch zäher als Spinnefäden, sie sind wie Sonnenstrahlen. Ohne die geringste Mühe führt sie das ungeheure Gespann in tiefer mitternächtlicher Stille. Ihre Arena ist weich wie die Luft, und ihre Peitsche hört man nicht. Sind etwa die Schlossen und Blitze, Gewitter, die Stürme, die Erdbeben Schwingungen ihrer Peitsche, ehemals Gottesgerichte genannt?

Jedes Ding spielt ihre und seine Rolle zugleich. Die Mineralien spielen beinahe nur als stumme Personen. Aber jedes spielt hier nur Einen Auftritt seines Lebens; in den verschiedenen Aufzügen führen die Arten und Gattungen das Spiel fort. Sie ist der Souffleur, und weiß wohl, was sie einbläst. Sie ruft auch jedes mitspielende ab. So geht das große Spiel fort, bis der Vorhang heruntergelassen wird. Verlieren die abgerufenen durch ihren Austritt ihr Erbgut, das Psychische? Wird den Redenden und Handelnden, selbst dem Helden des Trauerspiels keine Auflösung, keine Auflösung des Ganzen, zu dem er ja nur ein Paar Worte, ein Paar Thränen, ein Paar Hände gegeben hat?

Jedenfalls ist jedes Ding auf der Bühne an seiner Sohle festgehalten. Aber unter die Bretter zu ihr herunter kann keiner steigen. Steigt er zu ihr hinab, wenn sie ihn an der Sohle zieht, so ist er für die Oberfläche auf immer verschwunden. Diese Psyche ist der Erdarcheus, der thätige Anfangspunkt, der Springpunkt, von dem alles Verschiedene als ein Verschiedenes ausgeht, und das mit einem höhern Princip in immer thätiger Verbindung steht. Ob es aber ein einfaches, materielles, ätherisches oder ein intelligibles Element, oder, weil sie Alles gabelförmig ins Unendliche wie ein Medusenhaupt theilt, eine Zweiheit sey, lassen wir dahin gestellt. Wir ignoriren also in Beziehung aufs Reale:

a) das materiell-atomistische System, das uns das Psychische aus materiellen Punkten verständlich machen möchte,

b) das spirituell-atomistische, das nichts als Geisterpunkte annimmt,

c) das dualistisch-Cartesische, das Materie und Geist, Leib und Seele durch sich selbst unbedingt getrennt wissen, und nur durch ein drittes, außer beiden seyendes Wesen (Gott) eine Verbindung in jedem gegebenen Augenblick und Fall vermitteln will.

Und in Beziehung auf das Formale:

d) das mechanische System, das in der Natur nur einen mechanischen Zusammenhang durch Druck und Zug sieht,

e) das casuistische, das dem Gegensatze von diesem, dem Zufall oder Ungefähr huldigt,

f) das Appetit- oder Begierdesystem, das sich jedoch nur auf die Thiere beziehen könnte, und vermöge dessen ein Trieb, d. h. eines jeden Thieres ursprünglich unbestimmte Form, sich selbst so bestimmt, daß sie mit der äußern, sie umgebenden Natur, dem Verlangen angemessen, zuletzt in Uebereinstimmung gekommen.

Dafür hingegen ignoriren wir nicht eine geistige Kraft, die sich überall kund thut, und in Verbindung mit den Kräften der Sterne überhaupt, und denen der Sonne insbesondere, in Allem, vom Eingeweidewurm bis zum Menschen hinauf, wirkt, und in Bildern und Ideen bis zum ewigen Sichselbstoffenbarer emporführt, die auch Alles auf eine bestimmte Stufe gestellt hat, in jedem Lebendigen, Empfindenden und Denkenden nur auf dieser seiner Stufe wirkt, und also auch jedem eine Bestimmung zugetheilt hat, haben wird, und muß.

Ungewiß aber müssen wir lassen, wie die Erdpsyche mit der höhern, und wie mit Gott verbunden sey, wie sie, dieser kleine Gott, in diese kleine Welt gekommen, wie sie sich in die Dinge ausgegossen, und ob sie im Tod jedes lebendigen Dinges ihre Kraft wieder zurückziehe u. s. w.

Vielleicht geht in allen Thieren, vielleicht nur in vollkommnern, wenn's zum Sterben geht, eine leise Ahnung auf, und kann sich einige Creatur im Tode sehnen. Jedenfalls strecken wir Menschen im Sterben unsre Hände glaubensvoll aus, eine Zukunft zu umarmen!

Wir stehen auf dem psychologischen Standpunkte. Wir legen, wie und weil die Erdpsyche unterscheidet, auch in eine

gewisse Classe von Wesen Unterscheidungsgabe, und lassen diese unterscheidenden Dinge (Thiere) auf ihrer Stufe und in ihrer Art eben das thun, was die Erdpsyche thut. Die Raupe und der Vogel, der Lurch und der Löwe, die Schnecke und der Mensch sind kleine unterscheidende Psychen, kleine Götter, weil selbstständig in Grad und Art.

XV. Hauptstück.

Von der Psyche der Thiere im Besondern.

Unter Thier verstehen wir ein Wesen, das eine unterscheidende Seele hat, aber noch zwischen Pflanze und Mensch steht.

Jedes Thier hat einen Organismus, den man Materie, und eine Seele, die man Geist nennt. Beide zusammen, innigst in Eins verschmolzen, und als Eins, sind das Thier.

Was das eine und andere dieser zwei Elemente ist, wissen wir nicht. Vielleicht ist die Materie ein rein dynamisches und metaphysisches Ding, der Geist ein Aether. Die Denker der alten Zeit ließen die Materie entweder das eigentliche Etwas, oder nur Schein, oder gar nichts seyn. Viele Neuere folgten ihnen. Man kann über den Werth und die Verbindung beider, wenn sie Ungleiches oder sogar Gegensätzliches sind, streiten. Baut die Seele den Leib als ihr Wohnhaus, oder construirt der Leib die Seele als ihren Geist? Ist die Seele der Spitzpunkt einer breiten Pyramide oder aller Thätigkeiten des Leibes, der Geist das sublimste Erzeugniß der Arbeiten des Gehirnes, der Nervenfäden, Nervensäfte, Nervengeister? Kann etwa die Materie ursprünglich selbst denken, empfinden, wollen, oder ist ihr diese Kraft je zu Theil geworden, ohne eigentlich zu ihr zu gehören? Kommt auch die Seele von den Eltern (Traducianer)? Wird die Seele vom ewigen Geiste jedesmal besonders und unmittelbar für jeden Organismus geschaffen (Creatianer)? Oder strömt aus

dem ewigen Leben der Welt und der Erdpsyche insbesondere der Geist in die Materie des gewordenen Embryons (Inducianer)? Wir verbinden das zweite und dritte miteinander, doch nicht nur für die Menschen, um welcher willen man diese Fragen aufgeworfen, sondern auch für die Thiere. Es müssen dunkle halbe Nachweisungen möglich seyn, weil sonst der Streit sich niemals endigte. Wer aber jetzt schon vollkommne Nachweisungen machen könnte, wäre vielleicht dem Tode verfallen, und nähme er sie vor unsern Augen und Ohren vor, so verstünden wir ihn nicht. Das große Räthsel der Sphinx soll noch nicht gelöst, sondern nur erst geahnet werden, und Orakel verstehen wir noch nicht. —

Das Physiologische hängt mit dem Psychischen so zusammen, daß sie, wenn sie nicht ursprünglich schon Eins sind, doch Eins zu seyn scheinen. Der Körper scheint der Ausdruck der Seele, deren genau an sie passendes Gewand, verkörperte Seele, die Seele der unsichtbare innere Leib zu seyn. Physiologie und Psychologie controliren einander. Folglich sollte der Thierphysiolog vorher die Thierpsychologie, oder umgekehrt, studiren. Der Physiolog setzt stets zu den gefundenen Organen die durch diese zugleich gefundenen Geistesgaben, und der Psycholog nimmt zu den gefundenen Geistesgaben gehörige Organe, ohne sie wahrgenommen zu haben, an. Das Wahre kann nicht mit dem Wahren streiten. Nur die Standpunkte sind verschieden.

Der ganze Körper, der ganze Organismus ist ein einfacheres oder zusammengesetzteres Organ, wie auch die Seele ein solches ist. Jedes Thier ist ein Organ und Theil eines Ganzen und zu dessen Dienste, denn im Organ ist ein Ausdruck einer Kraft, Thätigkeit und Geschicklichkeit.

Die untersten thierischen Wesen werden Seelen haben, die nur ihnen entsprechen. Zusammengesetztere Körper mit einer Mannichfaltigkeit von Organen deuten auf zusammengesetztere mit mehr Kräften und Unterscheidungsgeschicklichkeiten versehene Seelen.

Warum wären solche Seelen in solchen Körpern, wenn sie nicht zusammen paßten, im vollkommenen, ausgebildeten, gesunden Naturstande nicht übereinstimmen sollten? Mißgebur-

ten haben, je nach Grad und Art der Mißgeborenheit, auch mißgeborne, wohlgeborne haben wohlgeborne, Zwitter Zwitter-, Männer Männer-, Weiber Weiber-, Thiere Thier-Seelen. In der Schnecke ist keine Käfer-, in der Eidechse keine Storch-, im Kalb keine Löwen-Seele, im Infusionsthierchen kein Mensch.

Wir leiden keinen Pferdekopf, kaum einen Pferdefuß an einem Menschenkörper, eher einen Menschenkopf auf einem Pferde (Centaur). Und eher können wir die Seele eines Kalbes in einer gräßlichen Menschenmißgeburt, als den Geist eines Leibnitz in einem, sey es auch noch so schönen, wohlgeformten Kalbe, also eher das Niedrigere im Höhern, als das Höhere im Niedrigern denken; denn wir wissen, daß der Mensch und jedes Ding zurücktreten, unter sich selbst sinken, nicht aber, daß es sich selbst erheben, sich selbst voraneilen kann. Mit den Thieren tändelnd, erheben wir es bisweilen durch einen Menschennamen, Thiernamen hingegen geben wir dem Menschen zur Erniedrigung.

Was wollte eine Menschenseele in einem Nashornkörper? In einem Elephanten könnten wir gewiß seinen Rüssel nicht so gut brauchen, als er ihn brauchen kann. Gewiß könnte eine Pferdeseele in einem Seidenwurm nicht spinnen, und die Seidenwurmseele wollte in einem Pferde nicht auf sich reiten lassen.

Es wird möglich seyn müssen, die Uebereinstimmung der Körper und Seelen nachzuweisen, doch werden nur große Schritte von Classen zu Classen zulässig seyn. Wie sich die verschiedenen Eingeweidewürmer oder alle verschiedentlich gebildeten Käfer oder Schmetterlinge auch in den Seelen unterscheiden, ist nicht nachzuweisen. Wir haben fürs Geistige kein Mikroskop, und die schärfste Anatomie und die kühnste Physiologie mit allen ihren Syllogismen verläßt uns hier. Die Menschenseelenkunde faßt nicht die einzelnen Menschen, und die Thierseelenkunde nicht die einzelnen Thierarten auf. Das Verhältniß ist das gleiche. Die einzelnen Menschen sind kleine Abänderungen, wie es die einzelnen Thierarten sind. Je höher die Thiere, desto bedeutender werden die Unterschiede unter den Arten, z. B. Fuchs und Hund. Wald- und Ackerschnecke,

zwei Arten Aufgußthierchen, sind nicht weit von einander entfernt. Ganze Gattungen der untersten Thiere werden mit einander mehr übereinstimmen, als einzelne Menschen oder auch nur Elephant und Nashorn, zwei einander verwandte Säugethiere. In den untersten Thieren droht jeder Unterschied zu verlöschen. In den Pflanzen ist er psychisch wirklich gänzlich verlöscht. Niedrige Thiere haben folglich nur Classenunterschiede, nur höhere Art, Artunterschiede, nur die noch höheren Individualeigenheiten, weßwegen Biographien und Charakteristiken nur von einigen der letztern, z. B. von Hunden und Pferden, möglich sind. Die Unterschiede können jedoch nur an der Hand der Erfahrung aufgefunden werden, so daß wir sagen, die Seele des Elephanten, des Tigers, des Hundes sey von der des Löwen verschieden, weil und in dem Grade ihre Körper verschieden sind. Doch sind wir völlig außer Stande, den Grund anzugeben. Wie verschieden sind die beiden Heroen Nashorn und Löwe? Ihre Seelen sind noch verschiedener, als ihre Körper zu seyn scheinen. Nur durchgreifende Veränderungen des Körpers verändern die Seelen durchgreifend. Das Insect im vollkommenen Zustande ist nicht mehr das Insect der Larve oder Puppe, denn seine Seele hat Flügel bekommen. Es ist eine vollkommnere Psyche geworden, darum kann es nur in diesem vollkommnern Zustande als Symbol der Psyche dienen. Verstümmelungen des Thiers ändern die Seele nicht, weil sie nicht durchgreifen, und der Typus zum ganzen Thier noch in dem Thiere zurückbleibt, woher eben die Wiedererzeugung oder Reproductionskraft. Darum erzeugen verstümmelte Menschen ohne Arme und Beine doch ganze Menschen und Einäugige Zweiäugige, nicht aber Dreiäugige, weil hiezu kein Typus vorhanden ist.

Je tiefer das Thier, desto mehr gleicht es sich selbst in allen seinen Theilen. Am allerehesten verwandeln sich Pflanzentheile in einander, am ehesten ersetzen sie sich wieder. Durchweg gleichartige Thiere können sich darum leicht ergänzen. Vollkommnere Thiere sterben, ehe eine Wiederersetzung wichtigerer Theile möglich ist.

In vollkommnern vereinigt sich das Psychische irgendwo, sey es an mehrern Orten, oder nur an einem, viel bestimmter.

Diese Punkte sind die wichtigsten Organe, Mittelpunkte, Sonnen. In der Pflanze ist's die Blüthe, im Knollen das Aeuglein, am Thier der Kopf oder irgend ein anderer Theil, je nach der Stufe des Thiers. Daselbst ist dann auch am meisten Unterscheidungsgabe, Seele.

In allen Theilen des thierischen Körpers ist Leben, Todtes ist nichts darin. Todtes wird ausgetrieben, oder vom Lebendigen gebunden, oder es richtet das Lebendige zu Grunde.

Das Psychische ist, je nach den Stufen, mehr und minder concentrirt und vertheilt. Abgerissene Theile, z. B. Stücke eines Gartenwurms, Beine eines Weberknechts, leben noch eine Weile für sich. Nun fragt man, wie sich der Theil, und wäre es auch der wichtigste, z. B. der Kopf, zum Ganzen verhalte, ob nur in ihm Bewußtseyn, Unterscheidung, Empfindung, Wollen sey, ob z. B. enthauptete Menschen und Thiere noch, wo nur immer, im Kopfe, Rumpfe, in Gliedern, empfinden und denken?

Die größten Physiologen behaupten, daß wenigstens der enthauptete Mensch, weil die Verbindung zwischen den Nerven des Körpers und des Gehirns aufgehoben worden, nichts mehr, weder im Kopfe noch Rumpfe und dessen Gliedern empfinde, wofür aber andere, eben so große, sagen, die Enthauptung sey die schmerzhafteste Todesart. Man erzählt, daß Enthauptete mit ihren Augen furchtbar um sich schauten, und mit dem Gesichte Aeußerungen des Schmerzens gaben, daß der guillotinirte Tillier seine Augen noch dahin gewendet, woher ihm gerufen worden, und Dem. Corday im ganzen Gesichte gegen den, der ihr in ultrarepublicanischer Wuth noch einen Streich auf eine Backe gegeben, den tiefsten Unwillen geäußert habe. Es ist alte Thatsache, daß Menschen, denen man einen Arm, ein Bein abgenommen, versicherten, daß ihnen (nicht der Ort, wo das Glied abgeschnitten worden, sondern) der Arm, das Bein, noch wehe thue, als ob die früher bestandene sympathetische Verbindung zwischen ihrem Leib und Arm oder Bein, dem Theil und dem Ganzen, als solchem, die nun einmal doch zusammen gehören und einander noch nicht abgestorben sind, noch wenigstens eine Weile fortbestehe.

Man hat viel experimentirt. Zerschnittene Polypen sterben

nicht, alle Theile schmelzen wieder in einander über. Enthauptete Schnecken leben und empfinden noch. In allen untergeordneten Thieren scheint der Rumpf mehr Leben und Empfindung, als der Kopf zu behalten, in vollkommnern mehr der Kopf. Enthauptete Stubenfliegen paaren sich noch mit einander. (Boyle.) Entziehe einer Stubenfliege den Kopf. Sie steht wie verwundert still, streicht sich mit den beiden Vorderfüßen den — Kopf, hüpft, doch ganz dumm, noch hin und her, und fliegt unsicher, prallt an, und weiß sich, wenn sie auf den Rücken zu liegen kommt, kaum mehr zu rathen. Geköpfte Wespen stechen noch mit bösartiger Heftigkeit. Ja, ein kleines Stück vom Hinterleib einer Biene, wenn es sich nur noch anstemmen kann, stößt noch den Stachel ein. Schmetterlinge und Käfer laufen und fliegen ohne Kopf. Man sieht bald, daß sie merken, daß ihnen etwas mangelt. Sie thun verlegen. Schmetterlingsweibchen, ohne Kopf und angespießt, legen ihre Eier oft in der schönsten Ordnung, ganz nach ihrer Regel, neben einander. Ein ohne Kopf auf den Rücken gelegter Hirschkäfer machte noch alle in solchem Falle gewöhnlichen Bewegungen. An der Sonne belebte sich sogar nach 48 Stunden noch der Kopf innert wenigen Secunden. Ein Experimentator (des Mortier) that einen Finger zwischen die Geweihe, sie schlossen sich augenblicklich zusammen und drangen eine halbe Linie tief ein, so daß er, sich zu befreien, die andere Hand zu Hülfe nehmen mußte.

Schildkröten können ohne Gehirn noch Monate, ohne Kopf noch Wochen leben. Ein abgeschnittener Viperkopf biß nach mehrern Tagen noch so heftig, daß eine gefährliche Verletzung entstund (Charas eigne Erfahrung), und der Leib einer geköpften Viper kroch mit Sicherheit ihres Thuns unter einen Steinhaufen, ihre gewöhnliche Wohnung (so sah es Perrault). Geköpfte Enten fliegen und flattern noch, wälzen sich über den Rand der Zaine, in die man sie geworfen hat, heraus, wackeln davon, und bohren, vermuthlich um den Ort des Schmerzens zu reiben, den Hals in den Boden. Gänse laufen ohne Kopf sehr weit, Straßen lang, können aber am Ende der Straße die Richtung in eine andere nicht finden und prallen an. Enten- und Gänseköpfe spielen noch mit den Augen und

sperren den Schnabel auf. Der Stumpf ihres Halses macht für sich starke Bewegungen, zieht sich einwärts und stößt sich wieder heraus. Ein geköpfter Truthahnkopf machte noch anderthalb Minuten nach der Operation mit dem Kinn und Auge Bewegungen, dann stund der Rumpf auf, schritt, schlug mit den Flügeln und hob ein Bein gegen den Hals. Kaiser Comodus köpfte zu seinem Vergnügen Strauße mitten im Laufe. Sie liefen dennoch bis ans Ende der Rennbahn. Boerhave köpfte einen hungrigen Hahn, während dieser zu vorgeschütteten Körnern rannte. In gerader Richtung rannte er dennoch etwa zwanzig Schritte weit zu den Körnern hin, und, bei ihnen angelangt, bückte er sich zu ihnen. Aehnliche Versuche wurden mit Schafen und Kälbern gemacht. Alle zeigten, daß Kopf und Rumpf noch Empfindung, doch nicht über eilf bis zwölf Minuten behalten.

Es scheint hieraus unwiderredlich zu erhellen, daß nicht nur im Cerebralsystem, sondern auch in der Brust, im Sonnengeflechte, ja selbst in dem Nervensystem der Eingeweide, wo ein solches stattfindet, in Thieren ohne Nerven oder unausgebildeten Nervensystemen, andere verborgene Systeme solcher Theilleben Theilseelen mit Unterscheidungsgabe bedingen. Nicht nur der Kopf und Schnabel, sondern auch der Hals und Rumpf des Truthahns wollten picken und der Körper der Viper kriechen.

Ueberall Seele, d. h. Unterscheidungsgabe, wo ein Mittelpunkt eines Theilsystems ist. Die Unterscheidungsgabe deutet auf Empfindung. Jedes Organ ist ein System, und hat einen Mittelpunkt, der unterscheiden und, was zu ihm gehört, in zweckmäßige Bewegung setzen kann. Wahres Bewußtseyn, Ichheit, jedoch wird nur in vollkommnern Systemen, in der Einheit aller Theilsysteme gedacht werden können.

Ein unangetastetes Hauptsystem oder Organ kann noch die übrigen verletzten im Zaum, den Organismus noch eine Weile im Leben erhalten. Hieraus ist manche psychische Thatsache erklärbar. Ohne Psyche jedoch keine Unterscheidung. Der Galvanismus macht Froschbeine wieder lebendig. Sie zappeln auch, wenn man sie mit Salz bestreut. Mit dem Stahl kann man Aale heftig reizen. Pferde schlagen mit den Hinterfüßen

noch mächtig aus. Menschen fangen zum Schrecken der Umstehenden wieder zu athmen an, und das Blut will wieder laufen. Das hervorgerufene Leben kann in unvollkommenen Thieren dunkelpsychisch seyn, in vollkommenern, in welchen das Psychische sich in den Kopf zusammen gedrängt, ist höchstens noch im Kopfe ein solches. Trüb und dunkel aber schließen sich die Augen des Enthaupteten bald. Die Unterscheidung dauerte nur noch Augenblicke.

Wir müssen nun fragen, ob wir Mensch und Thier vergleichen, d. h. den Menschen zum Maaßstabe machen dürfen? Wir sind solcher Vergleichung, den Menschen zu oberst zu stellen, gewohnt. Sehen wir im Menschen einen Gegensatz, so wird uns das Thier eine conträre Opposition; sehen wir im Menschen nur die höchste Stufe, so sehen wir im Thier nur Privation, im untersten beinahe nichts mehr als Contradiction. Kennten wir den Menschen, den Maaßstab nicht recht, so nützte alles Messen nichts. Ist der Mensch der Makrokosmus, das Thier der Mikrokosmos, so daß letzteres alles Menschliche nur im Kleinen, im verjüngten Maaßstabe, doch alles Menschliche hätte? Oder ist der Mensch das Universum auf der Erde, ein Universalwesen, das alles Physiologische und Psychologische, das in allen Theilen zerstreut ist, in Allen nur theilweise vorkommt, in sich vereinigt?

Hat der Mensch Eigenthümlichkeiten der Art nach, oder sind seine Eigenthümlichkeiten, wenn auch der Art nach verschieden, so doch nur Product der Combination aller körperlichen und psychischen Thiertheile? Steht er in einigen Dingen vollkommen neben, in andern vollkommen über dem Thier oder ihm gegenüber? Ist das Thier nur ein Minderes und nicht ein Anderes als der Mensch? In diesem Falle könnten wir uns das Thier erklären, weil wir dann nur die Seelenfähigkeiten des Menschen aufsuchen, zählen, bezeichnen, werthen, und im Thiere nachsuchen dürfen, was und wie viel davon vorhanden sey, um jedem seine respective Stelle anweisen zu können. Vielleicht aber ist keine solche Ordnung in der Natur, vielleicht findet sich keine solche Stufenleiter, vielleicht kommt in manchen tiefer stehenden Thierarten etwa eine Vollkommenheit vor, die weiter oben nicht mehr vorkommt, und die Ge-

schicklichkeit ist wieder ausgelöscht, vielleicht aber ist die verlorne Geschicklichkeit durch eine andere, eben so wichtige, oder noch wichtigere, hinreichend ersetzt?

Gibt's eine Ordnung und welches ist sie? Gibt's etwa in jeder Art und Gattung einen Culminationspunkt, ein relativ vollkommnes Thier, zu welchem von beiden Seiten her als von den unvollkommensten Thieren dieser Art und Gattung heraufgestiegen werden müßte, so zwar, daß je das vollkommenste Thier einer an sich schon vollkommenen Art oder Gattung höher stünde als das vollkommenste Thier der nächstvorhergehenden unvollkommnern Art oder Gattung? In diesem Falle wäre das Schema eine Reihe von Baum- oder Doppelleitern, die schräg neben einander an einer schiefen Ebene hinaufstiegen, so daß die Spitzen der Doppelleitern immer höher und höher stiegen, und dadurch die vollkommensten Thiere der Arten und Gattungen repräsentirten. Oder, bilden alle Thiere ein Netz, so daß alle mit allen verwandt sind, man nicht herauf- und heruntersteigend, sondern horizontal vom entferntesten zum entferntesten kommen kann; oder findet eine einzige Stufenleiter, eine Kette, deren Glieder alle in einander greifen, in ununterbrochener Reihe vom untersten bis zum obersten statt?

Wir können keiner dieser Ansichten beistimmen; die erste ist uns zu künstlich. Es müßte immer eine Seite der Doppelleiter kleiner als die andere seyn. Sie ist auch in der Erfahrung nicht nachzuweisen. Die zweite Ansicht legt in die Natur bei größester Mannichfaltigkeit zu wenig Regel und Einheit, die dritte hat gegen sich eine Menge naturhistorische Thatsachen, die durch kein Raisonnement überstiegen, umgangen, noch umgestoßen werden können. Die erste Ansicht (von Schläpfer) ist neu, und versucht erst ihr Glück, die zweite hat Bradlei, Buffon und andere Berühmte für sich, die dritte ist die vielleicht aller Physikotheologen und vieler Denker im Volke. Wer soll an die Spitze, auf die oberste Stufe? Begreiflich der Mensch! Wer aber in den Vögeln Propheten und Zeugen der Götter sieht, kann und wird sie über die Säugethiere, und, sieht er im Menschen ein Säugethier, sie sogar über den Menschen setzen. Dem Jupiter ist ja kein Mensch, sondern ein Adler, der Juno ein Pfau, dem Brama eine Schwan gegeben. Ein Naturforscher ordnete die

Thiere nach ihrer Fähigkeit fett zu werden, und stellte das Schwein oben an; dann folgte die Gans, erst dann der Mensch. Pallas, der die höchste Lebensenergie als Maaßstab annahm, diese aber im Katzengeschlecht gefunden haben wollte, fängt mit diesem, demnach mit dem Löwen, dem König der Thiere, (doch nicht der Menschen?) an, und Ehrenberg scheint ihm beizustimmen. Wie aber, wenn letzterer Physiolog, wie er behauptet, dargethan hat, daß es keine Thierclasse gebe, die man einfacher zu nennen berechtigt sey, als irgend eine andere? Dann wäre vielleicht auch im Psychischen kein Unterschied mehr, und dem Infusionsthierchen kämen alle psychischen Eigenschaften des obersten Wesens, sey es des Löwen oder des Hundes, oder des Menschen, nur etwa noch in geringerm Grade zu, aber ohne daß ihm Eine mangelte. E. will wirklich nicht entschieden wissen, ob ein Aal, eine Schlange, ein Sperling, oder eine Maus in höherer Entwicklung den Vorrang verdiene. Obschon nun einmal aber doch sogar an den Infusorien eine Complication von Organen nachgewiesen worden, so erklären selbst die neuesten Entdecker solcher unerwarteter Thatsachen dennoch, daß die Organisation des Menschen die regelmäßigste und ausgebildetste sey, so daß der Mensch doch geborgen, daß seine Ehre gerettet, und wir, ohne einen Mißgriff zu gefährden, ihn auch jetzt noch, wie früherhin alle Naturhistoriker, Philosophen und Theologen, das erste Geschöpf und den Maaßstab aller übrigen naturhistorischen Wesen seyn lassen können. Stellen wir ihn an die Spitze, so können wir ihn, mit einem Bilde dem obigen ähnlich zu sprechen, zur Spitze einer Pyramide, die ihm entfernteste Thierart zur großen Grundlage, die übrigen aufsteigenden zu den verschiedenen immer kleiner werdenden Stockwerken machen. Noch besser aber erscheint uns das Bild eines Kreises mit eben so vielen größern und kleinern verschieden colorirten concentrischen Kreisen als es Arten und Gattungen gibt, die alle um den Menschen herum, als den psychischen Mittelpunkt, stehen. Wie die Universalpsyche alle kleinern Psychen in kleinern und größern Entfernungen um sich stellte, so stünden die kleinern und größern Thierpsychen in größern und kleinern Entfernungen um ihn herum. Wie eine Spinne schaut denn er aus seinem Netze rund um sich her,

und laut ruft ihm die Natur, die für ihn vorzüglich sorgende Psyche zu: Alles ist Euer!

Es sind uns zwei Wege bereit. Entweder wir gehen vom Menschen aus und steigen durch Subtractionen, sey es der Art= und Gradverschiedenheiten, durch alle Classen bis zum Entferntesten heraus, oder wir fangen bei der äußersten Art an, und schreiten allmählich dem Menschen, dem Mittelpunkte, näher. Im ersten Falle müssen wir den Menschen ausmessen und seine Größe an alle Classen, zu welchen wir kommen müssen, anlegen; im zweiten Falle sind wir dieses Geschäftes entlassen, und wir können uns einstweilen mit der ungefähren Kenntniß des Menschen begnügen, wenn sie sich nicht nur auf den armen Satz, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, beschränkt. Dann aber müssen wir immer addiren. Auch ist der Anfang beim entferntesten Wesen angenehm, weil durch den Fortschritt immerfort der Egoismus genährt wird, wir uns immerfort näher rücken, allmählich die ganze Thierwelt in uns sammeln, wir nicht, wie beim umgekehrten Verfahren, zuletzt in die Unendlichkeit, in den Meeren mit den Infusorien, Polypen u. s. w. verschwimmen, sondern vielmehr uns immer mehr concentriren, und am Ende als Menschen groß und herrlich, wie der Dwalagiri selbst über den Himmalaja, d. h. dem höhern oder vollkommnern Thiere, das Haupt im schönen All empor in die freien Lüfte ragen.

Welche Thierclassen sind die entferntesten? Wir haben die Ausdrücke tiefere und höhere, unvollkommnere und vollkommnere schon oft gebraucht. Wir haben auch schon Andeutungen einer Eintheilung gegeben. Wenn in der Natur Ordnung, System, Plan, Tabelle ist, so muß sie eingetheilt, d. h. ihre Verschiedenheiten müssen ausgesprochen werden können. Es handelt sich aber nicht mehr nur um die Behauptung, daß es verschiedene Classen gebe, sondern welches diese verschiedenen Classen seyen. Vielleicht ist das Aeußerste, weil es den Pflanzen noch nahe steht, schwer zu finden, zu erkennen. Wie, wenn die Natur in diesen untersten Organismen hin und her geschwankt, und nicht zu wissen geschienen hat, ob sie noch Pflanzen oder schon Thiere bilden wolle und könne? Wir dürfen in keinem Falle irgend eines der Geschöpfe, deren

Thierheit nicht durch Unterscheidungsgabe unwiderredlich ausgesprochen ist, als Anfang setzen. Es fällt erst noch augenblicklich auf, sobald man sich in den untersten Classen umschaut, daß sie große Verwandtschaft haben, und eher neben als über einander gestellt werden können.

Wie viele Eintheilungen sind seit dem Entstehen einer Naturgeschichte aufgestellt worden, wie sollte es uns aber nützen, diese Eintheilungen anzuführen? Welche Menge von Eintheilungsprincipien für die verschiedenen Ordnungen ist uns zur Kenntniß gekommen?

Aristoteles ordnete die Thiere zuerst allgemein in blutführende und blutlose, im Besondern nach dem Gebären, ob lebendige Junge oder Eier, ob befußt oder unbefußt u. s. w. Eintheilungen machten Geßner, Aldrovandi, Ray, Linnäus, Brisson, Cuvier, Dumeril und Oken. Alle vor Oken stellten für die verschiedenen Classen verschiedene Eintheilungsgründe auf, Oken trug darauf an, sie nicht nach Merkmalen, sondern nach Principien zu ordnen, weil alsdann allein mit Einem Princip vollständig geordnet werden könne. Alle Eintheilung ist aber entweder physiologisch oder psychologisch. Vollständige psychologische Eintheilungen sind jedoch noch keine versucht worden, kaum daß wir einige Worte Andeutungen irgendwo finden können.

Oken theilt sie durch alle gegebenen körperlichen Verhältnisse in untere und obere ein, und zwar in Beziehung aufs vegetative System nach dem Darm, den Adern und Lungen, sodann aufs Animale schauend, nach Knochen, Muskeln und Nerven. Mit Rücksicht auf die Sinnorgane berücksichtigt er die zum Vegetativen gehörige Haut, Zunge, Nase, mit Rücksicht aufs Animale Ohren und Augen. Es ergeben sich unzählige Unterschiede. Oken nennt hinsichtlich des Temperaments die Fische Phlegmatiker, die Amphibien Melancholiker, die Vögel Sanguiniker, die Säugethiere Choleriker. Hiemit ist eine psychische Andeutung gemacht. Vor ihm ist uns nicht einmal dieses gesagt worden. Wenn nun aber die Fische nur Würmer, die Vögel nur Insecten auf höherer Stufe sind, so sähen wir die zwei Temperamente Phlegma und Cholera im Thierreich zweimal.

Wir suchen eine psychische Eintheilung, ein Princip, das wir durch alle sechs oder mehrere Classen durchführen können. Knüpften wir das Psychische ans Physiologische, so schritten wir allerdings sicher vor, allein das Psychische stellt sich nicht gehörig heraus.

Wir haben als unterscheidenden Charakter des Thiers die Unterscheidungsgabe angegeben; wollen wir consequent seyn, so müssen wir von dieser ausgehen. Wir schauen die Sache so an:

Das Universum ist für Alle da, aber es ist nicht Allen in gleichem Grade aufgeschlossen. Mangeln den Thieren die äußern Organe zum Aufschlusse, so mangeln ihnen auch die innern. Jedes Organ ist ein Fühlhorn, ist ein Mittel, mit etwas Anderm in Rapport zu treten, ist ein Radius, der von ihm als einem Focus, je nach der Stärke des Focus, des Lichtspringpunktes bis an eine nähere oder entferntere Peripherie reicht und an ihr tastet. Wofür Organe vorhanden, das kann unterschieden, erkannt, in den Wirkungskreis gezogen, aufgenommen und angewandt werden. Sie reichen aber nicht nur, je nach der Ordnungs-, Gattungs-, Art- und Individualverschiedenheit, verschieden weit, sondern gehen auch in verschiedenen Richtungen oder auf verschiedene Gegenstände aus, so daß manche sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, was alle andern nicht oder schwächer.

Die Organe müssen aufs Aeußere gehen, um von der für sie bestimmten Welt um sie her Kenntniß zu bekommen. In ihnen ist ein Sinn, eine aufnehmende active Empfänglichkeit, die mit dem Aeußern in Verbindung tritt, eine physiologisch-psychologische Wahlverwandtschaft. Die Wege aber, auf welchen die Einwirkung zur Psyche, zur Unterscheidungsgabe, gelangt, sind geheime, wie Salomon vom Wege des Adlers durch die Luft, der Schlange am Felsenpfade, und der des Mannes zur Jungfrau sagt; geheim wie Herder durch die Frage: wie kommt das Ding zu mir und ich zu ihm? Ovid durch sein bezeichnendes Wort: das Einwirkende, die Ursache ist verborgen (Causa latet), Haller durch das seinige: „ins Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist", andeutet. Es ist ja hier Alles so geheim, daß, um's Räthsel zu lösen, der Materialist

lieber keine geistige Psyche, der Idealist lieber keine Materie, der Dualist um der Nachweisung und Erklärung, daß, ob und wie Körper und Geist auf einander wirken, gänzlich überhoben zu seyn, lieber ein unmittelbares Einwirken Gottes annimmt.

Das Innere muß dem Aeußern, das Organ der Welt, das Aeußere dem Innern, die Welt dem Organ begegnen, entsprechen, sie müssen einander verstehen, also auf irgend eine Weise analog seyn. Nur Aehnliches kann sich verbinden, amalgamiren, Eins werden. Innerlich gewordenes Verschiedenes wird von der Einen Psyche als ein Verschiedenes erkannt, aufbewahrt, bearbeitet, und Grad und Art der Wahrnehmung der Verschiedenheit der Dinge sind ihre Welt.

Nun ist aber auf jedes Geschöpf für irgend eine Welt irgend ein Kreis des Schauens und Wirkens gebildet. Organismus, Psyche und Welt bilden also immer Eins, und jede solche Trinität ist an sich ein relativ Vollkommnes. Das Infusionsthierchen ist also in seiner Art so zweckgemäß als der Adler formirt. Jedes Thier ist in seinem Verhältniß vollkommen so verständig als ein anderes. Kein Verstand wächst, keine Unterscheidungsgabe gewinnt an Umfang. Alles ist angeboren; der Mensch und das Thier sind wie die Pflanze ursprünglich Dichter. Von unten herauf treten immer nur mehrere Gaben zu unterscheiden, neue Richtungen auf neue Stoffe hervor. Der Eingeweidewurm unterscheidet nur Nahrung und Nichtnahrung, der Schmetterling auch Farben, der Adler Menschen und Thier und Töne, der Mensch erkennt Unsichtbares, unterscheidet Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Ursache und Wirkung, und streckt seine Organe oder Sinne in alle dreihundert und fünfundsechzig Richtungen aus.

Nach dieser Ansicht sind diejenigen Thiere die untersten, welche am wenigsten unterscheiden: die mittlern unterscheiden schon viele Dinge, die obersten Alles, vergleichungsweise. Vielleicht sind Wesen neben uns, die wir nicht wahrnehmen, und die dann viel auf dieser unsrer Erde wahrnehmen, was wir nicht wahrnehmen können, wie wir tausend Dinge wahrnehmen, die der Wurm, der Käfer, der Vogel und selbst der Löwe und Hund nicht wahrnehmen kann, wofür er keinen Sinn, keine Organe hat. Man theilt die Seele seit Plato in Erkenntniß-, Gefühls-

und Willensvermögen; man spricht von untern und obern Erkenntnißkräften: Wahrnehmungsvermögen, Gedächtniß, Einbildungskraft und Verstand, Phantasie, Vernunft, Witz und Scharfsinn. Man unterscheidet sinnliche, ästhetische, geistige, moralische und religiöse Gefühle, und theilt den Willen in thierischen und vernünftigen ein. Man verleiht dann den untersten Thieren nur die untersten Erkenntniß-, Gefühls- und Willenskräfte, den mittlern die mittlern, den höchsten wagt man etwas Aehnliches von den höchsten beizulegen, dem Menschen legt man dann, begreiflich! alles Höchste und nur ihm bei. Diese Eintheilung ist insofern brauchbar, als anzunehmen ist, daß alle diese drei Grundkräfte als Parallelen durch alle Classen laufen, in jeder Classe so viel Gefühls- und Willens-Vermögen als Erkenntniß- oder Unterscheidungs-Vermögen sey, kein normaler quantitativer Unterschied zwischen ihnen stattfinde, und daß durch die Verbindung und Verschmelzung derselben in Vereintheit mit dem Organismus die Complexion, das Naturell, Temperament und der Charakter, als welche vier Formen man immer unterschieden wissen will, bedingt seyen. Verstehen wir aber unter Complexion nur die physiologische Verbindung der festen und flüssigen Theile, worüber uns die Alten: Galen und Hippokrates, und die Neuern: Hofmann, Stahl und Haller sehr viel sagen, und unter Charakter nur das dem Thun grundsätzlich unterlegte Freie, so bleiben uns für die Thiere, weil wir uns nur an der Psyche halten, und Grundsätzlichkeit ins Thier nicht legen, nur das Naturell und Temperament übrig, so daß wir, weil wir uns nur auf die Verschiedenheit der Unterscheidungsgabe stützen, nur jene beiden im Thier nachzuweisen haben. Unter Naturell wird Anlage, Talent, Gelehrigkeit verstanden. Diese kann nur von der Unterscheidungsgabe abhangen. Das Temperament hingegen äußert sich in Beziehung auf gegebenen Stoff, auf die Umgebung oder den Zustand, läßt sich also ebenfalls auf die Unterscheidung reduciren, so daß uns nichts am Ausgang von der vorangestellten geistigen Grundlage zu hindern scheint.

Es kann hieraus erhellen, daß sich von der Seele der untern Thierarten unverhältnißmäßig wenig sagen lasse. Sie unterscheide noch nicht viel. Vom indischen Daumeln-Elephan-

ten läßt sich vielleicht mehr als von allen Heeren der Eingeweidewürmer, Infusorien, Entozoen, Echinodermen zusammengenommen sagen, womit jedoch nicht gemeint ist, daß sich von diesen nichts sagen lasse, was die unwissende Meinung sehr Vieler ist, die diese Classe gänzlich ignoriren, und erst bei den Insecten, und zwar einzig um ihrer Kunstgeschicklichkeiten willen, angefangen wissen wollten. Gewöhnlich reißt man wegen der räthselhaften Kunsttriebe selbst diese noch aus dem allgemeinen Verbande, ungewiß, wohin man diese Triebe, Kunstinstinct genannt, stellen soll, die Kunsttriebe der Vögel hingegen will man einzig, weil die Vögel dem Menschen näher stehen, dem Verstande zugeschrieben wissen. Die Biene schien für Verstand zu klein, die Muschel zu verächtlich zu seyn! die Beobachtung der neuesten Zeit hat jedoch auch für die allerunterſten Thiere kaum Glaubliches, dennoch vollkommen in den allgemeinen Verband Gehöriges, zu Tage gefördert.

Am schwierigsten ist allerdings das, was man Instinct im Allgemeinen, und Kunsttrieb im Besondern zu nennen gewohnt ist, einzureihen. Es ist jedoch immer Ein und ebendasselbe Etwas, an das wir anstoßen, und die Einreihung des Wachsens, die Verwandlung der Pflanzentheile in andere, die Verwandlung der Insecten, die Zurücksinkung mancher Insecten in wieder beinahe völlig unpsychische Zustände, der rasche Fortschritt der Psyche und des Denkenkönnens ist keineswegs leichter.

Alle Thiere stehen auf einer gewissen Stufe, auf die die Natur sie gesetzt hat. Keines kann über sich selbst hinauf, aber alle können unter sich herunter. Jedes fangt zu unterst an, jedes, selbst der Mensch muß von der Pike auf dienen, denn auch er ist zuerst nur ein Ei, ein Punkt, ein Springpunkt. Alle Samen, jedes Ei schläft, schläft im Dunkel. Schlaf ist der erste Zustand, in dem man ist, in den man zurücksinken, in dem man bleiben kann. Im Schlaf ist schon Unterscheidung, wenn nicht nach gedachten Vorstellungen, so doch nach Empfindungen. Menschen und Thiere strecken sich in diesem Zustande, wenn sie frieren, nach der Wärme, wenn sie zu warm haben, nach der Kühle. Kann das empfindende Wesen nirgends um sich her Wärme finden, so kugelt es sich um sich selbst

zusammen. Im zu heißen Bette tastet der Mensch mit Armen und Beinen nach Kühlung und streckt sie außer das Bette. Ein im Schlaf Gestochener fährt mit der Hand dahin, wo er gestochen wird. Man kann im tiefen Schlafe, von Durst gequält, aufstehen und zum Wasserkrug gehen, ohne während und nach der Handlung irgend etwas davon zu wissen. Was sagten wir von einem Menschen, der immer schliefe? Der Mensch ist auch im Schlafe noch Mensch, der, nur noch sinnliche Empfindungen, ohne Vorstellung, ganz zweckmäßig, der nur sehr einfache und wenige Handlungen, nur Handlungen, die sich auf Nahrung, Wärme und Schmerzen beziehen, begeht, dem nun die übrige Welt verschlossen ist; doch äußern sich auch im Schlafe schon, von der Unterscheidung aufgeregt, Naturell und Temperament. Wenn zwei das Gleiche thun, oder auch nur leiden, wäre es auch nur der Schlaf, so thun und leiden sie doch nicht gleich und nicht Gleiches. Der Schlaf ist nur arm, er ist der Aermste, und heißt darum der Bruder des Todes. Das Licht ist ihm und er dem Licht ungünstig. Er ist die Mitternacht. Er leidet und thut nur wenig, beinahe nichts. Schlafende und Todte können nicht nur mit einander verglichen, sondern auch verwechselt werden. Vom Schlaf zum Scheintod ist der Schritt klein, wie er vom Scheintod zum Schlaf hinauf, zum verborgensten Leben klein ist. Die Vegetation, Reproduction und Ernährung herrscht im Schlafe vor, und nur das dunkle Gefühl äußert sich als Seele. Gibt's keine Thierclassen, die immer im Schlafe leben?

Eine zweite Art und Stufe des Seyns oder Zustandes ist die des Traums. Es ist der Zustand der Erregtheit der Einbildungskraft. Es treten Bilder in ihm auf, nicht nur Empfindungen, nicht nur Sinnliches, sondern Intelligibles, eine Art Gespenster und neue Welt. Der Traumzustand steht höher, denn er setzt schon eine Fähigkeit der Erkenntniß, nicht bloß des Zustände unterscheidenden Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, Bilder mit Körpern oder umgekehrt, zu verwechseln, d. h. die Fähigkeit zu irren, voraus. Im Traum sind schon Fehler möglich. Ja, dieser Zustand verkündigt nicht nur einen, mit der äußern chemischen, etwa durch Wärme und Licht oder mechanischen Einwirkung vermittelten Zusammenhang mit der

äußern Welt, sondern einen Zusammenhang durch Vorstellungen. Allerdings sind die Traumvorstellungen der Menschen durch die Zeit des Wachens, als Erinnerungen aus dieser, vermittelt, es ist jedoch nicht ausgemacht, daß die Natur nicht Bilder hervorrufe, die ihre Realität, anstatt sie schon gefunden zu haben, sie erst durch den Traum hervorrufe, oder eben deren Verwirklichung durch ihn wolle. Im Traum wird nicht nur Verschiedenes empfunden, sondern gedacht, er selbst aber wird nach einem Hauptbilde wie von einem ungeschickten Maler mit verworrener Unterscheidung des Wahren und Unwahren, des Schicklichen und Unschicklichen zusammengesetzt.

Der Traum denkt und will Unmögliches so gut als Mögliches. (Wir sehen wirklich eine große Menge Thiere Unmögliches wollen und immer wieder wollen.) Der Traum macht keinen Plan, er entwirft nicht mit Absicht, er fängt an, ohne an die Fortsetzung und das Ende zu denken, er streckt aber seine Tastfäden bis in die entferntesten Zeiten und Orte.

Er regt sich im Zustande des Schlafes, der sich dem Wachen zuzuwenden anfängt. Er steht jedoch dem Schlafe noch viel näher, und wendet sich noch wie dieser vom Licht ab. Er regt sich am ehesten im Halbdunkel, im Nebelduft der Seele, im Frühmorgen des Denkens. Kinder träumen bald, nachdem sie aus dem Schlafe in der Mutter gekommen sind. Er ist malerisch, zauberisch. Er fliegt wie ein Schmetterling bunt durch die Lüfte, tritt bald als angenehm und schön, bald als unangenehm und abschreckend in allen seinen Formen auf. Er nimmt ab und zu, versinkt wieder unter sich in den Schlaf, wie die geschickte Raupe in die ungeschickte Puppe, und erhebt sich augenblicklich wieder ins Reich der Lüfte und Farben. Der Schlaf kriecht immer und gleicht darin dem Wurme; er ist an die Erdscholle, an seine Infusion, an ein Festes, Dickflüssiges gebunden. Im Traum aber wird der Schlaf wach, und tritt mit dunkelm Bewußtseyn in die Welt fliegend heraus. Er ist ein Gespenst. Er schaut wie durch einen dichten Schleier, darum kann die äußere Welt schon mit ihm in dunkeln Verkehr treten. Auf Traumthiere müßte der Mensch schon etwelchen Einfluß haben. Träumende können Einwirkungen in sich aufnehmen. Das Aeußere flüstert ihnen geisterartig zu. Sie nehmen Töne,

Worte noch oder schon verstehend auf, und geben sie wieder zurück, oder nehmen sie in ihren Traum handelnd auf. Man kann im Traume (eine Art Fieber) gehen, schwimmen, essen, trinken, weinen. Sollte im Traum kein wirkliches Gehen, Schwimmen, Essen, Trinken möglich seyn? Sollte es Thierclassen geben, die Alles träumend thun?

Der Träumende sieht, in der Meinung äußerlich zu sehen, Innerliches. Die Welt der Töne, Farben, Formen ist in ihm. Bald ist er ein König, bald ein Bettler, bald Schmetterling, bald Raupe. Ein träumendes Wesen erscheint uns schon als Intelligenz. Die Mutter freut sich mit Recht des ersten (wahrgenommenen) Traums ihres Kindleins. Mit Träumenden können wir uns schon befreunden, mit Schlafenden nicht, oder nur mit ihnen experimentiren. Ihre Reaction ist unbedeutend. Im Schlafe wirkt das Unterleibssystem stärker, im Traum das Brustsystem. Der Schlaf ist normaler, alle Alter und beide Geschlechter sind ihm gleichmäßig unterthan. Es gibt am meisten Kinder oder Schlafende, das Weib aber träumt mehr als der Mann. Die Valeriana macht die Katze wachend träumen, was auch Berauschte oder Versunkene können. Trunkenbolde gehen zuletzt immer wie Träumende oder vielmehr Schlafwandelnde. Der Schlaf ist Einseitigkeit, darum eine Krankheit, wie es auch der Traum noch ist.

Der Schlafwandel steht noch höher. Dem Schlaf ist nur die engste Welt gegeben, dem Traum eine größere, aber nur im Bilde. Der Schlafwandel steht höher, weil er mit Trieb und Kraft in höherm Grade, demnach mit eigentlichem Willen verbunden, und schon handelnd erscheint. Ihm ist die äußere Welt in einigen Richtungen geöffnet. Er ist schon ein äußerlich thätiger Zustand. Wunderbar unterscheidet er Aeußeres, obschon nur innerlich. Er sieht mit verschlossenen Augen, und hört mit verschlossenen Ohren gut, doch nur im Einzelnen, nie aber in allen Richtungen. Obschon er nach dem Erwachen nichts von dem, was er gethan und erfahren, bezeichnen kann, so hat er doch nach sicher leitenden Vorstellungen gehandelt, die er sich allerdings so eben nicht selbst gemacht hat, sondern die ihm nur traumartig vorgeschwebt. Er handelt in all seinem Thun mit völliger Sicherheit und völlig zweckmäßig;

er verrichtet auch Handlungen, und selbst Kunsthandlungen, die er im wachenden Zustande nicht verrichten könnte und noch nie verrichtet hat und nie verrichten wird, glaubt auch das Künstliche, das er gemacht, nach dem Erwachen, nicht. Nur sein traumbildendes Sonnen- oder Brustgeflecht ist besonders thätig, sein Gehirnsystem schweigt größtentheils. Vielleicht halbiren sie ihre Kräfte. Er sieht innerlich durch die Brust; wäre es möglich, er ginge ohne Kopf herum, und verrichtete noch allerlei kunstvolle Handlungen wie die Fliege und die Raupe, wenn sie keinen Kopf mehr haben. Der Kopf ist nicht zu Allem nöthig. Es gibt schon sprechende Nachtwandler. Vielleicht stehen die Vipern, die Bienen u. s. w. auf dem Standpunkt der Nachtwandler. Man sagt zwar, daß nichts in den Verstand, in die Psyche komme, was nicht vorher in die Sinne gekommen, doch kehren die Idealisten den Satz geradezu um. Es ist wiederum, wie beim Traum, denkbar, daß, wie die Erdpsyche oder der allgemeine Verstand den Menschen Alles eingeben, einblasen muß, er ohne sie nichts hat, noch ist, noch kann, andere lebendige Wesen die Vorstellung des zu Thuenden durch sie auf andern Wegen bekommen können. Du weißest nicht, was die Natur kann (nescis, quid femina possit.) Die Natur ist auch eine Mutter, sorgsam, erfinderisch. Für den Menschen ist der Nachtwandel eine Krankheit. Er muß es für gewisse Thiere nicht eben auch seyn. Es gibt mehr schlafwandelnde Männer als Weiber. Schlafwandelnde Weiber haben gewöhnlich etwas Männliches, Cholerisches an sich. Der Mann ist mehr äußerlich thätig, das Weib innerlich.

Die vierte Stufe ist das Schlafwachen, der Somnambulismus.

Ganz verschlossen ist zwar dem Schlafwachenden ein großer Theil der Welt, dafür ist ihm ein anderer, oft sehr großer, je nach der Richtung seiner Kraft und dem Grade seines Unterscheidungsvermögens, ganz offen. Sie ist, dieser Beschränktheit wegen, ebenfalls Krankheit der Psyche, mit der man jedoch andere Krankheiten, wie es die Natur auch bisweilen von selbst thut, heilen kann. Der Schlafwachende ist nur durch eine oder mehrere Rapporteure oder Sinn- und Tast-

organe mit der Welt in Verbindung, auf diesen seinen Theil ist er dann aber mit aller concentrirten Kraft gerichtet. Sein Rapporteur ist sein Lichtleiter, der elektrische Drath, durch welchen ihm, wie durch einen elektrischen unterirdischen Telegraphen, schnell wie das Licht sie vermitteln kann, aus der Ferne Nachrichten zugeführt werden. Der wahre Schlafwachende hat Visionen, das zweite Gesicht, von Natur geweckt und hervorgerufen durch die Einflüsse der Erde, des Lichts, der Atmosphäre u. s. w.

Wir finden Thiere, die sehr solchem Zustande ähneln. Es sind dieses gerade die vollkommnern. Bienenväter sind Rapporteurs. Hunde und Pferde sollen des zweiten Gesichts fähig seyn. Somnambule und vollkommnere Thiere erkennen ihre Heilmittel selbst, und ahnen entfernte Dinge und Kräfte. Alle Ahnungen gehören dahin, und alle geheimen Züge zu Wasser und Feuer, alle Zu- und Abneigungen, alle Wahlverwandtschaften, Nervenkrankheiten und Delirien des Gefühls- und Willensvermögens. Der Zusammenhang mit der Welt wird nicht erkannt, sondern gefühlt. Gefühle können eben sowohl, als Vorstellungen verbinden. Begriffe verbinden nur Erkenntnisse. Solches Fühlen eines Zusammenhangs nennt man blinden Trieb, Instinct. Das Gefühl des Zusammenhangs täuscht minder als der gemachte Begriff, aber irren können ist ein großes Vorrecht.

Ehemals schienen die Menschen von der Erdpsyche stärker angefacht, mehr gefühlt als erkannt zu haben, und jetzt noch gibt's Gegenden, Erdstriche, in welchen Menschen und Thiere dem Schlafwachen von Natur zugeneigter als andere sind. Ehemals zeichnete sich der Süden aus, nun finden wir im Norden viel Disposition dazu. Ganz dem Gesetze der Polarität angemessen, ist das weibliche Wesen unter Menschen und Thieren mehr als das männliche dem Schlafwachen zugethan.

Der Somnambulismus vermittelt die Anhänglichkeit der Thiere an ihre Wohlthäter und gewisse Menschen, die Liebe des Kindes zur Mutter und umgekehrt, des Weibes Liebe zu den einmal angenommenen Mann, durch den allein sie noch mit der äußern männlichen Welt in Verbindung steht. Untreue Weiber sind Mannweiber, d. h. Zwitter.

Der Schlaf gehört der Nacht, dem Dunkel, der Traum

der Dämmerung gegen den Morgen, der Schlafwandel der Dämmerung gegen die Nacht an, aber durchs Handeln dem Tage; das Schlafwachen unterscheidet zwischen Nacht und Tag nicht. Sein Aug' ist auch noch verschlossen, allein sein Herz ist wach. Er denkt schon, er sinnet schon, er ist halbwach. Sein Gehirn ist schon thätig. Er erwacht bald ins eigentliche Erwachen. Kein höheres Thier und kein Mensch, selbst der wachendste und wachsamste Mann ist ihm noch mehr und minder unterthan, und kann sich ihm nicht ganz entwinden. Der Schwermüthige, Verzweifelnde, Verrückte geräth nicht vom Gehirn, sondern von der Brust aus in seinen elenden Zustand.

Zu oberst ist der Zustand des Wachens, des heitern Mittags, des Menschen, insbesondere des Mannes mit der Möglichkeit, ja ein Plato, Leibnitz u. s. w. mit der Wirklichkeit klarer Mittagserkenntniß. Der steht als Mensch und Mann am höchsten, der mit Wahrheit sagen kann: ich bin das Licht der Welt. Der höchste Mensch schlaft nur weil er muß, aber er träumt und schlafwandelt und somnambulirt, selbst in seinem höchsten Enthusiasmus, in seinen Begeisterungen, in seinen höchsten poetischen und prosaischen Darstellungen bei Tag mit. Diese Zustände sind alle unter ihm. Das Wachen geht auf die Einheit, demzufolge auf die Allheit, auf Vollständigkeit, demzufolge auf das Einzelne, auf Gelehrsamkeit, noch mehr auf Wissenschaftlichkeit, die einzig im bewußten Streben auf den Zusammenhang aller Erkenntniß und Dinge geht.

Wir haben fünf Stufen aufgestellt. Die Stufen des tiefen Schlafes, des thätigen Nachtwandelns und des Wachens sind die drei verschiedensten; Traum und Schlafwachen sind Mittelstufen. Im Menschen treten alle fünf, oder vielmehr, er tritt auf ihnen auf. Inner vierundzwanzig Stunden fällt er in die Mitternacht hinab, und steigt er zum Mittag hinauf. Seine Zustandsverschiedenheiten sind die auffallendsten, und bilden Extreme. Je näher das Thier ihm steht, so größer die Schwankung, je entfernter, um desto kleiner.

Theilten wir die Thiere nach dieser Ansicht ein, so könnten wir die untersten, weil auch die Pflanzen schlafen, Schlafthiere, die mittlern Schlafwandelthiere, die vollkommensten Wachthiere nennen. Aehnlich dieser Eintheilung wäre die in

Nacht=, Dämmerungs= und Tagthiere. Sodann wären die Schmetterlinge der Typus der ganzen Thierwelt in Bezug auf die äußere, und demnach auch auf die innere Welt, und sie mögen in der That dafür gelten. Eben so könnten wir sie in Pflanzenthiere, Thierthiere und Menschenthiere eintheilen. Zwei große Classen, die Traum= und die Schlafwachthiere bilden alsdann die Mittelstufen oder Mittelzustände. Wir können aber auch noch eine reinpsychische Eintheilung, nämlich: Empfindungs=, Einbildungs= und Verstandesthiere aufstellen. Alle diese Eintheilungen laufen einander parallel.

Alle Verschiedenheiten beziehen sich theoretisch aufs Ursächliche, Substantielle und die Wechselwirkung (Relation), auf Beschaffenheit und Größe, und praktisch auf die Anwendung in Bezug auf sich und andere, aufs Kluge und Sittliche, Gegenwärtige und Künftige. Mehr als diese Verhältnisse können nicht gegeben seyn, und alle Differenzen müssen sich auf sie beziehen.

Darum können wir noch fragen: sind die Thierseelen alle auf gleiche Weise entstanden? entstehen sie immer noch auf gleiche Weise? entstehen sie wie die menschliche Seele?

Sind die Thierseelen Substanzen, oder nur vorübergehende Prädicate einer bleibenden substantiellen Materie?

Stehen die Thierseelen mit der Natur, mit ihresgleichen und den Menschen in thätiger Verbindung und gegenseitiger Wirkung, oder leben sie nur in Raum und Zeit neben einander?

Sind alle ihre Seelen einander gleich oder verschieden? Sind sie einander ähnlich in der Art? Ist die Thierseele der menschlichen gleich? oder ihr nur ähnlich? Im Ganzen oder in Theilen? In welchen Theilen?

Ist sie der menschlichen contradictorisch, so daß für das Thier Verstand ist, was für uns Unverstand ist und umgekehrt?

Ist die Thierseele größer oder kleiner als die menschliche, d. h. hat sie mehr Kräfte als die menschliche, neben dem Besitze aller menschlichen erst noch eigene, z. B. Instincte? oder ist sie kleiner, so daß sie nur einige menschliche Kräfte besäße, und einige, die wir unläugbar besitzen, nicht haben?

Praktisch: können die Thiere auch für andere seelenartig wollen, oder nur für sich? Können sie nur klug oder auch sittlich wollen? In jedem Augenblick nur für den Augenblick sorgen, oder eine Zukunft denken? Ein Daseyn auf diesem Raum und in dieser Zeit von einem Daseyn in einem andern Raum und in einer andern Zeit (Ewigkeit) unterscheiden?

Wir beantworten vor der Hand alle diese Fragen so:

Die Erdpsyche bringt unter dem Worte des ewigen Weltgeistes und Vaters aller Dinge alle Psychen auf gleiche Weisen hervor. Sie ist Creatianer. Sie schafft immer aus sich selbst, was sie selbst ist, sie ist Inducianer, sie strömt in Alles ein und über, sie ist Traducianer. Sie benutzt jede Generation zur Hervorbringung von neuen Generationen, Eltern zur Hervorbringung von Kindern. Sie wirkt durch die erstern.

Auch die Thierseelen sind Substanzen, weil sie Seelen sind. Die Thierseelen stehen sympathetisch mit der Natur, mit ihresgleichen und selbst mit den Menschen in thätiger Verbindung.

Die Thier- und Menschenseelen alle sind einander gleich, weil die Erdpsyche ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit an Kräften doch nur Eine Art Seele ist, ungleich hingegen, weil sie sich in minder und mehr und in verschiedenen Richtungen äußert. Aehnliche Richtungen bedingen ähnliche, gleiche Richtungen gleiche Seelen. Seelen in gleich viel Richtungen auf gleiche Gegenstände sind völlig gleiche Seelen der Art nach. Die Stärke der Richtung bedingt, was wir Naturell, Temperament und Charakter nennen. Diese drei sind aber nichts Grundwesentliches, Nebendinge. Die Zahl der Richtungen ist unendlich verschieden; absolut genommen ist die mögliche Zahl gleich der Zahl oder Dinge, die äußerlich und innerlich wahrgenommen werden können, d. h. vorhanden sind.

Die Thierseele kann der menschlichen Seele nicht contradictweise entgegengesetzt seyn, denn es gibt auch für die Thiere Wahrheit. Sie stimmen mit uns in den Sinnenzeugnissen überein, wir verstehen ihre Sinnen, deren Aussagen; wir verstehen ihr Wollen, und sie verstehen uns, wenn ihre und unsere Richtungen zusammenfallen. Darum sind sie uns auch nicht conträr entgegen. Conträre verstehen einander ebenfalls

nicht, es sey denn, sie finden ein drittes, worin sich die Contrarietät aufhebt, und sie sich verständlich macht!

Wir sind nicht genöthigt, in ihnen eigene, uns mangelnde Kräfte anzunehmen. Auch der Mensch hat Instincte; die Instincte des Menschen gehen nur mehr auf das, worauf der Mensch auf seiner Stufe sich richten soll; das Thier hat nur Instincte oder Richtungen auf minder würdige Gegenstände. Der Werth dessen, worauf wir uns gerichtet fühlen, ist's, der den Namen Instinct, blinder Trieb, nicht zuließ. Das Thier muß thierisch, wir müssen menschlich handeln. Es kann, wir können nicht anders.

Praktisch: auch das Thier kann mit mehr und minderm Gefühl und Bewußtseyn andern leben, wenigstens sittlichen Schein annehmen, und nicht nur für den Winter und seine Brut sorgen, sondern eine Zukunft ahnen. Uebrigens bestimmt die Zahl und Art der Richtungen sein Schicksal und seine Bestimmung oder den Zweck seines Seyns für die Welt, die Seinigen, und sich selbst.

Der eclatanteste Beweis für die Wahrheit der Aussage, daß das Thier als Psyche unserer Psyche in dem, worin beide mit einander Eins sind, gleicher Art sey, liegt darin, daß wir das Thun des Thieres sowohl, als das unsrige berechnen können, als worauf die Erziehung des Thiers durch uns, sein Umgang mit uns, und unser Umgang mit ihm, und seine Geschicklichkeit Erfahrungen zu benutzen, beruht.

Drücken wir unsre Ansicht mit Einem Satz so aus:

Jedes Thier ist durch seine Psyche an einen gewissen Theil der Welt gebunden. Diesen seinen Theil erfaßt jedes so vollkommen als das andere seinen Theil erfaßt. Wenn die Zahl der Richtungen den Ausdruck bestimmen soll, so ist jedes Thier vom andern nur quantitativ, qualitativ hingegen verschieden, inwiefern die verschiedenen Gegenstände oder Qualitäten seine Psyche ansprechen, aufregen, und eine Richtung auf sie hervorrufen. Diese quantitativen und qualitativen Verschiedenheiten sind alle durch den Willen der Erdpsyche, diesem Abglanze und Sohne der Psyche des Weltalls, ja des Himmels selbst, unläugbar gesetzlich bestimmt, weil jedes lebendige, empfindende, unterscheidende Wesen auf seiner Stufe bleibt, nur unter sich

sinken, über sich hinauf nie steigen kann. Um aber durch mehr Gegenstände erregt werden zu können, mußte die Natur dem Thierwesen neue Organe, Instrumente, Werkzeuge, oder Repräsentanten, Ausdrücke von Kräften und mit denselben die Kräfte selbst geben. Alle Organe, alle Kräfte sind also nichts anders als eine Art Fühlhörner fürs Licht, den Ton, die Farbe, die Form u. s. w. oder was man Sinn nennt.

So steht jedes Thier in seiner Art und Gattung einzig da, einzig auch der Mensch. So ist die Ehre des Thieres gerettet, und die Ehre des Menschen gesichert.

Es wird sich darthun lassen, daß die Zahl der Richtungen des letztern die größeste sey, daß er am meisten Organe habe, daß seine Richtung allein entscheidend, und mit großer Kraft auf Dinge gehe, auf die kein Thier, selbst nicht das menschenähnlichste, daß er nur aufs Allgemeine, Unendliche, Göttliche geht, und daß dieses für ihn gerade so, wie der Wassertropfen für das Infusionsthierchen, vorhanden sey. Und so erscheint uns jedes Thier in seiner Art vollkommen, jedes mit dem Ganzen Eins, jedes in die große vorherbestimmte Harmonie aufgenommen.

Die fünf bezeichneten Zustände sind für uns also fünf Zustände, die Welt anzuschauen und durch die Anschauungsgegenstände sich zu Handlungen bestimmen zu lassen, das Schema, an das wir, von den untersten Thieren ausgehend, und bis zu den höchsten aufsteigend, unsre Thatsachen wie Perlen an eine Schnur, die fünf Knoten hat, anreihen, fünf verschiedene Arten, mit der Umgebung in beschränktern oder allgemeinern Verkehr zu treten. Mit dem Menschen, mit dem man gewöhnlich wegen des Thalesischen: erkenne dich selbst! (Cognosce te ipsum, *γνωϑι σε αὐτον*) anfängt, schließen wir, und fangen beinahe mit dem Nichts an. Nach Angabe der Thatsachen versuchen wir eine kleine Reihe von Charakteristiken hochstehender, interessanter und uns allen wohlbekannter Thiere, geben nach der Darstellung des Menschen ein Raisonnement über die quantitativ und qualitativ bezeichneten Differenitalverhältnisse, und wenden schließlich alles Gesagte auf alle praktischen Verhältnisse an, womit wir unsere Aufgabe möglichst gelöst zu haben glauben.

XVI. Hauptstück.

Psychologisches Thiersystem.

Die Stellung der Thiere auf ihre, ihnen zugehörige Stufe, ist leicht, wenn wir in allzugroßen Schritten durch die Thierwelt hüpfen, alle Würmer, alle Insecten, alle Fische u. s. w. zusammenstellen, und die großen Verschiedenheiten zwischen Wurm und Wurm, Insect und Insect, Fisch und Fisch, Lurch und Lurch, Vogel und Vogel, Säuger und Säuger nicht berücksichtigen wollen. Allein schon die Würmer treten weit auseinander, noch weiter die Insecten, noch weiter die Fische, die Lurche, die Vögel und Säuger, am allerweitesten die Menschen; wirklich sind die Differentialverhältnisse in der Menschengattung die allergrößesten, wenn sie hingegen beim Wurm am allerkleinsten sind. Was also bei den Würmern noch gemeinsame Sache ganzer großen Classen ist, ist beim vollkommnern Thiere kaum noch Sache von Varietäten oder beim Menschen nur noch Sache Einzelner oder Individuen. Oder in welcher Theilclasse ist's Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen, die Weltanschauung, die Weltbehandlung so verschieden, als sie zwischen zwei Menschen, oft zwischen Geschwistern, oder Vater und Sohn, Mann und Weib, ja im einzelnen Menschen selbst, je nach seinem veränderten Alter, seiner Religionsconversion, oder irgend einer großen Wendung seines Zustandes ist?

Ein neuer Umstand aber ist, daß auch die Thiere in verschiedene Zustände kommen, und uns dadurch täuschen können, und wirklich täuschen. Wir nennen z. B. die durch die Ver-

wandlung entstandenen neugebornen neugewordenen Insecten vollkommene Insecten (Insectum declaratum seu perfectum), obschon das Insect im dritten Stadium unvollkommener als die Larve seyn kann, denn in der Puppe ist das Insect offenbar wieder zurückgesunken.

Wir theilen ausschließlich psychisch ein, geben jedoch fortdauernd die physiologischen Verschiedenheiten nach unserm Bedürfniß an. Nicht selbst wahrgenommene Thatsachen entlehnen wir den bewährtesten Naturbeobachtern, jedoch auch von diesen mit Behutsamkeit, und fügen bisweilen von uns gemachte Beobachtungen bei.

Wir eröffnen die sehr lange Reihe mit den Eingeweidewürmern. Andere eröffnen sie mit den Polypen oder den Aufgußthierchen, ja, man könnte sie fast eben sowohl mit den Quallen eröffnen, weil diese alle in einigen Dingen gleich unvollkommen sind, und wirklich mit einander um den untersten Rang streiten können. Am untersten erscheinen uns aber doch die

Eingeweidewürmer.

Wie sie entstehen, ist ungewiß. Weil Alles seinen zureichenden Grund hat, der Zufall keine Ursache in der Natur, sondern nur ein gedachter Grund im Kopfe des Denkers oder vielmehr des Nichtdenkers ist, können auch die alleruntersten und körperlich und geistig elendesten lebendigen Organismen nicht zufällig entstehen, sondern müssen nach kosmischen, solarischen und tellurischen Gesetzen, wie alle andern, entstehen. Es kommen andere Eingeweidewürmer im Süden als im Norden, andere in Frankreich und Italien als in Schweden, in diesen oder jenen Ländern immer die nämlichen, und immer die nämlichen in bestimmten Thierarten vor. Die Meinung des Aristoteles: alles Lebendige aus einem Ei! hat hier nichts für sich. Die Natur kennt, hat, beliebt und erweist allerlei Mittel, ohne ungesetzlich, d. h. gegen sich selbst, zu handeln; denn, wie dem Weisen, ist sie sich selbst das Gesetz. Man wähnt:, die einen dieser Thiere fliegen in der Luft herum, und fallen gelegentlich in Menschen und Thierspeisen, so daß sie dann, im Körper ausgebrütet, sich entwickeln; allein, man weiß von solchen Eiern nichts. Es ist zu glauben, daß sie im thierischen Körper selbst, aus organischen Stoffen, organisirbaren Säften und Wärme, diesen großen

und Hauptagenten der Natur, entstehen. Alle finden sich in vollkommnern Thieren als sie selbst sind. Vollkommnere Organismen und Psychen bringen oft unvollkommnere Organismen und Psychen hervor. Vielleicht entstehen sie während des Schlafes der Thiere. Dann wären sie auch von Seite ihrer Entstehung eigentlich Kinder des Schlafs, wie sie es in der That hinsichtlich ihrer Psyche sind. Ja, sie kommen eben in untergeordneten, in immer halbschlafenden Thieren, in Würmern, in Menge in Fischen, in großer Menge in den trägen Schafen und Schweinen, so wie auch in trägen Menschenkindern vor. Ein träger unthätiger Unterleib begünstigt sie sehr. Die Finnen sind erst durch die Zähmung entstanden; in wilden Schweinen kommen sie nicht vor; vermuthlich gibt's nur unter den zahmen Schafen Queesenköpfe.

Alle Eingeweidewürmer leben in tiefem Dunkel, in ewiger Mitternacht. An Luft und Licht sterben sie. Wie ihr Aufenthalt, so auch sie selbst. Ihre Seelen müssen wie ihr Organismus gering seyn. Die einen haben nicht einmal weder Darm, noch Mund, wenn recht gesehen und gedeutet worden ist, andere einen Mund ohne Darm. Die Form der untersten ist nur Länge ohne Breite, nur ein Faden, die vollkommnern Fäden mit Breite oder eine Fläche, ein Band; noch vollkommnere sind Blasen nebst einem Halse und röhrchenartigen Saugöffnungen gleich Pflanzenwurzelfasern. Schon haben einige am Maul keulenartige Verlängerungen mit Spitzen und Häkchen. Anfänge des Kubischen! Welch' eine Stufenfolge entsteht schon hier vor unsern Augen vom Faden- und Bandwurm bis zu den schönsten Formen: Pudel, Löwe, Tiger, Pferd, ja bis zur schönsten, zur menschlichen und zwar zur schönsten weiblichen hinauf? Diese Stufenleiter ist eine wahre Himmelsleiter, denn: wie wird die Form der höhern Wesen, die wir noch nicht kennen, seyn? Diejenigen Eingeweidewürmer, die schon getrennten Geschlechtes sind und Eierstöcke haben, sind vermuthlich die am höchsten stehenden. Ihre Fortpflanzungsweise ist aber noch gänzlich unbekannt. Auf einigen sind auf der Oberfläche sehr nette Zeichnungen, als ob die Natur an ihnen schon ihre Zeichnungskunst versuchen wolle.

Unglaublich zähe ist ihre Lebenskraft. Sie ist jedoch begreiflich. Sie sind noch eine Art Pflanze, eine Art Samen und

Keim. Sie sind Schlafthiere. Schlafenden ist nicht leicht beizukommen. Man hat Eingeweidewürmer noch lebendig aus gesottenen Fischen herausgezogen. Wie fest saugen sie sich in den Eingeweiden an? Wie eigensinnig widerstehen sie allen Abtreibmitteln? Obschon sie aber am ehesten stinkenden ätherischen Oelen weichen, dürfen wir ihnen doch weder Geruch noch Geschmack beilegen. Sie sind kaum etwas Anderes als personificirter Existenztrieb, Zustandsbeharrlichkeit und gefräßige Raubthiere. Es kann auch beinahe Alles Nahrung für sie seyn. Sie sind das indifferenteste Thierische, wie in der Form so in der Psyche. Wenn sich aber Eingeweidewürmer wirklich aus Fischen herausgebohrt haben, so müssen sie im Fische einen unbequemen Zustand gefühlt, oder es muß sie sogar eine Ahnung von einem Seyn außer dem Fische befallen haben, doch eben nur eine dunkle, denn außer dem Fische sterben sie. Jedenfalls haben sie ein Gefühl ihres Zustandes. Mit ihm beginnt die thierische Unterscheidungsgabe. Aber eine Unterscheidung eines Aeußern werden sie nicht haben. Man erkennt an ihnen noch gar keine Gemüths-, noch Temperamentsverschiedenheiten, noch irgend eine Geschicklichkeit als die sich zu nähren, die ja auch der Pflanze zukommt. So lebt kein anderes Thier in immerwährender, durch keinen Lichtschein erhellten Dunkelheit. Seine Weltanschauung ist die allerkleinste, und vermuthlich kaum mehr als + 1 — 1.

Vermuthlich entdeckten wir in ihnen doch noch einige psychische Anfänge, wenn wir ihren Wohnort, ihr Leben und Weben besser beobachten könnten, aber sie sind und bleiben so für uns Mitternacht, wie sie selbst auch beinahe Mitternacht für sich selbst seyn mögen.

Nach ihrem Nutzen muß man, wenn man eine gewägige Antwort bekommen will, nicht fragen. Als wahre Quälgeister oder Teufel für den Körper und die Psyche mancher Thiere, z. B. der Schafe (Queesenköpfe), sind sie nur schädlich. Sie sind aber Anfänge thierischer Psychen, und gehören als solche zur Vollendung.

Wir lassen unmittelbar auf diese Classe

die Aufgußthiere (Infusionsthierchen) und zwar die eigentlichen Infusorien folgen.

Die Entstehungsart auch dieser Thierchen ist kaum zu bestim-

men; wir dürfen jedoch auch hier keinen Zufall annehmen, weil der Süden ebenfalls andere hat als der Norden, sie auf dem ganzen Erdboden zu finden sind, und sie im höchsten Grade der Fäulniß nicht mehr entstehen können. Im völligen Tod entsteht kein Leben mehr. Es ist nur wieder anzunehmen, daß sie aus organischen, pflanzlichen und thierischen, aufgelösten Körpern entstehen, daß diese aufgelösten Theilchen selbst die Eier, Samen, Anfangspünktchen seyen, daß sich aufgelöste Pflanzen in solche unterste Thierarten verwandeln können, wofür auch die Ansicht, ja Erfahrung von der ursprünglichen Schwankung der bildenden Natur zwischen Pflanze und Thier spricht, und daß das entstandene Thierische sich bis zum Niedrigpsychischen erheben könne.

Aufgußthierchen finden sich in grünem Schleim am Holz, Stein u. s. w. in Bächen und Teichen, in Mistwasser, Wasser von Dachrinnen, in Schlamm und Harn, in allem verdorbenen, ja sogar in (für unser Auge und unsere Prüfung) reinem und selbst noch in gekochtem Wasser, in allen Aufgüssen (Infusio) von Pflanzen und Pflanzentheilen. Jede Art lebt in einer oder in mehreren der genannten Flüssigkeiten. Jedoch kommen häufig zuerst nur die einfachsten, unvollkommensten, dann, wenn diese gestorben, größere, anderartige, vollkommnere, in einer und derselben Flüssigkeit vor. So folgen verschieden gestaltete Generationen, Abwechslungen von Organismen und Seelen, aufeinander, bis ihr flüssiger Erdball, ihr Tropfen vertrocknet, oder mit Anderm vermischt wird. Hier ist nur Mannichfaltigkeit im Werden der Zeit nach.

Viele sind mit bloßem Auge unentdeckbar, und können nur unter einer mehr als dreihundertmaligen Vergrößerung gesehen werden. Löwenhoeck entdeckte sie zuerst, O. Müller classificirte sie zuerst, so gut er konnte, Ehrenberg hat sie ganz jüngst aufgeschlossen, und Oken sie zur Kenntniß selbst des ungelehrten lesenden Publicums gebracht; zwar bedarf man guter Gläser, eines sichern Auges, genauer Beobachtung und Kenntniß, Gesehenes richtig zu deuten; allein man erleichterte sich sehr viel durch den klugen Gedanken, der Feuchtigkeit, worin diese Thierchen schwimmen, Carmin und Indigo zuzusetzen, wodurch, weil sie diese Farbenpigmente in sich aufnehmen, ihre innern Theile, wohl unterscheidbar, gefärbt und

der Dämmerung gegen den Morgen, der Schlafwandel der Dämmerung gegen die Nacht an, aber durchs Handeln dem Tage; das Schlafwachen unterscheidet zwischen Nacht und Tag nicht. Sein Aug' ist auch noch verschlossen, allein sein Herz ist wach. Er denkt schon, er sinnet schon, er ist halbwach. Sein Gehirn ist schon thätig. Er erwacht bald ins eigentliche Erwachen. Kein höheres Thier und kein Mensch, selbst der wachendste und wachsamste Mann ist ihm noch mehr und minder unterthan, und kann sich ihm nicht ganz entwinden. Der Schwermüthige, Verzweifelnde, Verrückte geräth nicht vom Gehirn, sondern von der Brust aus in seinen elenden Zustand.

Zu oberst ist der Zustand des Wachens, des heitern Mittags, des Menschen, insbesondere des Mannes mit der Möglichkeit, ja ein Plato, Leibnitz u. s. w. mit der Wirklichkeit klarer Mittagserkenntniß. Der steht als Mensch und Mann am höchsten, der mit Wahrheit sagen kann: ich bin das Licht der Welt. Der höchste Mensch schlaft nur weil er muß, aber er träumt und schlafwandelt und somnambulirt, selbst in seinem höchsten Enthusiasmus, in seinen Begeisterungen, in seinen höchsten poetischen und prosaischen Darstellungen bei Tag nie. Diese Zustände sind alle unter ihm. Das Wachen geht auf die Einheit, demzufolge auf die Allheit, auf Vollständigkeit, demzufolge auf das Einzelne, auf Gelehrsamkeit, noch mehr auf Wissenschaftlichkeit, die einzig im bewußten Streben auf den Zusammenhang aller Erkenntniß und Dinge geht.

Wir haben fünf Stufen aufgestellt. Die Stufen des tiefen Schlafes, des thätigen Nachtwandelns und des Wachens sind die drei verschiedensten; Traum und Schlafwachen sind Mittelstufen. Im Menschen treten alle fünf, oder vielmehr, er tritt auf ihnen auf. Inner vierundzwanzig Stunden fällt er in die Mitternacht hinab, und steigt er zum Mittag hinauf. Seine Zustandsverschiedenheiten sind die auffallendsten, und bilden Extreme. Je näher das Thier ihm steht, so größer die Schwankung, je entfernter, um desto kleiner.

Theilten wir die Thiere nach dieser Ansicht ein, so könnten wir die untersten, weil auch die Pflanzen schlafen, Schlafthiere, die mittlern Schlafwandelthiere, die vollkommensten Wachthiere nennen. Aehnlich dieser Eintheilung wäre die in

Nacht=, Dämmerungs= und Tagthiere. Sodann wären die Schmetterlinge der Typus der ganzen Thierwelt in Bezug auf die äußere, und demnach auch auf die innere Welt, und sie mögen in der That dafür gelten. Eben so könnten wir sie in Pflanzenthiere, Thierthiere und Menschenthiere eintheilen. Zwei große Classen, die Traum= und die Schlafwachthiere bilden alsdann die Mittelstufen oder Mittelzustände. Wir können aber auch noch eine reinpsychische Eintheilung, nämlich: Empfindungs=, Einbildungs= und Verstandesthiere aufstellen. Alle diese Eintheilungen laufen einander parallel.

Alle Verschiedenheiten beziehen sich theoretisch aufs Ursächliche, Substantielle und die Wechselwirkung (Relation), auf Beschaffenheit und Größe, und praktisch auf die Anwendung in Bezug auf sich und andere, aufs Kluge und Sittliche, Gegenwärtige und Künftige. Mehr als diese Verhältnisse können nicht gegeben seyn, und alle Differenzen müssen sich auf sie beziehen.

Darum können wir noch fragen: sind die Thierseelen alle auf gleiche Weise entstanden? entstehen sie immer noch auf gleiche Weise? entstehen sie wie die menschliche Seele?

Sind die Thierseelen Substanzen, oder nur vorübergehende Prädicate einer bleibenden substantiellen Materie?

Stehen die Thierseelen mit der Natur, mit ihresgleichen und den Menschen in thätiger Verbindung und gegenseitiger Wirkung, oder leben sie nur in Raum und Zeit neben einander?

Sind alle ihre Seelen einander gleich oder verschieden? Sind sie einander ähnlich in der Art? Ist die Thierseele der menschlichen gleich? oder ihr nur ähnlich? Im Ganzen oder in Theilen? In welchen Theilen?

Ist sie der menschlichen contradictorisch, so daß für das Thier Verstand ist, was für uns Unverstand ist und umgekehrt?

Ist die Thierseele größer oder kleiner als die menschliche, d. h. hat sie mehr Kräfte als die menschliche, neben dem Besitze aller menschlichen erst noch eigene, z. B. Instincte? oder ist sie kleiner, so daß sie nur einige menschliche Kräfte besäße, und einige, die wir unläugbar besitzen, nicht haben?

Praktisch: können die Thiere auch für andere seelenartig wollen, oder nur für sich? Können sie nur klug oder auch sittlich wollen? In jedem Augenblick nur für den Augenblick sorgen, oder eine Zukunft denken? Ein Daseyn auf diesem Raum und in dieser Zeit von einem Daseyn in einem andern Raum und in einer andern Zeit (Ewigkeit) unterscheiden?

Wir beantworten vor der Hand alle diese Fragen so:

Die Erdpsyche bringt unter dem Worte des ewigen Weltgeistes und Vaters aller Dinge alle Psychen auf gleiche Weisen hervor. Sie ist Creatianer. Sie schafft immer aus sich selbst, was sie selbst ist, sie ist Inducianer, sie strömt in Alles ein und über, sie ist Traducianer. Sie benutzt jede Generation zur Hervorbringung von neuen Generationen, Eltern zur Hervorbringung von Kindern. Sie wirkt durch die erstern.

Auch die Thierseelen sind Substanzen, weil sie Seelen sind. Die Thierseelen stehen sympathetisch mit der Natur, mit ihresgleichen und selbst mit den Menschen in thätiger Verbindung.

Die Thier= und Menschenseelen alle sind einander gleich, weil die Erdpsyche ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit an Kräften doch nur Eine Art Seele ist, ungleich hingegen, weil sie sich in minder und mehr und in verschiedenen Richtungen äußert. Aehnliche Richtungen bedingen ähnliche, gleiche Richtungen gleiche Seelen. Seelen in gleich viel Richtungen auf gleiche Gegenstände sind völlig gleiche Seelen der Art nach. Die Stärke der Richtung bedingt, was wir Naturell, Temperament und Charakter nennen. Diese drei sind aber nichts Grundwesentliches, Nebendinge. Die Zahl der Richtungen ist unendlich verschieden; absolut genommen ist die mögliche Zahl gleich der Zahl oder Dinge, die äußerlich und innerlich wahrgenommen werden können, d. h. vorhanden sind.

Die Thierseele kann der menschlichen Seele nicht contradictweise entgegengesetzt seyn, denn es gibt auch für die Thiere Wahrheit. Sie stimmen mit uns in den Sinnenzeugnissen überein, wir verstehen ihre Sinnen, deren Aussagen; wir verstehen ihr Wollen, und sie verstehen uns, wenn ihre und unsere Richtungen zusammenfallen. Darum sind sie uns auch nicht conträr entgegen. Conträre verstehen einander ebenfalls

nicht, es sey denn, sie finden ein drittes, worin sich die Contrarietät aufhebt, und sie sich verständlich macht!

Wir sind nicht genöthigt, in ihnen eigene, uns mangelnde Kräfte anzunehmen. Auch der Mensch hat Instincte; die Instincte des Menschen gehen nur mehr auf das, worauf der Mensch auf seiner Stufe sich richten soll; das Thier hat nur Instincte oder Richtungen auf minder würdige Gegenstände. Der Werth dessen, worauf wir uns gerichtet fühlen, ist's, der den Namen Instinct, blinder Trieb, nicht zuließ. Das Thier muß thierisch, wir müssen menschlich handeln. Es kann, wir können nicht anders.

Praktisch: auch das Thier kann mit mehr und minderm Gefühl und Bewußtseyn andern leben, wenigstens sittlichen Schein annehmen, und nicht nur für den Winter und seine Brut sorgen, sondern eine Zukunft ahnen. Uebrigens bestimmt die Zahl und Art der Richtungen sein Schicksal und seine Bestimmung oder den Zweck seines Seyns für die Welt, die Seinigen, und sich selbst.

Der eclatanteste Beweis für die Wahrheit der Aussage, daß das Thier als Psyche unserer Psyche in dem, worin beide mit einander Eins sind, gleicher Art sey, liegt darin, daß wir das Thun des Thieres sowohl, als das unsrige berechnen können, als worauf die Erziehung des Thiers durch uns, sein Umgang mit uns, und unser Umgang mit ihm, und seine Geschicklichkeit Erfahrungen zu benutzen, beruht.

Drücken wir unsre Ansicht mit Einem Satz so aus:

Jedes Thier ist durch seine Psyche an einen gewissen Theil der Welt gebunden. Diesen seinen Theil erfaßt jedes so vollkommen als das andere seinen Theil erfaßt. Wenn die Zahl der Richtungen den Ausdruck bestimmen soll, so ist jedes Thier vom andern nur quantitativ, qualitativ hingegen verschieden, inwiefern die verschiedenen Gegenstände oder Qualitäten seine Psyche ansprechen, aufregen, und eine Richtung auf sie hervorrufen. Diese quantitativen und qualitativen Verschiedenheiten sind alle durch den Willen der Erdpsyche, diesem Abglanze und Sohne der Psyche des Weltalls, ja des Himmels selbst, unläugbar gesetzlich bestimmt, weil jedes lebendige, empfindende, unterscheidende Wesen auf seiner Stufe bleibt, nur unter sich

sinken, über sich hinauf nie steigen kann. Um aber durch mehr Gegenstände erregt werden zu können, mußte die Natur dem Thierwesen neue Organe, Instrumente, Werkzeuge, oder Repräsentanten, Ausdrücke von Kräften und mit denselben die Kräfte selbst geben. Alle Organe, alle Kräfte sind also nichts anders als eine Art Fühlhörner fürs Licht, den Ton, die Farbe, die Form u. s. w. oder was man Sinn nennt.

So steht jedes Thier in seiner Art und Gattung einzig da, einzig auch der Mensch. So ist die Ehre des Thieres gerettet, und die Ehre des Menschen gesichert.

Es wird sich darthun lassen, daß die Zahl der Richtungen des letztern die größeste sey, daß er am meisten Organe habe, daß seine Richtung allein entscheidend, und mit großer Kraft auf Dinge gehe, auf die kein Thier, selbst nicht das menschenähnlichste, daß er nur aufs Allgemeine, Unendliche, Göttliche geht, und daß dieses für ihn gerade so, wie der Wassertropfen für das Infusionsthierchen, vorhanden sey. Und so erscheint uns jedes Thier in seiner Art vollkommen, jedes mit dem Ganzen Eins, jedes in die große vorherbestimmte Harmonie aufgenommen.

Die fünf bezeichneten Zustände sind für uns also fünf Zustände, die Welt anzuschauen und durch die Anschauungsgegenstände sich zu Handlungen bestimmen zu lassen, das Schema, an das wir, von den untersten Thieren ausgehend, und bis zu den höchsten aufsteigend, unsre Thatsachen wie Perlen an eine Schnur, die fünf Knoten hat, anreihen, fünf verschiedene Arten, mit der Umgebung in beschränktern oder allgemeinern Verkehr zu treten. Mit dem Menschen, mit dem man gewöhnlich wegen des Thalesischen: erkenne dich selbst! (Cognosce te ipsum, γνωθι σε αὐτον) anfängt, schließen wir, und fangen beinahe mit dem Nichts an. Nach Angabe der Thatsachen versuchen wir eine kleine Reihe von Charakteristiken hochstehender, interessanter und uns allen wohlbekannter Thiere, geben nach der Darstellung des Menschen ein Raisonnement über die quantitativ und qualitativ bezeichneten Differenitalverhältnisse, und wenden schließlich alles Gesagte auf alle praktischen Verhältnisse an, womit wir unsere Aufgabe möglichst gelöst zu haben glauben.

XVI. Hauptstück.

Psychologisches Thiersystem.

Die Stellung der Thiere auf ihre, ihnen zugehörige Stufe, ist leicht, wenn wir in allzugroßen Schritten durch die Thierwelt hüpfen, alle Würmer, alle Insecten, alle Fische u. s. w. zusammenstellen, und die großen Verschiedenheiten zwischen Wurm und Wurm, Insect und Insect, Fisch und Fisch, Lurch und Lurch, Vogel und Vogel, Säuger und Säuger nicht berücksichtigen wollen. Allein schon die Würmer treten weit auseinander, noch weiter die Insecten, noch weiter die Fische, die Lurche, die Vögel und Säuger, am allerweitesten die Menschen; wirklich sind die Differentialverhältnisse in der Menschengattung die allergrößesten, wenn sie hingegen beim Wurm am allerkleinsten sind. Was also bei den Würmern noch gemeinsame Sache ganzer großen Classen ist, ist beim vollkommnern Thiere kaum noch Sache von Varietäten oder beim Menschen nur noch Sache Einzelner oder Individuen. Oder in welcher Theilclasse ist's Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen, die Weltanschauung, die Weltbehandlung so verschieden, als sie zwischen zwei Menschen, oft zwischen Geschwistern, oder Vater und Sohn, Mann und Weib, ja im einzelnen Menschen selbst, je nach seinem veränderten Alter, seiner Religionsconversion, oder irgend einer großen Wendung seines Zustandes ist?

Ein neuer Umstand aber ist, daß auch die Thiere in verschiedene Zustände kommen, und uns dadurch täuschen können, und wirklich täuschen. Wir nennen z. B. die durch die Ver-

wandlung entstandenen neugebornen neugewordenen Insecten vollkommene Insecten (Insectum declaratum seu perfectum), obschon das Insect im dritten Stadium unvollkommener als die Larve seyn kann, denn in der Puppe ist das Insect offenbar wieder zurückgesunken.

Wir theilen ausschließlich psychisch ein, geben jedoch fortdauernd die physiologischen Verschiedenheiten nach unserm Bedürfniß an. Nicht selbst wahrgenommene Thatsachen entlehnen wir den bewährtesten Naturbeobachtern, jedoch auch von diesen mit Behutsamkeit, und fügen bisweilen von uns gemachte Beobachtungen bei.

Wir eröffnen die sehr lange Reihe mit den Eingeweidewürmern. Andere eröffnen sie mit den Polypen oder den Aufgußthierchen, ja, man könnte sie fast eben sowohl mit den Quallen eröffnen, weil diese alle in einigen Dingen gleich unvollkommen sind, und wirklich mit einander um den untersten Rang streiten können. Am untersten erscheinen uns aber doch die

Eingeweidewürmer.

Wie sie entstehen, ist ungewiß. Weil Alles seinen zureichenden Grund hat, der Zufall keine Ursache in der Natur, sondern nur ein gedachter Grund im Kopfe des Denkers oder vielmehr des Nichtdenkers ist, können auch die alleruntersten und körperlich und geistig elendesten lebendigen Organismen nicht zufällig entstehen, sondern müssen nach kosmischen, solarischen und tellurischen Gesetzen, wie alle andern, entstehen. Es kommen andere Eingeweidewürmer im Süden als im Norden, andere in Frankreich und Italien als in Schweden, in diesen oder jenen Ländern immer die nämlichen, und immer die nämlichen in bestimmten Thierarten vor. Die Meinung des Aristoteles: alles Lebendige aus einem Ei! hat hier nichts für sich. Die Natur kennt, hat, beliebt und erweist allerlei Mittel, ohne ungesetzlich, d. h. gegen sich selbst, zu handeln; denn, wie dem Weisen, ist sie sich selbst das Gesetz. Man wähnte, die einen dieser Thiere fliegen in der Luft herum, und fallen gelegentlich in Menschen und Thierspeisen, so daß sie dann, im Körper ausgebrütet, sich entwickeln; allein, man weiß von solchen Eiern nichts. Es ist zu glauben, daß sie im thierischen Körper selbst, aus organischen Stoffen, organisirbaren Säften und Wärme, diesen großen

und Hauptagenten der Natur, entstehen. Alle finden sich in vollkommnern Thieren als sie selbst sind. Vollkommnere Organismen und Psychen bringen oft unvollkommnere Organismen und Psychen hervor. Vielleicht entstehen sie während des Schlafes der Thiere. Dann wären sie auch von Seite ihrer Entstehung eigentlich Kinder des Schlafs, wie sie es in der That hinsichtlich ihrer Psyche sind. Ja, sie kommen eben in untergeordneten, in immer halbschlafenden Thieren, in Würmern, in Menge in Fischen, in großer Menge in den trägen Schafen und Schweinen, so wie auch in trägen Menschenkindern vor. Ein träger unthätiger Unterleib begünstigt sie sehr. Die Finnen sind erst durch die Zähmung entstanden; in wilden Schweinen kommen sie nicht vor; vermuthlich gibt's nur unter den zahmen Schafen Queesenköpfe.

Alle Eingeweidewürmer leben in tiefem Dunkel, in ewiger Mitternacht. An Luft und Licht sterben sie. Wie ihr Aufenthalt, so auch sie selbst. Ihre Seelen müssen wie ihr Organismus gering seyn. Die einen haben nicht einmal weder Darm, noch Mund, wenn recht gesehen und gedeutet worden ist, andere einen Mund ohne Darm. Die Form der untersten ist nur Länge ohne Breite, nur ein Faden, die vollkommnern Fäden mit Breite oder eine Fläche, ein Band; noch vollkommnere sind Blasen nebst einem Halse und röhrchenartigen Saugöffnungen gleich Pflanzenwurzelfasern. Schon haben einige am Maul keulenartige Verlängerungen mit Spitzen und Häkchen. Anfänge des Kubischen! Welch' eine Stufenfolge entsteht schon hier vor unsern Augen vom Faden- und Bandwurm bis zu den schönsten Formen: Pudel, Löwe, Tiger, Pferd, ja bis zur schönsten, zur menschlichen und zwar zur schönsten weiblichen hinauf? Diese Stufenleiter ist eine wahre Himmelsleiter, denn: wie wird die Form der höhern Wesen, die wir noch nicht kennen, seyn? Diejenigen Eingeweidewürmer, die schon getrennten Geschlechtes sind und Eierstöcke haben, sind vermuthlich die am höchsten stehenden. Ihre Fortpflanzungsweise ist aber noch gänzlich unbekannt. Auf einigen sind auf der Oberfläche sehr nette Zeichnungen, als ob die Natur an ihnen schon ihre Zeichnungskunst versuchen wolle.

Unglaublich zähe ist ihre Lebenskraft. Sie ist jedoch begreiflich. Sie sind noch eine Art Pflanze, eine Art Samen und

Keim. Sie sind Schlafthiere. Schlafenden ist nicht leicht beizukommen. Man hat Eingeweidewürmer noch lebendig aus gesottenen Fischen herausgezogen. Wie fest saugen sie sich in den Eingeweiden an? Wie eigensinnig widerstehen sie allen Abtreibmitteln? Obschon sie aber am ehesten stinkenden ätherischen Oelen weichen, dürfen wir ihnen doch weder Geruch noch Geschmack beilegen. Sie sind kaum etwas Anderes als personificirter Existenztrieb, Zustandsbeharrlichkeit und gefräßige Raubthiere. Es kann auch beinahe Alles Nahrung für sie seyn. Sie sind das indifferenteste Thierische, wie in der Form so in der Psyche. Wenn sich aber Eingeweidewürmer wirklich aus Fischen herausgebohrt haben, so müssen sie im Fische einen unbequemen Zustand gefühlt, oder es muß sie sogar eine Ahnung von einem Seyn außer dem Fische befallen haben, doch eben nur eine dunkle, denn außer dem Fische sterben sie. Jedenfalls haben sie ein Gefühl ihres Zustandes. Mit ihm beginnt die thierische Unterscheidungsgabe. Aber eine Unterscheidung eines Aeußern werden sie nicht haben. Man erkennt an ihnen noch gar keine Gemüths-, noch Temperamentsverschiedenheiten, noch irgend eine Geschicklichkeit als die sich zu nähren, die ja auch der Pflanze zukommt. So lebt kein anderes Thier in immerwährender, durch keinen Lichtschein erhellten Dunkelheit. Seine Weltanschauung ist die allerkleinste, und vermuthlich kaum mehr als + 1 — 1.

Vermuthlich entdeckten wir in ihnen doch noch einige psychische Anfänge, wenn wir ihren Wohnort, ihr Leben und Weben besser beobachten könnten, aber sie sind und bleiben so für uns Mitternacht, wie sie selbst auch beinahe Mitternacht für sich selbst seyn mögen.

Nach ihrem Nutzen muß man, wenn man eine gewägige Antwort bekommen will, nicht fragen. Als wahre Quälgeister oder Teufel für den Körper und die Psyche mancher Thiere, z. B. der Schafe (Queesenköpfe), sind sie nur schädlich. Sie sind aber Anfänge thierischer Psychen, und gehören als solche zur Vollendung.

Wir lassen unmittelbar auf diese Classe die Aufgußthiere (Infusionsthierchen) und zwar die eigentlichen Infusorien folgen.

Die Entstehungsart auch dieser Thierchen ist kaum zu bestim-

men; wir dürfen jedoch auch hier keinen Zufall annehmen, weil der Süden ebenfalls andere hat als der Norden, sie auf dem ganzen Erdboden zu finden sind, und sie im höchsten Grade der Fäulniß nicht mehr entstehen können. Im völligen Tod entsteht kein Leben mehr. Es ist nur wieder anzunehmen, daß sie aus organischen, pflanzlichen und thierischen, aufgelösten Körpern entstehen, daß diese aufgelösten Theilchen selbst die Eier, Samen, Anfangspünktchen seyen, daß sich aufgelöste Pflanzen in solche unterste Thierarten verwandeln können, wofür auch die Ansicht, ja Erfahrung von der ursprünglichen Schwankung der bildenden Natur zwischen Pflanze und Thier spricht, und daß das entstandene Thierische sich bis zum Niedrigpsychischen erheben könne.

Aufgußthierchen finden sich in grünem Schleim am Holz, Stein u. s. w. in Bächen und Teichen, in Mistwasser, Wasser von Dachrinnen, in Schlamm und Harn, in allem verdorbenen, ja sogar in (für unser Auge und unsere Prüfung) reinem und selbst noch in gekochtem Wasser, in allen Aufgüssen (Infusio) von Pflanzen und Pflanzentheilen. Jede Art lebt in einer oder in mehreren der genannten Flüssigkeiten. Jedoch kommen häufig zuerst nur die einfachsten, unvollkommensten, dann, wenn diese gestorben, größere, anderartige, vollkommnere, in einer und derselben Flüssigkeit vor. So folgen verschieden gestaltete Generationen, Abwechslungen von Organismen und Seelen, aufeinander, bis ihr flüssiger Erdball, ihr Tropfen vertrocknet, oder mit Anderm vermischt wird. Hier ist nur Mannichfaltigkeit im Werden der Zeit nach.

Viele sind mit bloßem Auge unentdeckbar, und können nur unter einer mehr als dreihundertmaligen Vergrößerung gesehen werden. Löwenhoeck entdeckte sie zuerst, O. Müller classificirte sie zuerst, so gut er konnte, Ehrenberg hat sie ganz jüngst aufgeschlossen, und Oken sie zur Kenntniß selbst des ungelehrten lesenden Publicums gebracht; zwar bedarf man guter Gläser, eines sichern Auges, genauer Beobachtung und Kenntniß, Gesehenes richtig zu deuten; allein man erleichterte sich sehr viel durch den klugen Gedanken, der Feuchtigkeit, worin diese Thierchen schwimmen, Carmin und Indigo zuzusetzen, wodurch, weil sie diese Farbenpigmente in sich aufnehmen, ihre innern Theile, wohl unterscheidbar, gefärbt und

dadurch in der durchsichtigen gallertartigen Hülle völlig erkennbar wurden.

Physiologisch wie psychisch zerfallen die Infusorien in eigentliche, in Polypen und in Räderthierchen, die dann, aber meist nur physiologisch, in eine Menge Gattungen und Arten zerfallen. Alle sind schon viel kunstreicher organisirt — psychisch gebildeter, als man erwarten kann, und stehen höher als die erstgenannte Classe.

Schon die eigentlichen oder niedrigsten Thierchen dieser Ordnung haben einen Magen mit mehreren Säcken oder vieltheilige Magen, und, wenn auch noch keine hintere Oeffnung, doch einen Mund, aus dem sie die Excremente geben müssen. Ihre Nahrung besteht, je nach der Art, aus Samen von Wasserfäden und aus Infusorien selbst. Sie sind raublustig, und schon beginnt ein Krieg unter ihnen selbst.

Das Punktthierchen (monas Termo) ist das kleinste, zweitausendmal kürzer als eine Linie, doch kann es so groß werden, daß es nur noch fünfhundertmal kleiner ist. In einem Tropfen Aufguß haben 5000 Millionen Raum genug. Ein einfaches Kügelchen ohne Schwanz noch Augen! Es schwimmt immer mit dem Munde voran, und bewegt sich mannichfaltig, aber regellos oder willkürlich; schießt schnell vorwärts, und hält an, kehrt um und weicht andern aus. Trocknet die Flüssigkeit auf, so bewegt es sich wie die Fische dahin, wo noch Flüssigkeit ist. Das Thier unterscheidet demzufolge schon ziemlich deutlich; es empfindet, es fühlt Triebe, es will. Aber es ist nur Magentrieb, Nahrungstrieb, Magenseele. Es bedarf ihrer zur Erhaltung seines Lebens, zu viel Mehrerem wird sie ihm nicht dienen können, wenn auch einiges noch Nichtgefundenes in ihm vorhanden seyn sollte. Es unterscheidet, wie der Eingeweidewurm, was es zu unterscheiden hat, vollkommen.

Ueber ihm treten Thierchen mit Wimpern am Munde auf, die sie mit großer Schnelligkeit bewegen, und dadurch kunstreich einen Strudel im Wasser, so daß ihm Nahrung in den Mund strömt, verursachen.

Eine andere Art Punktthierchen hat ein Auge, also Empfindung des Lichtes, so daß es vermuthlich die Nahrung, viel-

leicht auch seinesgleichen, jedoch nur als Formen unterscheidet. Vermuthlich hat es auch Nerven.

Punktthierchen, die sich traubenartig aneinander hängen, oder traubenartig gesellschaftlich leben, folgen und stehen höher. Eingeweidewürmer, wenn sie auch in der größten Menge beisammen sind, haben einander gewiß nicht aufgesucht, und kennen einander vermuthlich nicht; diese hingegen kennen einander, denn in der thierischen Welt läßt sich keine bloß mechanische oder chemische Anziehungskraft annehmen.

Der Gestalten dieser Thierarten sind schon viele: Faser, Schraube, Scheibe, mit Borsten, Hörnern, fußförmigen Fortsätzen, die sie willkürlich, wie Theile eines Perspectivs, ausstoßen können. Mehrere können sich durch Zusammenziehungen eine Menge neuer Gestalten geben. Es gibt solche mit und ohne Hüllen, angeheftete und frei sich bewegende.

Sehr verschieden sind ihre Bewegungen! Die Schraubenthierchen bewegen sich wälzend, das Kugelquadrat richtet sich auf, und fällt dann auf die Seite vorwärts, richtet sich wieder auf u. s. w. Das Kugelthier (volvox) wälzt sich um sich selbst, wie es scheint, so daß es seine vordere Seite schwerer machen kann; der Aenderling dehnt sich mit seinen Fortsätzen beim Gehen in Kolben und Zacken aus. Zwar ist die Art des Ganges durch den Körper bestimmt, es äußert sich aber durch ihn auch die Seele, denn eins und dasselbe Thierchen geht verschieden, je nach seinem Trieb oder Wollen, das allerdings mit dem Können übereinstimmen muß.

Sie bewegen sich sogar collegialisch miteinander. Die Stabthierchen, in Menge bandförmig beisammenliegend, verschieben sich so miteinander, daß sie schiefe Linien, Quadrate u. s. w. bilden, und in solcher Form mit der größten Leichtigkeit und ohne sich abzulösen, gemeinschaftlich, in einem und demselben Willen sich wie ein Römerphalanx fortbewegen. Nicht umsonst nennt man dieses Thier deßwegen das paradoxe, sonderbare. Es muß auch seine Seele sonderbar seyn.

Es treten schon Temperament und Temperamentsverschiedenheiten, doch nur die zwei einfachen: das sanguinische und phlegmatische, aber begreiflich noch nicht in Individuen, sondern nur in den Arten, auf. Aller Anfang ist sanguinisch. Schon das Punktthierchen (monas Termo) bewegt sich munter,

ja sehr hurtig. Mit der grössesten Munterkeit wimmeln die linsenförmigen (monas lens) im Tropfen durcheinander. Sanguiniker in ihrer Bewegung sind die Streckthierchen (vibrio), Sanguiniker die Schweifthierchen, die mit ihrem langen Schwanze immer hin und herschlagen; Phlegmatiker sind das Spindelthier, das sich nur schleichend umherbewegt, und das Schiffthierchen, das paradoxe Stabthierchen, vorzüglich aber die ruhige Monas (m. tranquilla) die eben wegen ihrer Neigung zur Ruhe und Langsamkeit so heißt. An mehreren Behaarten flimmern die Härchen ununterbrochen, was auf innere Lebhaftigkeit deutet. Es mangelt auch nicht an Verschiedenheiten im Wollen. Das Scheibethierchen frißt sehr gerne Färbestoffe, hingegen das Mufftthierchen will keine. Schon differiren sie im Geschmack, oder sie finden für sich nicht Alles zuträglich. Sie benutzen auch mit Willen ihren fadenförmigen Rüssel zum schnellen Peitschen des Wassers wie vollkommenere Thiere ihre Organe zum beabsichtigten Zwecke.

Nerven, Herz u. s. w. sind an ihnen noch nicht entdeckt. Wie lange sie leben, ist ungewiß. Mehr als drei Wochen konnte man keine im Leben erhalten. Aber verschiedene Versuche lehren, daß man sie nach Jahren durch Feuchtigkeit wieder aufleben machen könne. Das Leben kann, wie es sogar noch am Menschen im Schlafe, in der Ohnmacht und im Starrkrampfe, an vielen Säugethieren im langen Winterschlafe, in den im Winter erstarrenden Amphibien, den ertrunknen Fliegen und den gefrierenden Schmetterlingspuppen, vorzüglich aber an getrockneten Pflanzensamen der Fall ist, auf lange Zeit gebunden seyn. Daß aber vertrocknete Infusorien auf in der Vorzeit entstandenem Granit wieder aufleben gemacht worden seyen, ist unglaublich. Alles Lebendige schließt seine Bahn einmal ab, und das nicht nur Scheintodte bleibt todt. Es ist begreiflich, daß einem so stillen Todleben nur ein schwaches Fünklein zum Grunde liegt, und daß sein Sterben sanft und ihm unbewußt, nur ein verborgenes Verglimmen sey.

Für uns stellten sich folgende Sätze heraus:

Die Aufgußthierchen unterscheiden ihren Zustand und ihre Nahrung, ihresgleichen und andere. Sie empfinden, haben

Triebe, handeln ihrer Empfindung und ihrem Triebe angemessen, wenden ihre Organe klug an und bewegen sich frei.

Außer den Sinnen für Nahrung, Bewegung, Ruhe und Licht scheinen sie keinen zu haben; die Welt der Farben und Töne darf ihnen noch gar wohl völlig verschlossen seyn. Der Geruchssinn wäre bei ihnen übel berathen, weil sie in Fäulniß leben. In einzelnen Arten äußert sich Gesellschafts = und Ordnungssinn. Geschicklichkeit und Temperament sind verschieden.

Sie sind immer wach. Schlaf und Traum sind ihnen nicht bekannt, aber ihr Leben selbst ist nur Schlaf. Ihre Welt ist die anderkleinste. Vorstellungen gewinnen sie keine, sie können nur äußerlich dunkel anschauen. Ihre Lebenszeit kann keine Bildungszeit genannt werden. Auch dauert sie nach unserm Maaßstabe zu kurz, wiewohl in jeder Thierseele ein eigenes Zeitmaaß seyn mag, weil dieses von Erfahrungen und deren Wechsel abhängt.

Alle ihre Unterscheidungen, Empfindungen, Triebe, Neigungen und Abneigungen, ihr Wollen und Nichtwollen beziehen sich nur auf Einen Zweck: sinnliches Leben. Sind sie perfectibel, so sind sie es nur in Beziehung auf die Gewinnung ihrer Nahrung. Ist noch etwas Höheres in ihnen, so ist's noch nicht entdeckt.

Die polypenartigen Infusorien stehen im Ganzen genommen eine kleine Stufe höher, doch nicht deßwegen, weil sie meist größer, als die vorhergehenden sind, denn die Größe behauptet und widerlegt nichts. Nur das Centrum, sey es was und wie es wolle, entscheidet für die Organisation in der Richtung des kleinsten wie des größten Raumes vollkommen in gleichem Grade und in gleicher Weise. Der Vogel Strauß ist ein Koloß gegen den pfiffigen Zeisig. Mehrere Arten dieser Classe haben magenähnliche Blindsäcke, einen vollkommnen Darm mit einer vordern und hintern Oeffnung, und als Bewegungsorgane sehr verschiedene und höchst sonderbare Instrumente: Borsten, Haken, Zapfen, Hörnchen, Bärte, Näpfe, Schnauzen, Mundlappen und Mundlippen, um den Mund herum oder auch über den ganzen Körper Wimpern, die sie beinahe ununterbrochen bewegen. Ihre Augen (eins, zwei

drei bis vier) sind rothe oder schwarze Punkte. Zum Wirbeln ist ihnen ein Rüssel, manchen ein tüchtiger Zahnapparat von zwanzig bis dreißig Zähnen gegeben. Im Innern spielt ein schön violetter oder röthlicher Saft, der sich in den Darm ergießt und die Excremente färbt. In allen sieht man Eierstöcke und Eier. Ob sie Zwitter seyen und sich selbst befruchten, ist unbekannt. Man will männliche Geschlechtstheile entdeckt haben. Die Vermehrung geschieht nur durch Theilungen. Man kann sie gebären sehen. Die Jungen werden inner einer Stunde so groß als die Mutter. Gewisse Organe würden von einigen Naturforschern gerne für ein Herz gehalten werden. Schon sehr complicirte Organisation und ein interessanter Lebensproceß!

Wegen ihrer ovalen Walzen = wie Bohrer gedrehten, Pantoffel=, Kreisel=, Lanzett= und Kolbengestalten müssen ihre Bewegungsmanieren ebenfalls verschieden seyn. Wie ein Wallfisch bewegt sich das größeste dieser Zunft, das Ovalthierchen, zwischen den kleinen Punktthierchen hin und her, und — verschlingt diese.

Der Hai im Wassertropfen! Der Wasserschwan (vibrio cygnus) muß sehr gut sehen, denn wenn er etwas erblickt, das zu seiner Nahrung dient, fährt er schnell darauf los. Gesellig lebt das Haarthierchen in übelriechendem Fleischwasser. Ganz eigen streckt das Halsthierchen seinen Hals schnell aus, als wenn es nach Nahrung schnappen wollte, und zieht ihn eben so schnell ein. Die Trichterthierchen — wahre Proteuse! — können mehrere, völlig von einander verschiedene Gestalten annehmen, sich drehend im Kreise und im Zikzak bewegen. Diese scheinen Gesellschaft besonders zu lieben, denn herumschwimmende einzelne drängen sich immer zwischen andere ein, wenn sie in deren Nähe kommen. Ein gemüthlicher Zusammenhang ist noch nicht denkbar.

Das Urnenthierchen (Polypenlaus) schwimmt munter herum, setzt sich auf die Polypen und läuft sehr schnell auf ihnen hin und her. Bisweilen fallen alle plötzlich mit einander ab, schwimmen herum, begeben sich aber sogleich wieder auf sie. Das Baumthierchen bildet mit seinen Genossen ein drei Linien hohes Bäumchen: die größern bilden den Stamm, die kleinern, die Zweige. Der Stamm theilt sich in mehrere

Aeste, diese in Zweige, die Zweige in eine unbeschreibliche Menge Blätter. Lauter Thierchen! Ein Thierbaum oder Baumthier! Viele in Sinn und Thun nur Eins! Losgerissene schwimmen munter herum, flimmern mit zwei Haarbüschelchen an den Seiten des Kopfes, und sind demzufolge auch selbstständig. Erschüttert man den Tropfen im geringsten, so fällt der ganze Baum plötzlich zusammen. Bald aber breitet er sich wieder sehr prächtig aus. Diese Flucht ist ihre Furcht, ist ihr Schrecken, von dem sie sich bald wieder erholen. Mehrere dieser Zunft haben Hüllen, Scheiden, Schalen. Wenn sie sie selbst bilden, so ist schon hier der Anfang des Bildungs- und Kunsttriebes, wenn auch auf der allerniedrigsten Stufe, gegeben. Was sie aber bilden, dient nur zu ihrer Erhaltung. Das Gemeinschaftliche dieser Zunft, nebst dem, was sie mit den erstern haben, ist mehr Gesellschaftlichkeit, Widerstandskraft, Schnelligkeit in der Flucht, viel Willen mit andern, mehr Einheit zugleich für sich selbst, mehr Raubsucht.

Die dritte Zunft, die quallenförmigen, sind noch viel wunderbarere Organismen und Seelen. Sie heißen auch Räderthiere und sind meist schon mit bloßen Augen sichtbar. Man entdeckte an ihnen einen Schlundkopf, einen gegliederten und einschiebbaren Schwanz, Haare, Augen, Muskelfasern, eine Vibration derselben, gezähnte Kiefern, ein Gefäßsystem, Nerven. Manches Andere ist noch unerwiesen. Sie sind Zwitter und vermehren sich durch Eier und lebendige Junge. Am merkwürdigsten sind die radförmigen Wirbelorgane am Munde, von denen sie den Namen haben, und deren Construction und Bewegung seit Löwenhoeck die Bewunderung aller Beobachter erregt hat. Die einen haben ein, andere zwei, noch andere drei Räderorgane, d. h. kreisförmig gestellte Wimpern auf Scheiben, die sich drehen, dadurch einen Wirbel erregen und dem Thiere Nahrung in den Mund treiben. Beim Herumgehen ist's gerade, als ob ein Kammrad umgehe.

An einer Art sind die Räder wirklich Kammräder mit stumpfen Zähnen. Die Zähne laufen zitternd am Rad herum, die Scheibe hingegen steht still. Die mehreren Räder sind mit einander verwachsen, bewegen sich aber dennoch mit einander in Einer Richtung. Die Bewegung des Thiers geht damit

meist vorwärts. Bald verursachen sie zwei, drei, vier Wirbel. Wundersame Organismen haben wundersame Seelen. Das Fadenschwanzthierchen, ein schneller munterer Schwimmer, ist sehr auf den Raub erpicht, und zieht unaufhörlich durch einen Strudel kleinere Thiere an sich. Mit seinem rothen Auge sieht es gut, denn es stößt nie an, und weiß behende jedem andern Ding auszuweichen. Nie ist das Zangenthierchen ruhig. Es wirbelt Tag und Nacht. Hierin kommt ihm kein anderes Thier gleich. Das gemeine Wirbelthierchen zieht die Räder ein und stellt sie wieder heraus, verkürzt und verlängert den Schwanz, zieht auch seine Stirne ein, und streckt sie wie eine Schnauze hervor, schwimmt, kriecht, setzt sich fest, wirbelt, geht oft spannemnessend, und biegt sich in allen Richtungen. So schreitet auch das Scheibenthierchen, das mit seinen Lippen ordentlich wie ein vierfüßiges Thier kauen zu können scheint, spannenmessend vorwärts. Das Schalenthierchen wedelt beim Schwimmen wie ein Hund. Die Jungen trägt es in Blasen an sich. Wenn eines die Blase durchbricht, ist ihm die Mutter durch Wedeln des Schwanzes behülflich. Sobald der Vordertheil heraus ist, fängt es mit den Rädern zu arbeiten an. Das hängenbleibende Blasenhäutchen schafft sich dann die Mutter noch durch allerlei Bewegungen und Wedeln mit dem Schwanze vom Leibe. Der Fänger sperrt seinen zackichten Rachen auf. Wie ein Blitz schnell schlägt es ihn zusammen, wenn es den Raub im Rachen merkt, und schiebt ihn in den Leib, in dem man ihn dann deutlich sehen kann.

Manche dieser Thierchen wohnen in Röhrchen, die sie sich selbst bauen. Schneidet man Thierchen und Röhrchen von einander, so stirbt es. Ein nur hinten zerschnittenes kroch heraus, setzte sich auswendig daran, lebte noch vierzehn Tage, flimmerte aber nicht mehr. Es war krank. In manchen Eiern sieht man die Härchen des Thieres schon flimmern. Rumpf und Schwanz des Streckthierchens scheinen zwei verschiedene Willen zu haben. Der Rumpf ist träg, setzt sich oft an, kriecht langsam, der Schwanz ist sehr munter, will sich vom Rumpfe losreißen, dieser schwimmt oft mit demselben in derjenigen Richtung, die er will. Wirklich saugt sich der Rumpf vor dem Tode an, der Schwanz reißt sich los und lebt dann

noch eine kurze Weile für sich. Zwei Gesetze in Einem! Auch seine Eingeweide haben ein eigenes Gesetz, denn auch sie lösen sich besonders ab, und drehen sich dann wie ein Thier herum. Manche sollen nur Einen Tag leben. Dann gehen sie ins Nichts oder in die Ewigkeit!

Psychisch tritt uns in dieser Zunft mehr Geschicklichkeit, mehr Raubsucht, und die erste Spur von Sorgfalt der Mutter für Kinder auf. Ihre Seele hält ihrem Organismus Schritt. Sie unterscheiden mit letzterer mehr, darum ist in ihnen mehr Trieb, mehr Neigung sich anzueignen, mehr Liebe und Haß für Nahrung und Leben. Sie können auch krank werden. Krankheit schwächt ihren Frohsinn. Sie wissen sich auch in Noth und Tod zu helfen. Der angedeutete Widerspruch in Gesetzen einzelner Theile spricht noch deutlich fürs Pflanzenartige der Classe.

Die Polypen, eine höherstehende Classe, sind festsitzende Gallertröhren mit Fangarmen um den Mund. Sie scheinen einfacher als die Infusorien gebaut zu seyn, doch haben sie Ernährungsorgane, Muskeln, Gefäße, Geschlechtsorgane, und ohne Augen die zarteste Empfindlichkeit fürs Licht und jede Berührung. Sie vermehren sich theils durch Absonderung von Zweigen, theils durch Eier. Inwendig und auswendig sondern sie kohlensauren Kalk ab, wodurch der Polypen- oder Korallenstock entsteht. Wir fassen alle zusammen.

Sie ernähren sich durch den Mund, und ergreifen ihren Raub: Pflanzen, Infusorien, Krebschen mit ihren mit Härchen gefranzten oder Zähnchen besetzten, fadendünnen Armen. Ihre Lebenskraft ist ebenfalls noch wunderbar zähe. Man kann sie wie einen Handschuh umkehren (dennoch verdauen sie, was sie in dem umgekehrten Zustande eingenommen); entzweischneiden, aufschlitzen, mörsern, s'ist alles Eins. Sie leben dennoch. Alle ihre Theile verschmelzen wieder in einander. Nur das Feuer tödtet auch sie, wie alles Lebendige. Immerfort setzen sie im Glase an der Lichtseite an. Berührt man das Wasser oder sie selbst, so fallen sie plötzlich zusammen, dehnen sich aber wieder allmählich aus. Sie senden ihre Arme aus. Plötzlich umwickeln sie ihren Raub, ziehen ihn an und verschlucken ihn. Kleine Thierchen bleiben an ihren Fäden

kleben, aber nur wenn die Polype will, denn wenn sie satt ist, nichts mehr will, bleiben sie nicht kleben. Verwickeln sich ihre Fäden zu einem Knäuel, so können sie sie alle gar wohl wieder auseinander wickeln. Etwa einmal zerren zwei zugleich an Einem Wurme und zerreißen ihn. Sie kennen ihre Nahrung genau und greifen nicht fehl. Doch kann man sie mit zerschnittenen Würmern und Fleisch von Säugethieren füttern, und so ihre Lebensweise und Gewohnheit verändern. Auch sie können krank werden. Schon kommen unter ihnen Mißgeburten mit unbrauchbaren Fäden in der Mitte des Leibes mit einem Kopfe ohne Fühlfäden, mit zwei Köpfen, oder auch hinten aneinander gewachsen, vor. Stülpt man sie um, so suchen sie sich wieder zurecht zu machen. Manchmal gelingt es ihnen, manchmal nicht, manchmal ganz, manchmal halb. Hat man sie geändert, so wollen sie sich auch verändern! Gelingt's ihnen nicht, so fügen sie sich, ihrer Natur, ihrem Leben, ihrer Lebens= und Nahrungsweise unbeschadet. Schiebt man einen in den andern, und steckt dann eine Schweinsborste durch beide, damit der innere nicht herauskriechen könne, so weiß sich dieser, und zwar ganz eigen, zu helfen. Er bohrt mit seinem Hintertheil ein Loch in den äußern Polypen, und kommt heraus. Er braucht jedoch mehrere Tage dazu. Welches Streben und Anhalten der Kraft zu Einem Zwecke! Hat sich eine große Menge Polypenläuse auf sie gesetzt, so will sie sich ihrer entledigen, streckt sich aus, zieht sich zusammen, will sie mit ihren Armen abstreifen, aber oft vergeblich, denn die kleinen, ebenfalls eigensinnigen Feinde setzen sich ihr auch auf die Arme. Nun wird sie endlich müde, muß sich ergeben, und — kommt ums Leben.

Die Sertularien und Hornkorallen sind für die Sonnenstrahlen schon sehr empfindlich. Hält man der ästigen Blasenkoralline ein Stück Nahrung vor, augenblicklich erkennt, ergreift und verschlingt sie es. Die Arme der Federbuschpolype bilden oft mit einander eine vollkommen regelmäßige trichterförmige Höhle. Dann bewegen sie sich ganz tactmäßig, wie eine Taschenuhr. Sie kann auch jeden einzelnen Faden oder alle mit einander, je nach ihrem Willen, bewegen und den

ganzen Federbusch um seine Achse links und rechts drehen, auf- und abwärts biegen.

Die Meernessel kann sich wie einen Strumpf umstülpen. Hat sie Schnecken verschluckt, so stülpt sie sich, um sich der unverdaubaren Schalen zu entledigen, nur um, und schüttet sie aus. Eine solche Meernessel konnte eine große Miesmuschel nicht wieder herausschaffen, da entstund eine große Wunde in der Mitte des Leibes, durch die sie herauskam. Wird sie umgeworfen, so hilft sie sich mit ihren Armen wieder auf. Wird sie mit irgend etwas sanft berührt, so ergreift sie den Gegenstand, wenn sie ihn aber nicht genießen will, noch kann, so läßt sie ihn wieder fahren.

Unerwartet viel und mehr Seele als in den vorigen Classen! Familienverbindungen, jedoch mit nur wenig freiem Willen, große Beharrlichkeit im Verfolgen eines Zweckes, Geschicklichkeit mit Anstrengung, Kenntniß der Gefahr und Fähigkeit ihre Werkzeuge oder die körperlich gewordenen Kräfte einzeln und gemeinschaftlich zu gebrauchen und nach Gutdünken zu lenken, Verstand im Ergreifen und Loslassen. Alles je nach Umständen! Der Tact könnte, jedoch täuschend, auf Zeitsinn deuten.

Die eigentlichen Quallen stehen für uns, obschon sie wegen der wirklichen oder nur scheinbaren Einfachheit ihres Baues von manchen Naturforschern zu allerunterst, oder doch tiefer herunter als von uns gestellt werden, doch entschieden höher als selbst die unmittelbar vorher angeführte Classe. Denn wenn sie auch in einigen Eigenschaften tiefer stehen, so stehen sie doch im Psychischen höher. Die Mißgeburten, die in dieser Classe vorkommen, deuten nun einmal schon auf etwelche Complication ihres Baues. Daß einzelne abgeschnittene Theile sich noch lange selbstständig bewegen, deutet nur auf ihr Schlafleben, denn im Schlafleben ist die Kraft nicht concentrirt. Wir führen Thatsachen für ihr höheres Seelenleben an: manche klappen stets. Tiefer unten schweigt noch Alles unbedingt. Sie sind die ersten Tonangeber im tellurischen kleinen Weltall. Welch ein Sprung! Vielleicht hören sie sich schwach. Hört ihr Klappen auf, so kann man sie durch Kneipen und Stechen wieder klappen machen. Wirklich können sie es beliebig ein=

stellen. Die Alten tragen die Jungen noch unentwickelt in einem Beutel, und die Jungen scheinen beliebig aus- und einschlüpfen zu können. Erste Spur von Zuflucht der Kinder zur Mutter! Den Temperaturwechsel empfinden sie sehr stark, was bei keinen der frühern angezeigt ist. Aus dem Wasser genommen, heben sie ihrer Rüssel empor. Beliebig bewegen sie auch einzelne Theile. Klug umstricken sie mit ihren Fühlfäden kleine Krebse und andere ihnen zur Nahrung angewiesene Thiere.

Seit Jahrhunderten sind die Kammquallen oder Seeblasen den Seefahrern wohl bekannt. Sie heben sich über das Wasser, blähen den Kamm, den sie füllen und leeren können, auf, benutzen ihn als Segel, und fahren stolz wie Pfauen in ganzen Truppen wie kleine Flotten bei den Schiffen vorbei. Ein ganz neues, schönes und vielsagendes Beispiel! Sie sind also nicht an den Tropfen gebunden, ihnen ist im weiten Raum ein Meer gegeben, und lange vor Magelhan und Columbus sind sie als Vorbilder der größten, d. h. der Meerhelden, auf den welligen Flächen herumgesegelt. Warum aber treiben, was wollen, was suchen und erstreben sie mit ihren Reisen? Suchen sie, die Argonauten, ein goldenes Vließ? Das Thier sucht wie der Seefahrer! Wer ruft die Flotte zusammen? wer ist ihr Nelson? wann und wo werfen sie die Anker aus oder versenken sie sich? warum lichten sie sie und erheben sich wieder?

Hier tritt schon ein großer Raumsinn, ein geographischer Trieb, hier auch verschiedene Willkür, hier der Sinn für die Luft, das Licht und die Wärme, höhere Principien und der Anfang des Lebens in zwei Elementen auf. Schade, daß wir von dieser Classe wegen ihres Aufenthaltsortes so wenig wissen können! Um angeführter Thatsachen aber haben wir sie auf diese Stufe, auf diese Höhe gestellt! Noch höher stehen die Schalthiere.

Die Schalthiere haben einen häutigen Leib. Die Haut, Mantel genannt, ist empfindlich. Sie sind musculös (fleischig), haben Eingeweide, Arterien und Venen, ein Herz, eine Speiseröhre, Gallengänge, Speicheldrüsen, Kiemen oder Athmungswerkzeuge, eine Andeutung von Kopf, Ohr und Auge und ein ausgebildetes Nervensystem aus Fäden und Knoten. Sie sind

Zwitter, männlich und weiblich zugleich, Milchner und Rogner, und befruchten sich selbst. Welche Selbstliebe noch!

Alles ist von einer oder zwei Schalen bedeckt, umfaßt, die sich das Thier entweder selbst bildet oder ihm von der Natur ohne sein Zuthun gebildet wird. Sie können sie mit eigens dazu eingerichteten Muskeln öffnen und schließen, so daß ihre Thüren oder Schalen offenbar ihrem Willen anheimgestellt oder unterworfen sind. Mit ihrem einen Fuße können sie schwimmen, sich schieben, kriechen und bohren.

Die einen leben im salzigen Meere, wenige im süßen Wasser oder auf dem Lande, doch kommen schon Landthiere (ein neuer Sprung!) in dieser Classe vor. Die im Meere nähren sich von Thieren, die im süßen Wasser von Pflanzen. Man hält sie für blutgierig oder gefräßig. Viele bringen ihr ganzes Leben in einem Loche zu, andere kriechen oder rudern, um ihrer Nahrung willen, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wenn sie ihre Schalen mit deren ruhmwürdiger Einrichtung selbst bauten, so wäre schon hier ein großer, wenn auch dunkelwirkender Kunsttrieb und Sinn ausgesprochen. Jedenfalls wird ihre Seele mit dem Kunsthause nicht im Widerspruch stehen, wie wir nun einmal, obschon die Rose unmittelbar von der vegetativen Natur gebildet wird, doch eher eine edle Rosen- als eine edle Pilzseele annehmen. Wir müssen vom Bau auf den Baumeister schließen. Die Bewohner der Muschelhäuser könnten ihr Haus, ihren Bau im Schlafe, im Schlummer, machen. Bohrt man ihnen die Schale an, so flicken sie sie nun einmal wieder aus, was auf Selbstthätigkeit deutet. Der Flicker muß etwelche Kenntniß von der Sache haben, und nach Bedürfniß oder einer dunkelvorschwebenden Idee handeln. Kranke und Mißgeburten sind bei den Muscheln nicht selten. Je höher der Organismus, desto öfter kommen beide Zustände vor. Die Messerscheiden bohren sich in der Ebbezeit tief in den Sand, und lassen oben ein kleines Loch. Um das Thier herauszulocken, schütten die Fischer eine Prise Salz hinein; wenn es zum Vorschein kommt, muß man es augenblicklich packen und stark genug ziehen, sonst geht es wieder zurück, und kommt, wenn man auch noch so viel Salz hineinschüttete, nicht wieder heraus. Man fängt es also mit List, und es kennt die Gefahr gar wohl.

Die Zähnmuschel benutzt ihren Fuß, wie der Schiffer die Stange, zum Rückwärtsstoßen des Nachens. Andere hüpfen damit (erstes Gehen!). Sie ahnen Wasser aus etwelcher Entfernung und suchen es auf (Wassersinn, Wasserschmecker!). Eigen (idiosynkratisch) ist an der glatten Gaffermuschel, daß immer ein kleiner Krabbe bei ihr wohnt. (Gesellschaft mit Ungleichem!) Augenblicklich kneipt die große Nagelmuschel, wenn das Ankertau zufällig in sie, wenn sie geöffnet ist, fällt, dasselbe haarscharf ab. Sie kann, kräftigsten Willens, alle ihre Kraft concentriren. Willkürlich heften sich die Miesmuscheln mit Fäden an. (Erstes Spinnen! Alles Spinnen ist Kunst.) Werden sie ihnen abgeschnitten, so ziehen sie neue. Manchmal reißt der gesponnene Faden ab, aber die Spinnerin läßt sich nicht müde machen. Wie ein Taglöhner arbeitet sie unverdrossen und spinnt täglich vier bis fünf Fäden; schon die Jüngsten, noch kleiner als Linsenkörner, können spinnen. Die Kunst ist ihnen angeboren. Ein Vorbild der sogenannten nichtangebornen. Lernen können sie noch nichts. Im Schlaf wird nichts gelernt. In ihm wiederholt man das Gleiche hundertmal auf gleiche Weise. Wenn sie sich einmal angehängt hat, so kann sie nie mehr los; wenn sie sich aber in Stürmen fürchtet, weil von ihren vierzig bis fünfzig Fäden, an denen sie hängt, einige losreißen, so spinnt sie noch mehrere. Die Erzählung vom Krebschen, das in der Stockmuschel wohne, und wenn ein Fischchen in die offene Schale gekommen, das Thier kneipe, um ihm einen Wink, die Schale nun zu schließen, zu geben, sprechen wir sogar den bewährtesten ältesten und neuesten Naturforschern bejahend nicht nach, weil sie uns zu viel zu sagen scheint. Aber ihr fröhliches vergnügtes Beisammenleben und das Ausziehen des Krebschens, wenn seine Haushälterin erkrankt und stirbt, ist Thatsache. Immer wohnt nur Eins bei ihr.

Drei Mäuse vereint wollten eine Auster, die offen lag, anpacken. Augenblicklich schlug diese die Schale so zu, daß die Köpfe aller drei eingeklemmt waren. So oft ein Hummer eine Auster angreifen wollte, schloß sie zu; war er zurückgewichen, so öffnete sie wieder. Die Flügelschnecke wehrt sich und schlägt mit ihrem Fuße heftig gegen alle Feinde. In eine

Schüssel mit mehrern ihresgleichen gethan, schlagen sie sich tüchtig mit einander herum. Krieg mit Haß und Neid!

Die Kraken oder Muschelthiere mit zwei Herzen, Flossen und Fangarmen mögen die vollkommensten Schalthiere seyn. Sie sind getrennten Geschlechts, doch höchst wahrscheinlich noch ohne Begattung. Der Nautilus kann sich mit seiner wunderschönen kunstreichen Schale beliebig heben und senken, und seine Segel ausspannend, gerade wie ein Schiff, dahin fahren. Truppenweise treiben sie sich nach dem Sturme (es ist ihnen dann wieder wohl) auf dem Meere herum, doch nicht lange. Bald schlagen sie das Boot wieder um, und versenken sich wieder. Wer lehrte die herrliche Perspectivschnecke nach der so schönen Spirallinie bauen? Die Spirallinie ist der Typus aller Architektonik der Schnecken; woher nahm die Natur diese Form, sie der Muschel zu geben? Etwa von den Spiralgefäßen der Pflanzen? Wenn das Muschelthier irgend etwas zur Bildung der Schale beiträgt, so muß seine Seele mit der Spirallinie im Geheimen verwandt seyn.

Unsere Landschnecken, die von Manchen höher hinauf gestellt werden, lieben alle die Feuchtigkeit, leben in nasser Erde und an nassen Wurzeln, in Wäldern und Kellern gerne, kommen nach dem Regen hervor wie Pilze, suchen Schatten im Garten, und sind am untern Theil der Blätter zu suchen. Im Trocknen ist's ihnen unwohl, an der Sonne verdorren sie. Die ersten Landthiere sind doch noch halbe Wasserthiere und Schleim. Fußlos kriechen oder schwimmen sie noch auf dem Bauche am Boden. Sie genießen Pflanzen. Manche haben doch schon ein ausgebildetes Athmungssystem und Kiemen. Interessant ist, daß ihnen der abgeschnittene Kopf mit den Fühlfäden u. s. w. mit allem Verstande nachwächst, daß sie ihre Fühlfäden wie Finger eines Handschuhes einwärts stülpen, und bei Annäherung einer Gefahr, die sie also von ferne sehen, sich an Fäden von Bäumen und Gartenpflanzen herunter lassen können! Eine Kunst, die auch noch an ein wenig vollkommnern Thieren vorkommt, früher nicht vorkommen konnte! Weinbergsschnecken hält man in sogenannten Schneckengärten. Sie könnten entfliehen, thun es aber nicht, sondern halten, zehntausende bei einander, treulich zusammen.

Jede Schnecke ist Mann und Weib, jede begattet sich mit der andern, befruchtet sie, und wird zugleich von ihr befruchtet. Erst hier also ist der Uebergang zur gänzlichen Trennung der Geschlechter, erst hier tritt eine Geschlechtsliebe, allerdings noch in der Form thierischer Selbstsucht, auf, aber in den tiefern Thieren ist der Egoismus doch noch größer. Bei den Schnecken ist die eine doch schon die Ergänzung der andern. Die gröbste thierische Ehe ist entstanden!

Die Natur löst alle ihre Aufgaben stoßweise, wie es auch die Geschichte thut. In den Räderthierchen bildete sie vorzüglich die Bewegungslust, in den Muscheln die Baukunst, in den Schnecken das eigentliche Geschlechtsverhältniß aus. Was aber gelöst ist, bleibt gelöst oder geht nicht wieder verloren, sondern wird stillschweigend auf eine höhere Stufe gehoben oder vervollkommnet, und kommt auf einmal wieder besser zum Vorschein.

Andere halten die Sepien für die vollkommensten Schalthiere, weil ihr Organismus der vollkommenste sey. Sie haben Augen, ein Herz, sie athmen regelmäßig, haben getrennte Geschlechter, doch ohne Begattung, wie bei den Fischen noch. Sie führen in einem Beutel einen schwarzen Saft (Naturdinte), daher Dintenwürmer genannt. Werden sie verfolgt, so leeren sie ihn, trüben damit das Wasser, und entgehen so. Sie halten sich in ganzen Schaaren zusammen. Stößt eine solche auf ein Heer Salme, so zieht sich dieses, seiner Schwäche bewußt, zurück, die Sepien aber, bewußt ihrer Kraft, drängen vorwärts. Die größten packen mit ihren Armen badende Menschen an, und mögen solche auch schon mit ihren gewaltigen furchtbaren Armen aus Nachen herausgelangt haben. Die niedrigsten Organismen können noch keine Menschenfurcht haben, die mittlern noch keine Menschenachtung. Der Sepie dient der Mensch nur noch als Mittel.

Das Schiffsboot rudert mit seinen Armen gar meisterhaft und steuert hin und her. Beim Anblick einer Gefahr zieht es die Arme ein, dreht sich, damit das Boot Wasser schöpfe, und sinkt unter. Bald rudert, bald segelt es, nach Umständen oder Ermüdung, den Wechsel liebend. Sie hängen sich auch an große Baumblätter, und lassen sich gerne vom Wind und den

Wellen herumtreiben. Das Thier hat sich schon ganz in seiner Gewalt, und treibt und thut, was und wie es will und kann. Bei den Nautilen und dem Schiffsboot scheint schon eine besondere Neigung, ihr Wohlseyn auszudrücken und gemeinsam oder auch einzeln zu spielen, vorzukommen. Täuschen wir uns darin nicht, so wäre ihr Trieb zur, sey es auch an sich zwecklosen, Thätigkeit, ihre Fähigkeit, Langeweile zu empfinden und also Zeitsinn, so wie die schöne Eigenschaft, nur im Thun Befriedigung zu finden, gehörig indicirt.

Die Ringelwürmer mit rothem Blute können kaum über den Schnecken und Sepien stehen. Stehen sie über ihnen, so müssen sie Eigenschaften an sich haben, die höhern psychologischen Sinn zeigen. Auch sind sie nur noch auf sich selbst, ihre Nahrung und ihren Wohnort beschränkt. Höherer Unterschied tritt lange nicht auf. Die meisten Geschöpfe der Erde stehen sehr tief, woraus wir auf die Erde im Reiche der Planeten selbst schließen können. Doch sind die Thiere dieser Classe ziemlich complicirt gebaut. Sie haben Kiemen, Nerven, Arterien und Venen, und einen förmlichen Blutumlauf, Fühlfäden, Augen, einen vollkommenen Mund mit Zähnen, Borsten und Schuppen. Zunge, Ohr, Nase mangeln noch. Die einen sind Zwitter, die andern getrennten Geschlechts. Ihre Eierstöcke sind beinahe wie die der Insecten, und mehrere Arten, z. B. der Reihenkiemer, haben, wie die Käfer, hornige Freßzangen. Ein förmliches Gebiß haben die Meersterne. Es gehören hieher z. B. die Blutegel, Wasserschlängelchen, Meerigel, Meersterne und Garten- oder Regenwürmer.

Physiologisch merkwürdig sind die Augen und zwei Reihen Zähne des Blutegels, seine Zähigkeit im Hungerleiden, und sein Blutdurst, mit dem er eben in Sümpfen gefangen wird. Krampfhaft schlägt der Meerstern alle seine Arme um die ihn anfassende Hand, und stirbt allmählich, sich krampfhaft zusammenziehend, so daß das gewaltsame Sterben schon deutlich wahrgenommen werden kann. Der Spritzenwurm spritzt, aus dem Wasser genommen, einen Wasserstrahl von mehrern Ellen aus seinem Munde, und verräth sein furchtsames Naturell durch allerlei Mittel. Das Wasserschlängelchen bildet sich,

allerdings noch pflanzenartig, aus dem sechsundzwanzigsten Theil seines Leibes nach vorn einen Kopf, hinten einen Schwanz. Physiologisch-psychologisch hingegen ist die förmliche Geschlechtsgetrenntheit des Regenwurms, so daß sich Männchen und Weibchen, um Mitternacht hervorkommend, förmlich mit einander begatten. Und somit ist schon in solcher Tiefe der Natur das große, noch nie erklärte Verhältniß ausgesprochen. Noch mehr: das Fadenhorn bildet sich ein häutiges Röhrchen als Aufenthaltsort, ein Häuschen im Wasser, das Meerschlängelchen macht sich eines aus Schleim und Schlamm, der Halskiemer noch künstlicher aus Schleim und Sandkörnchen, die er ziemlich regelmäßig einkittet, und die goldhaarige Amphitrite kittet sich, gar kunstreich, ein festes kegelförmiges Röhrchen aus den feinsten Sandkörnchen. Hier ist also der Anfang des eigentlichen Kunsttriebes und Kunstsinnes; hier das persönliche Princip der Thierarchitektonik. Kein tiefer stehendes Thier baut sich, seinem Bedürfniß und Wunsche ganz angemessen, ein Häuschen. An den Muscheln wachsen vielleicht die Schalen von selbst, und das junge Thier bringt den Anfang dazu auf die Welt, aus dem Ei und der Wiege; ebenso die Schnecke, die denn doch aber, wie sie wächst und sich im Häuschen beengt fühlt, am Rande, am Saume, fort und fort Neues ansetzen soll, hier aber macht sich das Thierchen erst später die Wohnung, und fängt zu bauen an, ohne daß ihm die Natur vorangefangen hat, es nur etwa zur Fortsetzung des angefangenen Baues nach vorgeschriebener Regel und Zeichnung aufforderte. Sie läßt es schon selbstständig handeln. So stellen dann zwei schlechte Würmer, der Regenwurm und die Amphitrite, zwei große Eigenheiten auf, durch welche auf Einmal eine viel höhere Stufe gewonnen ist.

Immer finden sich die Thiere dieser Classe in unsäglicher Menge beisammen; ihr gesellschaftlicher Sinn muß demnach groß seyn. Aber Gemeinsames thun sie, unsers Wissens, nichts. Die Würmer scheinen noch keinen Herrn zu haben. Nur der Ortsinn führt und hält sie zusammen.

Wir haben die große Ordnung der Würmer mit großen Schritten in fünf Hauptclassen: Eingeweidewürmer, Infusorien, Quallen, Muschelthiere und Rothwürmer eingetheilt, und

ohne Zweifel viel mehr gefunden, als wir gesucht haben: sie zeigten viel Nahrungstrieb und Ernährungsgeschicklichkeit, Ortsinn, Sicherungssinn, Bildungssinn, Wehrsinn, verschiedene Temperamente, Anhänglichkeit und Anfänge von Familienverhältnissen. Aber Geruch-, Geschmack- und Gehörs-Organe und Gehirn mangeln noch. Ihr Gesichtssinn ist noch nicht Farbensinn; Töne geben sie nicht von sich, d. h. sie haben keine Sprache. Können sie lernen, so können sie es nur durch das schwache Auge und die Gefahr. Empfindung müssen alle haben, denn die Empfindung vermittelt eben die Unterscheidung, wie umgekehrt!

Die untersten schlafen am tiefsten im mitternächtlichen Dunkel der Eingeweide, andere kommen im Wasser ein wenig ans Licht der Dämmerung; die Kraken, Landschnecken und Rothwürmer gehen in die Traum- und Phantasiethiere über. Ja hier ist, in der Doppelliebe der Landschnecke, verwirrende, in der einfachen des Gartenwurms geordnete Phantasie, in der Bauarbeit der Amphitrite ein bildendes Traumgesicht und Traumgeschäft prophezeyt. Im einen kommt das Gefühl, im andern die Phantasie zu einigem Bewußtseyn.

Wir haben die Würmer in fünf Hauptclassen getheilt, die Insecten müssen wir in neun theilen. Unsere Eintheilung ist psychologisch.

Die Insecten stehen höher, als die Würmer, d. h. nur die vollkommensten Insecten stehen höher als die vollkommensten Würmer. Die untersten Insecten stehen ebenfalls sehr tief, aber schnell und viel schneller als die Würmer erheben sie sich. Ihrer wundersamen Verwandlung wegen sind sie das große Räthsel der Naturhistoriker, sie sind es auch für den Psychologen, weil sie auf eine ganz eigene Art Stillstand, Fortschritt und Rückschritt repräsentiren.

Die tiefsten Insecten sind unläugbar die Milben und Läuse, doch besitzen auch sie mehr Psyche, als man beim ersten Gedanken an sie erwarten wird. Auch fangen sie gar nicht so tief als die Eingeweidewürmer an. Das unterste Thier einer höhern Classe steht ja nie so tief als das unterste einer niedrigern. Nie dürfen die Naturgrundgesetze vergessen werden!

Erste Classe: Milben und Läuse. Die Milben sind rundlich, haben unvollkommene Freßwerkzeuge, der Bauch ist noch sehr groß, Augen und Fühlhörner haben sie, die Augen sind aber einfach, Füße haben sie sechs. Sie leben auf Eßwaaren. Flügel haben sie nicht und verwandeln sich auch nicht. Die Läuse nähren sich von Pflanzen und Thiersäften, solche mit einem Stachel einsaugend. Sie gleichen den Milben in Betreff der Augen, Füße, Flügellosigkeit und darin daß sie sich ebenfalls nicht eigentlich verwandeln. Doch bereitet sich die Verwandlung schon vor.

Eine amerikanische Milbe bohrt sich in Thiere ein, und webt dann in der Wunde ein wolliges Nestchen für die Eier, welche sie drein legt. Auffallender als dieses da uns die Spinnkunst schon aus der Würmerwelt bekannt ist, wäre die Wahrheit, daß die persische keine eingeborne, sondern einzig fremde, nichtnationale, angehe. Es deutete dieses auf eine kaum ergründliche Tiefe, auf Harmonie zwischen dem Landesthiere und Landesmenschen, auf etwas Physiologisch-Sympathetisches, Somnambules, wovon in der Insectenwelt so manche Spuren, die bei den Würmern noch nicht gefunden werden, vorkommen, worauf auch die Thatsache deutet, daß ihr Biß Wahnsinn verursache. Er wirkt wie Gift oder ein Antipathetisches. Bisse im Zorne, selbst kleinerer Thiere, machen den gebissenen Organismus zornig oder heftig reagirend. Der Zorn im Thier und Menschen ist eine Art Wahnsinn, weil er eine schnell wirkende Leidenschaft ist. Deutlich ist wahrgenommen, daß die Jungen lebhafter als die Alten sind. Sie haben demzufolge schon eine eigentliche Jugendzeit und müssen einen Cyklus von der Wiege bis zum Sarge des Greisen durchlaufen. Die Nestbildung deutet auf vorstehende Sorgfalt der Mutter für die Jungen, die bei den Würmern noch nicht so ausgesprochen ist: Liebe mit Kunst. Die Würmer brauchen ihre Kunst nur zu ihrer Lebenserhaltung. Es fragt sich, ob mehr Kunst zum Spinnen und Anheften von Fäden oder zur Verfertigung eines Röhrchens aus Sandkörnchen und Schleim oder Mörtel, oder zur Webung eines runden Eiernestchens erforderlich sey? Die Milben halten schon Winterschlaf. Eine Vorrichtung, die ebenfalls erst bei Insecten, schon bei den untersten, vorkommt. Im

Schlafe ruht die Psyche, ist dafür im wachen Zustande desto thätiger. Immer wachende sind immer schlafende zu nennen. Erst im eigentlichen Schlafe kann ein Traum entstehen. Das ist der große Dualismus der Natur, der jahrzeitliche oder gar tägliche Wechsel, das Erwecken und Erwachen, das Einschläfern und Schlaftodtmachen der Psychen! Welch ein Unterschied darin zwischen Würmern und noch so tief stehenden Insecten! Was bewirkt Schlaf? Die Ermüdung ist's nicht. Er ist eine große, geheime, sowohl psychologische als physiologische Einrichtung! Es scheint fast, als ob auch bei diesen Thierchen eine unvollkommene Häutung, ein Kleiderwechsel, stattfinde. Kaum kennen wir etwas Wunderbareres. Wenn Kleider Leute machen, und das Kleid sich allmählich verbessert, so wird die Häutung, die Kleidermachung, ja nicht nur auf die Physiologie, sondern auch auf die Psychologie bezogen werden müssen. Die Natur beabsichtigt immer etwas nicht nur in Beziehung auf die Allgemeinheit, sondern auch für das einzelne Ding selbst. Es ist jedoch unmöglich, an diesen psychisch gewiß noch nicht gehörig beobachteten Thierchen ein Wachsthum der Psyche anzuschauen, gewiß zu machen und auszusprechen.

Die Läuse sind ebenfalls gleichsam noch das Ding, an dem sie saugen. Muß man ja mehrere, z. B. die Schildläuse, von den Blättern mit Nägeln abkratzen, weßwegen man sie Jahrhunderte lang nur für Blätterwärzchen gehalten, und ihre Thiernatur durch solche, die sich Experten nannten, sogar eidlich erhärten ließ.

Schon müssen die Läuse eine Verwandlung bestehen, oder durch einen Puppenzustand gehen. Hiervon aber gilt, was von den Milben Negatives und Positives oder doch Problematisches gesagt ist. Das Schildlausweibchen der Cochenille bewegt sich von seinem Platze, legt Eier und stirbt auf den Eiern. Daher kann keine Mutterliebe, wenigstens als Trieb, seyn. Die Männchen sind lebhafter, thätiger. Es treten also, wie Naturellverschiedenheiten im Alter, so nun auch Naturellverschiedenheiten in Betreff des Geschlechtes auf. Wunderbar! Eine einzige Befruchtung hält bei den Blattläusen durch sieben, acht, neun Generationen an, so daß die Jungfrauen den ganzen Sommer durch, ohne Mann, lebendige Junge gebären. Die letzten legen

im Herbste Eier. Es gibt auch geflügelte. Man sagt, daß jedes Thier seinen Feind kenne. Es ist nicht wahr. Die Blattläuse kennen ihren ärgsten Feind, die Blattlausmade nicht, im mindesten. Diese sitzt mitten unter sie, wird von ihnen nicht erkannt, und saugt eine nach der andern aus. Hier tritt die Sorgfalt der allgemeinen Naturpsyche aufs klarste hervor, denn von einem Weibchen könnten schon in der fünften Generation mehr als 5000 Millionen herstammen. Die Menschenläuse werden durch den Umgang mit Menschen nicht gescheidter, denn der Mensch ist ihnen nur der Boden, aus dem sie ihre Nahrung saugen. Sie plagen sehr. Beinahe alle vollkommnern Thiere des Landes und Wassers, sogar der Wallfisch, der Canarienvogel und die Bienen leiden durch sie. Warum muß ein Thier das andere plagen? Damit ein Schicksal sey!

Wir können auch den Floh hieher rechnen. Dieser muß schon eine große Verwandlung bestehen. Trägt diese zur Vermehrung seiner Geisteskraft bei? Er ist das verständigste dieser Thiere. Keines der bisher angeführten Thiere läßt sich zu irgend etwas abrichten, keines hat dazu genug Verstand und Gedächtniß, den Floh hingegen kann man zähmen und abrichten. Man hat ihn an kleine Wägelchen von Papier u. s. w. gespannt und ihm ein feines Sattelzeug aufgelegt und gefunden, daß er etwa achtzig seiner eignen Lasten oder achtzigmal sein eigen Gewicht ziehen kann. Er muß etwelchen Sinn für den Menschen haben, und sich dessen Willen unterziehen können und wollen. Allerdings sind solche Abrichtungen nur Spielereien und mühsamste eitle Geduldwerke, aber sie stellen uns in ihren Producten doch die Seele des Thieres dar, wie uns Lyonet durch seine unsäglichen Beschauungen der Construction der Weidenraupe die körperliche Natur eines Insectes in einer gewissen Periode seines Lebens aufgeschlossen hat.

Als Anhang geben wir zu dieser Classe die Asseln und Skolopender, die nicht minder und nicht mehr Seele äußern. Sie lieben das Dunkle und Feuchte, leben von Moder, sind ungeflügelt, und erleiden entweder keine oder nur Anfänge einer Verwandlung. Sie sind wurmförmig, geringelt, befußt. Ihre Freßwerkzeuge sind Kiefen. Es gibt Wasser-, Land- und Thierasseln. Die letztern sind also, wie die Milben und Läuse, Schmarotzer, immerhin

eine tiefstehende Art des Seyns. Manchen wachsen immerfort neue Füße. Die einen machen sich fallen, sobald man sie berührt, andere kugeln sich zusammen, noch andere entspringen plötzlich. Diejenigen, die sich häuten, fressen gewöhnlich ihre Haut, ihr altes Kleid, auf.

Die Kiemenfußassel schwimmt gerade so wie ein Mensch auf dem Rücken, indem sie mit dem letzten Theil des Körpers gegen das Wasser stößt, um vorwärts zu kommen. Mehrere können (welch wunderbarer Mechanismus wie an den Räderthierchen!) gleich schnell rück- und vorwärts laufen, als ob an beiden Enden ein Kopf sey und Alles umgekehrt werden könne. Der giftige Skolopender wehrt sich mit seinen Kiefern sogar gegen Menschen! Gegen welch ein Thier müßte sich also der Mensch wehren wollen? Eine Art Springassel trägt ihre Jungen noch eine Weile mit sich herum. Aber die Schnurassel frißt ihre Jungen. Mit dem höhern Bessern tritt auch das höhere Schlimmere allmählich auf. Die Wälzerasseln greifen, im Schlamm des Meeres suchend, Würmer, Muscheln, Fische gemeinschaftlich an. (Erstes bestimmtes gemeinschaftliches Wollen und Zweckanstreben!) Die Wassergabelschwänze lieben einander. Auseinander gejagt, versammeln sie sich sogleich wieder. Gleichgültig fressen die Kellerasseln (Webstubenmäuse) ihre Gestorbenen. Es wird lange dauern, bis wir zu Thieren kommen, welche Sinn für den Unterschied zwischen Leben und Tod der Ihrigen haben. Die Bremsenassel schlägt ihre Klauen so fest in ihre Beute ein, daß sie sogar im Weingeist dieselbe nicht losläßt. Eine Meerbewohnerin setzt sich in der Qualle und flötzt und schifft bei ruhigem Wetter gar munter mit derselben herum. Sie ist mit den Fröhlichen fröhlich. Wenn eine andere Art die Fäden der Miesmuschel abbeißt, damit sie vom Pfahl herunter falle, so ist in ihrem Thun Verstand.

Wenig höher stehen die Wanzen oder Qualster, unläugbar jedoch äußern sie neue Kräfte, Sinn und Geschicklichkeiten. Sie sind noch eine Art Läuse, die mit ihrem Stechinstrument aus Pflanzen, Thieren und Menschen Nahrung in der Form der Säfte saugen. Ohne sich eigentlich zu verwandeln, häuten sie sich einigemale. Ganze Flügel bekommen sie nie. Es ist, als ob sie immer eine Art Larve bleiben. Sie lieben die Wärme,

und dem zufolge die Trockenheit. Im Winter schlafen auch sie. Der tägliche höhere Schlaf kommt noch nicht, kommt lange nicht vor. Auf untere Organismen wirkt nur das größere Schaukelspiel der Jahreszeiten, das der Tageszeiten noch nicht. Sie können eine Kälte von 33 Grad Réaumur aushalten, äußerst lange hungern, und fressen einander gerne auf. Ganz abgemessen und feierlich schreitet die Kothwanze einher. Sie setzt immer einen Fuß voran, hält ein wenig stille, schreitet dann mit der zweiten u. s. w. Mit diesem ihrem Feierlichthun beschleicht sie manche Fliege, um so mehr, weil sie, immer mit Staub und Kehricht bedeckt, von dieser oft erst, wenn's zu spät ist, erkannt wird. Zuerst sondirt sie auch mit den Fühlhörnern genau, dann stürzt sie mit Heftigkeit auf die sorglose Beute. (Feierliche List, Heuchelei!) Die Ruderwanze wird vielleicht nur dadurch so unverhältnißmäßig kühn, größere und stärkere Insecten anzupacken, weil sie durch die Erfahrung belehrt wird, daß ihr Stich giftig ist, und schnell tödtet. So arg die Raubsucht der Wanzen, dieses eigentlichen Mördergeschlechtes, ist, so freundlich zeigt sich die graue gegen ihre Kindlein. Eine sorgsame Mutter, führt sie dieselben oft stundenlang von einem Blatt zum andern, oft zwanzig bis dreißig mit einander, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein. Bleibt sie sitzen, so bleiben auch die Jungen sitzen, zieht sie weiter, so machen sich schnell alle mit einander mit ihr auf den Weg. Saugen aber muß und kann sie sie nicht lehren. Diese Geschicklichkeit bringen sie mit auf die Welt und kann nicht gelehrt werden. Wenn wahr ist, was man liest, daß das Männchen oft das Weibchen anpackt, um die Jungen tödten zu können, das Weibchen sich aber kräftig vertheidige, das Männchen dann auf die Seite schleiche, um ihm in die Flanke zu fallen, das Weibchen sogleich sich ihm entgegenwerfe, und daß die Jungen, die Gefahr kennend, sich immer hinter die Mutter begeben, so würden sie, jedoch auf Tod und Leben, vollkommen das Kinderspiel treiben, das in der Schweiz: alter Vater, laß die Gänse heraus! genannt wird. Etwa einmal kann der Räuber und Mörder eins wegkriegen. Das Weibchen ist sehr herzhaft. Stört man es in seinem Thun, so schlägt es tüchtig um sich. Im Schwimmen äußern die Wasserwanzen ein sehr verschiedenes Naturell.

So groß die Raubmordlust dieser Classe ist, so groß ist also auch ihre Vertheidigungslust, und so arg der Vater ist, so brav ist die Mutter. Die Kinder aber hangen inniger der Mutter als dem Vater an. So treten auch Mann und Weib einander in der Behandlung und Erziehung der Kinder schroff gegenüber. Immer größer werden die Gegensätze, und allmählich tritt jede Art von Seyn, von Thun und Lassen auf.

Unter der zweiten Classe, den Fliegen, verstehen wir die Zweiflügler. Sie leben ausschließlich in der Luft, athmen durch Seitenöffnungen, haben große, vielflächige und zugleich einige kleine Augen zum Sehen in der Nähe, entweder einen Schlürf- oder einen Stechrüssel, Blutgefäße, Muskeln, Nerven, ein ausgebildetes Geschlecht zur Begattung und zum Eierlegen. Zum Riechen und Hören scheinen sie keine eigenen Organe zu haben, aber sie riechen und hören unzweifelhaft, wodurch ihnen eine Unterscheidung einer neuen Welt eröffnet ist. Diese müssen durch drei ganz verschiedene Zustände, Made, Pupe und geflügeltes Insect gehen. In der Puppe ist die Fliege wieder zurück in tiefen Schlaf gesunken, doch stund sie als Larve oder Made noch sehr tief, und der Unterschied zwischen dem ersten und dritten Zustand ist nicht groß. Größere Verschiedenheiten treten später auf.

Die Fliegen lieben in allen Zuständen die Wärme und Trockenheit. Als Larven leben viele in der Wärme des Kuh-, Pferde- u. s. w. Mistes; als vollkommene Insecten suchen sie in den Häusern immer das Licht, das Kerzenlicht, die Helle der Fenster oder doch die Weiße der Decke; andere Arten schwirren bei Tage lustig im Sonnenschein, noch andere tanzen am Abend im Sonnengold lustig in großen Schwärmen herum, und scheinen die Witterung des folgenden Tages schon zu empfinden. (Neue, den Somnambulismus schwach prophezeyende Erscheinung!)

Mehrere zeigen als Larven nicht wenig Fähigkeiten. Berühmt ist die Larve des Heerwurms (Johannisschnake?). Sie bildet mit Zehn- oder gar Hunderttausenden fest aneinander hangende Züge von vielen Ellen Länge oder eine Schlange. In schönster Ordnung ziehen sie, etwa eine Hand breit, am Ende sich zuspitzend, in den Wäldern herum. Eine schließt den Zug.

Jedes Hinderniß, z. B. ein Stein, trennt sie, aber hernach schließen sich die getrennten wieder aneinander. Unter leichten Dingen, z. B. Baumblättern, ziehen sie durch. Zerreißt man den Zug, so füllen die Nachfolger die Lücke schnell aus. Endlich verkriechen sie sich unter Moos, Erde, Mist u. s. w. Sonderbarer Zug, dem der Processionsraupe ähnlich, nur noch nicht mit so viel Regelmäßigkeit. Ein Schleim hält sie aneinander. Aufgefaßt und in ein Zimmer geschüttet, ziehen sie auch in diesem herum. Man will schon Züge von fünfzig und mehr Schuh Länge gesehen haben. Daß sie dem Willen eines Commandanten folgen, wird nicht wahrgenommen. Noch ist ihr Zug mehr Erzeugniß ihrer Anhänglichkeit zu einander als bewußtes Sichunterwerfen unter Einen Willen, Ein Wort. Die Minirfliegenlarven äußern Kunstsinn, indem sie in der Mitte der Blätter, je nach ihrer Geschicklichkeit, verschiedene Gänge gerade, im Zikzak u. s. w. bohren; die Kunst ist jedoch noch nicht zu rühmen; die Federschnake hingegen macht sich, ebenfalls als Larve noch, ein Röhrchen aus Erde und Baumblattstückchen. Größeres können wir an den Larven oder Maden der Fliegen nicht finden.

Die Puppen der Fliegen heißen Tonnenpuppen, weil sie an beiden Enden den gleichen Durchmesser haben. Auffallende Verwandlung! Ein furchtbarer Rückfall ins Schlaf-, ins Todtenreich, gesunken zum Hades und zu den allertiefsten Eingeweidewürmern, z. B. den Finnen. Ja, im Dunkel der Mitternacht bildet die allgemeine Psyche der Larve ein neues Seyn und Leben. Vorher mußte sie ohne Füße kriechen, und war an einen sehr kleinen Raum, nun ist sie sogar an einen Punkt gebunden; vorher war sie doch noch in der Welt, nun wieder wie ein Ei und im Leibe der Mutter; vorher frei in der Bewegung, nun wieder ein Wickelkind, das aber bald die Welt mit größern Augen anschauen, mit sechs Füßen sich auf ihr ergehen, ja mit zwei Flügeln, durchsichtig wie das Licht, freudig die Luft über Berg und Thal durchsummen und schweben darf. Kein Sprung ist größer. Es ist der Sprung des Kindes aus Mutterleib. Nicht unwahr nennt man das neugeborne das vollkommne Insect. Hier müssen wir die Frage

wiederholen, ob die Verwandlung des Körpers auch die Seele verwandle? Wir müssen's bejahen.

Beim Erwachen der Puppe, wenn ihre Psyche wieder heraus an den Sonnenschein will, kann sie schon etwas: sie drückt mit dem Kopf den Deckel der Tonne auf, wie wir beim Erwachen die Bettdecke; dann guckt sie um sich, dehnt die Flügel aus, putzt sich augenblicklich und fliegt davon, ihrem Bedürfniß, ihrem Schicksal, ihrer Bestimmung nach. Weil uns jedoch die Psyche dieser Thiere im Larvenzustande zu unbekannt ist, ist es uns unmöglich, den Fortschritt der Psyche im Leben dieser Thiere gehörig zu bestimmen, und kaum bleibt uns etwas Anderes übrig, als vom vollkommnen Insect zu sprechen, und anzunehmen, daß die Larven, eben weil sie Larven waren, so noch nicht gewesen seyen.

Auffallend ist uns dann aber doch, daß die Fliege der Heerschnake aus ihrem ersten Zustande etwas geerbt, aus der Kindheit etwas, und zwar das Eigenthümlichste, ihre Neigung zum Zusammenhalten in Einem Zuge, beibehalten hat, denn nun machen sie in der Luft geflügelte und schwebende Züge in ähnlicher, nur nicht so auffallender und geregelter Weise, indem sie selbstständiger geworden zu seyn scheinen. Aehnliche Beispiele sind uns aus dieser Classe sonst keine bekannt. Ein Beispiel statt aller!

Die schreckliche Kriegsschnake bringt, wenn sie in Heeren daherzieht, Pferde- und Rinderheerden in vollkommene Verzweiflung. Die Pferde nehmen den Kopf zwischen die Beine, und schnauben wild, Rinder stürzen sich ins Wasser. Rettet sich das Kriegsheer vor Stürmen etwa in eine Höhle, so kann man sie mit Rauch todt machen. Sie trinken gerne Zuckerwasser und Blut. So wild sie im Hunger sind, so matt sind sie nach der Sättigung. Kommt die Begattungszeit, so hört alle Geselligkeit auf und die Eigensucht fängt an.

Aehnliches thun die Bremsen. Unsere Rinder und Pferde rennen vor ihnen ebenfalls ins Wasser. Schwärme reißen aus. Die Bremse kennt das Pferd und das Pferd die Bremse. Es ist aber anzunehmen, daß das Pferd mit mehr Verstand kenne und seine Erkenntniß durch Erfahrungen ausgebildet werde.

Kaum eines dieser Thiere, außer der Heerschnake, scheint

Sinn für regelmäßige Bewegung zu haben, und solche ist wirklich außer in der Form der Linie noch nicht vorgekommen. Neu ist der Mückentanz, und gar nicht so unbeachtenswerth, als er scheint. Er deutet nicht nur auf Neigung zum höhern Lichte und auf ein munteres Gemüth, sondern auf eine ganz freie Kunst. Die Mücken scheinen uns zwar ohne eine ästhetisches Gesetz, nur sinnlos hin- und her in allen willkürlichen Richtungen durcheinander zu schweben; genauer besehen, nimmt man jedoch wahr, daß jede für sich ihr Verhältniß zu den mittanzenden erkennt, jede der andern ausweicht, im Schweben bestimmte Richtungen hat, bald an einer Seite hoch herauf und herunterschwebt, dann die Diagonale mitten durch den Schwarm macht, auf der entgegengesetzten Seite ihre Bewegungen herauf und herunter wiederholt, sich wieder auf eine neue Seite, ja, auf alle vier Seiten begibt, so daß, wenn kein Tanzmeister die Bewegungen ordnet, jede das Tanzgesetz in ihren eignen Gliedern hat. Wie Würmer und Insecten Steinchen u. s. w. bewegen und ordnen, so diese ihre Körper. Hier ist schon Freiheit, Gesetz, Wille und Munterkeit in Einem: im Tanze, auffallend vorgebildet.

Nicht weniger lehrreich ist in dieser Classe eine Selbsttäuschung, die in der Schmeißfliege auftritt. Wir wissen, daß schon tieferstehende Thiere durch List gefangen, also getäuscht werden können, daß sie also des Feindes, des Menschen Nähe und Gedanken nicht merken, und sich durch diese täuschen lassen. Aber auffallender ist, daß die Natur ohne Verstand und Wollen täuscht, daß die Natur selbst das Thier irre leitet, daß nicht des Menschen lebendige List, sondern eine Blume, todter Unverstand, solches kann, die Natur schon in einem noch tief stehenden Thiere mit sich selbst im Widerspruch steht und das Mutterthier nöthigt, gegen die Mutterpflicht, zum Untergang der Nachkommenschaft, zu handeln. Die Schmeißfliege nämlich, die ihre Eier auf Aas, übelriechendes Fleisch, legen soll, damit die Jungen sogleich Nahrung finden, legt diese bisweilen, durch den Geruch getäuscht, auf die wie Aas riechende Aasblume, auf der die ausgekrochenen Jungen, wie wenn sie zu Grunde gehen sollen, zu Grunde gehen. Da ist offenbar die Natur selbst Schuld, da ist aber auch offenbar, daß der sogenannte Instinct

schon in den untern Thierclassen unsicher leitet. Ja wir dürfen sicher annehmen, daß solche Täuschungen nicht nur in der Schmeißfliege, sondern noch in vielen andern Thieren naher Stufen vorkommen, nur, daß sie uns, aus Mangel an Beobachtungen, und vielleicht wegen Selbsttäuschungen, nicht vor die Augen treten. Der Instinct ist hier nur auf Eins, auf den Geruch gerichtet. Der Geruch mit Reflexion aber ist im Traumthier noch nicht, erst weiter oben, entschieden nur im Menschen.

Am besten kennen wir die Stubenfliegen. Schon ihre Physiologie ist nicht uninteressant. Ihr Leben ist zart und zähe. Sie lieben Licht und Wärme auffallend, verschwinden und kommen wieder je nach dem Wechsel der Temperatur. Im Wasser ertrunkene kommen wieder an der Sonne zurecht, besonders wenn sie zart mit warmer Asche bestreut werden. Schwerer erwachen die im Branntwein ertrunkenen wieder. Manche kommen nicht mehr zum Leben. Es fragt sich aber, wie lange sie darin gelegen. Man will ertrunkene in starkem Wein nach Monate langem Todesschlaf wieder aufgeweckt, geköpfte sich noch begatten gesehen haben. Gewiß ist, daß wenn man ihnen die Flügel abreißt, sie ganz sonderbare Sprünge thun; reißt man ihnen aber den Kopf ab, so hüpfen sie, wie über ihren Zustand erstaunt, her und hin, und suchen ihn mit beiden Vorderfüßen. Kommen sie etwa auf den Rücken zu liegen, so können sie sich kaum wieder auf die Füße helfen; den Kopf aber suchen sie immerfort. Ziehen Fliegen an der Stubendecke herum, und hält man ein Gefäß mit Branntwein unter sie, so fallen sie berauscht augenblicklich in dasselbe hinab. Sie lieben alles Süße: Obstsäfte, Honig, Zucker, Arsenik. Letzterer täuscht sie bitterlich. Sie schlürfen sich an Fliegenstein den Tod. Ein Punkt dieses arsenikalischen Giftes, in Wasser aufgelöst, kann Millionen tödten. Das Gift macht ihnen einen Rausch. Ganz dumm flattern sie bald hin und her, fallen endlich auf den Rücken und sterben meist auf dem Rücken. An Vogelleimrüthchen leben sie lange, zerarbeiten sich daran zum Bedauern, ergeben sich in ihr Schicksal oft stundenlang, fangen dann aber wieder nach der Erholung von der Ermüdung in gewaltsamen Bewegungen loszukommen aufs neue an! Ihr Begattungstrieb ist heftiger, als wir ihn bei einem der untern Thiere

wahrgenommen haben. Männchen und Weibchen fahren schnell durch die Luft, können sich aber nicht, wie einige andere Insecten, in der Luft wirklich begatten, sondern sie müssen einen Boden haben; darum schweben sie mit einander herab, und fallen vereint in Suppe, Milch u. s. w. Der Trieb macht sie blind. Im Heißen finden sie augenblicklich den Tod und ziehen darin krampfhaft ihre Füße zusammen. In der Begattung breiten sie die Flügel weit auseinander und man hört sie hastig summen. Streut man Zucker auf den Tisch, so kommen sie in Menge, schlägt man eine Portion todt, so irrt es die übrigen nicht. Sie klettern über die todten hin. Vom Tod haben sie noch keine Ahnung, und Mitleid ist ihnen noch völlig unbekannt. Im Traume kann auch der Mensch Todte ohne Mitleid schauen, auf Schlachtfeldern ungerührt über sie steigen und sich ohne Schrecken selbst todt sehen und glauben. Eine halbtodte Fliege will die Gelegenheit, den Vortheil benützen, und sich an einer über sie hinschreitenden schnell aufrichten, diese aber stößt sie zornig von sich. Viele in Wasser, in Weingeist, krabbeln ohne alle Rücksicht auf und über einander. Sie sehen in allen Richtungen, nach hinten aber nicht gut. Sie sind schnell, die Menschenhand aber ist noch schneller. Die Stubenfliege ist erst noch ein gar reinliches Thierchen. Solche Neigung zur Reinlichkeit hat sich früher nie gezeigt, und erst in diesem Thierchen scheint dieses ästhetische Element aufzutreten. Ihre Füßchen sind behaart, und dienen also wie Bürsten. Steht die Neigung zum Reinen oder die Ausarbeitung eines Kunstwerks höher? Viele werden ersterer den Vorrang geben. Sie ist furchtsamen und dennoch hartnäckigen Naturells. Wie schnell entflieht sie! wie schnell kommt sie wieder! Ihre hartnäckige Unverschämtheit ist sprüchwörtlich geworden. Sie setzt sich auf Karls des Großen Nase, selbst wenn er sie zehnmal verjagt, und achtete des Unwillens Napoleons, des bluttriefenden Ueberwinders von halb Europa, nicht. Sie schlürft den Schweiß des Gesichts. Um ihrer Unverschämtheit willen schlägt man sich selbst ins Gesicht, um sie mit zu schlagen. Eine einzige unabtreibliche kann einen Prediger oder Redner im Vortrage zornig machen und beinahe aus dem Concepte bringen. Und wie oft kommen die Stechfliegen wieder? Wie heftig und lange verfolgen die Bremsen Pferde?

Rennt das Pferd im Galopp davon — die Bremse ist noch schneller. Sie fährt wie ein Blitz nach und voran. Ihre Muskelkraft, ihr Athem, ihr Hunger und ihr Wollen müssen gleich stark und anhaltend seyn. Sehr viele dieser zweiflüglichten Thiere, mit Flügeln, welche wie geadert aussehen, sind sehr schön, und Silber und Gold glänzen an ihnen, jedoch nur im vollkommnen Zustande. Hat die Natur das Aeußere am tiefsten stehender Thiere vieler Arten schön gebildet, aber ihnen wenig Seele gegeben, höher stehenden bunte Häuser und mehr Seele verliehen, so fangt sie an, mit schönen Körpern auch vollkommnere Seelen zu verbinden. Die Zweiflügler fangen tief unten an, fallen noch tiefer und erheben sich zu zwei verschiedenen Eigenschaften: Furchtsamkeit und Hartnäckigkeit, wodurch sie sich allerdings nicht beliebt und nicht geachtet machen. Aus Verachtung nennt man sie im täglichen Leben Geschmeiß und Ungeziefer, Unkraut der Thierwelt; als Schlechte sind sie, selbst wenn sie bis zum Olymp, zu den heiligen Pferden aufflögen, allen Thieren, Menschen und Göttern verhaßt, worauf aber die sie bildende allgemeine Psyche nicht im mindesten Rücksicht genommen. Als Mörder, selbst der größten und nützlichsten Thiere, die erst noch halbmenschlich und unsere Freunde sind, der Elephanten, Rinder und Pferde (in Abyssinien die Fliege Zimb), konnten sie bei den Völkern heißer Zonen und heißer Einbildungskraft Beelzebub, Satan, Symbole zerstörender Gottlosigkeit, der Typhon, Dämon u. s. w. werden.

Eine neue, die dritte Classe, bilden für uns die Heuschrecken, Heupferde, Grashüpfer mit den Cicaden. Sie haben starke Kiefern zum Zerbeißen harter Pflanzenstoffe, große Augen, lange Fühlhörner, vier lange Flügel, die Weibchen eine Eierlegröhre. Sie müssen sich nicht verpuppen, jedoch einigemale häuten, oder ein schnell alt gewordenes Kleid ablegen, ohne ein neues anziehen zu müssen. Sonderbare Lebensgänge im Insectenleben! In Allem Variation! Nie kann man von einer Art auf eine andere mit Sicherheit schließen. Immer scheinbare Widersprüche! Auch die Grashüpfer haben Eigenheiten, wenn noch nicht in Invidduen, so doch in Arten. Alle lieben Trockenheit und Wärme, die meisten sind muntern, raschen Naturells.

Sie sehen und hören wohl, obschon noch kein Gehörorgan an ihnen entdeckt worden.

Die Gottesanbeterin äußert große Furcht vor den Ameisen. Anfangs fürchtet sie sogar die Stubenfliege, wenn man sie zu ihr einsperrt, bald aber verliert sie die Furcht, merkend, daß sie Meister über sie werden könnte. Männchen und Weibchen, außer ihrer Begattungszeit zu einander gesperrt, erstarrten zuerst vor Schrecken über einander. Welch ein Affect schon in einem solchen Thiere! Aber ein Vorbote einer unglücklichen Ehe, denn vom Schrecken erholt, rasen sie gegen einander und bringen einander um, wenn man sie nicht trennt. Alle Grashüpfer wohnen nur in der Paarungszeit beisammen. Ihre Ehe ist also nur eine Art Sommerleben, ihr Einzelleben der Winter. So ist bei ihnen sogar das socialste Verhältniß noch an die Stellung der Sonne gebunden, und ihre Begattungs- und Nichtbegattungszeit verhalten sich wie die Pole eines Magnets. Die Männchen fürchten die Weibchen. Das Männchen will etwa ein Erdloch als Wohnung beziehen. Sieht es ein Weibchen drinn, so zieht es weiter; ist ein Männchen drinn, so kann ein Kampf entstehen. Zornig packen sie einander an, und stoßen (tütschen) mit ihren harten Köpfen wie Ziegenböcke auf einander los. Wo sie einander begegnen, kündigen sie sich einander als Feinde an, zittern und athmen stark. Um dem Kampf zu entgehen, springt etwa einmal einer auf und davon, und kürzt dadurch den Kampf ab. In Schachteln zusammen gesperrt, fressen sie einander alle. Das Weibchen macht sich nur ein Loch in die Erde für sich. Oft beißt es dem Männchen nach der Begattung Fühlhörner und Füße ab und frißt sie alsdann. Aber gegen die Natur des Menschengeschlechts und beinahe aller Thiere sucht das Weibchen das Männchen, d. h. es gibt sein Zeichen mit Flügelschlägen vor der Höhle des Männchens. Dieses schweigt zwar zuerst und schlägt nur die Fühlhörner zurück, was sich sonderbar ausnimmt; dann aber bewillkommt es das Weibchen mit zwitschernden Tönen, wofür es dann freilich oft übel belohnt wird. Aber das Männchen hat das Weibchen vorher doch durch seinen Gesang gelockt, und seinen Wunsch ihm kund gethan.

Eine eigne Wohnung gräbt sich die Feldgrille (Erdkrebs) und guckt heraus. Geringer Kunstsinn und Kunstfleiß im

Bauen, wofür jedoch ein anderer Kunstsinn, der musikalische, auftritt! Sie liebt gewisse Mistarten, so daß sie damit gefangen werden kann; andere verabscheut sie, als ob sie einen feinen und eignen Geruchsinn habe.

Schlau lauern diejenigen, die Insecten fressen, z. B. die Gottesanbeterin, den Mücken auf; ruhig verfolgen sie sie mit ihren Augen lange, und stürzen dann, ihren Vortheil erspähend, plötzlich über sie los.

Alle sind schwer zu fangen, und sogleich suchen sie tüchtig in die Finger einzubeißen. Mehrere Arten setzen sich auf Wiesen und Straßen zusammen, und entspringen bei Annäherung blitzschnell und in allen Richtungen auseinander. Die wandernde Heuschrecke erhebt sich, wodurch aufgeregt, ist nicht zu sagen, von Zeit zu Zeit, wie die Lemminge, in Wolkenschaaren auszuwandern. Eine muß anfangen. Alle folgen (vivat sequens!). Es muß jemand ihre Richtung, ihren Flug, ihre Niederlassung, ihr sich Wiedererheben bestimmen, denn die Triebe, Gesetze, Neigungen der einzelnen stimmen nicht gehörig und von selbst zusammen. Ihre Wolken sind der Schrecken gewisser Südländer. Schießt man, während sie schweben, mit Kanonen in sie hinauf, so zertheilen sie sich, fügen sich aber sogleich wieder zusammen. Reitet man in ein am Boden fressendes Heerlager hinein, so fliegen immer nur einzelne Haufen auf, die sich schnell wieder lagern. Sie sind also nicht schreckenhaft. Fliegt ein junger Haufen empor, so halten die Alten mit. Alle aber ziehen nur auf ein Zeichen für alle weiter. Mit gewaltigem Sensenklingeln kann man sie vertreiben, so daß sie starke Töne zu hassen scheinen.

Noch treten zwei Eigenschaften neuer Art in ihnen auf: Trinklust und eine Art Gesangkunst. Sie trinken sehr gerne, besonders trinken sie gerne den Thau. Kein früheres Thier ist uns als durstend bekannt, und nur in diesen zuerst verbindet sich Trink- und Singlust so genau mit einander. Nur die Männchen singen, d. h. sie bringen Töne mit Hülfe von Flügelbewegungen oder Reibungen hervor, die nicht unangenehm sind, und für uns besonders am Abende, Berge und Thäler, ja, die ganze Natur, wie die Vögel, die ebenfalls gerne trinken, beleben. Sie singen ununterbrochen, doch erstillt die

Baumheuschrecke, sobald man sich ihr nähert. Gar fleißig singt die Feldgrille. Viele singen absatzweise, die Maulwurfsgrille hingegen singt in Einem Strom.

So tritt hier für die frühere Freßlust die Trinksucht, für den geringen Bausinn ein geringer Tonsinn auf. Wir können diese Classe so charakterisiren: sie hat manches Menschliche, ist hurtig, furchtsam, zornmüthig und durstig; ihr Herz ist gesanglustig, lauter Klang thut ihrem Ohr wehe. In allen ihren Zuständen bleiben sie sich gleich, und ihre höchste Stufe leistet nicht mehr als die erste und die zweite (während der mehreren Häutungen). Immer im gleichen Elemente, bedürfen sie keiner neuen Seelen, und das Alter ist nicht vollkommner noch unvollkommner als ihre Jugend.

Ein Anhang sind die Cicaden, die den Griechen und Römern so wohl bekannt und beliebt waren und von Anakreon als kleine Götter besungen worden sind. Sie leben auf Bäumen, saugen mit einem Rüssel Pflanzensaft, fliegen umher und — singen, wozu sie ein eigenes, doch nur dem Männchen zukommendes, Organ, eine Art Trommel am Hinterleib haben. Bisweilen kommen sie in einer buchstäblich ungeheuren Menge zum Vorschein, so daß sie alles Feld und alle Bäume bedecken. Alle vereint machen dann ein eigentliches Höllenconcert. Auch sie müssen sich nur etlichemal häuten, weßnahen ihre Psyche sich vermuthlich während ihres ganzen Lebens fast gleich bleiben wird. Nur hat die Larve noch keine Flügel.

Wie die Heuschrecken nur von Zeit zu Zeit wandern, so erscheinen die Cicaden in Nordamerika nur nach gewissen Zeiträumen wieder, und zwar etwa von siebenzehn zu siebenzehn Jahren. Hier stellt die ganze Classe den Zeitsinn dar. Wer aber vermehrt sie auf Einmal ins Ungeheure? Wer ruft ihnen und bestimmt die Zeit? Wer hat ihnen einen bestimmten und doch nicht genau bestimmten Cyklus wie den Halley'schen Kometen und allen Kreisenden vorgeschrieben? Zwölf Schuh tief im Boden liegt das anfängliche Thier; alsdann, wenn's die rechte Zeit fürs Einzelne ist, ergreift es ein Trieb, eine Unzufriedenheit mit seinem Zustande oder eine Ahnung, und es strebt aus solcher Grabestiefe herauf an die Sonne, ins rechte Leben, in welchem es fröhlich singen kann und will. Nicht unbegründet

werden im Traumleben der Insecten Vorbilder für höhere Wesen gefunden: man hat sie nicht suchen müssen. Im mittlern und nördlichen Europa findet sich die Schaumcicade, die Pflanzensaft in Schaumform hinten von sich gibt; wird er nicht groß, groß genug, so daß sie sich damit vor ihren Feinden nicht genug unsichtbar machen kann, so saugt sie noch mehr und macht ihn größer; streicht man ihn weg, sie entblößend, so wird sie unruhig und stirbt.

Im Traume hin und her schwankend, bildete die Natur in der Insectenordnung ganze Classen, deren Stelle oder Stufe schwer zu bestimmen ist. Es ist dieses der Fall bei den Krebsen unserer vierten Classe, weil sie einerseits noch keinen Kunstsinn, oder solchen nicht mehr haben, dafür hingegen sehr viel Selbstständigkeit und Bewußtseyn zu haben scheinen. Sie stehen aber doch höher als die schon gegebenen.

Die Schale ist hornartig, und ein vortrefflicher Panzer wie bei den Käfern. Es mangelt ihnen kein Eingeweide. Sie sind Vielfüßler, haben Ober- und Unterkiefer, lange Fühlhörner. Sie athmen durch Kiemen und nähern sich dadurch schon den Fischen. Die Geschlechter sind völlig getrennt. Die Mütter tragen die Eier unter ihrem Schwanze eine Weile mit sich. Die Bestimmung der Augen ist stark ausgedrückt: vor sich zu sehen, vorsichtig zu seyn, denn sie tragen sie auf Stielchen. Sie haben zwei Hände mit zwei Fingern, oder Arme, wie eine Scheere gespalten, darum auch so genannt. Mit diesen, als ihren Hauptorganen, leisten sie alles was sie sollen. Sie müssen sich nicht verpuppen, doch ebenfalls häuten. Beim Häuten müssen sie sogar ihren Magen erneuern. Sie sind theils Wasser-, theils Landwesen, leben auch im Wasser in Erdlöchern, nähren sich von allem faulen, selbst von stinkendem Fleisch — eine Unart, die in unvollkommnern sogar unter den vollkommnern vorkommt. Sie packen jedoch auch Schnecken, Fische, Frösche an. Sie leben nach Verhältniß lange.

Die meisten sind Nachtthiere. Das Licht macht starken Eindruck auf sie. Darum fangt man sie am besten bei Fackelschein. Steht ein Gewitter bevor, so kommen sie aus ihren Löchern. Sie sind für die Elektricität sehr empfindlich. Der Hummer soll bei starkem Kanonendonner wie beim Gewitter-

Baumheuschrecke, sobald man sich ihr nähert. Gar fleißig singt die Feldgrille. Viele singen absatzweise, die Maulwurfsgrille hingegen singt in Einem Strom.

So tritt hier für die frühere Freßlust die Trinksucht, für den geringen Bausinn ein geringer Tonsinn auf. Wir können diese Classe so charakterisiren: sie hat manches Menschliche, ist hurtig, furchtsam, zornmüthig und durstig; ihr Herz ist gesanglustig, lauter Klang thut ihrem Ohr wehe. In allen ihren Zuständen bleiben sie sich gleich, und ihre höchste Stufe leistet nicht mehr als die erste und die zweite (während der mehreren Häutungen). Immer im gleichen Elemente, bedürfen sie keiner neuen Seelen, und das Alter ist nicht vollkommner noch unvollkommner als ihre Jugend.

Ein Anhang sind die Cicaden, die den Griechen und Römern so wohl bekannt und beliebt waren und von Anakreon als kleine Götter besungen worden sind. Sie leben auf Bäumen, saugen mit einem Rüssel Pflanzensaft, fliegen umher und — singen, wozu sie ein eigenes, doch nur dem Männchen zukommendes, Organ, eine Art Trommel am Hinterleib haben. Bisweilen kommen sie in einer buchstäblich ungeheuren Menge zum Vorschein, so daß sie alles Feld und alle Bäume bedecken. Alle vereint machen dann ein eigentliches Höllenconcert. Auch sie müssen sich nur etlichemal häuten, weßnahen ihre Psyche sich vermuthlich während ihres ganzen Lebens fast gleich bleiben wird. Nur hat die Larve noch keine Flügel.

Wie die Heuschrecken nur von Zeit zu Zeit wandern, so erscheinen die Cicaden in Nordamerika nur nach gewissen Zeiträumen wieder, und zwar etwa von siebenzehn zu siebenzehn Jahren. Hier stellt die ganze Classe den Zeitsinn dar. Wer aber vermehrt sie auf Einmal ins Ungeheure? Wer ruft ihnen und bestimmt die Zeit? Wer hat ihnen einen bestimmten und doch nicht genau bestimmten Cyklus wie den Halley'schen Kometen und allen Kreisenden vorgeschrieben? Zwölf Schuh tief im Boden liegt das anfängliche Thier; alsdann, wenn's die rechte Zeit fürs Einzelne ist, ergreift es ein Trieb, eine Unzufriedenheit mit seinem Zustande oder eine Ahnung, und es strebt aus solcher Grabestiefe herauf an die Sonne, ins rechte Leben, in welchem es fröhlich singen kann und will. Nicht unbegründet

werden im Traumleben der Insecten Vorbilder für höhere Wesen gefunden: man hat sie nicht suchen müssen. Im mittlern und nördlichen Europa findet sich die Schaumcicade, die Pflanzensaft in Schaumform hinten von sich gibt; wird er nicht groß, groß genug, so daß sie sich damit vor ihren Feinden nicht genug unsichtbar machen kann, so saugt sie noch mehr und macht ihn größer; streicht man ihn weg, sie entblößend, so wird sie unruhig und stirbt.

Im Traume hin und her schwankend, bildete die Natur in der Insectenordnung ganze Classen, deren Stelle oder Stufe schwer zu bestimmen ist. Es ist dieses der Fall bei den Krebsen unserer vierten Classe, weil sie einerseits noch keinen Kunstsinn, oder solchen nicht mehr haben, dafür hingegen sehr viel Selbstständigkeit und Bewußtseyn zu haben scheinen. Sie stehen aber doch höher als die schon gegebenen.

Die Schale ist hornartig, und ein vortrefflicher Panzer wie bei den Käfern. Es mangelt ihnen kein Eingeweide. Sie sind Vielfüßler, haben Ober- und Unterkiefer, lange Fühlhörner. Sie athmen durch Kiemen und nähern sich dadurch schon den Fischen. Die Geschlechter sind völlig getrennt. Die Mütter tragen die Eier unter ihrem Schwanze eine Weile mit sich. Die Bestimmung der Augen ist stark ausgedrückt: vor sich zu sehen, vorsichtig zu seyn, denn sie tragen sie auf Stielchen. Sie haben zwei Hände mit zwei Fingern, oder Arme, wie eine Scheere gespalten, darum auch so genannt. Mit diesen, als ihren Hauptorganen, leisten sie alles was sie sollen. Sie müssen sich nicht verpuppen, doch ebenfalls häuten. Beim Häuten müssen sie sogar ihren Magen erneuern. Sie sind theils Wasser-, theils Landwesen, leben auch im Wasser in Erdlöchern, nähren sich von allem faulen, selbst von stinkendem Fleisch — eine Unart, die in unvollkommnern sogar unter den vollkommnern vorkommt. Sie packen jedoch auch Schnecken, Fische, Frösche an. Sie leben nach Verhältniß lange.

Die meisten sind Nachtthiere. Das Licht macht starken Eindruck auf sie. Darum fangt man sie am besten bei Fackelschein. Steht ein Gewitter bevor, so kommen sie aus ihren Löchern. Sie sind für die Elektricität sehr empfindlich. Der Hummer soll bei starkem Kanonendonner wie beim Gewitter-

donner seine Scheeren von sich schnellen. Wirkt hier der Schrecken des Gemüthes, oder das Gehörorgan insbesondere? Man soll sie aus den Löchern mit Musik herauslocken können! Kaum glaublich, da eigentlich musikalischer Sinn hier gewiß noch zu früh aufträte. Viele sind zanksüchtig, und leben gegen einander in Krieg. Kneipen sie einander die Arme und Beine ab, so wachsen sie ihnen wieder nach, weßwegen wir neben großen Scheeren oft kleinere sehen, wodurch ein Widerspruch im Thier entsteht, das, bei gleicher Muskelkraft für beide Arme, nicht wissen, sondern nur fühlen kann, wie viel es zur Hebung eines jeden anwenden soll. Hat es den einen Arm verloren, so muß es sich erst noch an den Gebrauch des einzigen, der ihm geblieben ist, gewöhnen, weil es in manchen Fällen vorher beide mit einander in Anwendung gesetzt hat. Der Zank der Krebse ist ziemlich ruhig, kalt, völlig leidenschaftlos. Es sieht aus, als ob kaltblütige Aelpler miteinander ringen, als ob einzig der Körper, die Seele nicht mitkämpfe, und sie nur wissen wollen, wer denn eigentlich der Stärkere sey, nur damit sie es wissen. Der Besiegte schämt sich nicht, der Sieger stolzirt nicht, der Verwundete, in Verlustgesetzte, nimmt von der Wunde, vom Verlornen kaum, oder keine Notiz. Eingesperrt bringen mehrere Krebsarten einander alle um, und nur Einer bleibt, wie dort in der Höhle des jüdischen Feldherrn Josephus, und etwa auch noch sein Waffenträger, übrig. Die Arme brauchen sie zum Kneipen, Abkneipen und zum Dreinschlagen wie Keulen und Fäuste. Was sie thun, scheint geistreicher zu seyn, als es ist, weil sie groß sind und Großes ausrichten. Der gefleckte Krebs schlägt kleine Fische zu todt, und zerschneidet sie dann in Stücke, wie mit einem Messer. Dieser ist ein eigentliches Nachtthier, das nur im Dunkel seiner Nahrung nachgeht. Mit ihm tritt die Unterscheidung in Tag- und Nachtthiere auf, in Thiere, die bei Tage schlafen und bei Nacht arbeiten, und somit die gewöhnliche, d. h. unsre menschliche Naturordnung in eine ungewöhnliche umkehren. Die untern und ungewöhnlichen Ordnungen sind aber auch Ordnungen. Sein Auge muß dazu expreß eingerichtet seyn.

Ganz eigener Weise hat die Schildkrabbe zuerst sogar nur Ein Auge, wie wenn sie die Welt erst nur halb erkennen soll.

Ein Vorbild der Schollfische, welche beide Augen auf der gleichen Seite haben, und also die Umgebung gewiß nur erst einseitig anschauen können.

Der Flußkrebs, zähen Lebens, das in Essig, ja sogar in Weingeist, mehrere Stunden lang aushalten kann, gewöhnt sich leicht auch an andere Nahrung, und ißt, statt Schnecken u. s. w., Rüben, Beeren, und Kleien (Grüsch). An manche andre Nahrung hingegen kann man ihn und kann er sich selbst nicht gewöhnen. Gras will er nicht essen. Blattkrebse überlistet man mit Aas und mit roßhaarenen Schlingen, manchmal aber überlistet er den Menschen, indem er die Stricke abkneipt. Wie der alte Diogenes ein fremdes Faß, so sucht der Diogeneskrebs ein fremdes Schneckenhaus. Wollen mehrere es miteinander beziehen, so entsteht, wie unter Karl V und Franz I, welche die gleiche Lombardei wollten, Krieg, wenn nicht der geschtidtere nachgibt. Solches aber ist in den Diogenessen, diesen griechischen Eulenspiegeln, in Krebsen, nicht zu erwarten.

Etwa einmal kommt ein solcher in seinem Häuschen an den Strand daher geschwommen; findet er daselbst ein anderes, schöneres, so zieht er aus dem alten abgeriebenen aus, und nimmt das neue ein. Aus welchen Gründen oder Trieben oder Launen es geschehen mag — er sieht nun einmal das schönere lieber als das minderschöne oder wohl gar häßliche, und es tritt ein wahrer griechischer Sinn, der architektonische, das Wohlgefallen an schönen Formen oder doch an schönen Farben, auf. Will man ihn aus seinem Häuschen hinaustreiben, so muß man es mit einer glühenden Kohle versuchen und diese von hinten her ans Häuschen halten. Einzelne machen sich, je nach dem Grade des Eigensinns, flink heraus, andere lassen sich lieber darin braten. Hält man die Kohle vornehin, so zieht er sich nur tiefer hinein.

Frei und stark wandern mehrere Arten auf dem Lande herum, steigen auf Bäume und schweifen über Thal und Berg. Das sind nun einmal schon hochstrebende Wesen, Wesen mit Höhesinn! Die Beutelkrebse erklettern die hohe Kokosnußpalme, kneipen wie Affen und Menschen, Kokosnüsse ab, lassen sie fallen, kriechen wieder herunter, brechen sie dann drunten mit Bequemlichkeit auf, und speisen das Mark heraus. Machen

wir es etwa gescheidter? Eher lassen sie sich die Scheeren entzwei schlagen, als daß sie loslassen.

Die Hundskrabbe kriecht in Hühnerställe, packt die Hühner bei den Beinen und schleppt sie in ihre Höhle. Gerade wie das Hirtenvölklein auf Muotten im Kanton Graubünden drei Wohnungen von unten bis zur Höhe hat, und jährlich in zwei Terminen herauf- und herunterzieht, und also jährlich dreimal, eigentlich fünfmal, seinen Aufenthaltsort wechselt, so die Landkrabbe. Auch sie hat drei Stationen und auf allen dreien Höhlen oder Wohnungen, eine ist am Meere, eine tiefer im Land, und eine auf einem Hügel, Felsen, Gebirg noch tiefer innen. Es treibt auch sie die Neigung zur Nahrung. Nur überwintern die Krabben zuoberst, die Aelpler zuunterst. Und wie diese mit Frau und Kindern herauf und herunterziehen, so jene. Die Weibchen ziehen mit den Männchen. Solch ein Zug und Zusammenhalten des Mannes und Weibes ist uns neu. Die jungen, meergebornen, ziehen nach. So geht der Zug oft viele Stunden weit. Stört man sie im Zuge, so machen sie die Scheeren zum Zwicken bereit. Sie kneipen die Menschen in die Beine. Schweine müssen's oft theuer büßen, wenn sie sie anpacken, denn der Krebs erfaßt den Rüssel des Schweins, und kneipt ihn aufs ärgste.

Wir kommen zu zwei Thierclassen, in welchen die Verwandlungskunst am allerstärksten hervortritt. Wir haben schon früher mehrmals angedeutet, daß die Larve höher als die Puppe stehe, das vollkommene Insect dann aber wieder höher als die Larve. Wir müssen das scheinbare Naturgesetz, daß Alles, sey es auch mit Hülfe nöthiger Rückschritte, vorwärts schreite, genauer betrachten. Zwei Insectenordnungen fordern uns dazu ganz besonders auf. Es sind die der Schmetterlinge und Käfer.

Das Ei ist das unvollkommenste, die geringste Larve oder Made ist vollkommener; die Puppe ist wieder fast oder gar so unvollkommen als das Ei, aber plötzlich erhebt sich ein um noch viel Vollkommneres. Der Larvenzustand ist der Anfang, die Kindheit. Warum muß der Jüngling wieder weit hinter das Kind, den Säugling zurück, und dann zum Mann ein so großer Sprung! Warum muß sich die Uebergangszeit psychisch so tief ins Dunkle verbergen? Soll sie das menschliche Leben darstellen?

Joseph war als Sklave an seine Scholle gebunden; als Gefangener war er eine Puppe, aber frei und herrlich ging er hervor aus eben dieser, und schwang sich neben den König hinauf. Es ist nicht wahr, daß die Natur sich mit jedem Schritte immer und in Allem vervollkommne, wahr ist nur, daß solches der Fall bei Vielem sey. Bei Anderm ist das Gegentheil der Fall. Das sagen uns die Schmetterlinge, die sich hierin zu den Käfern, ihren Nachbarn im Grase, ganz verkehrt verhalten, indem die Raupen der Schmetterlinge viel Verstand äußern, die Schmetterlinge hingegen beinahe keinen mehr, wenn hingegen die Engerlinge keinen Verstand haben, die Käfer sich dann aber auf einmal durch solchen im Einzelnen auszeichnen, wie wir leicht darthun können.

Die Schmetterlinge, unsre fünfte Classe, sind, wie sich ein sinnvoller Naturbeobachter ausdrückt, vornehme Leute, welche sich nur mit Genüssen beschäftigen, sich in Seide kleiden, mit Purpur und den mannichfaltigsten Farben schmücken, und bloß dem Vergnügen nachjagen. Allerdings! ihr Leben ist nur ein Traumleben, wenn ihr Larvenleben ein Schlafwandeln, ihr Puppenzustand ein Schlafleben genannt werden kann, als welches es uns erscheint. Die Raupen sind größtentheils kunstreich und sinnig, obschon sie Ungeziefer, Geschmeiß u. s. w. genannt sind; es ist aber, als ob durch die Anwendung des Kunstsinnes Alles aufgezehrt worden und für den Schmetterling rein nichts mehr übrig geblieben sey. Ja, sie sind in ihren drei Zuständen so verschieden, daß wir unbedenklich für sie drei Personen, drei Ich, annehmen können.

Die Verwandlung zeigt sich an den Raupen am allervollständigsten. Viele Insecten verwandeln sich gar nicht, andere müssen sich nur etlichemale häuten, ohne die Form zu ändern, noch andere verwandeln sich nur ein wenig in eine andere Form hinüber, so daß Larve und vollkommenes Insect beinahe das Gleiche sind, die Raupe hingegen muß sich etlichemale häuten, und dann erst noch sich so verwandeln, daß Niemand sie wieder erkennen kann.

Die Raupen haben drei Paar fleischige kleine Füße mit gespaltenen Enden, so daß sie alle Kanten, wie wir mit den Fingern, anfassen können, Beiß- oder Freßzangen, einen

schlauchförmigen Leib, Athmungslöcher auf den Seiten des Leibes, Augen für nahe Gegenstände.

Sie zeigen schon große Geschicklichkeit im Wechsel oder Abwerfen ihrer Kleider. Kein Mensch kann, wie weit und bequem sein Kleid seyn mag, dasselbe so schnell abwerfen, als es die verachtete Raupe kann, obschon ihr Kleid eng an ihr ist, und zehnmal besser paßt, als unsre Schneider sie uns anpassen können. Sie wissen sich auf jede mögliche Weise zu drehen, zu wenden.

Zu Kunstfertigkeiten und Kunstsachen haben sie einen klebrigen Saft in ihren Speicheldrüsen, aus welchem sie Fäden ziehen können. Eben kommt bei ihnen der Nähe- und Webersinn zuerst zum Vorschein. Sie sind in der That die Nätherinnen der Natur, die Weberinnen der Homerischen Vorzeit, doch ist die Spinne noch viel berühmter und eben so alt. Nicht alle können eigentliche Gespinnste machen. Diejenigen, die nur eine feste Haut um sich bilden können, suchen darum um so eher eine verborgene Stelle. Mehrere solcher hängen sich recht künstlich an einem Ringfaden oder an einer Schlinge, etwa an eine Wand auf. Sie sind ihrer Kunst jedoch ja nicht immer sicher, denn manchmal müssen sie ihr Werk vier-, fünfmal versuchen, und gelangen doch nicht zum Zwecke, woraus erhellet, daß nicht alle gleich geschickt seyen. Zum Gehäusemachen benutzen sie alles Vorräthige: Gräser, Fäden, Papier, Sägmehl.

Das Nachtpfauenauge macht sich ein Doppelgespinnst; an einem Ende sieht es wie eine Fischrense, so daß es leicht heraus, aber kein Thier, das ihm Gefahr brächte, hinein kann. Hat es nicht Faden genug, so vermehrt es das Gespinnst mit feinen Haaren, und vertheilt sie ziemlich gleichmäßig. Sie wollen alle sich im Dunkel verwandeln (Alles werden im Dunkeln!), und wenn sie ihr Bett nicht mit Haaren undurchsichtig machen wollen, so überziehen sie es inwendig mit einem gelben Staub.

Die Bürstenraupe macht ihr Gespinnst fast einzig aus Haaren, und legt sie dann entweder als die äußere oder als die innere Schicht an. Die Bärenraupe, die sehr lange und feste Haare hat, aber nur kurze brauchen will, beißt Stücke ab. Eine andere Art reibt sich die Haare ab, wozu sie viele Stun-

den nöthig hat. Sie ermüdet nicht, denn sie weiß, daß sie endlich aus dem Felle doch heraus müssen. Wie Spieße um sich her steckt eine andere die ausgerissenen Haare in Form eines Ovals rund um sich herum, beugt sie wie eine Laube oben zusammen, und bettet sich dann doch noch ein feines weißes Nest. Noch andere beißen Blätter ab, legen sie nebeneinander und reihen sie zusammen.

Was müssen wir von der Raupe denken, die im Glas, worin sie aufbewahrt wird, heraufkriecht und vom verschließenden Papierdeckel ein Stückchen nach dem andern abreißt, herunterträgt und zur Verpuppung braucht? Ist hier Mechanismus, blinde Nothwendigkeit, gedankenloser Trieb, Instinct oder was im Spiele? Andere stecken in die seidene Hülle, wie es scheint, zur Verstärkung, Sandkörnchen, oder sie wölben sich Erdklümpchen und Moos in einer schönen Form um den Leib. Macht man im Gehäuse des braunen Mönchs einen Riß, so flickt er's wieder aus. Alles Corrigiren fordert Einsicht ins Ganze, fordert Einbildungskraft und Verstand, wenn recht corrigirt werden soll; der Mönch corrigirt recht. Er streckt sich aus seiner Zelle heraus, ergreift mit dem Maul ein Körnchen Erde als Baustein, holt nacheinander so viele, als er nöthig zu haben glaubt, zieht dann Fäden über das Loch von einem Rand zum andern in verschiedenen Richtungen wie Verwieflerinnen, damit Maschen entstehen, dann steckt er die Körnchen zwischen diese hinein, bis die Bresche völlig und gleichförmig zugemauert ist. Je nach der Größe derselben kann er damit mehrere Stunden beschäftiget seyn. Sie können im Nothfall Alles benützen: Lehm, Gras, sogar ihren eignen Unrath.

Die Mannichfaltigkeit ihrer Kunstwerke ist außerordentlich, und zeigt einen unendlichen Reichthum der kunstpsychischen großen Spenderin der Gaben.

Etliche verfertigen sich eigentliche seidene Futterale. Wird es für sie zu klein, so machen sie sich lieber ein neues, andere hingegen vergrößern es. Legt man eine Raupe in einem Futteral aus blauem Tuche auf rothes, so werden alle Ansätze roth, dann wieder aufs blaue, so entsteht allmählich ein blau und roth geringeltes. Schneidet man es hinten ab, so flickt sie innert Stunden so viel als sie sonst in Tagen und Wochen macht

gearbeitet hat. Treibt man eine solche Raupe aus, so irrt sie eine Weile verlegen herum, weiß sich nicht zu finden, und macht sich lieber eine neue Wohnung, als daß sie lange suchte. Jedes Wesen hat nur für seine Zwecke Geduld. Es ist wahrgenommen worden, daß die Jungen zum Ausflicken helle, die Alten dunkle Tuchfäden wählen. So tritt also hier entschieden der Farbensinn und zwar völlig so, wie im Menschen auf. Wir Menschenkinder jedoch können sie eigentlich noch nicht, die Farben selbst, sondern nur hellere und dunklere unterscheiden, so daß ihr Farbensinn doch nur noch eigentlich Lichtsinn ist. Noch auffallender ist, daß die Goldschwanzraupen, mehrere Hunderte, nicht nur gemeinschaftlich leben, sondern auch gemeinschaftlich spinnen, sich ein gemeinsames Nest, ein Haus am Ende eines Baumzweiges bilden, mehrere Blätter zusammenziehen, und sich verschiedene runde Zimmer und Eingänge machen. Entschieden tritt hier der Formensinn auf. Hierzu bedarf's Einbildungskraft und geometrischen Sinn. Ja, hier ist ein großer Anfang! Gemeinsam überwintern sie im Hause. Im Frühjahre ziehen sie aus. Sie sollen neunzehn Grad Kälte (R.) aushalten. Sind einmal aber ihre Eingeweide erfroren, dann nützt kein Aufthauen mehr. Daß Krebse mit ihren Angehörigen ausziehen, wie Jakob und die Söhne in ein neues Land, lasen wir, aber noch von keinem Thier, daß Hunderte von Geschwistern einträchtig beisammen leben. In Betreff ihres Baues müssen wir fragen, ob eine den Riß mache, oder das Baugesetz in allen ausgebildet sey; ob und wie sie einander verstehen, oder ob eine babylonische Sprachenverwirrung unter ihnen schon denkbar sey? Noch sonderbarer ist, daß die gemeinsam sich Beutel verfertigenden Wegrichfalter-Raupen beutelweise zusammengethan werden können, so daß die mehrern Colonien sich gut mit einander vertragen, und dann gemeinschaftlich mit einander zu arbeiten anfangen. Sie können also nach einem kleinern und größern Maaßstab arbeiten! Wohl zu merken!

Es treten unter den Raupen noch manche Fähigkeiten auf. Die Raupe der Wachsschabe geht in Bienenstöcke, wölbt sich jedoch, um sich vor Stich und Tod zu sichern, einen Gang hinein. Sie formt ihn aus Wachs und Unrath. Der Gang

kann einen Schuh lang werden, mit dem Durchmesser eines kleinen Fingers, fest und stark, inwendig mit Seide gefüttert. Sie zieht unter dem Gang zu Waben, die Larven haben. Innert vierundzwanzig Stunden treibt sie ihren Gang durch mehrere Zellen hindurch. Nie können die Bienen von ihr mehr sehen, als ihren hornigen Kopf.

Die Fichtenspinnenraupen kriechen aus ihrem ebenfalls vielkammerigen gemeinsamen Neste bei Sonnenaufgang alle hintereinander aus, ziehen beim Zuge eine seidene Straße etwa eine Linie breit, und auf dieser kehren sie dann nach etwa zwei Stunden zurück. Bei Tage ruhen sie. Sie sind am Morgen früh auf, als ob sie das Wort: die Morgenstunde hat Gold im Munde (aurora musis amica est) anwenden wollten. Die Processionsraupe hat ihren Namen eben von Bittumgängen. Nur verlassen sie ihr gemeinsames Nest bei Sonnenuntergang, und zwar sehr wohl geordnet, eine voran, dann zwei, drei, vier bis sechs nebeneinander. Hält die vorderste still, so halten alle still u. s. w. Sie gehen einander hart auf der Ferse. So steigen sie an Bäumen auf und nieder, ohne aus der Ordnung zu kommen. Beim Laub angelangt, fressen sie in breitern Gliedern hintereinander. Faßt man den langen Zug auf und schüttet ihn im Zimmer aus, so macht er seine Umgänge auch da in allerlei Wendungen. Das Gesetz wirkt wie der Wille, und der Wille wie das Gesetz!

Daß die Raupen Gefangenschaft und Freiheit unterscheiden können, und sich eingesperrt nicht zufrieden fühlen, ist begreiflich. Gar manche fressen sich aus fichtenhölzernen Schachteln heraus. Sie ahnen und begehren die Freiheit und das Aeußere.

Auch die Raupen lieben ihr Leben. Viele lassen sich vom Busch, wenn Gefahr droht, augenblicklich an einem Faden ins Gras herunter. Und so benutzen sie gerade die Kunst und den Faden, der ihnen zum Gespinnst gegeben ist, zu einem ganz anderartigen Zwecke. Kein gedankenloser Trieb kann die Anwendung eines und desselben Mittels für zwei ganz verschiedene Zwecke lehren. Hier ist Verstand, der, allerdings durch etwas Aeußeres erregt, sich in Anwendung setzt, und so richtet sich die Raupe nach den Umständen, nach Zeit und Ort.

Die Wachsmade accommodirt sich ganz nach der Einrichtung des Bienenstockes. Es ist genug erwiesen, daß die Raupen besonders die Spinnen, Vögel und Menschen als Feinde erkennen. Getreten, gequetscht, wenden und drehen auch sie sich in ihrer Noth und Verwundung. Einige wehren sich so gut sie können. Ihr Leben ist zähe. Kaum sind sie im Wasser zu tödten; im luftleeren Raum leben sie lange, weil für sie immer noch Luft genug darin ist. Bestreicht man ihnen eine Seite des Leibes mit Fett, so daß die Luftröhren verstopft werden, so wird diese Seite lahm, bestreicht man beide Seiten, so erlahmt und stirbt das ganze Thier.

Sie sind an eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln gewiesen. An manchen Pflanzen finden eine Menge Arten Wohlgefallen, an andern nur wenige, andern sind alle verhaßt. Die Wachsschabe kann Wachs verdauen, die Wolfsmilchraupe den ätzenden Saft des Wolfmilchkrautes. Die Gemüsraupe unterscheidet zwischen den Pflanzen sehr wohl, zieht einige Arten vor, setzt andere nach. Vom Lein frißt sie zuerst die Blüthe, hernach die Stängel, und erst hernach die Samencapseln. Dann geht sie zu den Erbsen, Bohnen, dem Kohl, Kartoffelkraut und zum Tabak. Getreide schmeckt ihr nicht, am besten der Knöterich. In Italien erfreuen sie sich anderer Pflanzen: des Wälschkorns, der Melonen und Maulbeerblätter, in unsern Gärten des Salats, der Pfirsichblätter, Nachtviolen, vorzüglich aber der Nesseln und Disteln. Sie scheinen demzufolge Geschmacksinn zu haben, so daß also mit dem Formen= und Farbensinn auch der Geschmacksinn aufträte. Gegen diese Ansicht könnte der Einwurf nicht Stand halten, daß sie alles, was vorkömmt, essen, weil auch das vollkommnere Thier, ja selbst der Mensch, ungeachtet seines feinen Geschmackes, überall das, was ihm vorkommt, speist, und etwas Anderes nicht wird speisen können. Der Kohlweißling frißt die Kohlblätter. An ihnen erwacht er aus dem Ei, das seine Mutter daran gelegt und befestigt hat, allein er gewöhnt sich auch an die Blätter des Meerrettigs, des Senfs, der Kresse, und liebt demnach scharfe brennende Säfte. Andere Raupen lassen sich nur Eine Pflanze wohlschmecken, oder nehmen mit andern nur im Nothfall, oder nur im äußersten Hunger fürlieb.

Die Seidenraupe frißt alle Arten von Maulbeerblättern, aber nicht alle gleich gerne. Um nicht zu verhungern, frißt sie auch Salat. Einzelne Raupenarten, ja selbst einzelne Raupen, sterben lieber, als daß sie sich ein neues und mißbeliebiges Futter vorschreiben ließen. Die Kohlweißlinge ziehen erst noch wie die Grasraupe von einer Wiese zur andern, so sie von einem Gemüsefeld aufs andere. Die Grasraupen ziehen aber immer gerade vor sich hin in unsäglichen Heeren wie Heuschrecken. Um sich ihrer zu erwehren, muß man Gräben ziehen, in denen sie, wenn sie Wasser enthalten, den Tod finden, weil sie alle in sie hinabziehen. Diese Gefahr kennen sie nicht.

Mehrere Schaben legen ihre Eier in Pelzwerk. Sie müssen das Pelzwerk riechen, sonst könnten sie es nicht finden. Will man das Pelzwerk vor ihnen sichern, so hält man stark duftende Dinge um dasselbe her; alsdann prädominirt dieser starke Duft, und das Thier hat keine Spur mehr. So fügt sich zum Geschmacke auch der Geruch. Die fünf Sinne sind gegeben. Und so ist diesem Thier schon eine weite Welt gegeben, und seine Anschauung ist groß.

Alle Raupen äußern, wenn sie sich verpuppen wollen und müssen, große Unruhe. Sie hören auf zu fressen, und scheinen eine Ahnung von der großen Veränderung, von ihrem Vortod zu haben. Nur diese nächste Veränderung scheinen sie zu ahnen, die nachfolgende zu neuem Leben ist ihnen, den kurzlebenden, viel zu entfernt. Sie sollen fast bis zum Zustand im Ei heruntersinken.

Sie suchen dann einen einsamen verborgenen Ort, und spinnen und weben und bauen und schaffen mit großer Emsigkeit. Sie wollen sich zuvörderst unsichtbar machen.

Die Puppe ist meist kegelförmig und hornartig, auch die im Gespinnste. Man kann Kopf und Schwanz unterscheiden. Letzterer ist ein wenig beweglich. Kaum ist in einer entzweigerissenen etwas zu unterscheiden. Anfangs kann man wähnen, nur einen Tropfen gelben oder weißlichen Saft zu sehen. Das Thier sieht sich rein nicht mehr gleich, und was es werden soll, ist nicht erkennbar. Es sollen die kleinen fleischigen Füßchen lange Stelzenbeine, die schwarzen kleinen wenigen Augenpunkte, die nur auf den Blättern herumspazieren können, große gewal-

tige Halbkugeln mit mehr als fünftausend Augen, der lange Schlauch, Bauch genannt, der nur auf dem Boden kroch, ein behaarter feinerer Leib, das flügellose Ding zu einem Zephyr werden, der über Berg und Thal lustig dahin schwebt, und Aller Augen auf sich zieht. Ein Sinnbild der Fröhlichkeit, und alles vornehmen, flatternden, nichtsthuenden Lebens! Zwar sind auch viele Raupen prächtig von Zeichnung und Farbe, und die Puppen heißen eben, weil viele Gold an sich haben, von dem man nicht weiß, woher es kommt, wie sie es machen, wer es ihnen gibt, Chrysaliden oder Aurelien (goldene Dinge). Allein die Schmetterlinge sind doch noch schöner. Welche Zeichnungen, welche Malereien, welche Mannichfaltigkeit! Was ist herrlicher als ein Apoll, ein Segelfalter, ein Trauermantel, ein Tagpfauenauge, ein Distelfalter? Man sagt, daß aus den häßlichsten Raupen die schönsten Schmetterlinge entstehen; es ist jedoch nicht wahr. Manche Raupe ist als Schmetterling schöner, manche bleibt sich ungefähr gleich, andere verlieren an Schönheit. Aber hier ist das Reich, der Anfang des Reichs der Schönheit! Schönheit soll wie alles Andere entstehen und bestehen. Es soll jedoch auch endlich ein Wesen werden, das im griechischen Sinne ein Symbol der Psyche, wenn nicht an innerem Werthe, so doch an Luftigkeit, Fröhlichkeit und in der Kunst, in den Lüften zu balanciren, eine schwebende, beseelte Blume, ein Vorbild des Vogels, ja wohl ein Sommervogel (ein besserer Ausdruck als Schmetterling und Falter), seyn soll. Aber alles dieses wird zuerst nicht gesehen. Todt liegt das früher ununterbrochen so geschäftige Thierchen, und hat es früher immerfort gegessen, sogar das Dreifache seines Gewichts an jedem Tage zu sich genommen, und darum auch nur noch den Nahrungstrieb, Nahrungstrieb und Kunst repräsentirt, so genießt es nun nichts. Es hat sich vollkommen verwandelt. Es scheint todt. Es ist eingepanzert, unbeweglich, im engen Sarg. Verfallen ist's aufs neue nach einem muntern schönen Leben dem Bruder des Todes, und ruhet still in dessen Armen. Wunderbare Einrichtung!

Das Thierchen lebt im Gefängniß; berührt man es, so bewegt es seinen Schwanztheil, ist's in einem Gespinnste, so klopft es inwendig, wenn es von außen gedrückt wird und

zittert. Es ist unruhig. Es fühlt einen Feind und kann nicht entfliehen. Es sieht nicht. Jetzt aber ist's ein anderes Thier, jetzt eine andere Seele. Die Seele muß zum Körper passen, dieser ist ein ganz anderer geworden. Der Kunstsinn ist verschwunden, oder ging er vorher aufs Aeußere, trat er in seine kleine Welt hinaus, so ist er nun ganz innerlich, denn das Thier soll sich umbilden, eine ganz neue Creatur werden. Sonderbar! Die Raupen haben kein Geschlecht, und die Puppen haben keines. Der Schmetterling soll ein Geschlecht bekommen. Wie können aus Geschlechtlosen zwei Geschlechter, deren keines ohne das andere etwas ist, entstehen?

Der Schmetterling hat Flügel mit Staub, d. h. mit einer Art Federn, Ziegeln, Schuppen oder kleinen haarigen Blättchen, die im Flügel mit einem Stielchen stecken, bedeckt. Jedes Auge steht auf einem erhöhten Punkte, in welchem ein Nervenfaden läuft. Ob er Alles vielfach, d. h. so vielfach als es aufs Gesammtauge, oder nur das, was in gerader Richtung, also nur auf Einen der vielen Augenpunkte, fällt, sehe, ist ungewiß. Wir wünschen ihnen das erstere, damit sich ihnen jeder schöne Gegenstand vielfach offenbare. Er saugt mit seinem langen Rüssel Blumensäfte. Die zwei Theile, aus denen der Rüssel besteht, rollen sich bisweilen nicht gleich gut, wie sehr sich das Thier, sie mit einander in Harmonie zu bringen, abmüht. Dann kann es aber auch keine Nahrung zu sich nehmen und muß sterben.

Der Schmetterling ist kunstreich eingerichtet, allein die innere oder Seelenkunst ist verloren gegangen, ist völlig körperlich geworden. Er *ist* nur Kunst, hat sie jedoch nicht. Er steht tief, er ist zu sehr äußerlich. Er ist dumm. Nur Ueberbleibsel von Kunst sind noch an ihm zu finden und aus dem Schiffbruch hat er nur äußerst wenige und unbedeutende Trümmer gerettet. Dieses Wenige führen wir an.

Die Raupen lieben die Nacht, und fressen in ihr mit größestem Eifer; allein die einen lieben doch das Früh-, andere das Abendroth, noch andere den ganzen hellen Tag. Es erhellet hieraus, daß das Leben der Schmetterlinge in der That eine Fortsetzung des Lebens der Raupe ist, denn eben diese drei Zeiten treten in deren Leben aufs klarste auf, indem sie in Nacht-,

in Dämmerungs- und Tagvögel zerfallen, nicht so jedoch, als ob die Nacht-, die Dämmerungs- und Tagraupen auch solche solche Zeitschmetterlinge werden. Die Zeiten haben sich unter die Arten vertheilt, die Unterschiede theilweise verwischt, der Zeitbegriff ist jedoch geblieben, ist von der Natur festgehalten, und auf sie gesetzlich angewandt worden.

Die einen sind rechte Sonnenkinder, und schweben am brennenden strahlenden Mittag im hellsten Glanze gar wundersam; verbirgt sich die Sonne, so nimmt ihr Flug ab, geht sie unter, so verschwinden sie augenblicklich. Auch die Dämmerungs- und Nachtvögel lieben das Licht. Sie kommen zu den Laternen. Mit Licht fängt man sie. Viele andere Wesen fängt man mit der Dunkelheit. Sie kommen auch in die Wohnungen und blenden sich am Kerzenlichte. Was zum Dunkel bestimmt ist, komme nicht ans Licht.

Göttern gleich schlürfen sie Nektar. Sie lieben als solche das Süße. Der Achatflügel saugt am vorgehaltenen Zucker stundenlang, und trinkt sich fast trunken; der Schildkrotfalter fliegt mit einem Bröcklein Zucker sogar davon. Gerade die in der Gefangenschaft gebornen gewöhnen sich an Zucker am ehesten, doch nicht alle. Manche sterben lieber. Der Seidenwurmfalter muß, weil er keinen Rüssel hat, vor Hunger sterben. Es wird ihm vermuthlich nicht viel Ungelegenheit machen. Diejenigen aber, welche einen Rüssel haben und nichts genießen, müssen den Hunger empfinden.

Sie wissen alle wohl, wohin sie die Eier zu legen haben. Doch verlegen sie (wie die Aasfliege) dieselben bisweilen aus Unregelmäßigkeit der Natur. Dann aber kriechen die Jungen dahin, wo ihre Nahrung ist; finden sie sie nicht, so gehen sie zu Grunde. Diese Fähigkeit, ihre Eier auf unrechte Dinge zu legen, spricht für einen höhern Standpunkt. Sie unterscheiden, aber nicht recht. Sie träumen nur. Bilder täuschen sie. Ort- und Zeitsinn werden sie haben, aber außer der Einbildungskraft wenig oder nichts von höherm Vermögen. Es ist in der Puppe untergegangen. Keine Spur von Verstand oder List kommt an ihnen vor. Ja, es ist kaum möglich, zwischen der Seele des einen und des andern Schmetterlings irgend einen Unterschied zu entdecken. Ihre Seelen alle sind

über den gleichen Leisten geschlagen. Den Menschen, der sie füttert, ihnen abwartet, lernen sie nicht kennen; von einer Zähmung und Abrichtung ist gar keine Rede. Ein Sinn für den Menschen u. s. w., etwas Menschliches ist noch nicht in ihnen. Sie hören nicht, und geben keine Töne von sich. Nur der Todtenkopf (Sphinx atropos) wimmert, wenn man ihn hält, und ahnet träumend einen widrigen Zustand. Doch äußern sie verschiedene Temperamente. Die einen sind munterer als die andern. Wirbelhaft und wild stürzen der Hummel und der Sternkrautschwärmer durch die Lüfte! Nie sitzend, immer schwebend, saugen sie, nur so im Vorbeigange, den Saft aus den Blumen, und schnell wie ein Blitz entfernen sie sich wieder. Sie sind sanguinische Choleriker, die andern nur Sanguiniker, mehrere aber Phlegmatiker. So z. B. manche Weibchen, die träge am Boden, nur wenige Schritte weit von der Puppe oder ihrer Wiege, kriechen, sich befruchten lassen (das paßt zu jedem Temperament und Naturell), dann Eier legen und — sterben. Kein Weibchen flattert mit dem Männchen so lebhaft herum, als das des so gewöhnlichen Kohlweißlings.

Alle sterben unmittelbar nach der Begattung, und der Genuß macht auf einmal ihrem flatterhaften Leben ein Ende. Das Weibchen sucht den nöthigen Ort und sorgt für die Jungen, die es nie sehen soll. Das Band wird abgerissen; die Ehe dauert so kurz als möglich. Die Mutter kennt keine Liebe, der Vater legt sich zu Grabe. Doch sorgt die Mutter achtsam und legt die Eier nett nebeneinander in großer Menge, eins hart neben das andere, und befestigt sie sowohl an die Unterlage als selbst auch aneinander, durch einen Firniß so, daß alle einander halten und vom Wind und Regen nicht weggenommen werden können. Sie halten auch die stärkste Winterkälte aus. Ein Weibchen mit einer Nadel angespießt, legt, das Ende des Leibes hin- und herbiegend, dennoch alle Eier in schönster Ordnung an; wie wenn es keinen Schmerz empfinde und ganz ungenirt sey. Ihr Leben ist zähe. Angespießt und verhungernd zugleich leben sie eben so lange, als wenn sie nur verhungern müssen, selbst wenn sich an die Nadel noch Grünspan setzt. Im luftleeren Raume, im Wasser und dem elektrischen Schlage widerstehen sie lange. Eine glühende Nadel tödtet sie, wie alles

Lebendige, schnell, sie zittern heftig. Es schmerzt sie. Ihr schwaches Schmerzgefühl hat sich concentrirt. Ja, ohne Kopf u. s. w. leben sie noch lange, und verrichtet das Weibchen noch seine Functionen beim Eierlegen ganz richtig. Man sieht, daß sich noch keine Concentration der Geistesfähigkeiten gestaltet hat.

Viel Gefühl haben sie in ihren Fühlhörnern. Diese können jedoch nebst dem Kopf und Brusttheil vertrocknen, erstarren, todt werden, der Leib und Hintertheil leben dennoch eine Weile, was besonders am Weibchen der Fall ist, das noch functioniren soll. Wie an der Raupe der Kopf am längsten lebt, weil sie fressen und spinnen soll, so lebt am Schmetterling der Hintertheil am längsten, weil dieser zu dem, was nun noch zu thun: Begattung und Eierlegung, und sonst zu nichts mehr, bestimmt ist. Um dieses Grundes willen muß der Kopf des Menschen am längsten leben, weil eben er nur am Menschen zum Reinmenschlichen, d. h. sich zum Denken, wozu er gegeben ist, eignet.

Mit Sorgfalt und Fleiß arbeitet die Raupe an ihrem Todtenhause, zu dessen Erbauung sie sich vorbereitete. Das Sterben braucht Vorbereitung, das Sterben macht unruhig. Am leichtesten ist das Wiederaufleben! Solches alles thut die Natur, und Niemand kann zu ihr sagen: was machest du?

Man nennt bisweilen die Käfer, unsere sechste Classe, und zwar wegen der Vollkommenheit ihres Baues, die vollkommensten Insecten. Für uns sind sie es nicht. Wir haben sie schon oben in einer Beziehung den Schmetterlingen entgegengesetzt, und darauf aufmerksam gemacht, daß sie zu denselben in einem umgekehrten Verhältnisse stehen, weil die Schmetterlinge sich durch Verstand in ihrem Raupenzustande, in ihrem geflügelten hingegen durch Unverstand, die Käfer sich gerade umgekehrt auszeichnen. Kaum kann von den Engerlingen, wie ihre Raupen oder Larven genannt werden, etwas Rühmliches gesagt werden, die Käfer aber stehen theilweise weit voran. Die Raupen leben in der Helle und Luft, die Engerlinge im Dunkel der Erde; in Nüssen, Bohnen, Früchten, Hölzern und Thieren. Ans Tageslicht kommen keine oder nur äußerst wenige. Mehrere Engerlingsarten sind Raubthiere. Was sich Psychisches aus ihnen kund gibt, wie wenig desselben ist, wollen wir geben.

Der schwarze Kornwurm haßt das Licht, deckt die Oeffnung des Korns, in dem er steckt, mit seinem Unrathe, kann eine Hitze von 50° R. ertragen, lange Hunger leiden, und beißt sogar Menschen an. Die Bockkäferengerlinge schließen doch wenigstens die Gänge im Holz zu, in dem sie sich aufhalten, wenn sie sich verpuppen wollen. Das nette Lilienhähnchen bedeckt seinen zarten Körper gegen die Sonnenhitze ebenfalls mit seinem Unrathe. Ein wenig Kunsttrieb höherer Art will sich auch noch zeigen. Der Pflaumenbohrer macht sich eine kleine Wohnung in der Erde und glättet sie aus. So ungefähr macht's auch der Maikäferengerling. Die Hirschschröterlarve sucht einen lehmigen Boden, und formt sich einen streifenlänglichen Ballen, inwendig ebenfalls glatt. Der Schelm (Fur) in Naturaliensammlungen macht sich hingegen nur ein armseliges Gespinnst aus Staub und Mundsaft. Noch kunstreicher verfertigt sich der bucklichte Laufkäfer senkrechte Röhrchen in die Erde. Ein graues Gespinnst spinnt der Engerling des Taumelkäfers, der im Wasser lebt. Er kriecht an einem Schilfrohr herauf, und spinnt es droben aus sich selbst. Aus Saft und Erde bilden Pinsel- und Goldkäferlarven Kügelchen. Geschmacksinn scheinen sie zu haben, wenigstens zieht eine Laufkäferart den Weizen allem Andern vor; dann wählt sie den Roggen, dann Gerste und andere Feldfrüchte, hingegen Wicken und Erdäpfel belieben ihr nie. Das Johanniswürmchen leuchtet stärker, wenn man es beunruhigt. Beleidiget man die Schneekäferlarve, so schlägt sie um sich. Die Larven der großen Nashornkäfer werden durch Wärme (die alle Lebenskraft begünstigt) munterer. Daß alle ihre Nahrung, Wohnung und die Sorge für sich, um sich zu verpuppen, kennen, ist begreiflich. Schon sind wir am Ende!

Auch ihre Puppen sind Schlaf, und liegen meist bewegungslos. Wenn man sie aber berührt, so ärgern sie sich wie Schlafende, und reagiren mit dem Hintertheil. Die Maikäferpuppe kann sich mit dem ganzen Leib umdrehen. Von Puppen kann man nicht viel sagen. Erstaunen aber ergreift uns, wenn wir die Psyche der Käfer beschauen!

Zuvörderst fällt uns auf, daß mehrere Raubengerlinge Raubkäfer werden, daß sich also, als wovon bei den Schmetterlingen keine Spur vorkommt, Psychisches durch die Puppe

hindurch fortpflanzt, und der Käfer eine freilich wilde Eigenschaft, aus dem Traumleben des Engerlings mitten durch den Schlaf gehend in eine Art Nachtwandelleben, geerbt hat. Gerade solche Käfer haben dann, nicht unerwartet, beinahe die Gestalt der Engerlinge, wodurch das Gesetz der Uebereinstimmung der Physiologie und Psychologie bestätigt wird, und auch dargethan ist, daß ganz ungleiche Organismen, z. B. Raupe und Schmetterling, ungleiche Psychen haben.

Der Pflaumenbohrerkäfer nagt, wenn er ein Ei in eine Pflaume gelegt, den Stiel ab, denn die Larve muß sich in der Erde verpuppen. Etwa einmal läßt er ihn noch an einem Fädelchen hängen, bis er sonst abfällt. Er muß oft mehr als eine Stunde lang nagen. Dann geht er zu einer andern unreifen Pflaume und setzt so seine Arbeit den ganzen Tag fort. Zwischen inne ruht er bisweilen ein wenig. Er wird müde. Wird der Sprossenbohrer, der es ungefähr eben so macht, am Abend mit einer Arbeit nicht fertig, so bringt er die Nacht unter dem Blatte zu, und fährt am folgenden Tage fort. Mit großer Mühe bildet der ägyptische heilige Käfer eine Kugel aus Mist, legt ein Ei hinein und rollt sie, wie der Küfer ein Faß, an einen Ort, um sie zu vergraben. Der nordamerikanische Pillenkäfer bildet sich, und zwar gemeinsam mit seinem Weibchen, eine solche Kugel wie eine Baumnuß (Wallnuß) so groß. Begegnen ihnen beim Fortrollen Hindernisse, so kommen ihnen andere zu Hülfe. Kein Thier früherer Classen hilft einem andern in Verlegenheiten. Dieser Käfer nimmt sie wahr und will helfen. Allerdings ist ihre Lust, fortzurollen, groß, denn sie schaffen alle Kugeln, die sie antreffen, weiter. Sie lassen sich nicht hindern und scheuen keine Gefahr. Gemeinschaftlich wohnt der Rebenkäfer mit seinem Weibe in einer Erdhöhle, und gemeinschaftlich vertheidigen sie sich gegen alles, was eindringen will.

Bewunderung zwingt uns der Todtengräber ab, dessen Thun schon von Unzähligen beobachtet worden. Sobald einer irgendwo im Feld, im Garten, eine todte Maus, Kröte, Scheermaus, Vogel entdeckt hat, sammeln sich (der Entdecker muß es andern sagen können) mehrere, fünf, sechs, sieben, dazu. Sie riechen das Aas von ferne. Ist etwa einer über dasselbe hin-

geflogen, so kehrt er oft von weitem her wieder zurück. Zuerst gehen sie ums Thier etlichemale herum, dann unter dasselbe herunter. Sie recognosciren den Boden. Ist er zu steinig, so lupfen sie das Thier auf, und schupfen es stoßweise an einen andern Ort hin, und heben's bald vorn, bald hinten. Ist der Boden günstig, so graben sie mit größtem Eifer die Erde unter dem Thier weg, und werfen sie hervor. Das Thier sinkt allmählich in die dadurch entstehende Grube. Will's nicht gehen, so kommt etwa einmal einer hervor nachzuschauen, was hindere (wo's hebe). Innert einigen Stunden begraben sie eine Maus ganz und gar, etwa einen Schuh tief. Von großen Thieren vergraben sie nur einen Theil, d. h. so viel sie losmachen können.

Am Klopfer oder Todtuhrkäfer ist nicht das taschenuhrähnliche Picken, sondern das das Interessanteste, daß ein anderer in demselben Zimmer, wenn er etwa eine Minute lang geklopft hat, antwortet, wie die Hähne am Frühmorgen.

Augenblicklich zieht der hartnäckige Kümmelkäfer (P. pertinax) bei der Berührung Kopf, Füße, Fühlhörner zusammen, und gibt nun, so lange man ihn hält, nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Man kann ihm Ein Bein, mehrere Beine, die empfindlichen Fühlhörner ausrupfen, ihn in einem Löffel übers Feuer halten, und lebendig braten, zerschneiden — es ist Alles Eins. Wie ein vollendeter Stoiker, wie Epiktet und Scävola denkt er: Schmerz, du bist kein Uebel! Sogar ans Feuer selbst gehalten, regt er keinen Fuß, fliegt auch nicht fort. Läßt man ihn los, so hilft er sich noch fort, so gut er kann. Ist's Trotz oder was? Ist's Instinct? Trieb, nichts zu empfinden? Oder empfindet er, nur er nicht? Die Berührung zeigt, daß er fein empfinde. Nichts Gleiches, nichts Aehnliches kommt in der Thierwelt, unter den Menschen nur Aehnliches in menschlicher Form bei den nordamerikanischen Wilden, vor. Doch wiederholen sich die Anfänge solchen Thuns noch bei einigen Käferarten. Die schönen blauen Mistkäfer stellen sich, wenn man sie in die Hand nimmt, wenigstens fast todt. Sie wollen sich damit vor dem Gefressenwerden schützen, denn todtscheinende werden von den Krähen liegen gelassen.

Ganz todt stellt sich der Räpskäfer, wenn er, vom Strauch gefallen, am Boden liegt. Anders benimmt sich der schwarze Schlammkäfer; der packt die Finger des ihn Haltenden gewaltsam an, so daß man ihn kaum losreißen kann. Wie arg kneipt der Hirschkäfer mit seinem schönen Geweihe? Man kann oft nur mit Mühe einen Finger mit Hülfe der andern Hand losmachen. Der Bombardirkäfer knallt dem ihn verfolgenden Raubkäfer von hinten her einen Dunst entgegen. Er kann vielemale nacheinander schießen. Hat er sein Pulver verschossen, so muß er eine Weile warten. Der Schuß erschreckt den Verfolger. Aber der Raubkäfer erholt sich so schnell vom Schrecken, daß der Schütze kaum entfliehen kann. Manche Käfer begeben sich schnell auf die Flucht. Der schwimmende Taumelkäfer macht sich flink unter das Wasser, wenn man sich ihm naht. Der Schnellkäfer macht, wenn er auf dem Rücken liegt, den Versuch oft, sich emporzuschnellen und wieder auf die Beine zu fallen. Gelingt's ihm lange nicht, so ruht er eine Weile; dann kommt's ihm in den Sinn, es wieder zu probiren. Solches Warten und Ausruhen und Nachdenken kommt bei manchen Käfern, z. B. auch bei den Maikäfern vor.

Gegen alle Erwartung und Regel lebt der Keulenkäfer gern im Ameisenhaufen. Es findet zwischen ihm und den Ameisen ein sonderbares Verhältniß statt. Begegnet ihm eine Ameise, so läßt er sich von den Fühlhörnern streicheln, und erwiedert es mit den seinigen. Die Ameisen haben ihn kennen gelernt. Er schwitzt an den Haarbüscheln hinten an den Flügeldecken eine Süßigkeit aus. Selbst Larve und Puppe des Käfers sind im Ameisenhaufen ganz sicher, die doch keinen Honig ausschwitzen. Die Verbindung ist sympathetisch. Sie füttern sie sogar, packen sie in Gefahr an, und flüchten sich mit ihnen. Kurz, sie leben mit ihnen auf dem vertrautesten Fuße, obschon sie verschiedner Natur als Hund und Katze, und so verschieden als Hund und Gans sind, die einander bisweilen zu trauter Freundschaft annehmen. Nur ist in diesen Ordnungen noch classisch, was bei den höhern individuell ist. Gerathen Ameisenheere gegeneinander in die blutigsten Kriege, so verschont auch das feindliche erobernde Heer des Käfers, der Larve und Puppe.

Den Goldkäfer (sc. auratus) kann man mit angefeuchtetem

Brode füttern, und Jahre lang im Leben erhalten. Den Hirschkäfer nährt man mit Honig. Man soll ihn damit wie einen Hund mit einem Stückchen Wurst locken können. Man kann ihn zähmen und an einen Wagen spannen. Er zieht viel, aber langsam, doch ziemlich gerade vorwärts. Er kennt den Menschen. Sein Temperament ist phlegmatisch-cholerisch. Er wird endlich zornig und kneipt dann die Finger des mit ihm spielenden Kindes impertinent. Das Kind wird ihm wie ein Erwachsener seyn. Der Hund aber unterscheidet das Kind wohl.

Die Käfer haben einen hornartigen Panzer, verschieden gestaltete Fühlhörner, sechs eingelenkte hornartige Füße, Kopf, Hals und Leib, Freßzangen, eine Lippe mit Fühlspitzen, unbewegliche halbkugelige Augen. Sie leben ziemlich lange. Der Hirschkäferengerling soll als Engerling sechs Jahre leben. Auch hierin sind die Käfer von den Schmetterlingen verschieden. Bei den Schmetterlingen überwintern die Eier und Puppen, bei den Käfern die Larven und Käfer. Kaum ein Schmetterling überwintert, die Käfer hingegen sind perennirend. Sie verbergen sich in die Erde. Alles ist in diesen zwei Classen gegensätzlich. Die Käfer sind in vollkommenem Zustande weit vorne; nicht in allen, allein doch in einigen Arten; Stufen kommen in jeder Gattung vor, Stufen in den Arten noch nicht. Am auffallendsten sind uns der Pertinax, Bombardirer, Goldkäfer, Hirschschröter, des Todtengräbers Circumspections- und Untersuchungsgabe; auffallend ist ihr Staunen, die Möglichkeit, stark zu erschrecken, und sich schnell wieder zu erholen. Sie fühlen, schmecken, riechen, sehen gut, aber der Gehörsinn will noch nicht recht auftreten. Er ist dem Thier für seine Oekonomie am entbehrlichsten. Die vier andern Sinne thun ihnen die Welt schon weit genug auf. Im Schlaf und Traum wird nicht gehört. Die meisten Nachtwandler hören auch nicht. Ueber dieses ist der Gehörsinn nicht der Sinn des Anschauens, sondern des Denkens, also mit der Seele im nächsten Zusammenhange, und tritt daher so sehr spät, nur langsam und sehr leise auf. Er ist der eigentlichste Wachsinn.

Die siebente Classe, die Gitterflügler, Netzflügler, haben vier Flügel, einen langen dünnen Leib. Viele sind als Larven und Puppen im Wasser. Die Verpuppung ist nur

eine mehrmalige Häutung. Zuerst bekommen sie nur Flügelscheiden oder Decken, erst hernach eigentliche Flügel. Die meisten sind arge Insectenräuber mit Freßzangen. Viele können sich im Fluge begatten, rauben im Fluge, sind beinahe immer in der Luft und fahren rasch durch sie hindurch. Am beachtenswerthesten sind die Ameisenlöwen und Frühlingsfliegen. Diese sollten diese Classe höher heben, beide erregen unsre Bewunderung, aber wieder wie die Raupen nur im Larvenzustande. Es fragt sich, ob ihre Larven geistiger als Larven der Schmetterlinge seyen? Wir wollen sehen!

Die Larven der Frühlingsfliegen leben im Wasser, und verfertigen sich aus allem, was sie vorfinden, Futterale für ihre länglichten dünnen Körper, um darin wohnen zu können. Sie machen sie aber eigentlich auch aus was sie haben und wie sie sie haben wollen, denn die gleichen Thiere verfertigen sich, wenn ihnen ihr Futteral verleidet ist, ein neues oft aus ganz andern Materialien, selbst wenn sie die frühern Materialien eben so wohl noch bei Handen haben. Die Materialien sind Blätter, Halme, Würzelchen, Tannennadeln, Gräser, Steinchen, Schneckelchen. Machen sie sich das Futteral aus Gräsern, so beißen sie solche in Stücke, setzen diese dann aber nicht der Länge nach an, sondern aufrecht ein, so daß das Futteral wie ein Igel aussieht; die Tannennadeln setzen sie auch so ein. Mit den Blättern kommen sie am wenigsten zurecht. Als Steinchen brauchen sie, was sie finden, weiße, schwarze, rothe Ziegelbröckelchen, und verbinden alle, trotz einem geschickten Maurergesellen, mit Hülfe eines Kittes, so daß die Arbeit wie Mosaik aussieht. Nehmen sie Süßwassermüschelchen, wie sie sie ja in jedem Teich und Bache finden können, so setzen sie alle, mit den Spitzen aufrecht, auswärts ein. Wie gut sie unterscheiden, geht daraus hervor, daß sie ihr Futteral allemal aus lauter gleichem Material verfertigen, selbst wenn sie Materialien verschiedner Art vor sich sehen. Einige nehmen immer Sandkörnchen, andere immer Splitter von Tannennadeln. Sie lieben die Uebereinstimmung! Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie nicht nach Noth und Laune mehrere Arten benutzen, denn kaum wird Ein Futteral gefunden, das dem andern ganz gleich ist. Man findet Futterale,

die vorne ganz aus Sand, hinten ganz aus Grasspitzen bestehen. Manche scheinen sogar zur Arbeit, zum Bauen zu faul zu seyn. Sie kriechen nur in einen Strohhalm hinein, und, ist er zu kurz, so heften sie hinten noch ein Stückchen an. Aber warum sie bisweilen unten, oben, an den Seiten gespaltene herausragende Rohrstängelstückchen anbringen, ist schwer zu errathen. Daß sie vorne weit herausragende Holzstückelchen anbringen, mag daher kommen, weil sie den vordern Theil leichter machen wollen. Alle sind inwendig mit Seide ausgefüttert. Alles was empfindet, liebt das Weiche, Bequeme! Es bauen auch lange nicht alle schön und gleich geschickt. Geräth's nicht, so bessern sie es aus. Man kann, denn sie sind nicht schüchtern, zusehen, wie sie Stückchen von Blättern abbeißen und den Bau zuvörderst anfangen. Hinten lassen sie es offen. Ist's fertig, so guckt das Thierchen mit einigen Vorderfüßen vorne heraus, kriecht am Boden damit hin und her oder an Pflanzenstängeln herauf. Sie haben dann ziemlich schwer zu schleppen. In Gefahr ziehen sie sich schnell hinein. Man kann sie mit einer Nadel von hinten heraustreiben oder vorne herausziehen, sie kriechen aber schnell wieder hinein; hindert man sie daran, so fangen sie, das alte verloren gebend, sogleich wieder ein neues zu bauen an. Maul und Füße sind ihre einzigen Arbeitswerkzeuge. Eben darum will man ihre Kunstarbeit nur für eine Instinctarbeit halten. Wir begreifen aber nicht, daß der Instinct als blinder Trieb mit zwei schlecht scheinenden Werkzeugen mehr als der Verstand mit den besten sollte ausrichten können, weil der Instinct die schlechten Werkzeuge nicht verbessert. Ihr Verstand ist in solchen Dingen groß, ist darin concentrirt. Der Mensch zersplittert den seinigen.

Die Kunst der Larve des Ameisenlöwen scheint nicht so groß zu seyn, allein es offenbart sich in ihm ein Sinn ganz anderer Art, der auf freies Erkennen der Umstände und Benutzung augenblicklich gegebener Umstände oder auf Klugheit und List hindeutet. Weil er sich nur rückwärts schnell bewegen kann, so kann er nichts erjagen. Darum macht er sich eine Grube im Sand, streckt die großen Zangen heraus, und wartet bis irgend ein Insect, eine Ameise an der trichterförmigen Wand herunterglitscht. Die Ameise merkt die Gefahr augenblicklich

und strengt sich an, wieder heraufzukommen, aber der Löwe wirft Sand auf sie, so oft, so viel, daß sie herunterrutscht. Nun packt er sie mit seinen heillosen Fängern, zieht sie herunter, saugt sie aus, und wirft den Balg über den Rand hinaus. Muß er in einer Grube zu lange auf Raub warten, so macht er an einem andern Orte eine andere. Er ist bald mit einer fertig. Findet er beim Graben Steinchen, so wirft er sie über den Rand, oder treibt sie in die Wand hinein. Die Grube ist trichterförmig, etwa einen Zoll tief und einen Zoll im Durchmesser. Es gibt aber größere und kleinere. Hält man Ameisenlöwen im Hause in einem Kasten mit Sand, so machen sie ihre Gruben nahe bei einander. Begreiflich muß man sie füttern. Sie nehmen Ameisen am liebsten, auch Raupen, Fliegen, Kellerasseln an. Das Thierchen ist gescheidt. Es ist gewiß, daß es seinen Fütterer kennen lernt, und daß die einen ihn schneller als die andern kennen lernen, was bei keinem einzigen der frühern Thiere so entschieden auftritt. Sie nehmen ihm das Futter zwischen den Fingern heraus, und kommen, wohlsehend, hervor. Füttert man sie zu bestimmter Zeit, so kommen sie sogleich hervor, sobald man sich naht, und warten aufs Futter. Todt hingeworfene Thiere lassen sie liegen; sie gehen also, wie die Adler, kein Aas ein. Größere Thiere, die sie nicht sogleich übermeistern können, schlagen sie zuerst an den Wänden herum. Gegen Bienen müssen sie einen fürchterlichen Kampf bestehen. Es ist der Kampf des Löwen mit dem Tiger oder des Tigers mit dem Elephanten! Käfer geben ihnen wegen der hornigen Decke viel zu schaffen. Sie werden im Kampfe todmüde und müssen ausruhen. Man nimmt in der Schnelligkeit der Verfertigung des Trichters und der Geschicklichkeit in der Raublust und Gewandtheit, im Wahrnehmen der sich nahenden Beute u. s. w. bedeutende Unterschiede wahr. Schon steht ihr Merk- und Denkvermögen auf verschiedenen Stufen. Ganz gleiche Geschicklichkeiten besitzt die Ameisenmücke.

Auch diese Classe muß sich verpuppen, aber auch sie verliert wie die der Schmetterlinge durch die Verwandlung allen Kunstsinn, beinahe alles Bewußtseyn. All ihr geistiges Guthaben ist dahin. Ihre beinahe einzige Kunst ist noch, sich wie ein Kind aus den Windeln zu winden. Alle kommen geflügelt heraus.

Die uferhaften Eintagsfliegen, die man Einnachtsfliegen nennen sollte, weil sie am Abend nach Sonnenuntergang aus der Puppe herauskommen oder geboren werden, nur die Eine Nacht überleben, und am Morgen schon vor dem Frühroth todt am Ufer, in das sie schnell noch vor dem Sterben ihre Eier gelegt haben, beisammen liegen, strömen gerade nach ihrem Herauskriechen aus der Puppe alle dem Lichte, dem zu findenden Kerzenlicht zu. Sie schauen's gerne wie neugeborne Kinder und kreisen leuchtend um dasselbe herum. Der lebendige Kreis ist dann lauter Licht. Stellt man mehrere Lichter auf den Tisch, so bilden sich mehrere wimmelnde Kreise, eigentliche Sphärentänze. Woher diese Entzückung in der Nähe des Lichtes? wozu? Das Licht muß ein Wunderding seyn! In der Natur ist Alles bedeutungsvoll, das Kleinste ist auch das Größte, das Geringfügigste zugleich das Wichtigste.

Im geflügelten Zustande sind die Wasserjungfern, Teufelsnadeln, wahre Amazoninnen, kriegerische Weiber. Fast blitzschnell stürzen sie schwebend in allen Richtungen immer an den Wassern herum, und stoßen raublustig auf alles Lebendige, was sie übermeistern zu können Hoffnung haben.

Offenbar stehen also die Larven dieser Classe höher als die der Schmetterlinge. In der Frühlingsfliege zeigen sie noch mehr Kunst im Benutzen der Umstände, im Ameisenlöwen unläugbar mehr Anfang des Bewußtseyns und der Menschenkenntniß. Wie schön ist ihre Unterscheidungsgabe schon ausgebildet!

Wiederum eine Insectenclasse, unsre achte, die mit Kunstsinn hoher Art schon ziemlich viel Bewußtseyn der Welt kund thut, aber keine Verwandlung bestehen muß, sind die Spinnen. Die Thierleiter von unten herauf angeschaut, sehen wir sie wirklich schon weit oben, und beinahe möchte man glauben, daß ein kleines, oder auch jedes andere Thier nicht viel weiter hinauf rücken könne. Es ist aber von zu unterst und zu oberst, von der Erde und Sonne her, eine so unendliche Menge von Geist, von Psyche ausgegossen, und die Leiter ist so hoch von der Erde bis zum Himmel, vom Eingeweidewurm bis zum Menschen, daß wir sie mit der Jakobsleiter, auf der Engel Gottes, Erd- und Himmelsgeister auf- und niederschwe-

ben, auch psychisch, nicht nur in Betreff der schönen Formen gar wohl vergleichen mögen. Eben die Spinnen sind ja die vielberühmten Weberinnen der alten und neuen Zeit, haben dadurch die Aufmerksamkeit aller Naturforscher auf sich gezogen, und hätten es sowohl als die Cicade verdient besungen zu werden. Sie wären es vermuthlich auch, wenn sie nicht manchen Menschen durch ihren dicken Bauch und lange Beine, so wie durch unbekannte antipathetische Geheimnisse ihrer und unserer Natur, Ekel erregten. Der Widerwillen nicht weniger Menschen ist unüberwindlich und durch keine Grundsätze noch Belehrung aufzuheben. Minder Ekel erzeugen für viele die Raupen, deren emsiges vielfüßiges Kriechen und Krabbeln ebenfalls unangenehm anspricht. Sympathetisch erregen die Spinnen dafür in andern ein Wohlgefallen; darum können sie schon völlig zahm gemacht werden. Nicht Ein früheres Thier war so zähmbar. Es ist jedoch auch möglich, daß man in ihrer Kunst einen Mechanismus, höchstens Technik ohne Verstand und Willen gesehen, doch stellten die Alten sie mit Recht als Künstlerin hoch. Das Meiste bezieht sich aber nur auf die Kreuzspinne. Das ist einerlei: immer repräsentirt das Vollkommenste seine Gattung und Art. Wir untersuchen zuerst die Künste der Spinnen, sodann anderartige Talente derselben.

Sie haben ein scharfes Gebiß, lange Beine, die, abgerissen, noch eine Weile zittern, einen dicken Bauch, und acht einfache Augen, mit welchen sie nicht gut sehen. Die meisten leben im Trocknen und können nicht schwimmen; desto schneller sind ihre Füße zum Laufen. Sie nähren sich von Insecten. Die einen fangen solche im Sprung wie ein Löwe die Gazelle, andere rennen ihnen (schnellfüßige Achilleus!) nach. Viele spinnen und spannen ein Netz zum Fangen. Alle Spinnen können spinnen, allein viele spinnen nur Eiersäcke.

Sie leben nur in der ersten Jugend, und zwar eben in einem Eiersäckchen, in welchem sie schon aus den Eiern kriechen, beisammen. Ist's Säckchen zerrissen, so strömt ein Heer feingebildeter, netter, gelber Thierchen, wie Köpfchen von Stecknadeln so klein, heraus. Flink vertheilen, zerstreuen sie sich, um einander in ihrem ganzen ziemlich langen Leben niemals wieder zu sehen. Die Geschwisterliebe ist auf einmal zu Ende,

und das herrliche Geschwister= und Freundes=Abschiedswort: auf Wiedersehen! hat für sie weniger als für irgend ein Thier, zu Land und zu Wasser, Bedeutung. Mann und Weib nur sehen einander auf Minuten, und nur mit Lebensgefahr des erstern.

Jede sucht sich einen Aufenthaltsort, und lebt einsam der Kunst und dem Raube. Schade, daß sie dieselbe in dessen Dienst setzen muß, gut aber, daß sie sehr lange hungern kann, und zur Mäßigkeit geschaffen ist, denn die in Winkeln von Häusern und Scheunen wohnenden müssen oft Wochen und Monate lang auf Beute, auf eine ins Netz kommende Fliege warten. Keine leidet die andere, vermuthlich aus Brodneid, in ihrer Nähe. Sperrt man sie zusammen, so entsteht bald ein leidenschaftlicher Zank, in welchem sie einander die Beine ins Gesicht schlagen. Die Ueberwinderin umwindet die zu todt gebissene mit den dieser und sich selbst abgebissenen Beinen, setzt sich darauf und saugt so lange daran, bis der Klumpen ein Klümpchen, hart wie Stein, und klein wie eine Rosine geworden. Nun kann sie wieder etliche Monate hungern, aber ein so langer Hunger macht sie dünn, jedoch nicht schwach, so daß sie dennoch, in einem Kampf mit einer satten, Siegerin werden kann, wie wenn der Hunger, wenn nicht ihre Kräfte, doch ihren Muth bis zur Verzweiflung gesteigert hätte. Mit Bienen ist der Kampf bald zu Ende. Beide sind bald von Stich und Bissen todt. Begreiflich muß der Versuch in der Gefangenschaft gemacht werden, denn augenblicklich hätte eine Biene das stärkste Netz zerrissen. Schmetterlinge umschwirren sie schnell wie ein Rad mit einem breiten Bande, um sie augenblicklich zu binden, sonst zerschlügen sie ihnen das ganze Netz. Ihr Gefühl ist sehr zart; berührt man ihr Netz, so empfinden sie es lebhaft.

Die Kreuzspinne setzt sich irgendwo. Sie will von der Höhe eines Hauses, etwa zu einer Kugel oder einem Standbilde auf einer Brunnensäule, einen Faden ziehen. Es fragt sich, weil sie nicht fliegen kann, wie sie solches bewerkstellige. Die eine Ansicht sagt: sie kann einen herausgezogenen Faden zertheilen. Einen Theil befestigt sie am Hause, den andern läßt sie fein im Winde flattern, bis er sich am Ende irgendwo ansetzt, und wegen seiner Klebrigkeit haften bleibt. Sodann geht sie am schlap=

pigen Faden wie über eine schwankende Drathbrücke hinüber, und zieht beim Gehen einen straffen Faden mit. So soll sie alle Strahlen ihres großen Netzes machen, die oft an drei bis vier Häuser in langen Fäden durch die Lüfte auf und ab seitwärts gezogen sind. Sind diese gemacht, so geht sie in die Mitte des einen Fadens, und marschirt dann in vollkommner Spirallinie um diese in immer größern Entfernungen herum, wodurch der Einschlag oder die Querfäden entstehen, weil sie, während sie geht, immer einen Faden zurückläßt. Eine andere Ansicht sagt, daß sie willkürlich an jeden Ort einen Faden abwärts, seitwärts, aufwärts schießen können. Kaum glaublich, und dennoch wahrscheinlicher, weil das unbestimmte und unbestimmbare Flattern des Fadens in der Luft in die Regelmäßigkeit des Netzes nicht passen will, und die Natur denn doch nicht in dem Grade und in der Art mit der Spinne übereinstimmt, daß bei ihr der Zufall zur Regel würde.

Einer vollkommnen Seiltänzerin gleich spaziert sie dann, sich fest mit den Beinen haltend, auf dem schmalen Fädchen. Gewöhnlich sitzt sie im Mittelpunkte. Sieht sie auch den ins Netz gekommenen Raub nicht, so fühlt sie doch die Erschütterung und die Richtung, in der das Fühlen gekommen, so schnell, daß sie wie ein Blitz und raublustig über die Beute zu ihr stürzt und sie erfaßt. Soll ein Faden etwa an eine Wand gerade ausgezogen werden, so setzt sie nur einen Punkt Saft an, und läuft vorwärts. Wie geschmolzenes Glas sich ausziehen und spinnen läßt, also dieser ihr Saft.

Die andern Arten spinnen ebenfalls je nach ihrer Art und Kunst. Die Hausspinne webt in Stuben- und Kammerwinkeln sehr künstlich ein aus mehreren Schichten von Fäden, die kreuzweise übereinander liegen, also ein ganz dichtes und undurchsichtiges Netz. Sie sitzt immer im Winkel wie in einer Zelle, und lauert. Den Raub holt sie in ihren Winkel.

Die Wasserspinnen machen ein weißes dickes Gespinnst, groß wie ein halbes Taubenei, wie eine Taucherglocke unten offen, und befestigt es an Gras. Oft kommt sie herauf, holt Luft, füllt damit ihre Glocke, setzt sich in diese und lauert. Diese müssen sich häuten. Diese Spinne soll förmlich schlafen können.

Die Minirspinne macht erst noch mit einem eigenen Kunst-

sinn Gänge in die Erde, und eine bewegliche Thüre, die sie öffnen und schließen kann. Das Thürchen ist aus Erde und Fäden gemacht, auswendig grob gearbeitet und eben, inwendig glatt, erhaben, mit Seide überzogen. Von diesem Ueberzug gehen von der obern Seite her Fäden ins Gewebe des Ganges. So hängt das Thürchen gerade wie ein Fallthürchen an Seilen, und fällt durch sein eignes Gewicht zu. Will man das Thürchen aufheben, so wehrt sie sich. Die Atlaßspinne macht sich eine Hülle von Seide, darin zu überwintern. Eine neue psychische Entdeckung, neue vielbedeutende Vorherfühlung oder Sehung!

Alle spinnen ein rundes, schneeweißes, oder heiterschwefelgelbes, oder prächtigzarthimmelblaues Eiersäckchen, und lieben demnach nur sehr schöne helle Farben. Zu ihren Eiern tragen sie warme Anhänglichkeit. Diejenigen, welche das Säckchen an eine Wand hängen, bewachen es, bis die Jungen ausgekrochen, andere schleppen es immer mit sich herum, und halten es so fest, daß man es ihnen kaum entreißen kann. Müssen sie es sich entreißen lassen, so suchen sie es bald wieder auf. Am unnachgiebigsten ist die Wolfsspinne; ohne dieses Säckchen ist sie nicht muthig. Nur die Mutterliebe macht sie keck. Im Ganzen genommen sind die Spinnen furchtsam und flüchten sich eiligst. Wie schnell sind diejenigen, die auf Wiesen über Gräser und Kräuter Gewebe machen, verschwunden, wenn man sich naht? Wandab stürzt eine braune Art an einem solchen Faden, so oft Gefahr droht.

Alle ohne Ausnahme sind schlimme Raubthiere. Die ärgste Mörderin ist aber doch vielleicht die Kellerspinne, die andere Spinnen, und selbst ihresgleichen erwürgt. Die Wasserspinnen begucken und betasten einander, wenn sie zusammen kommen, und sperren die Scheeren gegen einander auf. Ganz eigen ist das Verhältniß des Weibes zum Manne. Der Mann sucht, wie es seyn soll, das Weib auf. Er liebkost. Es ensteht ein Kampf, der Mann siegt, die Begattung geht vor sich, dann aber fällt das Weib über ihn her, übermeistert ihn gewöhnlich, und frißt ihn auf. Unerhört in der Natur!

Allgemein bekannt ist die Hausspinne als Wetterprophetin. Sie empfindet die feinsten Abwechslungen der Witterung. Je

nachdem sie sich äußert, wird aus ihr vorausgesagt. Bald spinnt sie, bald nicht. Bald schaut sie in den Winkel, bald aus diesem heraus. Bald streckt sie ihre Vorderbeine weit hervor, bald nicht. So kündigt sie gewisse atmosphärische Vorkommnisse an. Quatermere d'Jsonville, als Patriot in Holland gefangen, ließ, durch eine Spinne belehrt, seinen Ideegenossen, den Franzosen, wissen, daß das unter Wasser gesetzte Land bald fest gefrieren werde, und sie einmarschiren können. Sie blieben vertrauend, wartend an der Gränze stehen, und zogen dann, nach der Erfüllung der Prophezeyung, sogar mit schwerer Artillerie, über das Eis ins Land ein.

Alles an der Spinne, ihre widrige Gestalt, ihr geschlechtliches Thun, ihre Vorempfindung der Witterung oder vielmehr Empfindlichkeit für alle Veränderungen in der Atmosphäre, deutet auf ein Nachtwesen, auf eine Art Mondsüchtigkeit, auf ein magnetisches Verhältniß, ihr Einsiedlerleben auf einseitige Bildung und Kränklichkeit. Ja noch mehr:

Die Spinne kann völlig zahm gemacht werden. Graf Lauzun in der Gefangenschaft bewährte es. Lauzuns Spinne nahete sich, wenn er ihr rief, kannte ihn wohl, hörte ihn, kam auf seinen Ruf hervor, nahm Fliegen aus seinen Fingern. Geschenke machten sie freundlich und dankbar. Sie gewann die Kenntniß eines Menschen, und legte alle Furcht vor ihm gänzlich ab. Von keinem der frühern Thiere wissen wir, daß es die Stimme des Menschen versteht. Dieses allein schon hebt die Spinne plötzlich auf eine höhere Stufe. Wie wir die Vorempfindung der Witterung für reinphysiologisch halten konnten, so könnten wir die Erziehungsfähigkeit der Spinne für reinpsychologisch halten, weil nur Gedächtniß, Einbildungskraft, genaue Unterscheidung des Menschen von sich selbst oder die Erkennung zweier Persönlichkeiten die Möglichkeit der Zähmung bedingt; allein es läßt sich nicht annehmen, daß die Spinne alle andern Menschen ebenfalls erkennte. Sie kannte nur den Lauzun, die übrigen nicht, und folgte ihm wie im Traume. Nur mit Lauzun stund sie in Rapport, in Wahlverwandtschaft. Vielleicht würde sich gar Niemand als er, oder wenigstens sonst Niemand, in diesem Grade mit ihr haben befreunden können. Sein eigener, durch die Gefangenschaft gesteigerter Nervenzustand, und

seine gefangene, einsiedlerische Seele war selbst spinnenartiger geworden. Wahrscheinlich wäre auch ein Silvio Pellico, sich mit ihr zu befreunden, geeignet gewesen. Es läßt sich jedoch auch annehmen, daß nicht alle Kreuzspinnen so zähmbar seyen. Wir können demnach hier die erste Spur von Idiosynkrasie oder Individualität sehen. Den Kerkermeister wird sie nicht erkannt haben. War er roh, so war kein Seelenrapport mit ihm möglich. Ja, die Spinne thut wohl, wenn sie nicht Allen traut. Der Dienstmagd mit dem Kehrwisch ist allerdings nicht zu trauen. Gewiß hat die Spinne alsobald das von Lauzun Gelernte wieder vergessen, als Lauzun nicht mehr bei ihr war, das heißt jedoch nur, daß die Beziehung zwischen ihr und ihm aufhörte, das Band zerrissen, sie wieder losgelassen und sich selbst wieder gegeben war.

Die Skorpione haben mit den Krebsen und Spinnen Aehnlichkeit. Wir kennen sie nur physiologisch. Ihr Stich tödtet Fliegen und Käfer. Ganz phlegmatisch senken sie den Stachel ein. Das Gift wirkt auf höhere Organismen verschieden. Ein mehrmals gestochener Hund starb, ein anderer, sechzehnmal gestochener, schrie nur jedesmal auf. Eine gestochene Maus schrie, biß im Zorn den Skorpion todt, blieb aber selbst gesund.

Als oberste oder neunte Classe der Insecten kommen uns die Wespen, Bienen, Ameisen und Termiten entgegen. Wie es ungewiß seyn mag, welche Arten von Insecten die unvollkommensten, so auch, welches da seyen die vollkommensten. Wir sind bei den Insecten im Falle wie bei den Würmern, doch glauben wir richtig zu stellen.

Drei Dinge sind es, die uns hier als völlig neu scheinend in Erstaunen setzen: die Architektonik, die Verfassung und die Geschlechtsform. Auch die Wespen fangen tief unten, fangen so tief als möglich, ja noch unter den Engerlingen an. Sie sind Maden, ohne Verstand und Selbstständigkeit, noch Selbstthätigkeit. Sie verwandeln sich dann förmlich, und treten, worauf wir zuerst Rücksicht nehmen müssen, größtentheils als geschlechtslos, wie sie vorher waren, doch körperlich vollkommen gebildet, aus der Puppe hervor; andere treten als Männer auf, nur sehr wenige als Weiber. Letztere legen Eier, die Männer sind zur Befruchtung bestimmt. Wozu diejenigen, die

geschlechtslos bleiben? Es müssen die drei Seelen: geschlechtslose, männliche, weibliche, Verschiedenes seyn und üben.

Wir finden in der Classe der Wespen noch solche Arten, die im Sinn und Geschick noch mit den Spinnen, ihren unmittelbaren Vorgängerinnen, verwandt sind, und die kunstreichern recht eigentlich vorbereiten.

Die Schlupfwespe hat als Larve noch die Geschicklichkeit, gar nett zu spinnen. Sie spinnt mit allen ihren Geschwistern, aus den Eiern gekrochen, für sich und alle eine gemeinsame seidene weiße Hülle. Als Schlupfwespe legt sie ihre Eier in Raupen, in jede eins. Dann vergräbt sie dieselbe. Sie ist klug. Nimmt sie mehrere zusammengewickelte Blätter wahr, so beißt sie ein Löchelchen drein, und untersucht mit den Fühlhörnern, ob etwa eine Raupe drinn stecke. Kann sie an einer Stelle nicht zurechtkommen, so versucht sie es an einer andern. Die Thatsache, daß die Raupen, in die sie die Eier legen, noch lange leben, und bei noch lebendigem Leibe von den jungen Larven aufgezehrt werden, ist uns unangenehm. Beinahe wie die Schlupfwespe macht's der Feldraupentödter. Er macht ein Loch in den Boden, und schleppt Stubenfliegen hinein, macht Gänge und legt in jede eine Kreuzspinne für seine Maden.

Die Sandwespe zeichnet sich rühmlich aus. Sie gräbt gerade, wie ein Hund, der nach Erdmäusen gräbt, mit den Füßen, und wirft die Erde hinter sich; den dadurch entstandenen Staubhaufen wirft sie dann noch besonders weg, sobald er sie hindert. Kann sie härteren Boden mit ihren Füßchen nicht abkratzen, so beißt sie Stückchen für Stückchen ab, und trägt sie ziemlich weit auf die Seite. Ist das Loch fertig, so holt sie eine Spinne oder Raupe, beißt sie in den Hals, lähmt sie so, und zieht sie in die Höhle. Ist diese für den Raub zu klein, so erweitert sie sie. Wirft man ihr etwas hinein, so wirft sie es summend wieder heraus; findet sie bei ihrer Heimkunft ein hineingeworfenes Insect darin, so wirft sie auch dieses heraus, und zieht das ihrige, selbst errungene, vor. Geschenke will sie nicht. Alle Insecten fallen um, wenn sie sterben, und ziehen die Füße zusammen. Die Sandwespe bleibt auf den Füßen stehen, und sieht gestorben wie vollkommen

lebendig aus. Man wagt nicht, sie anzugreifen. Thut man's, so findet man ein vertrocknetes Ding. Warum stirbt dieses Thier stehend? Ist's Naturlaune? Die Pferde schlafen stehend. Der Schlaf ist ein Bruder des Todes, und umgekehrt.

Mehrere Wespenarten machen sich Zellen ganz allein. Eine Art sperrt in jede Zelle eine Spinne und mauert dann zu. Klug beißt sie der Küchenschabe (blatta orientalis) Flügel und Beine ab, was sie andern kleinen Insecten, die sie leicht hineinsperren kann, nicht thut. Dieser blinde Instinct sieht sehr wohl. Die Mauerwespe kratzt mit den Kiefern Mörtel ab, macht mit Wasser seinen Teig daraus, knetet ihn mit den Vorderfüßen, und setzt ihn dann an den Rand ihres etwa zwei Zoll tiefen Loches an. Zellen bauen sie aus Erde, Sägmehl, Blättern. Höher als diese und als die Hummel und Hornissen, die schon Wohnungen in der Erde bauen, und gemeinsam unter einem Oberhaupte leben, und, wenn Feldmäuse, Iltisse u. s. w. ihren Bau zerreißen, und Larven und gesammelten Honig und selbst viele Hummel oder Hornissen auffressen, so daß dann die übriggebliebenen ihr Troja oder Jerusalem wieder flicken oder frischweg wieder aufbauen müssen, stehen die Papier- und die Erdwespe.

Die Wohnung der Papierwespen sieht wie graues Fließpapier aus, ist ein ganz außerordentlicher Bau, und ganz nach den gegebenen Umständen eingerichtet. Sie bauen an verschiedene Orte, oft in Scheunen und Estrichen unter das Dach, oder in hohle Bäume. Ihre sechsseitigen Zellen bauen sie von oben herunter, eine an der andern, die Oeffnung unten und ein wenig weiter. Die Eier werden in die Zellen gelegt, die Larven mit unsäglicher Sorgfalt gefüttert. Diejenigen, in welchen die Puppen liegen, haben einen Deckel, ihren Schlaf nicht zu stören. Die Zellen, viele nebeneinander, liegen wie Stockwerke übereinander; durch alle geht ein Wendelbaum, so daß das Werk ein Hängwerk ist. Man findet oft unter einem Scheunendache mehr als ein halbes Duzend. Einzelne haben mehr als einen Schuh Durchmesser.

Die Erdwespen, die gern zu den Fleischbänken und Küchen kommen, Fleisch, besonders Leber, abzubeißen, zu fressen, und ein großes Stück erst noch mit nach Hause zu nehmen, bauen sich

ebenfalls in Gemeinschaft einen Bau, eine Stadt mit Gemächern und Straßen, doch in die Erde, und umschließen Alles mit einer papiernen, einen Zoll dicken Mauer. Das Ganze ist ziemlich rund, wie vom Baumeister entworfen, und hat ebenfalls etwa einen Schuh im Durchmesser. Weil sie von oben nach unten bauen, so müssen auch sie ein Hängewerk machen. Sie bringen aber mehrere Säulen an, so daß sie bequem hin und her, wie in Gängen, spazieren können. Sie sammeln keinen Honig für die Zukunft; die Waben dienen nur für die Maden; für diese bauen sie gewiß bei sechs oder achttausend Zellen, denn ihr Staat ist groß. Oeffnungen verbinden alle Stockwerke miteinander, Treppen haben sie keine nöthig, darum machen sie keine. Nöthiges ist nichts vergessen. Das Papier zur Wohnung machen sie aus Holzspänen, beißen solche ab, kneten sie mit Wasser, machen einen Brei, und formen mit dem Munde Kügelchen, die sie dann im Bau verarbeiten. Daß sie wohl wissen, was sie thun, erhellet daraus, daß sie gerne, um ihre Arbeit abzukürzen, Papier selbst anpacken, an das die ersten doch nicht gewiesen seyn konnten. Die einen arbeiten, andere gehen auf die Jagd. Sie holen Säfte von süßen Gartenfrüchten, Birnen und Trauben und Fleisch. Von Bienen, über die sie Meister werden, bringen sie nur den weichen Hinterleib. Sie füttern einander aus dem Munde, wie Mütter es etwa mit Kindern, Kinder mit Kindern, und Verliebte, die kindisch thun, machen. Die arbeitenden werden wohl bedacht. Die Männchen arbeiten mit. Der ganze Bau ist innert einiger Monate gemacht und zahlreich bevölkert. Die Arbeiter sind am kleinsten, die Männer zweimal so groß, die Königinnen etwa sechsmal. Diese schauen oft bei den Zellen oder Wiegen nach, in deren jeder Ein Junges ist, und äzen sie wie Vögel ihre Jungen. Hiebei helfen ihnen die Arbeiterinnen. Zuerst geben sie den Maden einen Saft, dann festere Nahrung, wie gute Erzieherinnen. Die größer gewordene Made kann sich doch einen Deckel machen, den sie, wenn man ihnen denselben zerbricht, wieder ersetzen. Die Männchen nehmen sich ihrer nicht an, doch putzen sie die Zellen, werfen die Hüllen der Puppen heraus, schaffen die Todten weg, helfen einander, zerstückeln zu schwere Lasten. Es fehlt aber viel,

daß in diesem Staate völlige Ordnung wäre. Die Arbeiterinnen zanken bisweilen wie beim babylonischen Thurmbau, entweder unter sich, oder mit den Männern. Letztere müssen der Ueberlegenheit weichen. Naht sich der Winter, so ahnen sie den Untergang des Staats, verjagen die Männer und werfen sogar Maden hinaus. Nur einzelne Weibchen retten sich durch den Winter. Sie säen nicht und sammeln noch nicht in Scheunen, und gehen verloren. Bei Regenwetter, das sie, wie alle Thierchen dieser Classe, hassen, fliegen sie nicht. Dann entsteht Hungersnoth. Die Wespen haben mehrere Königinnen. Eine, die den Winter überlebt, kann Stifterin eines neuen Staates werden. Die Königinnen gelten ihnen nur als Mütter, nicht aber als Herrscherinnen, darum ist mehr Feinheit in der einzelnen Wespe, darum aber auch nicht so viel Ordnung in ihrem Stock und Reiche. Wie anders ist's unter den Honigbienen, Ameisen und Termiten!

Alle Wespen sind edel geformt, besonders schön ist ihr Kopf, ihr Hinterleib schlank. Ihr Temperament ist sanguinisch cholerisch. Die Erdwespe ist reiner Choleriker. Wir kennen außer den Honigbienen noch mehrere Bienenarten, die jedoch nicht nur nicht an die Honigbienen, sondern noch lange nicht einmal an die Papier- und Erdwespen reichen. Die Grabbiene, die sich ein Erdloch gräbt und es wegen der Ameisen zuschließt, Honig sammelt, ihn zuunterst aufbewahrt, und die Jungen damit füttert, lebt noch einsam. Die Ballen-, die Seide-, die Wolle-, die Wand-, die Holz-, die Horn- und die Mauerbiene bauen alle schon künstlich, richten sich im Bau nach den Umständen, kämpfen um ihn gegen Eroberungslustige, ringen mit diesen, und tummeln sich wie Straßenjungen miteinander auf dem Boden herum. Die Sandbiene muß ein guter Geograph seyn, denn stundenweit finden sie den Heimweg, wenn sie in einer Sandgrube ein Körnchen geholt haben. Die Tapezirbiene macht sich so artige Düten, als Menschen sie machen könnten. Alles jedoch, was diese machen und thun, wird von den eigentlichen Honigbienen weit übertroffen.

Die Honigbienen, sie sind die vergötterten Sonnenkinder, sie die goldenen Mücken, die schon Viele wie einst Virgil begeistert haben, sie die halbheiligen Wesen, welche man für würdig

genug hielt, dem neugebornen Kindlein Zeus auf Ida Honig auf die Lippen zu setzen, ja sie die guten Bürgerinnen, deren Zusammenleben Mandeville zum Vorbild der besten menschlichen Staatsordnung gemacht hat, deren Pietät gegen ein Wesen ihresgleichen uns in Erstaunen, deren Kunst uns in einen unergründlichen Abgrund versenkt. Ja, hier ist das große Räthsel. Hic Rhodus, hic salta! wird eben hier dem Psychologen zugerufen. Hier müsse man dem Thier, einem Thierchen, einem noch so tief stehenden Thierchen übermenschliche Intelligenz zueignen, was doch ja nicht geschehen dürfe, oder aber Alles für baaren Instinct erklären. Hier sey demnach die gefährlichste Klippe. Wir erwiedern vorerst darauf Folgendes:

Es ist nicht richtig, daß erst hier die Klippe aus dem Meere tauche, daß sie sich höher hebe als in tiefern Arten, daß hier ein Sprung zu machen sey. Alles, auch das Auffallendste an den Bienen, ist schon vorbereitet. Wir sahen, um uns so auszudrücken, Bienenanfänge schon in den Infusorien; wir nahmen solche im Bauen der Muschelthiere wahr; wir schauten solche in den Raupen, Käfern, Frühlingsfliegen und den Spinnen, und in dem wunderbaren Haushalt mancher Krebse. Den Bienen stehen die Wespen zuallernächst. Alles ist Eins. Ein Sprung ist nicht vorhanden, und die Bienen stehen nur eine Stufe höher, und darum nur scheint eine Kluft gegeben, weil man die tiefern Arten fast gänzlich ignorirt. Zugleich stellen eine Menge Thatsachen die Denkkraft oder Unterscheidungsgabe der Bienen außer Zweifel. Alles Thun des Thieres ist Unterscheiden oder Denken, und Unterscheiden im Fühlen, im Vorstellen und im Begreifen sind nur Stufen. Fühlen und Vorstellen sind die Stufen der Bienen als einer Classe, die sich der Mitte der Thierleiter naht.

Wie viel ist über die Bienen geschrieben worden! Wir dürfen das eigentlich Naturgeschichtliche voraussetzen, und uns enger ans Psychologische halten. Wir geben zuerst einige mehr und minder, oder auch unbekannte Thatsachen, und fügen eine allgemeine Anmerkung bei.

Alles Thun der Bienen deutet auf ein Unterscheidenkönnen, auf ein Denken und Nachsinnen, auf Ueberlegungen, darum immerfort Aenderungen in allem ihrem Thun und Lassen.

Oft bereiten sie sich lange aufs Schwärmen, auf den Auszug des jungen Volkes vor. Nur die Jugend will und soll reisen. Bisweilen zieht sich der Bart von dem Flugloche wieder hinein, und sie wissen nicht was sie wollen. Der neue Schwarm liebt, wie der alte, den Erzklang. Der heiße Sonnenblick des Mittags macht sie cholerisch; am Morgen und Abend sind sie nur sanguinisch, in der Nacht phlegmatisch. Die Furcht derer, die den Schwarm fassen wollen, können sie so wenig als deren Schweiß leiden. Manche Menschen sind ihnen entschieden widerwärtig, andere werden ihnen sogleich lieb. Wer mehrmals faßt, wird ihnen bekannt, und er kann inmitten des wildesten Schwarms und gräßlichsten Gesumms ruhig stehen. Sie thun ihm nichts zu Leide. Wen sie einmal angenommen haben, den haben sie auf immer angenommen. Er kann Händevoll aus einem Stock in den andern thun, und sie werden nur um seinetwillen angenommen, denn jede Biene, die sonst etwa in einen fremden Stock kommt, wird wie eine Heimathlose oder Vagabundin abgewiesen. Also kennen Alle einander vollkommen. Sie haben an dem Bienenvater eben die Anhänglichkeit, die sie gegen die Königinn haben. Der Bienenvater jedoch ist ein Mensch. Sie folgen seinem Worte. Auf sein Geheiß hängen sie sich an sein Kinn als Bart. Legt er ihn auf den Tisch, so kriechen sie herum, stehen still, fliegen auf, nur wie er will. Könnte er sich in eine Bienenkönigin verwandeln, so könnte er, wie eine solche, den Stock ebenfalls regieren, beherrschen. Kein Instinct, wie man ihn gewöhnlich definirt, kann dem Thier gegen einen Menschen gegeben seyn.

Die Kälte macht sie lahm, wie der Hunger! Taucht man hungrigen Frierenden das Köpfchen in ein Honigtröpfchen auf dem Tische, so lecken sie daran, werden wieder fröhlichen Herzens, und machen sich lustig zum Fenster hinaus. Man nimmt wahr, daß die einen viel bälder merken, was man will, als andere.

Birnhonig haben sie nicht so gerne. Honig mit Branntwein vermischt macht ihnen einen Rausch. Dann taumeln sie und fliegen schwankend, und können ihre Heimath nicht finden, nicht erkennen, und die Welt scheint auch ihnen rund umzu-

gehen. Sie lernen diesen Trank, leider! ebenfalls bald lieben, und kommen mehr zu trinken. So verlernen sie aber das Selbsthonigmachen, und werden faul. Hungert sie dann, so wollen sie stehlen, und suchen sich in fremde Stöcke einzuschleichen. Sie werden förmliche Räuber (Raubbienen); so werden selbst Thiere durch unmäßigen Genuß starker Getränke entsittlicht. Der Instinct warnt sie nicht, Grundsätze haben sie nicht, und die Königin kann sie nicht warnen.

Ein in der nordöstlichen Schweiz mit Veltlinerhonig gefütterter Stock wurde zuerst davon ganz freudig. Aber der Honig wirkte auf sie wie Veltlinerwein auf Kinder, die an Obstwein gewöhnt sind. Alles wirbelte in und vor dem Hause. Es war wie bei einem Freudenfeste. Sie schwirrten mit den Flügeln, sausten und brausten und thaten wie rasend. Mehrere Paare ergriffen einander und drehten sich wie ein Kreisel herum. War der Walzer zu Ende, so sanken sie todt und zerstochen nieder. Immerfort packten neue Paare einander an. Als ihnen der Honig mit Wasser verdünnt worden, schadete er ihnen nicht mehr. Auch die betrunkenen fingen an, noch von diesem gewässerten mäßig zu trinken, wurden wieder nüchtern, und der ganze Stock wurde still und ordentlich.

Sind die Bienen sehr hungrig, und setzt man ihnen guten Honig vor, so übereessen sie sich daran wie Kinder und beschmieren sich Gesicht, Hände und Leib, so daß ihre Luftlöchelchen (Athmungswerkzeuge) verstopft werden. Dann kriegen sie Durchfall und sterben.

Warum etwa einmal in einem Stocke ein Krieg entsteht, der nach einem allgemeinen Handgemenge sich mit dem Tode vieler endigt, ist nicht ausgekundschaftet. Jede nimmt ihren Gegner aufs Korn, und balgt sich mit ihm gar mörderlich. Kopf gegen Kopf ringen sie außer dem Stocke gegeneinander auf dem Boden. Die schon im Stocke ermordeten werden herausgeworfen. Mit diesem Bürgerkrieg ist aber die Drohnenschlacht ja nicht zu verwechseln.

Wie sich bisweilen ein stärkeres Reich gegen ein schwächeres erhebt und es überfällt, also ein Bienenstock gegen den andern; der Ueberfall geschieht jedoch immer nur um des Honigs willen. Ohne Widerstand läßt der schwächere sich alle

seine Zellen ausleeren. Die rechtmäßigen Eigenthümer gehen, weil Alles rein ausgeplündert worden, hernach völlig zu Grunde. Man findet dann im Stock nur noch einige Drohnen, die langsam und elend wie verlorne Wächter einer alten verlassenen Burg drinn herumschleichen. Kehrt man einen Stock, worin sich so eben Räuber befinden, um, so fliegen diese, Gefahr und Strafe fürchtend, heraus, die rechtmäßigen Eigenthümer hingegen bleiben unerschrocken und guten Gewissens still und ruhig drinn.

Durch Messen und Rechnen hat man gefunden, daß die Bienen zum Aufbewahren einer gewissen Menge Honig keine geringere Menge Wachs brauchen konnten, daß sie demzufolge vollkommene Rechner und Meßkünstler seyen. Sie richten sich jedoch beim Bauen immer nach dem Raum und den Umständen ein, und können ihre Einrichtung machen wie sie wollen. Sie wollen zwar immer Alles recht machen, aber es geräth ihnen nicht Alles. Manche Zellen mißrathen ihnen ganz, wie wenn dumme oder berauschte mitgearbeitet hätten. Beide machen beim Arbeiten eben nichts Anderes als dummes ungeregeltes Zeug.

Kriechen Schnecken in den Stock, so ummauern sie sie mit Wachs und machen sie unschädlich. Ihre Stacheln würden nutzlos in der Schnecke stecken bleiben.

Durch Eingraben der Stöcke im Winter in den Keller der Wärme wegen werden sie wie die Menschen verweichlicht. Dem Menschen nahe, bekommen sie mehrere Krankheiten, z. B. die Auszehrung.

Die Bienen sehen, hören und schmecken gut, und auch ihr Geruchsinn ist vortrefflich. Sie haben schon eine Zeichensprache, und machen einander Anzeigen. Ihr Ortssinn ist sehr ausgebildet, ihr Gedächtniß treu, ihre Erinnerungskraft schnell, ihre Phantasie muß sehr wirksam seyn.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei ihnen! Alles kommt darauf an, ob unsere Grundansicht von einer psychologischen Stufenleiter richtig sey, ob sich die Thiere durchs Schlafen, Träumen, Schlafwandeln, durchs somnambule Schlafwachen und das wahre Wachen von einander unterscheiden, und auf welche Stufe wir die Bienen mit den vollkomm-

nern Wespen, Ameisen und Termiten stellten. Alle diese Thierchen träumen, alle phantasiren, und die allgemeine Psyche, die ihnen Traum und Phantasie gegeben, wirkt durch diese auf sie und all ihr Thun. Ein Bild beim Bauen schwebt allen vor; es ist das Sechseck. Arbeiten alle in Einem Sinn, nach Einem Bilde, Einer Idee, so kann nur Ein Ausdruck derselben entstehen. Andern schwebt ein anderes vor. Ihre Anhänglichkeit an die Königin ist rein nichts Anderes als sympathetischer Rapport, Ausdruck eines magnetischen Verhältnisses. Die Arbeitsbienen haben kein Geschlecht, oder ihr Geschlecht ist nur nicht entwickelt. Sie sind demnach Kinder. Kinder haben Pietät, haben und sind solche. Ihre Natur ist die Kleinmädchennatur. Würden sie Drohnen, die das männliche Alter repräsentiren, werden — alle Pietät wäre dahin. Die Königin ist das Weib.

Klarer als hier noch muß sich alles Gesagte gerade durch Thatsachen erst noch im Verfolge herausstellen. Wir gehen nun zu den zwei, den Bienen nahe verwandten Familien über.

Unsere Ameisen bauen sich gemeinsame Höhlen in die Erde, und benutzen dazu, je nach ihrer Art, Gras, Holz, Blätter, Steinchen, Schneckenschalen, Tannnadeln. Sie lieben alles Süße: Honig und Pflanzensäfte, und lecken darum die Honigthau ausschwitzenden Blattläuse, denen sie nichts zu Leide thun, ab. Sie gehen auch große Thiere: Mäuse, Schlangen, Frösche an, und fressen alles Fleisch, sie vollkommen skelettirend, ab. Sie kennen auch den Durst, und trinken oft. Auch bei ihnen treten die drei Formen des Geschlechtes auf, doch sind bei ihnen die Arbeiterinnen ungeflügelt, daher den Larven, den Kindern, den Unverwandelten, ähnlicher. Alle Arbeit wird auch bei ihnen meist nur von diesen verrichtet. Bei wenigen arbeiten auch die Männchen, die Weibchen arbeiten bei keiner Art. Die sogenannten Ameiseneier sind die Puppen. Sie lieben sie außerordentlich, und schleppen sie, je nach der Feuchtigkeit des Bodens und dem Sonnenschein, bald herauf, bald herunter, immer zweckgemäß am Morgen, Mittag und Abend nach dem Sonnenstand, Nachts tragen sie sie wieder ins Haus hinein. Gießt man Wasser in den Bau, so werden sie unerhört emsig, und schleppen sie immer auf den höchsten trockensten Punkt,

und wie die Katze die Jungen bald dahin, bald dorthin. Zerstreut man sie ihnen, so suchen sie sie wieder ängstlich zusammen. Sie schlagen ihre Kiefern fest in sie ein, und lassen sich dieselben nicht entreißen, eher sich selbst zerreißen. Zerschnittene Ameisen haben oft vor ihrem (Blumenbach sagt „schmerzhaften") Tod noch mehrere solcher Puppen in Sicherheit gebracht. Den Jungen, die nicht aus der Puppe heraus können, helfen sie wie Hebammen, und streifen ihnen die Häutchen ab.

Sie schleppen Harz und andere Dinge, man weiß nicht warum, in ihre Nester, und scheinen wahre Liebhabereien zu haben, was später z. B. unter den Krähen, Dohlen, entschieden auftritt. Im Ganzen genommen sind sie gewandte, wehrhafte und bissige Thierchen. Sie sperren gegen die Menschen ihre kleinen Waffen auf. Zu schweren Lasten helfen sie einander wie Menschen. Sie bauen sehr ungleich. Jedenfalls bauen die Bienen viel regelmäßiger; diese bauen aber nur Waben, die Ameisen förmliche Wohnungen: Zimmer, Gänge u. s. w. Unsere braunrothen machen Wohnungen, die Sonne, Regen und Feinde abhalten, oben mit einem Haupteingange versehen sind, mehrere kleine Nebeneingänge haben, die sie vor Nacht verschließen.

Alles verdecken sie mit Splittern und Blättern, wie wir unsere Häuser mit Schindeln und Ziegeln. Ist der Morgen schön, so öffnen sie alle, bei Regenwetter nur einige Thüren; fängt's zu regnen an, so schließen sie wieder alle. In der Mitte ist ein großer Saal, in welchen alle Gänge führen. Einige Säulen tragen ihn. Die mehrern Stockwerke haben größere und kleinere Säle. Die Gewölbe sind eigentliche Schwibbögen. Stockwerke hat man schon über vierzig, zwanzig über und zwanzig unter der Erde (das ägyptische Labyrinth im Kleinen!) gezählt. Die Alten sagten ganz richtig, daß die braunrothen nicht an der Sonne arbeiten, was hingegen die braunen thun. Immer wird gearbeitet. Einzelne brechen ab, was andere aufgerichtet haben, und machen es anders, andere fangen nur wie Lehrmeister an, und überlassen die Fortsetzung andern. Ob ein Stückchen Holz zu einem Deckbalken besser, als zu einem Fußboden passe, untersuchen sie, wissen sie. Sie benutzen Alles aufs beste, und richten sich verständig nach den Um-

ständen ein. Am meisten zeichnen sich die kleinen schwarzen aus. Sie pflegen die Maden mit unbeschreiblicher Sorgfalt. Die Arbeiterinnen sind ihre Pflegerinnen, Kindswärterinnen. Man hat solche Maden genommen, und sie mit den besten, süßesten, mit Aepfel- und Birnsäften, Honig, Rosinen und Zucker auferziehen wollen. Vergeblich! sie starben alle. Ihre Pflegerinnen sind ihnen unersetzbar, und ihren Kindesbrei können wir nicht nachahmen.

Bei den Bienen gehorcht Alles Einer Königin, und alle sind an diese gebunden, bei den Ameisen ist keine Königin, kein König, darum ist in ihnen mehr Selbstständigkeit, mehr Republicanismus und Demokratismus. Dort muß der Gehorsam, hier die freie Tugend den Staat erhalten. Die Weibchen, deren mehrere oder viele in Einem Baue, sind nur die Mütter, nicht Herrscherinnen. Ein Regiment von vielen Weibern in Einem Hause, worin Ordnung seyn soll, kommt in der Natur nicht vor. Jede arbeitet für sich. Unermüdlich erfüllen alle ihre Pflichten, wie Taglöhner, pausiren doch bisweilen, nur kürzere Zeit als diese, und sonnen sich ein wenig. Vorräthe sammeln sie nicht. Ihnen gilt das: „gib uns heute unser täglich Brod" buchstäblich, und buchstäblich erweist es sich an ihnen, da sie nicht säen, und nicht ernten und nicht in Scheunen sammeln, daß der himmlische Vater sie dennoch nähre. So ist auch die Praxis des Realen in der Natur möglichst mannichfaltig.

Im Winter ist kein Sammeln möglich; dann fasten sie, schlafen sie. Entschieden tritt demnach hier der eigentliche Winterschlaf, doch nicht nur im Ei und in der Puppe, sondern in ausgebildeten Insecten auf. Männchen und Weibchen sind beflügelt. Zu bestimmter Zeit schwärmen sie miteinander in die Luft hinauf, in Säulenform. Jede Säule kann, aus vielen Tausenden bestehend, zehn und noch mehr Fuß hoch seyn. Sie summen dann, und gleichen dem Heerwurm. Es ergehen sich oft mehrere solche Säulen auf einer Wiese miteinander und fließen zusammen. Was ausgezogen ist, kehrt nicht mehr heim. Die Männchen sterben, die Weibchen werden Stifterinnen neuer Staaten. Es ist aber doch in den arbeitenden eine sonderbare mystische Liebe zu den Weibchen, denn

sie lassen sie nicht gern abziehen. Sie tragen sie bisweilen auf dem Rücken. Weibchen, die sich noch nicht gepaart, haben noch etwas von der Natur der Arbeiter oder Geschlechtlosen an sich, denn sie wollen wie diese den Jungen aus der Puppe heraushelfen; nach der Paarung wollen sie solches nicht mehr. Die Paarung hat also (wie sich's von selbst versteht) auf ihre Psyche Einfluß. (Eine Jungfrau und eine Frau sind verschiedene Dinge!)

Auffallender noch als alles dieses, sind die Kriege der Ameisen. Stört jemand ihren Haufen, so eilen einige augenblicklich hinein, die Anzeige zu machen. Schnell stürzt ein Heer heraus, und schnell tragen andere die geliebten Puppen tiefer herunter. Am deutlichsten kann dieses bei den Roßameisen gesehen werden, weil sie ihren Bau in hohlen Bäumen haben. Sie benachrichtigen einander durchs Stoßen mit dem Kopfe. Die gestoßenen stoßen wieder andere so. Nicht alle merken das Zeichen gleich schnell. Wird der Bau beschädigt, so bessern sie sogleich wieder aus. Sind in der Nachbarschaft andere Ameisenstaaten, so leben sie mit diesen in unaufhörlichen blutigen Kriegen; kommen fremde ins Reich, so bricht ein solcher augenblicklich aus. Sie springen auf die fremden los. Da gilt Waffe gegen Waffe, Leben gegen Leben! Ihre Beißzangen sind ihre Waffen. Sie packen einander am Hinterleibe an und gießen in die Wunde Gift. Die kleinen beißen sich in die Füße der größern ein, die größern erwürgen die kleinen. Keine gibt nach, wenn sie nicht muß. Angegriffene holen Succurs. Freund und Feind erkennen sie wohl. Hat etwa einer in der Kampfwuth den Freund angepackt, augenblicklich läßt er wieder los, und streichelt ihn. Man hat auch gesehen, daß sie Verwundeten zu helfen suchten. Bald ist das Schlachtfeld mit Beinen, Köpfen und Fühlhörnern bedeckt. Die geschlagenen Fremdlinge werden weit verfolgt. Den Kampf führen nur die Arbeiter. Die Weibchen und Männchen verbergen sich oder fliehen. Heimtücke üben sie nicht, aller Angriff ist offenbar. Sie fürchten kein Thier so sehr als ihresgleichen. Feldherren haben sie keine. Jeder nimmt seinen Mann aufs Korn wie in den alten Schlachten beim Handgemenge. Auch hierin zeichnen sich die rothbraunen aus. Diese führen wie die Städte

im Mittelalter Krieg rund um sich her, so daß ein Krieg Aller gegen Alle entstehen kann. Sie stellen Wachen auf hohe Posten, sie rücken in förmlichen Heeren, bei zwei Schuh breit, gegen einander in langen Reihen an. Dann packt ein Heer an; sie wollen nicht nur Feinde tödten, sondern auch Gefangene machen. Die Todten lassen sie liegen, die Gefangenen schleppen sie heim. Der Sonnenuntergang bläst zum Rückzug. Die Nacht ist Niemands Freund. Schlachten bei Hochkirch liefern sie nicht. Sie ziehen in ihre Festungen zurück. Kaum bricht der Tag an und schaut die Sonne wieder auf ihre Wohnung, so rücken sie aufs neue aus, und der Kampf wird fortgesetzt. Mittlerweile geht im Hause selbst keine, nicht die mindeste Veränderung vor, keine Störung wird wahrgenommen, und alles Administrative geht seinen ruhigen geregelten Gang. Während der Schlacht bringen einige Gefangene heim, andere gehen auf die Jagd und die Nahrung. Noch andere bauen. Auch der Regen treibt sie zum Rückzug, Gewitter jagen sie auseinander um so schneller. Das Schlachtfeld riecht von Ameisensäure. Sie spritzten solche einander ins Gesicht. Es haben schon genug der besten sorgfältigsten Naturfreunde und Beobachter, Männer und Kinder solche Kriege beobachtet, und zu gleichmäßig erzählt, als daß sie geläugnet werden könnten, vielmehr sagen neue Nachrichten immer noch Wunderbareres.

Andere Ameisenarten ziehen nie gegen einander so ins Feld, daß sie offene Feldschlachten lieferten. Sie erwarten einander nur in ihren Festungen. Langt der Eroberungslustige vor der Festung an, so rückt die Garnison unerwartet heraus, und sucht den Feind zu umzingeln. Sodann wird die Schlacht außer den Wällen geführt.

Wir führen noch einiges Interessante an. Sie müssen, gewisser noch als die Bienen, eine Zeichensprache haben, die ihnen, wie den vollkommnern Thieren und Menschen, statt der Wortsprache dient. Wenn eine irgendwo in einem Hause (denn sie kommen hinein nachzuschauen, auszukundschaften — verirren thun sie sich nicht) Zucker, Honig u. s. w. findet, so kehrt sie zurück. Bald kommen bei Hunderten und Tausenden und zehren Alles auf. Die erstere kann nur durch den Geruch geleitet

worden seyn, die andern werden durch die erste geleitet. Man hängt an zarte Gartenbäumchen Fläschchen mit Honig und Branntwein. Eine kleine Oeffnung führt hinein. Sie trinkt davon, wird berauscht, fällt hinein, und findet den Tod darin! Der Branntwein verführt auch sie, wird auch für sie ein todtes Meer. Das Süße verführt Thiere und Menschen, und geistige Getränke haben für beide zu viel Reiz. Will man sie von Bäumen abhalten, so macht man wohl auch mit Kreide oder Röthel einen breiten Strich rund um den Stamm. Will eine oben herunter, so — stutzt sie beim Strich, und — stürzt sich über ihn hinab ins Gras; will eine herauf, so stutzt auch sie. Sie wagt einen Schritt hinein, und tritt wieder zurück. Endlich wagt es eine hindurchzuschreiten. Vom Augenblick an ist alle Furcht fort, und alle marschiren frisch darüber hinweg. Sie sind gescheidt.

Auch bei unsern Ameisen kommen Wanderungen vor, die Ursachen aber lassen sich angeben. Sie wandern aus, wenn sie von Nachbarn zu oft feindlich überfallen werden, wenn die Nässe des Bodens oder der Schatten sich vermehrt. In letztern Fällen ziehen sie nicht weit, oft nur etwa ein Duzend Schuh von der alten Wohnung. Hierin handeln sie also wieder frei. Ist der Bau angefangen, so holen sie alle Maden, Puppen, selbst die Männchen und Weibchen herüber. Die holenden stellen das Geholte nur beim Neubau ab, und andere tragen es hinein. Wenn der Neubau weit entfernt ist, so legen sie unterwegs für die Träger Ruheörter: Höhlen mit Stroh bedeckt, an. Die bauenden führen mehrere Haufen miteinander auf, als ob sie theilweise bauen wollen. Man sieht aber bald, daß sie alle zusammen ziehen. Noch wissen die im alten Bau oft lange nichts vom neuen, und arbeiten dort immer noch. Sehr entfernte befreundete Haufen machen Straßen zu einander. Sie graben solche aus. Nimmt man einen Theil der Bevölkerung eines Haufens weg, und hält ihn einige Monate lang vom andern Theil getrennt, und bringt sie dann wieder zusammen, so kennen sie einander augenblicklich wieder, und äußern mit den Fühlhörnern und andern Liebkosungen die Freude des Wiedersehens gar mannichfaltig.

Die braunrothen spielen im schönen Sonnenschein miteinander

auf dem Haufen, ringen und balgen wie Straßenjungen, und scheinen gymnastische Spiele, Interlakische Uebungen zu machen. Sie packen einander an, lassen wieder los, nehmen einander beim Kragen, richten sich an einander auf, und werfen sich um; sie thun einander gar nichts, und jede kann alle Beine und Fühlhörner behalten. Gift speien sie nicht aus. Andere scheinen vom Sonnenstich eine Art Veitstanz zu bekommen. Sie drehen sich dann ununterbrochen im Kreise herum. Diesen geben die andern etwas, man könnte glauben, Erquickendes ein.

Die Ameisen sind ein außerordentliches Volk. Ihre Erklärung finden sie in früher Gesagtem. Nur scheint es schwer, von den nachfolgenden Thieren so Großes und Größeres zu sagen, wenn nämlich im Thun der Ameisen nicht bewußtloser Instinct, sondern Verstand waltet. Sollten andere, selbst vollkommnere Thiere, verständiger seyn können, und werden die dummen Fische und einfältigen Kröten und Molche wirklich weiter oben als die Ameisen seyn?

Wir haben uns bei den uns bekannten Wespen, Bienen und Ameisen lange aufgehalten. Ehe wir zu den von uns schon citirten Termiten schreiten, fügen wir von exotischen Ameisen zur Bestätigung des von den unsrigen Gesagten ein paar Worte bei.

Krieg führen auch die glänzendröthlichen Amazonenameisen. Sie ziehen aus, und überfallen die grauschwarzen in ihrem Bau unerwartet, holen Maden und Puppen heraus, und tragen sie heim. Diese werden aldann die Arbeitsleute, die Heloten in Sparta. Die grauschwarzen verfolgen die Räuber, diese aber lassen sich den Raub nicht abjagen, sondern kommen bald wieder. Nun sind die beraubten bereit, den Sturm abzuschlagen. Vergeblich! Die Festung wird erstürmt und wieder beraubt. Niemals rauben sie Ameisen, sondern nur Puppen und Maden. Sodann verrammeln die schwarzen den Bau. Zum drittenmale kommen die rothen, zerreißen die Verrammlung, und rauben das drittemal. Die Beute der zwei ersten Angriffe legen sie nur vor ihrem Hause ab, die des dritten tragen sie hinein. So treiben sie es in jedem Sommer gegen schwächere Stämme oft genug. Die geraubten, in der Wohnung der Sieger aus den Windeln gekrochen, da genährt

und erzogen, meinen dann, sie gehören zu dieser Colonie; es müsse so seyn, daß sie hier seyen und da arbeiten. Sie haben ihr Vaterland nie gesehen, oder ihre früheste Jugend hat desselben vergessen.

Die Maden und Puppen können sie, und alle andern Ameisenarten mit eben dem Gebiß, mit dem sie würgen, wie die Katzen ihre Jungen herumtragen, ohne ihnen im mindesten wehe zu thun.

Durch ihre schädlichen und nützlichen Verheerungen berühmt sind die großen Zug- oder Visitenameisen. Sie bauen sich Wohnungen von acht Fuß Tiefe, die, aller Aussage zufolge, so künstlich als Menschenwohnungen sind. Immer arbeiten sie gemeinsam, erklettern gemeinsam Bäume in der Nacht und entblättern etwa einen in Einer Nacht vollkommen. Sie beißen die Blätter nur ab, und machen sie herunterfallen. Tausende warten unten, fassen sie an, und tragen sie heim. Jährlich einmal (es treibt oder zieht sie etwas magnetisch) ziehen sie aus, durch Häuser und Dörfer, packen alle Insecten (Spinnen und Skorpionen), Ratten, Mäuse, Schlangen an, und übermeistern durch ihre Menge alles Lebendige. So ziehen sie von einem Zimmer und Hause zum andern und kehren wieder heim. Ein Rudel Hunde soll nicht so wüthend auf den Raub fallen als sie. Sie morden auch Hühner in den Ställen, Kühe auf dem Felde, fressen Kinder an, zerstören Reis- und Zuckerpflanzungen. Millionen der vordersten eines Zuges löschen Feuer aus, und füllen Wasser an, so daß die hintern unverbrannt und unersäuft über sie hinschreiten können. Die Natur sendet sie aus und führt sie wieder heim, denn ihr Thun kommt und geht wie ein Tag oder eine Woche. Für sich aber kann jede selbstständig agiren.

So berühmt und berühmter als Bienen und Ameisen sind die Termiten, auch weiße Ameisen genannt, denn, was Bienen und Ameisen im kleinen und kleinsten Maaßstabe sind, machen und thun, sind, machen und thun psychisch und materiell die Termiten im allergrößesten. Körperlich sind diese erst noch viel kleiner als selbst die Ameisen.

Es findet sich bei den Termiten zuvörderst eine neue geschlechtliche, und darum gesellschaftliche Einrichtung. Bei den

Wespen und Ameisen sind viele Weibchen und Männchen, die meisten geschlechtlos, bei den Bienen ist nur Ein Weibchen, viele Männchen, die meisten sind ebenfalls geschlechtlos. Bei den Termiten ist nur Ein Weibchen, aber auch nur Ein Männchen. Alle andern sind geschlechtlos. Die Geschlechtlosen bei den Wespen, Bienen und Ameisen sind Arbeiter und Soldaten zugleich, bei den Termiten hingegen theilen sich die Geschlechtlosen noch in zwei völlig verschiedene Stände: Arbeiter und Soldaten. Auffallend wäre es, wenn es sich erwiese, daß die Soldaten die Puppen seyen. Es träte damit eine ganz neue Form auf. Die Hypothese ist psychologisch wahrscheinlich, weil das Verhältniß des einzigen Männchens und Weibchens, d. h. das Daseyn nur Eines Männchens, nothwendig neue anderartige Verhältnisse bedingt. In irgend Einer Art muß eine Puppe etwas Psychisches leisten, früher aber ist dieses Verhältniß noch nicht aufgetreten. Später kann es, weil der Uebergang durch den Puppenzustand verloren geht, nicht mehr auftreten. Es gibt Larven, Männchen, Weibchen mit einer Bedeutendes leistenden Psyche, es muß auch Puppen mit einer etwas leistenden Psyche geben, auf daß die Schrift, die Mannichfaltigkeit, Vollständigkeit, alle Möglichkeit will, erfüllt werde. In der Termitenpuppe fände sie die Erfüllung.

Die Soldaten der Termiten haben starke, feste, hornige, wie Aalen geformte Kiefern, große, schwere Köpfe. Das königliche Paar muß nichts thun als den Stock vermehren. Die ganze Völkerschaft stammt von ihm her, die andern arbeiten nur. Die Krieger sind nur das stehende Heer und der Landsturm zugleich. Lauter Infanterie! Cavallerie kommt nur bei den Menschen vor. Die Arbeiter haben bei den Termiten den Krieg aus dem Sinn und Herzen verloren. Hier hat sich im eignen Sinn ein eigner Stand gebildet.

Die Termiten sind im Süden. Wer sieht hier nicht die Kasteneinrichtung des Südens, wer nicht den morgenländischen Zuschnitt, der auch in den menschlichen Staaten vorkommt!

Die Arbeiter führen große Gebäude in der Form sehr spitziger Hügel auf. Sie machen sie bei zwanzig Fuß hoch. In der Ferne sieht man sie für Menschenwohnungen an. Wegen ihrer großen Menge nahe beisammen bilden sie ein Dorf. Sie

sind so groß und fest, daß Menschen und Thiere auf ihnen stehen können, und von diesen wirklich als Hügel benutzt werden, um über das hohe Gras in die Weite zu sehen. Wenn sie erst noch vor Alter von Moos überwachsen worden, sehen sie völlig wie Hügel aus.

Das Gebäude wird aus Thon aufgeführt. Ein Theil ist erst noch unterirdisch. In der Mitte ist das ovale königliche Zimmer. Alle Wände sind von Thon und etwa einen Zoll dick. Alle Zimmer und Vorzimmer sind um den Königssaal herum gebaut. Thüren sind nicht vergessen. Breite Hauptstraßen führen zu ihnen. Diese sind durch regelmäßige Communicationsstraßen mit einander verbunden. Das königliche Paar ist immer von Arbeitern und Soldaten umgeben. An diese Zimmer stoßen die Vorrathskammern und die Stuben für die Kinder. Der Vorrath ist eine Art Gummi. Die Stuben der Kinder sind von Holz gebaut, und mit Gummi gut gekittet. Das königliche Gemach wird, wenn sich die Königin wegen inhabender Eier bei zehntausendmal vergrößert, auch vergrößert, und die zu klein gewordenen Kinderstuben abgebrochen und durch neue, größere ersetzt. Spuren von solcher Nachhülfe kommen auch bei Bienen und Ameisen vor, aber keines dieser beiden hat einen solchen Baugeist. Alles ist gewölbt. Die Zimmer haben förmliche Kirchenkuppeln, durch Schwibbögen unterstützt. Die Gänge sind ohne Zahl, damit man überall hinkommen könne. Die unterirdischen Gänge haben oft sogar einen Schuh im Durchmesser. Selbst ein spiralförmiger Gang nach allen Regeln der Baukunst kommt im unterirdischen Theil des Gebäudes vor. Es wird eine Wendeltreppe seyn. Durch diesen unterirdischen Spiralgang werden alle Baumaterialien und Nahrungsmittel ganz im Dunkel: Wasser, Holz, Thon u. s. w. in das Gebäude geschafft. Darum ist er als schiefe Ebene angelegt. Aufzüge, Wendelbäume, Winden haben sie ja nicht und können sie nicht machen, weil sie auf größern Rechnungen beruhen. Wenn der Instinct ohne rechnendes Bewußtseyn Alles könnte, könnten sie auch dieses. Wir wissen, daß jedes Thier den Vortheil der schiefen Ebene merkt, und immer die geringste Steigung sucht, wenn es nicht fliegen kann. Was der Genius lehrt, leistet die Natur gewiß, und was man als nöthig fühlt,

kann man heraussinnen. Das „wir sollten dieses oder jenes haben," ist ein großer erfinderischer Lehrmeister für Menschen und Thier, weil man es in Gedanken schon erfunden und gemacht hat.

Im Bau gehen Gänge bei hundert Fuß Länge in allen Richtungen. An den Wänden sieht man da und dort einen halben Zoll breite Leisten wie Absätze einer trocknen Cascade, ja sogar zehn Zoll lange, einen Viertelzoll dicke, und einen halben Zoll breite, von einem Schwibbogen zum andern frei schwebende gesprengte Brücken. Bei allen Arbeiten nimmt man auch Arbeiter wahr, die nicht arbeiten, keinen Mörtel beibringen u. s. w. Es sind dieses die Aufseher über die Arbeiter und Arbeit. Von Zeit zu Zeit schlagen sie ans Gebäude, der Schall wird von den Arbeitern mit einem lauten Gezische erwiedert. Er guckt um sich. Alle arbeiten munterer. Man liest, daß diese Aufseher etwa alle zwei Minuten so anschlagen. Sie müssen also eine Zeitrechnung in sich haben. Vermuthlich ist ihnen, nach der Kürze ihres Lebens, eine Minute eine Stunde, oder doch eine halbe.

Weil bei den andern Insecten kein eigener Soldatenstand vorkommt, so verdient derjenige der Termiten besondere Aufmerksamkeit.

Sobald mit einem Beil u. s. w. in den Bau ein Loch geschlagen worden, kommt einer heraus zu schauen; er kehrt zurück; es kommen viele herbei, und endlich so viele als durchkommen können. Alle sind wild, wüthend. In der Hitze stürzen sie, des schweren Kopfes wegen, bisweilen am Hügel herunter, sie können sich jedoch wieder hinaufhelfen. Sie beißen sich so arg in die Beine der Menschen hinein, daß Blutflecken entstehen, und lassen nicht los, wenn man sie entzwei reißt; flieht man, so warten sie eine Weile, dann kommen Arbeiter bei Tausenden mit Mörtel im Munde, und mauern schnell wieder zu. Stört man sie wieder, so ziehen sich die Arbeiter wieder zurück, und die Soldaten sind wieder da. Will man mit Beilen eindringen, so findet man inwendig theils Alles feucht und zerbrechlich, theils alle Oeffnungen mit Lehm verstopft, so daß man mühsam, um das Innere kennen zu lernen, das ganze große schöne Werk zerstören, und seine Beine dran

wagen muß. Soldaten sind viele darin, auf etwa hundert Arbeiter Einer. Je näher man den Zimmern des königlichen Paares kommt, um so verzweiflungsvoller kämpfen sie. Keiner flieht; es müssen alle umgebracht werden. Eine Million solcher Krieger ist beinahe für den Menschen unüberwindlich.

Man hat auch schon mit großer Mühe und Kraftanstrengung mehrere tausend Zimmer und Gänge offen gelegt, ist bis ins Innerste gedrungen, hat das königliche Paar herausgenommen, und nachgeschaut, wie sich der Hofstaat, von dem man einen Theil mitgenommen, verhalte. Man sah bald die außerordentliche Anhänglichkeit desselben an die geringsten und alle die Formen und Fürsorgen. Besonders wird die Königin-Mutter verehrt. Der König ist sehr klein und wird beinahe immer von ihr bedeckt, darum nicht oft gesehen. Es ist solches auch im Schachspiel, das der Süden erfunden, der Fall. Es paßt immer Alles zu Allem. Endlich sterben sie alle, um Vater und Mutter, oder König und Königin versammelt, die, begreiflich, auch sterben müssen. Zerstört man das ganze königliche Gebände bis aufs königliche Gemach, so wird alles innert Jahren und Tagen wieder ganz hergestellt.

Andere, weniger beachtete Termitenarten bauen nur zwei bis drei Fuß hohe, thurmförmige, aber am Boden nicht gut befestigte, Wohnungen, die, beim Anstoßen an sie, eher umfallen, als zerbrechen. Sie wissen sich dann aber zu helfen. Aufrichten können sie sie zwar nicht. Die Hebebäume mangeln ihnen. Aber sie befestigen den umgefallenen Thurm an die Erde, und setzen auf diesen einen neuen, was sich allerdings sonderbar ausnehmen mag. Helfe, was helfen mag! Hat das Volk nicht mehr Platz genug darin, so wird fürs junge ein neuer Bau aufgeführt. Oft bauen sie schon, ehe das Bedürfniß vorhanden ist. Magnetisches Voraussehen! Vorhersehungsgabe! Siebenzig Fuß hoch an Bäumen hinauf bauen noch andere für sich Wohnungen aus Holz und Gummi, die sogar kein Südsturmwind losreißen kann. Sie müssen wissen, was noth ist. Auch diese besuchen, wie die Termiten, die Menschenhäuser, und leeren Kästen, Schränke, Schachteln rein aus. Sie können Alles für sich benutzen. Die Wandertermite zieht zwölf und mehr Mann hoch, dicht aneinander, am Boden hin

und her. Bisweilen machen sie Halt. Ein Zug, eine Reserve, wandert hinten drein. Der Zug kann eine ganze Stunde lang dauern. Dann kriecht er, wie der Heerwurm, wieder in die Erde hinein. Es wird gelesen, daß etwa einer auf einen Grashalm steige, und den Zug wie ein Milizinspector unter sich vorbeispazieren lasse, ja, daß einer, groß und dickköpfig, den Zug anführe. Er soll sich, wie ein Ochs unter einer Heerde Schafe, auszeichnen.

Die Termitensoldaten, blind, sind wahre Nachtwandler; die ganze neunte Classe scheint solches zu seyn. Die Nachtwandlermenschen sind ebenfalls im Dunkel kunstreich.

Wir sind am Ende der Reihe von Insecten. Wir fanden die vollkommnern schon ziemlich hoch stehen. Schwierig wird die schon früher ausgesprochene Nachweisung seyn, daß die Fische und Lurche noch höher stehen. Wir werden jedoch zwischen Fischen und Lurchen große Unterschiede finden, und zu zeigen im Stande seyn, daß beide in mehrern ihrer Arten ebenfalls noch Nachtwandler, aber auch schon Somnambulen, Schlafwacher, genannt werden dürfen, andere sich aber offenbar schon den Wachthieren auffallend nähern. Der bisher nur technische Kunstsinn hört auf, wird aber durch Mehreres, eben so Bedeutungsvolles ersetzt. Das Wachen und mit ihm eine nicht mehr einseitige, sondern mannichfaltige Welt tritt auf. Alles wird allmählich weiter, aber dem Schein nach ungeregelter, weil immer mehr Art- und endlich Individual-Verschiedenheiten aus dem tiefen, unergründlichen Meer des Seyns auftauchen. Das physische wie das hyperphysische oder psychische Meer enthält allerlei.

Die Fische können uns auf den ersten Blick wirklich in große Verlegenheit setzen. Sie sind durchweg als dumm verschrien, und der Verstand wird bei ihnen erst noch durch keinen Kunstsinn und keine auffallende sogenannte Instincte ersetzt. Sie sind den Insecten durch ihre Bildung völlig entgegengesetzt, dem Menschen aber durch eben diese viel näher als jene, und dennoch — so dumm. Die ganze ungeheuer große Bildung scheint zurück und weit unter das Insect, sogar der mittlern Stufe, heruntergefallen zu seyn. Man könnte die Ursache in ihrem Aufenthaltsorte, im Wasser, dem allerindifferentesten Elemente, finden, weil alle Wasserthiere unvollkommnere Psy-

chen als die Luft= und Lichtthiere haben, und sonach in ihnen eine Wiederholung der Würmer auf einer höhern Stufe sehen wollen. Falls sie aber auch wirklich in vielen Arten ein großer Rückschritt in der Natur wären, dennoch dürften wir unsre Ansicht festhalten, weil nirgends gesagt ist, daß die Natur nicht auch Rückschritte mache. Sie macht auch solche, sie macht solche offenbar in der Lebensgeschichte einiger Insecten. Sähen wir jedoch in den Fischen durchweg unvollkommnere Wesen als in den Insecten, so müßten wir sie unter oder aber zwischen jene stellen, doch nöthigt und zwingt uns gerade die Psychologie, sie über sie zu setzen. Das jedoch müssen wir als wahr gelten lassen, daß sich nur in sehr wenigen Fischen viel Psyche zeige; auch müssen wir die ganze Classe zusammenfassen, und können keine Unterclassen machen. Wenn nur die vollkommensten Fische mehr Psyche als die vollkommensten Insecten haben! Zugleich ist hier als ausgemacht anzunehmen, daß auch die Fische, wie die Würmer und Insecten, so wie späterhin die Lurche, die Vögel und selbst die Säuger, tief unten anfangen. Es wäre nun fernerhin darzuthun, daß in jeder der bekannten großen Ordnungen, deren physiologische Verschiedenheiten wir nicht aufheben können, der Gipfelpunkt höher als derjenige jeder untern oder früher angegebenen Ordnung, Classe, Gattung und Art stehe, was sich also auch an den Fischen darthun lassen sollte.

Es muß sich alles frühere Wesentliche darthun, jede Eigenschaft der untern Seelen auch an den Fischen nachweisen, jeder bisher durch Thatsachen belegte Sinn und jede Unterscheidung des Gegebenen, an ihnen wieder finden lassen. Eben so wohl aber dürfen und müssen die Formen und Aeußerungen derselben verschieden seyn, weil das von ihnen bewohnte Element, ihr Aufenthaltsort, ein anderer als derjenige der meisten Insecten ist; aber deßwegen müssen die Fische in der Art der Aeußerung des innern Lebens auch manchen Würmern ähnlich seyn. Aehnlichkeiten sind aber keine Gleichheiten. Wenn sie jedoch zu den Eigenschaften der tiefern Thiere nicht neue fügten, so müßten wir diesen Mangel entweder unserer falschen Stellung oder unserer Nichtkenntniß dieser Classe zuschreiben. Gewisser als das erste ist uns das zweite. Die meisten Fische sind un=

serer Beobachtung entzogen. Ja, weil die Fische uns Menschen im Physischen ähnlicher als die Insecten sind, so sollten sie uns auch im Psychischen näher stehen, mag es schon gefunden worden seyn oder nicht. Es ist an ihnen wirklich noch sehr viel aufzusuchen und — zu finden. Es wird und muß gefunden werden!

Die bisher aufgefundenen Eigenschaften, Sinne und Naturkünste der zwei untersten Classen sind die Gabe, Nahrung, Wohnort, Feinde und Freunde, Gatten, Kinder, Geschwister und Eltern, Vortheile und Gefahren, Formen, Farben, Zeiten und Töne zu unterscheiden, um die diesen angemessene und bedingte Klugheit und List, Liebe und Haß, Sanftmuth und Zorn, Furcht und Vorsicht, nebst der Möglichkeit getäuscht zu werden, und eine dunkle Ahnung eines Künftigen, auszuüben. Der wunderbare Bausinn ist nichts Anderes, als aufs Bedürfniß angewandter Formsinn. Ob auch die Fische alles dieses und noch mehr besitzen? Wir wollen nachschauen.

Eine Fischart, die Inger, werden von einigen Naturforschern noch zu den Würmern gezählt. Sie haben nicht einmal Augen, und das Gehirn, das bei den Fischen entschieden auftritt, ist noch nicht größer als ein Körnchen. Sie können sich, wie Schnecken, noch ganz in Schleim auflösen, und Kälte macht sie erstarren, Wärme aufthauen. Sie sind eine Art Eingeweidewurmfisch, und müssen demzufolge sehr tief stehen. Sie bohren sich in Fische hinein und fressen sie ganz aus. Den Bleie kann man, in Schnee gepackt, mit einem Bissen in Branntwein getauchtem Brod, bei vierzig Stunden weit versenden, und die Karausche kann in Eis eingefrieren und wieder aufleben. Dem Leben unbeschadet soll man dem Hecht den Bauch aufschneiden, und wieder zunähen können. Der Felchen aber (S. Wartmanni) (nicht Fölchen! Nur die Thurgäuer rufen ihn so aus) stirbt außer dem Wasser gar bald. Zähe wie die Wurmlebenskraft ist noch die des Aals. Man kann ihn kaum zu todt schlagen; bei vierzig Stunden nach dem Tode des Leibes hat das Herz noch Reizbarkeit. Der Hai schlägt sogar geköpft noch um sich. Er fürchtet den Pottfisch mit der allergrößten Furcht. Er flieht eiligst sogar vor todten, täuscht sich also. Ganz seiner Natur zuwider, erklettert er selbst Klippen, sich vor ihm zu sichern, wie frech er sonst ist. (Auch das Fischherz ist ein trotzig und verzagt

Ding.) Er hat sich auch schon verstiegen. Was thut nicht die Todesangst! Es täuscht ihn auch seine Raubsucht. Es wird ein Seehundskopf, in welchem ein Haken verborgen ist, an einer Kette ausgeworfen und im Meere nachgeschleppt. Er packt an, scheint aber Gefahr zu wittern und läßt los. Zieht man ihn schnell an, so stürmt er, Verlust fürchtend, ihm nach und verschlingt ihn. Um loszukommen, versucht er beinahe mehr als das Mögliche, will die Kette zerreißen, und stößt selbst den Magen mit dem Haken aus. Welche Todesfurcht! Viel größer als bei irgend einem tieferstehenden Thiere, darum bedeutungsvoll! Das Petermännchen, das im Meersand bis an die Nase verborgen liegt, schießt zornvoll hervor und wehrt sich mit seinen Stacheln, wenn man es beleidigt. Leicht und schwer macht sich der Igelfisch, um von der Angel loszukommen. Er scheint bald zornig, bald listig ruhig zu seyn. Der Stör bleibt entweder aus Faulheit oder aus List im Netz ganz ruhig liegen. Der Barsch, ins Netz verwickelt, stellt sich todt und schwimmt auf dem Rücken. Bestimmt ausgesprochene List! Der Giebel beißt in keine Angel. Man muß verschiedene Köder für die Fische gebrauchen, denn, was die einen lieben, hassen und verachten die andern. Die Karausche z. B. liebt gekochte Erbsen. Nicht in allen Netzarten kann man den Bleie (Brachsenen) fangen. Er scheint für einiges Material Sympathie, gegen anderes Antipathie zu haben. Die Spritzen- und Schützenfische spritzen, am Ufer schwimmend, mit ihrer Röhre Fliegen von den Uferpflanzen, auf mehrere Schuh weit, mit der Sicherheit der besten Schützen herunter. Eine Fliege, an einer Nadel in die Seite eines Fasses gesteckt, brachte alle Spritzfische im Fasse dahin, auf sie zu schießen. Es war ein ordentliches Scheibenschießen. Beinahe alle trafen immer sicher. Ungleiche Geschicklichkeiten in den Individuen einer und derselben Art! Das Laden oder Wiederfüllen mit ein paar Tropfen Wasser ging schnell vor sich. Oder man ließ sie auf Käfer auf einem in die Mitte des Fasses gestellten Pfahl schießen. Fiel einer herunter, so war er sogleich verschluckt. Hatte ein Schütze nicht getroffen, so schwamm er um den Pfahl herum, als ob er sich schäme oder ärgere. Einer schoß dreimal vergeblich. Andere Fische lassen nur ihre würmerähnlichen Bartfäden spielen, damit andere Fische anbeißen. Klug

hält der Hecht die Barbe, ihrer Stacheln wegen, nur am Kopf zwischen seinen gräulichen Zähnen, bis sie todt ist, den Stichling läßt er sogar unangetastet. Ein junger unerfahrner Hecht hat sich einmal an einem solchen übel beschädigt. Vier Rückenstacheln drangen ihm durch den Gaum und die Naslöcher heraus. Belehrt, verschluckte er gewiß nie mehr einen Stichling. Die Sander fressen einander sowohl als andere Fische. Zeichen einer noch niedrigen Stufe! Hungrig, freßlustig sind noch alle Fische wie die Würmer und Insecten. Noch herrscht viel Vegetatives vor. Viele Fische äußern aber noch viel mehr Psyche als die bisher genannten.

Wenn das Netz droht, steckt der Karpfen den Kopf in den Schlamm, damit das Netz über ihn hinziehe; ist aber der Boden zu hart, so thut er mannshohe Sprünge über das Netz hinweg, indem er sich ganz rund macht, dann, loslassend, mit dem Schwanz aufs Wasser schlägt, und so sich übers Netz, ja über sechs Schuh hohe Rechen und Wuhren hinüberschnellt. An Wuhren setzt er so von Absatz zu Absatz. So machen es auch die Lachse; auch sie suchen unter oder neben dem Netze durchzubrechen. Hat einer den Durchpaß gefunden, so folgen alle nach. So zeigt sich ein Trieb zum Nachahmen oder Folgen, wie er sich auch an andern Fischen zeigt, die, ohne fliegen oder schweben zu können, doch den fliegenden Fischen nachfolgen und aus dem Wasser emporfahren. Spuren davon finden wir nur an den vollkommneren Insecten. Noch mehr! Die Fische begatten sich nicht, und jedes, sey es auch ein noch so kümmerliches Surrogat von Ehebündniß, wie es etwa am Termitenpaar vorkommt, ist verschwunden. Die einen Fische, Weibchen, enthalten die Eier, die Männchen den Milch. Die Weibchen geben die Eier von sich, und die Männchen befruchten alsdann diese. Wir sähen darin einen Rückschritt, wenn der Mangel, freilich in thierischer Weise, nicht durch heftige Liebesbrunst ersetzt wäre. Diese ist so stark, daß sie gegen alle Gefahr blind werden. Die Bachforelle wird in der Laichzeit so dumm und unbeholfen, daß sie sich dann mit den Händen fangen läßt. Selbst der Hecht, der Hai der süßen Wasser, ist in dieser Zeit wie der Simson in der Delila-Periode. Gatten- und Kinderliebe zeigt die schwarze männliche Grundel. Sie

baut sich auch selbst eine Wohnung in den Thongrund, d. h. gräbt eine Grube gegen Feinde und Stürme, aber im Frühjahr verläßt sie sie, gräbt sich irgendwo eine größere, bewacht sie mit scharfen Zähnen, läßt ein Weibchen nach dem andern hinein, die Eier abzusetzen, bleibt viele Wochen lang treuer Hüter derselben, und schützt sie gegen Feinde muthig. Dann sucht sie mit der herangewachsenen Jugend wieder einen andern Platz. Wenn keine Weibchen zu ihr kommen, so verlegt sie ihre Wohnung ebenfalls anderswohin; kommen zu viele zu ihr, so vergrößert sie sie. Während der Zeit der Bewachung und Schützung der Eier und Jugend soll sie abmagern. Anvertrautes Geliebtes ist nicht ohne Kummer. Auch der Seehase bewacht seine Eier. Karpfen und Karauschen vereint bringen Bastarde. Erste Spur von einer physischen Verbindung zweier Psychen, denn solche sind in den Eiern und dem Milch oder Samen! Großer Sprung!

Die Züge oder Reisen der Fische zur Laichzeit sind seit uralten Zeiten bekannt. Die Rogner ziehen voran und legen die Eier ans Ufer der Ströme, die Milchner folgen. Sie finden die alten Laichplätze wieder, was man durch Ringe, die man gefangenen und wiederlosgelassenen anlegte, außer Zweifel setzte. Die Lachse suchen dazu schnelle Ströme auf, und ziehen mit der Fluth und dem Winde. Ihre Reisen sind lang, z. B. von der Nordsee den Rhein herauf bis nach Schaffhausen, oder in der Elbe bis in die Moldau in Böhmen. Sie wollen sogar den Rheinfall heraufspringen, können es aber doch nicht. Die Lachse sollen in zwei Reihen wie eine Doppelleiter — Ein Weibchen, der größte Rogner, wie eine Heldin Debora, Mädchen von Orleans, voran — ziehen. Etwa zwei Schuh weit von ihr entfernt folgt die Schaar dem geheimen Zug, die jüngere Generation macht den Schluß. Ueber den Zügen der Häringe aus dem Eismeer herab liegt noch Dunkelheit. Man sagt unter Anderm, daß ein Theil nach Island, einer nach Norwegen, vom letztern ein Theil nach der Ostsee, einer nach der Nordsee und einer nach Irland hinüber, und einer an der französischen Küste herunterziehe. Auch bei ihnen soll Einer den Zug eröffnen. Wer commandirt und wer nachfolgt, hat die Reise noch nie gemacht, denn keiner kehrt wie-

der zurück. Wir fragen, ob diese Züge nicht dem magnetisch galvanischen Erdsystem unterworfen, nicht von diesem geregelt und prädisponirt und präsystematisirt seyen? Wären sie es, so hätten wir in den reisenden Fischen eben Nachtwandler und halbe Somnambule zu sehen. Darum sind ja die Fische so magnetisch-elektrisch-galvanisch, und vielleicht darum so sehr dem Lichte und selbst den Farben zu- oder abgewandt. Freilich sagen Andere, daß die Häringe nur einzig an die dänische Küste ziehen. Im Sturm halten sie fest aneinander, bei ruhigem Meere hingegen breiten sie sich aus.

Licht, Farbe und Ton haben großen Einfluß auf sie. Alle Völker an Meeren, Seen und Flüssen wissen, seit sie und die Fische existiren, daß man sie am leichtesten bei Nacht mit Laternen und Fackelschein fängt. Der Lichtsinn der Flußgroppen ist stark. Schon der Mondschein lockt sie. Die Lachse kehren um, wenn sie laichen wollen, und am Ufer rothe Häuser oder glänzende Dinge sehen. Schon Plinius macht darauf aufmerksam, daß der Blumenfisch nur durch einen Fischer mit einem einfarbigen Rock gefangen werden könne.

Die Hausen und Bleie hören wohl. Die erstern werden durch großes Geschrei, die letztern mit Trommeln ins Netz gejagt. Die Alsen werden durch Schellen, die man an die Netze heftet (die Alten sagten sogar durch die Cither) angelockt. Sägmühlegeräusch und Kanonenschüsse können die Karpfen nicht leiden, wie die Lachse die rothen Häuser nicht. Die Gewitterluft wirkt gewaltig auf sie ein. Der gemeine Wels kommt bei solcher aus der Tiefe herauf, die Alsen fliehen das Gewitter und werden unruhig. Schlägt der Blitz ins Wasser des Barsch, so erkrankt und stirbt er. Die Schmerlen kommen unruhig aus dem Grunde schon etwa vierundzwanzig Stunden vor dem Gewitter auf die Oberfläche, und der Bleie prallt, wenn er den Donner oder auch eine Glocke hört und er laichen wollte, sogleich wieder in die Tiefe hinab. Auch Metalltöne erregen sie sympathetisch wie die Elektricität u. s. w. Fünf und mehr elektrische Fische sind bekannt. Am reizbarsten sind die Zitteraale. Um sie fangen zu können, treibt man Pferde in die Sümpfe, in denen sie wohnen, damit sie sich gegen diese entladen. Muthig ziehen sie, sobald sie ihrer ansichtig werden, ihnen

entgegen, entladen sich, und betäuben die erschrocknen Pferde, die sich die Schläge, wie wir, nicht erklären können. Erschöpft ziehen sich dann aber die Aale zurück, und suchen das Ufer. Ein Kriegsheer von Aalen, das gemeinsam agirt! Der Streich ist ganz in ihrer Willkür. Man kann einen solchen Aal oft lange plagen, ehe er ihn ertheilt. Er kann ihn auch beliebig mit jedem Theil seines Körpers abgeben, und zwar so, daß, wenn ihn Jemand am Schwanz hält, und er ihn noch nicht abgeben will, ihn ein Anderer berührt, dieser den Streich kriegt. In Behältern leben sie ruhig, fressen alles Gegebene, und schlagen nie, wenn man sie nicht reizt. Sie werden demzufolge zahm und erkennen ihren Herrn und Fütterer. Sie sind eine Art lebendige, wollende, denkende, unterscheidende, galvanische Säule.

Daß mehrere Fische gezähmt werden können, ist unläugbar. Sie kennen demnach ihre Wärter, sie haben Gedächtniß als Aufbewahrungs-, Erinnerungs- und Einbildungskraft. Karpfen kennen den Ruf ihrer Glocke und die Stimme ihres Herrn. Der Kofferfisch soll ebenfalls dem Rufe folgen und sogar aus der Hand fressen lernen. In Behältern kann man mehrere Fische an gar manche Nahrung gewöhnen und mit Leber, Kuchen, Blut, Gerste u. s. w., die Karauschen mit Schafmist, Brod, Bohnen und Oelkuchen füttern. Wie sehr nähert sich der Fisch darin dem Menschen!

Wir citiren noch Einiges, das uns anschaulich macht, auf welcher Stufe die Fische stehen.

Viele Fische können nur in süßem oder nur in gesalzenem, andere hingegen in beiden Wassern leben. Sie kommen aus den Meeren in Flüsse und kehren wieder zurück. Der Ritter (S. Umble) wird in Behältern blind. Die Krystallinse verdunkelt sich. An Karpfen kommen schon viele Mißgeburten vor, Bucklichte, Mopsköpfe u. s. w. Sehr viele Goldkarpfen (ein zartes Geschlecht), muntere, spielende Thierchen, haben einen körperlichen Fehler an sich. Die Fische sind schon sehr für Mißbildungen empfänglich. Aber keine Classe stellt so sonderbare, räthselhafte, alle Einbildungskraft überflügelnde Gestalten, solche Unformen vor. Wie bei den Würmern, so kommt bei ihnen alles, was nicht geradezu oder logisch unmöglich ist, vor.

Wir nehmen in der Formbildung das Schwanken der Natur aufs offenbarste wahr.

Die Karpfen können hundert und mehr, man sagt bei 200 Jahre alt werden. In hohem Alter sind sie ganz mit Wassergräsern überzogen. Moosichte Bursche,*) die aber doch nach Verhältniß ihrer langen Zeit zu lernen nicht viel Kenntnisse sammeln! Was sie lernen, bezieht sich doch nur auf Nahrung, irdische Wohlfahrt und allerlei Zeitliches. Darüber ist man im Reinen, daß die ältern klüger und listiger als die jungen und unerfahrnen seyen. Erstere rauben den letztern listig das Futter vor dem Mund weg. Die Kunst ist für unverschämte, eben für hungrige Helden, wie die Fische genannt werden, nicht groß. Kein früher gegebenes Thier, Wurm oder Insect, äußert solche List und die Kunst durch Erfahrung klüger zu werden.

Die Aale, die unläugbar mit den Karpfen zu den geistigsten Fischen gehören, leben in Höhlen, und halten Winterschlaf, wodurch sie sich den Lurchen annähern; die Annäherung an diese geschieht, wie bei den Karpfen, durch die Fähigkeit aus Erfahrungen zu lernen. Oft gehen die Aale aufs Land heraus, fressen in der Nacht junge Bohnen u. s. w., kehren am Morgen wieder ins Wasser zurück. Ahnen sie einen strengen Winter, so begeben sie sich in Ställe und verstecken sich ins Heu, darin zu überwintern. Große Fischklugheit und Selbstständigkeit! Jüngere, unerfahrne thun solches gewiß nicht.

Die Fische hören gut, was nur durch die Elasticität des Wassers möglich ist. Der Schall pflanzt sich in diesem Element nur schwer fort. Sie bedürften eigentlich des Gehörs nicht besonders. Hörende Thiere können geneigt und müssen geschickt seyn, selbst Töne von sich zu geben, wie wir solches schon bei den Grashüpfern gesehen, darum sind auch die Fische nicht durchweg stumm, und das Sprüchwort: „Stumm wie ein Fisch,“ bezieht sich nicht auf alle. Mehrere können knurren, z. B. der Knurrhahn, oder pfeifen, z. B. die Speerleyer, auch Pfeifer genannt. Der Trommelfisch hat seinen Namen von seiner Kunst; am stärksten trommelt er, wenn er mit vielen unter einem

*) Ein Ausdruck für alte Studiosen auf Hochschulen.

Schiffe durchzieht. Man vergleicht seinen Lärm mit den Baßtönen der Orgel, mit Glockentönen oder den Tönen einer ungeheuer großen Harfe. Ein Fischconcert, denn die Jungen werden hellere Töne geben; helle Farben und helle Töne gehören zusammen, gehören auch in den Thieren durchweg der Jugend an. Vermuthlich aber hören sie sich selbst lieber als man sie hört. Der Schlemmpfeifer pfeift, sobald er im Trocknen ist.

Im gemeinen Wels scheint eigentliche Freundschaft vorzukommen; er schwimmt meist mit einem guten Freunde. Somnambuler Art ist diejenige zwischen einem kleinen Fische und einer Rochenart, wie sie bei Krebschen und Muschelthieren vorgekommen. Die Roche hat Hörner. Immer sitzt das Thierchen ihr zwischen diesen, wie ein Wächter. Der Lootse begleitet den Hai; verschlingt dieser sonst Alles, so läßt er doch ihn ruhig und sicher immer vor seinen Augen schwimmen. Es ist, wie wenn ihm der Lootse Nahrung auskundschafte, und Anzeigen mache, denn der Hai soll keinen Geruchsinn haben, der Lootse hingegen hat solchen. Dieser wäre also des Haies Nase, und zwar eine feine, furchtsame, denn er beißt nie zuerst an. Er scheint das Sprüchwort: es liegt eine Schlange im Grase, (latet anguis in herba) zu kennen. Aehnliches tritt auch später auf.

Vom Hecht sagen Alte und Neue, daß er durch einen künstlichen Fisch von Messing mit rothen Augen und zwar am besten bei Mondlicht getäuscht und berückt werde. Die Fische sind auch nicht ganz ohne Gesellschaftssinn. Sie halten bisweilen gut und aus freien Stücken zusammen, treiben einander im Wasser munter herum, kennen das Spiel und den Muthwillen, wie man besonders an Karpfen sehen kann. Scherzend schlagen sie alsdann die Schwänze aneinander. Ihr Herz ist voll Freude. Gewiß stehen sie alle auch in der Freude über den tanzenden Mücken. Nur vollkommnere Insecten stehen einander in der Noth aus freiem Antrieb bei. Es soll (laut Plinius) der Blumenfisch den Strick, an dem ein anderer Blumenfisch gefangen hängt, abkneipen, um den Cameraden zu befreien, und eine andere Fischart durch Gefangennehmung, Zähmung und Wiederfreilassung, im Dienste der Fischer, andere Fische, ihnen voranschwimmend, ins Netz hineinführen. Kaum

von Fischen glaublich und doch nicht unmöglich! Welche Menschenkenntniß, welches Gedächtniß, welche Beruhigung in der Gefahr, welchen Willen, welche List und Arglist setzte es nicht voraus! Entschieden höher, um noch das Entscheidendste zu sagen, steht der Fisch als selbst die Biene, Ameise und Termite, weil er sich völlig zähmen läßt; entschieden aber tritt darin auch der magnetische Rapport der Fische zu gewissen Menschen auf. Nur einzelne und eigene Menschen können Bienenväter werden, so auch nur einzelne und eigene Menschen Zähmer und Abrichter von Fischen. Bienenseelen- und Fischseelenmenschen! Wirklich hat ein Italiener in neuester Zeit eine Anzahl von Fischen ganz verschiedener Art völlig gezähmt und abgerichtet. Auf sein Geheiß tummeln sie sich miteinander herum, auf sein Geheiß packt der raubgierige Hecht einen andern Fisch an, und auf sein Geheiß läßt er ihn sogleich wieder friedliebend los, oder apportirt ihm denselben. Alles wie der Fischmann will! Gerade diese Thatsache stellt uns den Fisch auf die ihm bezeichnete Stufe.

Im Ganzen genommen ist das Fischgeschlecht ein Raub- und Mordgeschlecht, das meist nur dem Bauche dient, wie der Fisch selbst ja auch beinahe nichts als Bauch ist und noch keinen Hals hat. Die Kretenser unter den Thieren!

Welche Verschiedenheiten im Aufenthaltsorte der Würmer und welche erst in dem der Insecten! Die Aufenthaltsorte bedingen viel Psychisches. Um so auffallender ist demnach, daß die Fische, die alle einen und denselben Aufenthaltsort theilen, noch solche Verschiedenheiten der Psychen äußern können. Gerade die Einheit der Aufenthaltsorte und also auch die Lebensweise mag aber Ursache seyn, daß sich die Fische nicht in psychologische Classen zerschneiden lassen. Wir finden nur, daß im Allgemeinen die Grätenfische mehr Seele als die Knorpelfische haben. Am geistigsten unter den uns bekannten sind die Aale, die Karpfen und Hechte. Ein Mensch, der mit ihnen im Wasser lebte, müßte an ihnen viel Größeres, als wir gegeben, entdecken, sie beinahe wie Schlangen abrichten können.

Wie entschieden sind nun aber doch schon im Fischreiche Geschmack-, Geruch-, Gehör-, Farben- und Tonsinn, wie entschieden List und Geschick zu Erfahrungen und Gefahrenkennt-

niß, Furcht und Angst und Abneigung vor dem Sterben, und demnach inneres Empfindungsvermögen mit Willenskraft, die den Verstand in ihren Dienst nimmt. Wie entschieden etwelches Selbstbewußtseyn oder ein Ich und mehr freie Selbstthätigkeit aufgetreten! Der Fisch ist mehr als die Biene, Ameise und Termite, weil er menschlicher, abgeschlossener, persönlicher als diese, was er ist, mehr durch und für sich selbst, und nicht nur etwas im Zusammenhange mit andern ist. Darum nur leistet er mit andern wenig oder nichts, darum nur scheint er weniger zu seyn, tiefer als jene zu seyn. Es trügt der Schein am Fisch gerade, wie er unter allen bisher angeführten Thieren am ehesten vom Schein betrogen wird, am ehesten getäuscht werden kann.

Aber seine Wanderungen an die Ufer und in die Flüsse und in den Meeren herum, seine Empfindlichkeit fürs Licht und den Metall- und Gewitterton, für Gewitterluft und den Metallreiz, seine sympathetischen und antipathetischen Eigenheiten und Idiosynkrasien, so wie seine Anhänglichkeit sey es an einen Lootsen oder größten Rögner oder aber an einen Menschenmagnetiseur, sprechen entschieden für ein nachtwandlerisches Wesen, das sich erst noch dem schlafwachenden nähert. Sie stehen den Lurchen nahe.

Spätere Thierpsychologien werden mehr darüber sagen können. In diesem Gebiete ist wirklich noch sehr viel Aufklärung nöthig. Vor fünfzig Jahren wäre über die Würmer beinahe, über die Infusorien gar nichts, und über die Insecten, einige Arten ausgenommen, nur sehr wenig zu sagen gewesen. Wir gehen zu den Lurchen, neuen Thatsachen und Bestätigungen unserer Ansichten, über.

130. Die Lurche oder Amphibien.

Die Fußlosen oder Schlangen sind ehemals zu den Würmern, die Befußten zu den eierlegenden Vierfüßlern gezählt worden. Hätte man sie psychologisch gewerthet, so hätte man diesen Mißgriff nicht machen können. Wie sollten die klugen Schlangen zu den Würmern, wie die Schildkröten zu den Säugern und über die Vögel gehören? So wenig sie aber zu den Vögeln auffliegen können, so wenig können sie unter die Fische fallen. Ihr Wechselaufenthalt in Wasser und Luft deutet

auf eine Art Doppelnatur, wie derjenige der Insecten, die in beiden Elementen, jedoch in zwei verschiedenen Perioden leben. Manche Amphibien leben jedoch immer im Wasser, andere immer auf dem Lande.

Daß ihr Aeußeres dem Menschen näher stehe, ist sogleich ersichtlich, denn Kopf, Leib und Füße ähneln den unsrigen, und das Gesicht des Frosches ist dem des Menschen verglichen worden. Schon Homeros hat die Helden in und vor Troja mit den Fröschen im Teiche und den Mäusen um ihn herum scherzhaft vergleichen können, und neuere zeichnende Humoristen machten auf dem Papier Frösche gestiefelt, mit Speeren und Stangen aufrecht gehend, wie Menschen, drein hauend, verwundet werdend, Ohnmachten bekommend, sterbend oder siegend. Es muß menschlicheres als bisher, wenn nicht in der Kunst, so doch in der Lebens- und Denkweise, es muß zuletzt bei ihnen ein wahreres Leben auftreten. Ob die Schlange die größte List besitze unter allen Thieren des Feldes oder Landes muß ausgemittelt werden können.

Jede untere Thierart schloß auch dumme in sich, vermuthlich ist dieses auch in dieser, ja in allen höhern der Fall, wenn nur, wie auch schon gesagt, das dummste der höhern Art nicht so dumm als das der mindern Art, und das gescheidteste der erstern gescheidter als dasjenige der andern ist. Der Varietäten oder Classen der Amphibien sind nicht wenige, darum müssen wir Trennungen vornehmen.

Alle haben alle Eingeweide, alle kaltes rothes Blut, alle Lungen oder etwas dieser Art, wenn die Fische nur Kiemen haben. Darum sind sie nicht ganz stimmlos. Sie fangen schon an zu reden, und stehen darum weit über den Fischen u. s. w.

Ihre rothen Muskeln sind schon Muskeln, d. h. Bündel. Sie athmen durch die Nase in die Lunge hinein. Sie haben auch ein förmliches Skelet, das bei den Schlangen wunderschön ist, und große innerliche Naturbaukunst und ästhetisch-symmetrischen Sinn zeigt.

Ihre Wiedererzeugungskraft ist außerordentlich groß, jedoch, ganz der Ordnung angemessen, nicht so groß, als die der Würmer. Auch ist ihre Vermehrungskraft, mit derjenigen der Würmer, Insecten und Fische verglichen, nur klein; weiter oben

ist diese Kraft noch kleiner, weil jedes Einzelne schon großen Werth hat.

Die meisten lieben dunkle, feuchte, nasse Orte; auch für sie ist das Licht noch zu reizend. Unten ist dunkel und Nacht, Haß gegen Licht, dann kommt der Sinn für dasselbe mit der Furcht vor all zu vielem. Nur die vollkommenen Amphibien sonnen sich.

Die meisten sind der Ruhe und Trägheit zugethan, werden sehr alt, sparen ihre Lebenskraft. Auch sie fliehen den Menschen noch, wenn nicht besondere Umstände sie ihm zugethan gemacht haben, wie alle tieferen Thiere, die ihn kennen können. Sie verwandeln sich nicht, aber häuten sich noch, die Häutung geschieht um der Luft willen, welche die Haut ausdörrt, im Wasser bliebe sie immer weich. Ihr Betastungssinn ist sehr schwach, der Geruch schlecht, dafür ihr Gehör sehr gut. Viele halten Winterschlaf. Sie könnten dann, wohl ausgeschlafen, um so lebhafter wachen.

Die Molche sind als Uebergang vom Fisch zum Lurch anzusehen. Zwar ähneln Aal und Schlange im Aeußern einander nicht wenig, diejenigen Molche aber, welche noch Kiemen wie Fische, obschon unter dem Kopfe auf beiden Seiten haben, sind den Fischen wirklich noch näher. Hierzu gehört der Syren, der Proteus. Beide wohnen in dunkeln unterirdischen Wassern, darum sind ihre Seelen ebenfalls halb Fisch, halb Lurch. Die Bewegung des Leibes ist der Ausdruck der Bewegung der Seele, darum ähneln sie im Schwimmen und Gehen den Fischen sehr. Auf Regenwürmer fährt der Syren blitzschnell los, er ist aber dennoch dumm. Daß er über den Rand eines Wasserkübels hinausschreitet und nicht merkt, daß er herunterplumpsen muß, rechnen wir ihm nicht an, weil er im Dunkel, in seinem unterirdischen Wasser, keine Erfahrungen von der Perspective machen kann, aber er wiederholt sein Herausplumpen, so oft man ihn wieder in den Kübel thut. Er wird durch Schaden nicht klug. Doch hat sich einmal einer, um sich aus der Gefangenschaft zu befreien, innert mehreren Stunden durch einen 3 Schuh dicken, mit Erde gefüllten Gang, unter einer Mauer, herausgearbeitet. Der Proteus scheint lebendige Junge zu gebären. Wie tief unten auch er steht, kommt doch die Mutterliebe

bei ihm schon entschieden auf, zum Beweis, daß in den vollkommnern Classen die Unterscheidungsgabe schnell in die Höhe schreitet, schon das Unterste ziemlich hoch stehe. Von ihm wird gesagt, daß sich das Weibchen eine bequeme Lage zum Gebären gebe, daß es die gebornen Kleinen von ihrer Hülle reinige, wenn sie ihr genommen werden, unruhig und zwar wellenförmig hin und her schwimme, herumfahre und sie suche. Solche Weise ist uns neu. Er kann auch zwitschernde Töne von sich geben.

Die Tritone oder Röhrlinge, ebenfalls Wassermolche, quälen und tummeln sich im Wasser lustig herum. Sie schwimmen flink und zierlich, schnalzen, verfolgen einander bisweilen heftig, denn das Spiel kann ja bei Kindern in Zank, der Glimpf in Schimpf, das Lachen in Weinen ausarten. Aus dem Wasser genommen, thun sie ganz außer sich und knurren. Wird der Teich, ihr Wohnort, abgelassen, so kriechen sie ans Ufer, einander aufzusuchen. Sie halten sich paarweise zusammen, spielen mit einander und schlagen die Schwänze aneinander, gerade so noch wie die Fische. Wir könnten sie noch für Fische halten. Allein sie zeigen doch ein Mehreres. Beim Häuten faßt das Thier die Schwanzspitze, und zieht sich die Haut wie ein Hemd ab; es ermüdet aber dabei, ja, kommt es nicht wohl zurecht, so zerrt es sie ab. Wenn sie ihre eigne Haut verschluckt haben, und wieder unverdaut von sich geben sollten, jedoch oft nicht können, so versuchen sie mit Maul und Pfoten, sie heraus zu ziehen. Wie schwerfällig und träg sie sind, kann man sie doch zum Zorn reizen, so daß sie das Maul aufsperren und ihnen im Zorn Schaum aus dem ganzen Leibe dringt. Im Hunger fressen sie einander selbst auf. Wenn man sie beobachtet, fressen sie nichts, und sind also noch weit von den Fürsten entfernt, die offene Tafel halten.

Die Ringeleidechsen, von denen mehrere runzlicht und weich sind, so wie die plumpen, langsamen, mit großen wohlsehenden Augen bei Nacht spazierenden, in Häusern an Wänden und Decken sich haltenden, Zäker gehören ebenfalls noch zu den unvollkommensten Lurchen, doch sind auch sie nicht ohne einige sie emporhebende Eigenschaften! Ein wenig höher stehen die Schildkröten.

Die Schildkröten haben einen großen Magen und sehr große Lungen. Die Paarung dauert wochenlang. Die Eier scharren sie ein, und bekümmern sich nicht darum. Ihr Wachen und Schlafen ist schon verschieden; ihr Schlaf ist tief, das Meer wirft sie hin und her, ohne daß sie erwachen. Sie lieben die Wärme und Sonne, wie noch kein Thier vor ihnen. Liegen sie auf dem Rücken, so können sie sich nicht mehr oder nur mit Anstrengung umkehren. Sie haben ein ungeheuer zähes Leben. Sie können ein Jahr und länger fasten. Der abgeschnittene Kopf beißt noch Stunden lang, und der Leib lebt noch Wochen lang, denn das Herz schlägt immer noch, und das Blut fließt noch. Sie haben mehr Gehirn als die Fische, doch ist es noch sehr klein; auch können sie ohne dasselbe noch Monate leben. Es ist demnach für sie noch kein wichtiges Lebens-, Empfindungs- und Denkorgan, kein Vereinigungspunkt, und das Leben herrscht immer noch über das Denken, statt umgekehrt. Die gemeinen Landschildkröten gehen in Fangfallen, die für andere Thiere aufgestellt sind. Die Dosenschildkröte kann die Schale vorne zudrücken, und Schlangen u. s. w. zerquetschen. Die Enten zerrt sie bei den Füßen unters Wasser. Zornig beißt sie in den vorgehaltenen Stock so fest, daß man sie daran aufheben kann. Die Flußschildkröten schießen auf Vögel, Fische, Frösche blitzschnell aus einem Hinterhalte hervor; die bissige stellt sich sogar gegen ihren Angreifer auf die Hinterbeine, und springt wüthend auf ihn los.

Die schiefrige und europäische Meerschildkröte wehrt sich und beißt tüchtig um sich. Die Riesenschildkröten schnauben nur heftig. Der Athem ist ausgebildet.

Nahrungstrieb, Lebenstrieb, Muth für ihr Daseyn sind also ihre hervorstechenden Eigenschaften. Auch mehrere unter ihnen marschiren, so oft man sie auf dem Tisch kriechen läßt, über den Tisch herunter, nicht merkend, daß man nicht auf Nichts stehen könne, und daß die Welt für sie am Ende des Tisches zu Ende geht. Zum Glück rettet die gemeine Sumpfschildkröte die Ehre der Classe einigermaßen. Diese wird in der Gefangenschaft so zahm, daß sie auf den Ruf kommt, und das Futter aus der Hand frißt. Sie hört also gut und erkennt die Stimme des Menschen und liebt sie und folgt ihr. Wo

sich Solches findet, kann schon Dankbarkeit entstehen. Sie pfeifen auch. Es kommen auch Spuren von Empfänglichkeit für Musik vor, was sich gar gut mit ihrem Sinn für Menschenstimmen reimt.

Die Kröten müssen noch eine Verwandlung, doch ja nicht eine insectenartige, bestehen, in welcher sie einen Rückschritt machen könnten, denn sie kommen aus den Eiern nur ohne Füße und Schwanz; dafür haben sie noch vorne an den Seiten des Kopfes für ihren Zustand, den man den der Larven nennen könnte, wenn man eben wollte, besondere Theile. Sie können noch wie die Larven der Insecten aus einer Warze spinnen. In diesem Zustande heißen sie Kaulquappen, Roßköpfe, weil der Kopf sehr groß ist, in der Schweiz an einigen Orten Roß- und Schuhnägel. Sie schwimmen wie Fische mit ihrem dünnen Ruderschwanze. Später wachsen ihnen die vier Füße, und der Schwanz fällt ab. Sie sind vollkommner geworden, denn was sie Psychisches zeigen, zeigen sie nur als Kröten. Sie sind kurz, plump, zahnlos, meist mit unschönen Warzen besetzt, im Gehen und Springen schwerfällig, der muntern Bewegung abhold. Doch haben sie schöne Augen, die mehr versprechen als halten. Sollten sie höher als die Schildkröten stehen? Ihr Name stellt sie neben diese.

Die Unken lieben die Sonne, setzen sich an sie, und bilden dadurch das Bindeglied zwischen Schildkröten und den höher stehenden Fröschen. Sie sind munter. Sie rufen fleißig aus dem Teiche. Naht man sich, so tauchen sie schnell unter, und schweigen bis man vorüber ist. Dann fangen sie gern wieder an. Sie singen in der Liebeszeit so gut sie können. Diese lehrt singen: wer liebt, singt, und wer singt, liebt. Sie haben schon eine wahre Stimme, wie sie früher nicht vorgekommen. Ihr Gesang ist aber sehr eintönig. Er enthält nur das U. Man unterscheidet jedoch ältere und jüngere Stimmen. Sie sind die Guggu (Kukuk) der Teiche. Beleidigt man sie, so geben sie aus dem Hintern schnell einen Schaum; ihr Zorn ist jedoch langsam. Die gemeine Kröte spritzt im Nothfall den Harn. Warum sie gerne bei Wassermolchen lebt, ist ungewiß, denn manchmal gesellen sich Aehnlichkeiten, und manchmal anscheinend die größten Gegensätze am liebsten zu

einander. Der Magen der Regenkröte kann Ameisen nicht vertragen, dennoch verschluckt sie solche bisweilen, entweder aus Unachtsamkeit, oder, obschon sie weiß, daß sie ihr schädlich sind, weil sie ihr wohl schmecken. Beim Schlucken (Schlingen) drückt sie, wie viele Leute, die Augen zu. Im Schrecken kann sie, manchen Thieren und Menschen ähnlich, das Wasser nicht halten. Der physisch-psychologische Schrecken wirkt rein physisch!

Das Männchen der Höhlenkröte soll dem Weibchen die Eierschnüre aus dem Leibe ziehen, und demnach Hebamme seyn. So sagen's sehr gute Naturforscher. Es ist nicht unmöglich, denn andere erzählen, daß das Männchen sich die Schnüre um die Schenkel winde, herumtrage, und, wenn die Jungen herausgekrochen, sie ins Wasser thue. Daß das Männchen der Wabenkröte dem Weibchen den Laich auf den Rücken klebt, ist ja ebenfalls erwiesen. Die gewöhnliche Kröte unserer Keller und Gefängnißlöcher scheint erst noch ihre Classe am ehesten repräsentiren zu können, denn sie läßt sich völlig zähmen, so daß sie auf den Ruf aus dem Winkel hervorhüpft, Fliegen u. s. w. aus der Hand holt, und ihren Wohlthäter bestimmt erkennt. Ja, sie kommt zu bestimmter Zeit hervor, so daß man sie an eine Stunde gewöhnen kann. Sie kennt die Uhr vollkommen gut. Der Zeitsinn ist in ihr genau ausgebildet. Es wird kaum bedacht und ausgemessen, wie viel Auge, Ohr, Sinn, Gedächtniß, Einbildungskraft und Verstand im Thier seyn müsse, um so gezähmt werden zu können.

Die Frösche leben in süßem Wasser. Auch sie haben, wie die Kröten, denen sie auf den ersten Blick kaum unterscheidbar gleichen, anfänglich eine unvollkommene Gestalt, und unvollkommnere Seele und werden dann, wie jene, Roßköpfe u. s. w. genannt. In diesem Zustande genießen sie, ihrem Kindesalter angemessen, nur Pflanzenspeisen, erst nach der Umgestaltung, älter und größer geworden, Fleisch d. h. Insecten. Sie sind meist schön gefärbt, wohl gestaltet, flink und frisch. Sie haben schöne lebhafte Augen und ein fröhliches Herz. Im Winter schlafen sie fest und tief. Sie können wie die Puppen der Schmetterlinge, ihrer Seele unbeschadet, gefrieren. Im Frühling erwachen sie wieder. Es ist, als ob auch ihre Seele, gefroren, Eis geworden, aufthauen könne. Man

sagt aber gewöhnlich nur, daß die Kälte ihre Lebenskraft gebunden habe, worunter man sich eben so wenig denken kann, als unter dem Gefrieren der Seele. Welchen Einfluß hat die Wärme!

Der Schlaf ist zwar nun völlig ausgebildet, allein noch in Eine Jahrszeit verlegt. Verloren geht er nicht mehr. Er gehört mit Nothwendigkeit in die Oekonomie der vollkommnern Thiere. Es ist bemerkenswerth, daß die unvollkommensten Thiere gar nicht eigentlich schlafen, die vollkommnern, d. h. die auf der Mittelstufe, nur im Winter schlafen, die vollkommensten, einzelne ausgenommen, keinen Winterschlaf halten, dafür ihre vierundzwanzigtäglichen Stunden zwischen Schlaf und Wachen theilen. Ein immer wahrhaft waches Thier gibt's nicht.

Die Frösche haben ein Sprachorgan, doch kommt es nur bei den Männchen vor. Sie quaken, am öftesten und liebsten in schönen Frühlingsnächten, an denen auch wir ein Gefallen haben. Tausende vergnügen sich miteinander, und alle Teiche einer großen Nachbarschaft werden lebendige Chöre. Lauter Männerstimmen! Sie haben an ihrem unschönen Concerte eine herzinnige Freude. Sie singen mit großer Lust, alles durcheinander. Doch scheint jeder nur sich selbst gern zu hören, denn sie überschreien einander. Man unterscheidet deutlich vier Stimmen, und daß jeder seine eigne Stimme, sein eignes Sprachorgan hat. Ihre Concertstimme ist aber eine andere als die, mit welcher sie ihre Weibchen locken. Die Weibchen können mit einer andern Stimme erwiedern. Erste Spur von Geschlechtsstimmen! Im unvollkommnen Zustande können sie nicht singen, ja, der Laubfrosch fängt erst etwa mit dem dritten oder vierten Jahre an. Ahmt man des Leuchtfrosches Gequake nach, so fällt er mit den seinigen augenblicklich ein. Er täuscht sich, er meint einen Cameraden zu hören. Diese setzen sich nebeneinander in großen Reihen. Einer ist Vorsänger. Sie überschreien allen andern Lärm (in Paramaribo) der Gegend, so daß man nichts als sie hört.

Frösche sind für Licht und Luft, für jede Witterungsveränderung, besonders der schöne zarte Laubfrosch, sehr empfindlich. Man fängt die eßbaren bei Fackelschein oder mit Laternen. Sie lieben das Licht und werden durch Licht überreizt.

Die Kehle des Leuchtfrosches leuchtet bei Nacht stark. Sie lieben auch die Sonne und deren Wärme. Sie sitzen ans Ufer und sonnen sich gerne. Doch entfernen sie sich vom Ufer nicht. Sie sitzen im Grase, wie ein Hund auf den Hinterbeinen; sobald man sich naht, hüpfen sie, einer nach dem andern, ins Wasser zurück.

Sie sind Raubthiere, Insecten fangen sie mit ihrer langen Zunge, die sie schnell nach ihnen schießen. Der Laubfrosch lauert wie eine Katze, und springt dann, bei einem Schuh hoch, auf die Fliege. Der eigentliche Wasserfrosch springt nach Mäusen und Vögeln. Ein Wasserthier fängt Land- und Luftthiere!

Der enorm große Ochsenfrosch übermeistert sogar Enten und Gänse. Der Bachfrosch frißt sogar Bienen, die zu trinken kommen. Er kennt sie in der Begierde bisweilen nicht, und verschluckt statt ihrer Wespen, die sein Magen nicht vertragen kann, darum speit er sie wieder aus. Der Mensch kann ihn zum Besten haben: legt man eine todte Maus hin, und macht sie sich bewegen, so fährt er auf sie los. Todte packt er nicht an.

Der Frosch hat ein sehr zähes Leben. Wie bekannt, bewegen sich seine Schenkel noch stundenlang, nachdem sie abgeschnitten worden, wenn man sie mit Salz bestreut. Wie empfindlich sind sie für den Metallreiz? Eben an ihnen sind ja die ersten Versuche mit dem Galvanismus gemacht worden. Diese Empfindlichkeit deutet offenbar wieder einmal auf einen somnambulen Zustand.

Eine eigne, aber seltne Erscheinung in Fischteichen ist, daß sich Froschmännchen, wenn aus unerkannten Ursachen beinahe keine Weibchen entstanden sind, bei Hunderten und Tausenden auf die Köpfe der Fische setzen, und in deren Augen ihre klebrigen Tatzen so eindrücken, daß sie nicht sehen können, abmagern und umkommen. So werden Karpfenteiche fischleer.

Die Schlangen sind sonderbare Körper und Seelen, fußlose, lange, schön geformte und schön gefärbte Cylinder mit außerordentlicher Muskelkraft, Bewegungsfähigkeit und Gewandtheit. Sie sehen und hören gut. Sie müssen sich wie die Raupen, denen sie in der Form und Färbung gleichen,

häuten. Im Abstreifen der alten Haut sind sie sehr geschickt. Es gibt Wasser- und Landschlangen. Letztere wohnen in Wäldern und in Erdlöchern, unter Steinen, in Scheunen und Kellern. Manche sind wahrhafte Kletterer, und steigen und winden sich auf den Bäumen trotz einem Eichhörnchen herum. Sie müssen wunderbar eingerichtete Bewegungswerkzeuge haben. Ihr Skelet ist wirklich des Anschauens werth. Fast alle sonnen sich gern. Im Winter schlafen sie erstarrt. Sie lieben auch die Wärme. Unbeleidigt thun sie dem Menschen nicht leicht etwas zu Leide. Ihre Größen variiren ungemein. Wie klein ist die Blindschleiche! Wie furchtbar groß die Riesenschlange! Die Verschiedenheiten sind auch in andern Beziehungen groß. Sanft und schuldlos sind die Blindschleichen, zornmüthig die Brillenschlangen. Viele sind frech, viele furchtsam, viele lebhaft oder träge. Die größten fürchten selbst Büffel, Löwen und Tiger nicht, und die schlimmsten haben, auf unserm Standpunkt zu sprechen, weder Menschen- noch Gottesfurcht in ihrem Herzen. Sie sind als falsch verrufen von Adam her, doch nur bei den Juden und Christen. Andern alten Völkern waren sie Symbole des Lebens. Den bösen Ruf scheinen sie einzig durch ihre Gefährlichkeit bekommen zu haben. Zwar liegen sie auf der Lauer und schießen plötzlich auf den Raub und Feind los, allein wenn sie nicht durch Stärke und Gift furchtbar wären, beschimpfte man sie wegen ihres Lauerns gewiß nicht, denn die meisten Thiere überfallen ihren Raub eben so, und die Lustigmacher unter den Menschen machen's wie sie, überraschen durch Gedanken- und Leibessprünge. Ehemals floh man sogar die unschuldige Blindschleiche wie den Teufel; jetzt, seitdem man die Naturgeschichte der Schlangen besser studirt hat, und Thierführer schöne Schlangen an Jahrmärkten zeigen, ist mit der Furcht auch der Abschen und Schimpf verschwunden.

Die unterste Schlange ist die Blindschleiche. Hier sehen wir, wie weit oben bei dieser Classe schon das unterste steht. Sie ist ein liebliches angenehmes Thier, friedsam, gutmüthig, sanft, kaum schlangenklug, dabei ohne Falsch wie die Tauben. Sie hat nette Aeuglein, und züngelt munter. Der abgerissene Schwanz wächst ihr nach. Die Ringelnatter wohnt gern dem

Menschen nahe, sucht ihn sogar auf, was kein früher angegebenes Thier thut, ist ebenfalls unschädlich und gutmüthig, und hat also eben so wenig einen Schimpf verschuldet. Sie kommt bisweilen in Wohnhäuser, in Kammern, und klettert in Betten. Sie erschreckt Unkundige, erschrickt selbst aber nicht. Man kann sie leicht fangen, doch hat sie ein bißchen List wie die Blindschleiche, denn ganz unerwartet macht sie sich aus der Gefangenschaft auf und davon. Ins Schlangenbad, das eben daher den Namen hat, kommen ja viele solche gutmüthige Nattern auf Besuch zu den Curgästen. Moses hätte diese nicht als Symbol brauchen können. Aber die Kreuzotter ist giftig und falsch. Sie fährt auf Würmer, Insecten, Eidechsen, Mäuse und Vögel los. Frösche soll sie nicht wollen. Eine Antipathie! Sie lauert, fährt auf den Raub, beißt tödtlich, verfolgt aber denselben nicht, sie wartet nur bis er fällt. Dann schleicht sie zu ihm, und verschlingt ihn ganz, wie groß er ist, denn sie kann, wie alle Schlangen, ihre Kinnladen, durch eigene Einrichtungen, ganz außerordentlich weit aufsperren, und ein Thier verschlingen, das einen viel größern Durchmesser als sie selbst hat. Ihr und aller Schlangen Biß ist im Sommer, d. h. in der Hitze, gefährlicher. Das Gift ist nur concentrirter, körperlich gewordener Zorn. Jedes zornigen Thiers und Menschen Biß ist Gift, weil der Zorn solches ist. Darum hat der Süden viel concentrirte Hitze, Zorn und Gift. Die Kreuznatter lebt in Branntwein stundenlang. Ihr Kopf beißt noch vom Leibe abgeschnitten. Die Brillenschlange ist lauter Zorn und Gift, dennoch gar verständig, denn sie läßt sich ganz zahm machen und lernt sehr tactfest tanzen. Sie hat musikalisches Gehör.

Die Rieseuschlangen sind schön und gewaltig. Eben diese gehen auf großen Raub, Vögel, Schweine, Hirsche, Büffel und Tiger. An Menschen sind sie nicht gewiesen. Sie umwinden die Thiere blitzschnell, denn blitzschnell fährt ihr Gedanke vom Kopf durchs ganze ungeheure lange Cylinderwesen, und der vom Kopfe vierzig bis sechzig Fuß entfernte hinterste Theil weiß, was er soll, so gut als der vorderste, um den Tiger einzuklemmen. Sie fährt, wie wir an Schlangen dieser Art in der Gefangenschaft sehen, urplötzlich auf den Raub. Ist das Thier verschlungen, so ruht sie und verdaut Tage,

Wochen, Monate lang, beinahe unbeweglich, so daß sie, ohne sich vertheidigen zu können, von Ameisenheeren bei lebendigem Leibe angepackt, getödtet und aufgefressen wird. Das mag eine Todesart seyn! Eine in den Leib geschossene geringelte Riesenschlange schlug furchtbar um sich, strich alles Gesträuch des Waldes nieder, und spritzte zornig Schlamm und Wasser um sich her, legte sich dann aber, die Wunde nicht achtend, wieder ruhig in einem Ring zusammen. Zorn, Wuth und Selbstüberwindung! Nach einem zweiten Schusse machte sie es gerade wieder so. Ein dritter machte sie unthätig.

Die Klapperschlange klappert entweder aus Zorn oder aus Furcht, oder aus einer uns räthselhaften Gemüthseigenschaft, nur nicht, was man unsinniger Weise physikotheologisch behaupten wollte, um vor sich selbst warnen. Sie kann eher heucheln, als vor sich selbst warnen. Sie benimmt sich auch nicht immer gleich; bald flieht sie schnell und verkriecht sich vor dem Menschen, bald sieht sie ihn nur starr an, bald setzt sie sich zur Wehr. Auch sie verfolgt niemanden. Wenn wahr wäre, daß sie gerade dann, wenn sie Böses im Herzen habe, nicht klappere, wäre sie das vollendete Bild der Falschheit. Falsche Hunde bellen ebenfalls nicht. Ihre ärgsten Feinde sind die Schweine, sie fliehen augenblicklich vor ihnen. Ehe die Schweine nach Amerika gebracht worden, kannten sie diese Furcht nicht. Sie haben also an Genossen ihres Geschlechts gesehen, wie gefährlich ihnen die Schweine seyen. Entweder haben es alle einander zur Warnung gesagt, oder die Furcht der Erstangepackten und Entronnenen hat sich auf die Nachkommen fortgeerbt. Auch in der Thierseelengeschichte kommen Erbschaften von Seeleneigenschaften vor.

Wie die Brillenschlange, so läßt sich auch die Riesenschlange, ja selbst die schauerliche Klapperschlange zähmen. Nicht nur die Zähmer, sondern auch andere Leute dürfen sie betasten. Sie scheinen unbedingt die Ruhe zu lieben. Menageriehalter nehmen sie wie lange Klumpen aus dem Kasten, heben sie empor, und winden sich dieselben um den Leib. Sie lassen mit sich wie empfindungslose Stricke umgehen. Es sind aber Beispiele bekannt, daß sie sich um neugierige Waghälse, die dieses nachahmten, unerwartet fest herumschlangen, und sich durch ihre

Herren nur ungern loswinden ließen. Man denke sich den Schrecken des Neugierigen! Von einem dreißig Schuh langen, einen halben Schuh dicken lebendigen Strick, wie ein Laokoon, umrungen! Ein Ruck, ein Zusammenzug, und — die Rippen sind zerbrochen, die Brust ohne Athem! Die hundsköpfige wäre am leichtesten zu zähmen. Sie liebt die Menschen, kommt ungenirt zu ihnen in die Häuser, und sucht Nahrung. Man darf sie aber doch nicht beleidigen, sonst beißt sie. Sie wird sich wehren dürfen.

Noch ist uns übrig, von den Schlangen etwas Merkwürdiges, etwas, das ihnen die nur ihnen zugedachte Stelle aufs bestimmteste anweist, anzuführen.

Wir nehmen wahr, daß kein Thier die Riesenschlange fürchtet; Tauben, Enten bleiben ruhig bei ihnen, und spielen um sie herum. Sie kennen die Gefahr nicht nur nicht, sie wollen sogar nicht vor den vielen dem grausen Spiele zuschauenden Menschen fliehen. Packen Menschen sie an, so schnattern, flattern, so entfliehen sie; vor der Schlange schweigen sie. Wird endlich eine von der Schlange erst nach einer halben Stunde und mehr ergriffen, so sucht sie nicht zu entkommen, so wehrt sie sich nicht, so flattert sie nicht. Kaum wehren sich die Vierfüßler, z. B. junge Ziegen, mit den Hinterbeinen ein wenig, so daß nicht einmal zu bestimmen ist, ob diese Bewegungen willkürlich seyen. Es ist, wie wenn das Opferthier im Bann sey, nicht fliehen könne.

Man sagt, daß die Klapperschlange ihre Beute vorher verzaubere, und daß Menschen Schlangen verzaubern können. Das wären zwei große psychologische Schlangenräthsel. Man stellt sie gewöhnlich nicht nebeneinander, sie gehören aber als Actives und Passives, Positives und Negatives, als Plus- und Minusgröße oder als zwei Pole einer magnetischen Achse, unabtrennlich zusammen. Für uns ist die Sache besonders merkwürdig, ja entscheidend, weil wir in unserm System und Gang auf einem Scheidepunkt stehen. Wir sehen zuerst aufs Positive.

Wenn die Klapperschlange einen Vogel, ein Eichhörnchen u. s. w. vom Baum herunter fallen machen und bekommen wolle, schaue sie es starr an. Dieses starre Anschauen mache dem Thierchen die Flucht unmöglich, binde es. Es gebe kläg-

liche Töne von sich, zittere der Schlange immer näher, und falle ihr endlich von selbst in den Rachen. Man will etwa die Thatsache sich auf dem gewöhnlichen Wege aus der Angst vor dem Feind, aus der Betäubung vor dem häßlichen Geruch der Schlange, aus ihren feurigen Augen erklären, oder man nimmt an, das Thierchen sey ängstlich für sein Nest, für seine Jungen besorgt und falle vor Angst für diese herunter, oder es sey etwa schon vorher gebissen worden, taumle nur noch herum, und falle endlich todt herunter. Es reicht alles nicht aus, und theils widerspricht sich Gesagtes. Letzteres vom Vorhergebissenwordenseyn genügt am wenigsten, weil der Zauber oder die Angst aufhört, sobald die Schlange es nicht mehr anschaut. Dann kann das Thierchen entfliehen. Tausend Thiere schauen ihren Raub vorher an, ohne daß solche, die Flucht unmöglich machende, Angst entstünde. Kein Thier fällt dem Feinde aus Angst für seine Jungen in den Rachen, und kein übler Geruch bewirkt solches. Die glühenden Augen aber gehören eben zum bindenden tödtenden Blicke. Eben die Augen sind es, durch welche Menschen auf Menschen und selbst auf Thiere, z. B. Hunde, Katzen, Löwen bändigend, wirken. Sogar manchen Menschen soll es vom Blick der Klapperschlange nicht aus Furcht, sondern auf eigne Weise, ganz unheimlich werden. Es ist wie wenn die Schlange das Thierchen in ihren Rapport, in den Wirkungskreis ihrer physiologisch-psychologischen Atmosphäre ziehe, es durchs Auge magnetisire, denn also folgt der Mensch dem Magnetisirer. Hiezu stimmt die Angabe, daß da, wo viele Eschenbäume wachsen, keine Klapperschlangen wohnen. Der Reisende Mordruff sagt, er habe eine solche Schlange durch die Berührung mit einem Eschenzweige in Angst versetzt, sich niederlegen und hin- und herwinden gemacht. Habe er den Zweig von ihr weggenommen, so habe sie sich wieder emporgerichtet und geklappert, sey zornig auf einen Ahornzweig gesprungen, habe den Kopf zurückgezogen und auf den Rücken gelegt. Mit dem Eschenzweig wieder ein wenig gepeitscht, sey sie, statt zornig zu werden, immer ängstlicher geworden, sie habe nicht entfliehen wollen, sondern nur den Kopf so tief als möglich in den Sand gebohrt. Hier ist der Mensch der Rapporteur, der Uebermächtige, und

die Schlange ist der negative Pol geworden, wie es der Schlange gegenüber das Eichhörnchen ist. Dieses führt uns zu den Schlangenbeschwörern (Psyllen) der ältesten und neuesten Zeiten.

Die bekannteste Tänzerin unter den Schlangen ist die Brillenschlange. Ihr Lehrmeister, sagt man zur Erklärung, reizt sie mit einem Stocke zum Zorne, bis sie sich aufrichtet und zornig beißen will. Dann hält er ihr plötzlich einen Topf hin, damit sie die Nase daran anstoße, sich zurückziehe und fliehen wolle. Den Kopf mit dem Stock umgewandt, reize er sie aufs neue. Immer durch den Topf getäuscht, wolle sie nicht mehr beißen, so daß er ihr nur noch die Hand vorhalten und mit ihr Bewegungen machen dürfe. Drehend derselben folgend, bewege sie den Kopf und Leib seinen Faustbewegungen angemessen. Mit Musik sey dieses dann der Tanz. Da nun einmal aber nicht alle Schlangen auf diese Art so tanzen lernen, muß doch etwas Eigenes in der Brillenschlange seyn. So mechanisch richtet man gar kein Thier ab. Sinniger ist die Angabe, daß der Lehrer sie durch Schläge, schnelle drohende Bewegungen mit der Faust, reize, sie dann wieder durch sanfte Worte (denen kein vollkommneres Thier widersteht) beruhige, durch langsame Kreisbewegungen der Hand (viele Thiere folgen dieser stets mit den Augen wie der Fechter, um zu sehen, woher der Schlag kommen könnte) aufs neue sanfter und nur psychisch reize, hierauf wieder durch sanfte Schläge (deren Bedeutung alle gescheidteren Thiere verstehen) ebenfalls wieder beruhige. Ist's beruhigt, so spielt er mit ihr wieder ein solches Manövre; oft, vollkommen gleich wiederholt. So weiß das Thier im voraus Alles, und richtet sich endlich darnach ein. Der Gaukler nimmt die Schlange aber auch in die Hand, hält den Kopf sich an die Stirne und fährt damit über sein Gesicht herunter. Es sieht dieses dem magnetischen Strich gleich. Es ist also höchstwahrscheinlich nicht nur der natürliche Zauber des Muths, der auch an dem vollkommnern Thier Unglaubliches vermag; nicht nur der Muth des Vertrauens zum Thier und des Wissens, das Thier brauche seine Giftwaffe nur sehr ungerne gegen den Menschen, und nicht nur die Gewandtheit und Kenntniß der Neigungen

und Sitten des Thiers im Allgemeinen, wie auch andere Menschen sie können und haben, sondern eine besondere Gabe dessen, der sie lehren, bezwingen, gehorsam machen, beschwören oder bezaubern will und kann. Es sind südländische Naturen dazu nöthig, so wie auch südländische Schlangen. Solche Beschwörer können die Schlangen sich ruhig auf den Boden niederlegen und aufs Wort wie einen Stock (die Gaukler vor Pharao) steif machen. Erfassen sie sie, so ist sie wieder beweglich. Auch andere, z. B. europäische Reisende, können diese Kunst nachahmen; sie deutet aber immerhin auf eigene Naturen. Es können nun einmal schlechterdings nicht alle Menschen Alles! Wenn der Psylle, indem er die männlichen und weiblichen Stimmen der Schlangen nachahmt, ihnen dadurch ruft, daß sie hervorkommen, so findet er vielleicht auch Mittel, sie zu verscheuchen, wenigstens sie zu bezwingen. Jedenfalls benutzt der Beschwörer den Blick, dem auch die Schlange folgt, und der Mensch ist hier die Klapperschlange. Das stärkere Auge tödtet das schwächere, doch kann nur ein geistiges Thier den Geist des Auges des Menschen merken. Plinius sagt wirklich, daß es in Afrika eine eigne Art Menschen gebe, die zum Beschwören tauglich sey. Wir sagen gewöhnlich, daß diese oder jene Kunst eine eigne Liebhaberei sey, eigne Liebhabereien deuten aber auf eigene Menschen. Gräßlich zu lesen ist (wie Riley erzählt), wie arg sich solche Beschwörer von den Schlangen zerbeißen lassen. Zu Allem braucht's eigene Leute, wenn's gelingen soll, und wenn Thiere dazu nöthig sind, auch eigene Thiere.

Wie völlig ist aber der Zeitsinn im Schlafwachen der Menschen ausgebildet. Und dieser Sinn als Tactsinn und als Zeitgedächtniß, wie stark ist er in diesen höhern Schlangen. Wie? Wenn wahr wäre, was schon oft von Vielen erzählt worden, daß Amerikaner, die irgend eine Schlange als Fetisch in einer Schachtel halten, ihr jährlich einmal Ferien geben, und daß sie dann wirklich nach Wochen oder Monaten wieder zurückkomme, und in die Schachtel krieche? Was bewiese dieses? Verstünden sie, wie ebenfalls erzählt wird, des Menschen Wort und Befehl, so wären sie allerdings gescheidter (nach Luther listiger) als alle Thiere des Feldes, die Vögel und Säugethiere ausgenommen.

Es ist der Magnetisirende der stärkere Theil. Männer magnetisiren Weiber, Männer ihresgleichen nicht leicht, Weiber Männer sehr selten. Es fragt sich, ob Weiber Schlangenbeschwörerinnen werden könnten? Es müßten männliche Psyllen seyn! In der Mythe vom Sündenfall erscheint die Eva als Minusgröße.

Wie Somnambule oder Schlafwachende erscheinen uns die Schlangen und die Amphibien überhaupt, darum die Möglichkeit eines besondern Rapports zwischen ihnen und andern, wenigstens einzelnen Thieren und Menschen. Gegen Thiere wären sie der positive, gegen Psyllen der negative Pol. In den unvollkommnern Thieren tritt noch weder der eine noch andere entschieden hervor. Unter den Bienen äußert sich noch beinahe nichts davon, über den Krokodilen nur noch wenig. Es wird diese Art zu seyn und zu wirken noch an mehreren, besonders Amphibien, entdeckt werden müssen; wirklich zeigt sie sich auch an den Fröschen, denn auch diese starren Würmer und Insecten eine Weile an, ehe sie ihre Zunge gegen sie schießen; auch sie erschrecken diese schon durch ihren Blick, so daß sie sich unruhig hin- und her bewegen. Wir führen selbst die Kunst zu zähmen und gezähmt zu werden auf einen Rapport zurück, weil alle Erklärung aus dem Gedächtniß u. s. w. noch zu mechanisch ist. Je höher oben, desto eher ist der Somnambulismus als Minusgröße genommen, Einseitigkeit, als Plusgröße Vielseitigkeit. Als erstere Krankheit, als letztere ein Heilmittel. Der Mensch kann Alles zähmen. Seine Geschicklichkeit ist in manchen Thieren sich ihrer selbst unbewußte Kunst geblieben, im wahren Erziehen aller Art hingegen zur bewußten geworden, was spätere Thatsachen anschaulich machen sollen.

Schlafwachende haben keine sehr weite Welt. Ihre Unterscheidungsgabe ist dafür scharf auf Einzelnes fixirt.

Die letzte Amphibienclasse sind uns die kleinen und großen Eidechsen (Krokodile). Die vollkommensten stehen den Menschen theilweise nur allzu nahe. Sie haben vier Füße, und sind schon wie Säugethiere gestaltet, legen aber Eier.

Zuvörderst heben wir ihren musikalischen Sinn, dieses auch am Menschen unauflösbare Räthsel, hervor.

Der Stink vereint sich oft mit seinen Cameraden zu einem Concerte. Den Kammeidechsen pfeift man. Sie hören es gerne. Sie kommen näher, lassen sich dann streicheln, und die Schlinge umwerfen. So wird er ihnen zur Falle. So wird auch die Kropfeidechse gefangen. Das Pfeifen macht sie so unachtsam, daß sie ins Netz hineinspringt. Concerte geben auch die Mopseidechsen, und die Kieleidechse nimmt Antheil daran. Sie geben sie aber nur bei Nacht.

Ebenso stellt sich ihre Menschenkenntniß, Zahmheit und Zähmbarkeit heraus. Die Kammeidechsen sind in der Gefangenschaft anfangs wild und tückisch; dann fügen sie sich in ihr Schicksal und werden zahm, sogar zutraulich. Obschon sie in Freiheit nur bei Nacht auf den Raub ausgehen, kann man sie doch an den Nachtschlaf und ans Tagwachen gewöhnen. Welche Umwandlung der Natur des Thiers, Umwandlung der Zeit- und der Lichtuhr im Thier! Welcher Sprung wieder einmal! Ungenirt kommt die Kieleidechse wegen der Insecten in Menschenwohnungen und Wohnzimmer. Sie klettert sogar auf den Tisch, während man speist, fängt Mücken vom Tisch, den Tellern, den Kleidern, und nimmt sie selbst aus der Hand an. Auch die Mopseidechse, die doch mit ihresgleichen im ewigen Krieg lebt, nähert sich dem Menschen ohne Furcht und gern, ist gegen ihn sanft und liebt seine Gesellschaft. Ein Thier, das den Menschen dem Thier vorzieht! So ist auch die häßliche Krötenеidechse von Natur zahm, und läßt sich, ohne zu beißen, herumkollern. Plagt man sie, so kriecht sie nicht schnellen Schrittes fort. Halbzahm ist auch unsre gewöhnliche Eidechse. Im Nothfall beißt sie zwar, allein nur schwach. Knaben halten sie oft in Schachteln und spielen mit ihnen. Auch die Krokodile, diese furchtbaren Thiere, können noch zahm gemacht werden. Die Bewohner der Gestade am Möris hielten immer ein zahmes, das sie köstlich zierten und fütterten. Aber eben an den Krokodilen finden wir wieder ein eigenes Verhältniß, einen sonderbaren Rapport zwischen Thieren und Menschen, ungefähr wie bei den Klapperschlangen, und auch sie scheinen einen Zauber auszuüben. Als in Sumatra in einem Fluß ein Krokodil unter einem Baume, auf dem eine Menge Affen saß, durchzog, geriethen diese alle in eine solche Angst,

daß sie haufenweise erst noch gegen das Ende des Baumes, auf die Zweige gegen das Wasser, dem Krokodil näher, stürzten, sich dem Thier zitternd und die Zähne fletschend immer mehr näherten und endlich herunterfielen. Sonst fliehen oder bekämpfen die Wesen, die Verstand haben, den Feind. Mehrere Thierarten, die in gar keiner naturhistorischen Verwandtschaft mit ihnen stehen, z. B. der Ichneumon oder wohl gar der Regenpfeifer, halten sich immer in ihrer Nähe und gehen gefahrlos mit ihnen um. Gerade zwei der vollkommensten Thiere: Hunde und Pferde, sind nicht durch die Erfahrung erst, sondern von Natur den Krokodilen abhold. Müssen sie in den Nil, so zittern sie angsthaft. Das Pferd will nicht hinein, und der Hund trinkt am Ufer laufend. Pferde schlagen zuerst mit dem Huf ins Wasser, den Hund muß man hintragen. Kann das Krokodil das Pferd am Maul fassen, so ist's verloren. Es fährt mit ihm hinab, daß noch ein Kampf im Reiche des Neptuns werde! Ein Rapport, den man Instinct nennt, bewirkt die Furcht. Dieser Rapport lehrt unterscheiden. Warum konnte Herodot, dessen Aussagen in unsern Tagen durch die französische Expedition nach Aegypten viele unerwartete Bestätigungen bekommen, sagen, daß die Bewohner von Tentyra eine Zaubermacht über sie haben, sich ihrer mit Leichtigkeit, beinahe gefahrlos, bemeistern, daß die Krokodile ihren Geruch fliehen, daß die Tentyrer ihnen nachschwimmen, sich auf sie setzen, wenn sie den Kopf zum Beißen aufheben, ihnen nur ein Querholz ins Maul stecken, dieses mit beiden Händen halten, und es so ans Land treiben — ohne daß es untertauchen wolle, was es doch augenblicklich könnte, wenn eine andere Art von Natur es nöthigte. Es scheint die Einwirkung eines Psyllen im Spiel zu seyn. Man sagt, die Tentyriten können am besten mit ihnen umgehen. Sie müssen eine Verwandtschaft zu den Krokodilen haben. Gegensätze verstehen einander nie. So wird Obiges bestätigt!

Für Kampflust, Zornfähigkeit und einige andere, höherstehende, Fähigkeiten sprechen noch folgende Thatsachen:

Sobald die Kammeidechse, durchs Pfeifen betrogen, den Betrug merkt, wehrt sie sich gewaltig, obschon man sie sanftmüthig und dumm nennt. Die Männchen vertheidigen die Weibchen biedermännisch. Keck schreitet die Mopseidechse auf eine andere los, und diese steht ihr Rede. Es entsteht ein Zweikampf. Sie können sich so in einander verbeißen, daß sie kaum mehr von einander loskommen können. Vermuthlich gilt der Kampf wegen der Weibchen und solche scheinen um die Kämpfenden herumzustehen und ruhig zuzuschauen. Eigenheiten, die hier zuerst auftreten, später sich oft wiederholen! Hartnäckig

soll sich die Fechtereidechse sogar gegen große Schlangen vertheidigen, zornig die Kropfeidechse gegen den Menschen springen und in ihn beißen. Nach jeder Ermüdung setzt sich die Mopseidechse auf die Hinterbeine, streckt die breite Zunge heraus und lället wie ein Hund; daher ihr Name. Träg ist das berühmte Chamäleon. Zum Zorne jedoch, als einer tief unten stehenden psychischen Eigenschaft, ist's sehr aufgelegt, und ändert dann, nicht wie der Mensch nur, seine Gesichtsfarbe, sondern die des ganzen Körpers. Das afrikanische wird vom Zorn schwarz. Daß ihr schneller Farbenwechsel von innen wirklich nur von der Seele komme, ist das Wahrscheinlichste. Angst macht ihnen eine andere Farbe als Zorn. Aehnliches tritt theilweise auch an andern vollkommnern Thieren, aber eben nicht an den vollkommensten auf. Sie sind immer gegen ihresgleichen und gegen Menschen übelgelaunt, eigensinnig. Nichts mögen sie vertragen. Arg beißen sie sich in der Gefangenschaft miteinander herum. Man will bemerkt haben, daß Kieleidechsen, die in Betten von Schillertafft sich aufhielten, schillernd gefärbte Jungen geboren haben, wie wenn beim Zeugen ihr Auge und ihre Einbildungskraft besonders ins Spiel gekommen wäre.

Auch mehrere Eidechsen erfassen ihren Raub oft lange vorher mit dem Auge, ehe sie den Sprung thun, und messen bedächtlich die Entfernung mit der Seele des Auges. Grause, schreckliche Thiere sind die Krokodile. Sie lauern im Wasser, nur die Schnauze über ihm. Schnell fahren sie schwimmend auf ihren Raub: Schafe, Schweine, Ochsen und Menschen. Flink packen sie an, schlagen ihn mit dem Schwanze wie mit einer Keule nieder, zerren ihn unter das Wasser und ertränken ihn. Sie fahren auf jedes Thier am Ufer los, ergreifen Weiber, die Wasser schöpfen, stürzen sich auf badende Kinder, erfassen den Arm des Menschen im Nachen, wenn er nachlässig über Bord hängt, und klettern am Nachen hinauf, einen Menschen herauszuholen. Sie kommen aufs Land, packen in Kähnen schlafende Fischer an, suchen in der Nacht Kinder auf dem Lande, in Dörfern, eilen mit ihnen davon und ertränken sie schnell, wenn sie schreien. Bestien, die den Menschen, wie wenn er ein Thier wäre, mit Menschenlist, Menschenbosheit und Menschengewalt überfallen, ermorden! Warum hilft hier die Natur dem Thier, nicht dem Menschen, nicht dem schuldlosen Kinde? Wie ein geschlossener Phalanx fest als Gesellschaft und wie in einem Bunde zusammenhaltend, treiben sie die Fische stromaufwärts. Im Kampfe mit Menschen zeigen einzelne wilden Zorn, nicht zu brechenden Eigensinn, lang anhaltende Verfolgungswuth. Der Tentyrer geht mit diesem Thiere schon wie mit einem

Menschen, aber das Thier mit dem Menschen als mit einem untergeordneten Thiere um.

Wir haben nun unsere Ansichten über die Lurche angedeutet, wir verlassen sie, mit ihnen die vier tiefer stehenden Classen, und erheben uns zu den noch vollkommnern aufs Land und in die Lüfte. Der Sprung scheint noch ein außerordentlicher, ein allzugroßer zu seyn, wenn wir sogleich an die vollkommensten Vögel und Säugethiere denken.

In unserm System als Stufenleiter nun einmal vom Punktthierchen bis zur Schlange und zum Krokodil hoch genug gestiegen, sollte klar geworden seyn, ob unser Princip überhaupt, und unser Eintheilungsprincip insbesondere, sich durch die lange Reihe von Thatsachen als wahr oder aber als unwahr, als einfach oder als erkünstelt herausgestellt habe. Wir hoffen, uns keiner Künste bewußt, das erstere sey der Fall. Doch dürfen wir einen Augenblick auf dieser Höhe ruhen, rück- und vorwärts schauen, und die Classe, bei der wir nun angelangt sind, vergleichend genauer bezeichnen.

Die tiefstehenden Würmer zeigten uns wirklich nichts, was die bildende und sorgende Natur nicht im Schlafe, der ja ebenfalls Leben, und zwar ein so wunderbares als das wache ist, könnte und thut.

In den Ringelwürmern fing der Organismus an, sich aus dem eigentlichen Schlafe herauszuwinden, d. h. Träumer zu werden. Welche Menge von Mittelstufen aber vom Anfange des Traumes bis zum Vollendeten hinauf. Der unerhörte, der Wunderdinge thut? Er geht durch die Insecten, und ging in diesen hinauf bis zum Schlafwandel. Als vollendeter Schlafwandel erscheinen uns die vollkommensten Insecten, die Bienen, Ameisen und Termiten. In jeder Vollendung oder Vollkommenheit liegt ein Anfang zu etwas Neuem und darum ein Unvollkommenes, im Schlafwandel der Anfang zum Somnambulismus, welchen wir mit seinem magnetischen Rapporte eben in diesen Insecten schon hervorbrechen gesehen haben. Stärker tritt dieser in der Classe der Fische auf. Für sie als Halbschlafwandler, dem Wachen näher, sind Licht und Metallreiz von größerer Bedeutung. Der Mensch kann schon ihren Sinn binden, sie abrichten. Ist der Somnambulismus höher, und stehen die Amphibien höher als die Fische, so muß die Fähigkeit zum Rapport besonders bei ihnen zum Vorschein kommen, und das wache Leben vorbereiten. Menschlich mit ihnen zu conferiren, muß schon leichter seyn.

Wir wissen auch, daß die Zahl der Schlafenden und Wachenden die größte, die der Träumer kleiner, und die der Somnambulen unverhältnißmäßig klein, die allerkleinste ist. Vögel

Wochen, Monate lang, beinahe unbeweglich, so daß sie, ohne sich vertheidigen zu können, von Ameisenheeren bei lebendigem Leibe angepackt, getödtet und aufgefressen wird. Das mag eine Todesart seyn! Eine in den Leib geschossene geringelte Riesenschlange schlug furchtbar um sich, strich alles Gesträuch des Waldes nieder, und spritzte zornig Schlamm und Wasser um sich her, legte sich dann aber, die Wunde nicht achtend, wieder ruhig in einem Ring zusammen. Zorn, Wuth und Selbstüberwindung! Nach einem zweiten Schusse machte sie es gerade wieder so. Ein dritter machte sie unthätig.

Die Klapperschlange klappert entweder aus Zorn oder aus Furcht, oder aus einer uns räthselhaften Gemüthseigenschaft, nur nicht, was man unsinniger Weise physikotheologisch behaupten wollte, um vor sich selbst warnen. Sie kann eher heucheln, als vor sich selbst warnen. Sie benimmt sich auch nicht immer gleich; bald flieht sie schnell und verkriecht sich vor dem Menschen, bald sieht sie ihn nur starr an, bald setzt sie sich zur Wehr. Auch sie verfolgt niemanden. Wenn wahr wäre, daß sie gerade dann, wenn sie Böses im Herzen habe, nicht klappere, wäre sie das vollendete Bild der Falschheit. Falsche Hunde bellen ebenfalls nicht. Ihre ärgsten Feinde sind die Schweine, sie fliehen augenblicklich vor ihnen. Ehe die Schweine nach Amerika gebracht worden, kannten sie diese Furcht nicht. Sie haben also an Genossen ihres Geschlechts gesehen, wie gefährlich ihnen die Schweine seyen. Entweder haben es alle einander zur Warnung gesagt, oder die Furcht der Erstangepackten und Entronnenen hat sich auf die Nachkommen fortgeerbt. Auch in der Thierseelengeschichte kommen Erbschaften von Seeleneigenschaften vor.

Wie die Brillenschlange, so läßt sich auch die Riesenschlange, ja selbst die schauerliche Klapperschlange zähmen. Nicht nur die Zähmer, sondern auch andere Leute dürfen sie betasten. Sie scheinen unbedingt die Ruhe zu lieben. Menageriehalter nehmen sie wie lange Klumpen aus dem Kasten, heben sie empor, und winden sich dieselben um den Leib. Sie lassen mit sich wie empfindungslose Stricke umgehen. Es sind aber Beispiele bekannt, daß sie sich um neugierige Waghälse, die dieses nachahmten, unerwartet fest herumschlangen, und sich durch ihre

Herren nur ungern loswinden ließen. Man denke sich den Schrecken des Neugierigen! Von einem dreißig Schuh langen, einen halben Schuh dicken lebendigen Strick, wie ein Laokoon, umrungen! Ein Ruck, ein Zusammenzug, und — die Rippen sind zerbrochen, die Brust ohne Athem! Die hundsköpfige wäre am leichtesten zu zähmen. Sie liebt die Menschen, kommt ungenirt zu ihnen in die Häuser, und sucht Nahrung. Man darf sie aber doch nicht beleidigen, sonst beißt sie. Sie wird sich wehren dürfen.

Noch ist uns übrig, von den Schlangen etwas Merkwürdiges, etwas, das ihnen die nur ihnen zugedachte Stelle aufs bestimmteste anweist, anzuführen.

Wir nehmen wahr, daß kein Thier die Riesenschlange fürchtet; Tauben, Enten bleiben ruhig bei ihnen, und spielen um sie herum. Sie kennen die Gefahr nicht nur nicht, sie wollen sogar nicht vor den vielen dem grausen Spiele zuschauenden Menschen fliehen. Packen Menschen sie an, so schnattern, flattern, so entfliehen sie; vor der Schlange schweigen sie. Wird endlich eine von der Schlange erst nach einer halben Stunde und mehr ergriffen, so sucht sie nicht zu entkommen, so wehrt sie sich nicht, so flattert sie nicht. Kaum wehren sich die Vierfüßler, z. B. junge Ziegen, mit den Hinterbeinen ein wenig, so daß nicht einmal zu bestimmen ist, ob diese Bewegungen willkürlich seyen. Es ist, wie wenn das Opferthier im Bann sey, nicht fliehen könne.

Man sagt, daß die Klapperschlange ihre Beute vorher verzaubere, und daß Menschen Schlangen verzaubern können. Das wären zwei große psychologische Schlangenräthsel. Man stellt sie gewöhnlich nicht nebeneinander, sie gehören aber als Actives und Passives, Positives und Negatives, als Plus- und Minusgröße oder als zwei Pole einer magnetischen Achse, unabtrennlich zusammen. Für uns ist die Sache besonders merkwürdig, ja entscheidend, weil wir in unserm System und Gang auf einem Scheidepunkt stehen. Wir sehen zuerst aufs Positive.

Wenn die Klapperschlange einen Vogel, ein Eichhörnchen u. s. w. vom Baum herunter fallen machen und bekommen wolle, schaue sie es starr an. Dieses starre Anschauen mache dem Thierchen die Flucht unmöglich, binde es. Es gebe kläg-

liche Töne von sich, zittere der Schlange immer näher, und falle ihr endlich von selbst in den Rachen. Man will etwa die Thatsache sich auf dem gewöhnlichen Wege aus der Angst vor dem Feind, aus der Betäubung vor dem häßlichen Geruch der Schlange, aus ihren feurigen Augen erklären, oder man nimmt an, das Thierchen sey ängstlich für sein Nest, für seine Jungen besorgt und falle vor Angst für diese herunter, oder es sey etwa schon vorher gebissen worden, taumle nur noch herum, und falle endlich todt herunter. Es reicht alles nicht aus, und theils widerspricht sich Gesagtes. Letzteres vom Vorhergebissenwordenseyn genügt am wenigsten, weil der Zauber oder die Angst aufhört, sobald die Schlange es nicht mehr anschaut. Dann kann das Thierchen entfliehen. Tausend Thiere schauen ihren Raub vorher an, ohne daß solche, die Flucht unmöglich machende, Angst entstände. Kein Thier fällt dem Feinde aus Angst für seine Jungen in den Rachen, und kein übler Geruch bewirkt solches. Die glühenden Augen aber gehören eben zum bindenden tödtenden Blicke. Eben die Augen sind es, durch welche Menschen auf Menschen und selbst auf Thiere, z. B. Hunde, Katzen, Löwen bändigend, wirken. Sogar manchen Menschen soll es vom Blick der Klapperschlange nicht aus Furcht, sondern auf eigne Weise, ganz unheimlich werden. Es ist wie wenn die Schlange das Thierchen in ihren Rapport, in den Wirkungskreis ihrer physiologisch-psychologischen Atmosphäre ziehe, es durchs Auge magnetisire, denn also folgt der Mensch dem Magnetisirer. Hiezu stimmt die Angabe, daß da, wo viele Eschenbäume wachsen, keine Klapperschlangen wohnen. Der Reisende Nordruff sagt, er habe eine solche Schlange durch die Berührung mit einem Eschenzweige in Angst versetzt, sich niederlegen und hin- und herwinden gemacht. Habe er den Zweig von ihr weggenommen, so habe sie sich wieder emporgerichtet und geklappert, sey zornig auf einen Ahornzweig gesprungen, habe den Kopf zurückgezogen und auf den Rücken gelegt. Mit dem Eschenzweig wieder ein wenig gepeitscht, sey sie, statt zornig zu werden, immer ängstlicher geworden, sie habe nicht entfliehen wollen, sondern nur den Kopf so tief als möglich in den Sand gebohrt. Hier ist der Mensch der Rapporteur, der Uebermächtige, und

die Schlange ist der negative Pol geworden, wie es der Schlange gegenüber das Eichhörnchen ist. Dieses führt uns zu den Schlangenbeschwörern (Psyllen) der ältesten und neuesten Zeiten.

Die bekannteste Tänzerin unter den Schlangen ist die Brillenschlange. Ihr Lehrmeister, sagt man zur Erklärung, reizt sie mit einem Stocke zum Zorne, bis sie sich aufrichtet und zornig beißen will. Dann hält er ihr plötzlich einen Topf hin, damit sie die Nase daran anstoße, sich zurückziehe und fliehen wolle. Den Kopf mit dem Stock umgewandt, reize er sie aufs neue. Immer durch den Topf getäuscht, wolle sie nicht mehr beißen, so daß er ihr nur noch die Hand vorhalten und mit ihr Bewegungen machen dürfe. Drehend derselben folgend, bewege sie den Kopf und Leib seinen Faustbewegungen angemessen. Mit Musik sey dieses dann der Tanz. Da nun einmal aber nicht alle Schlangen auf diese Art so tanzen lernen, muß doch etwas Eigenes in der Brillenschlange seyn. So mechanisch richtet man gar kein Thier ab. Sinniger ist die Angabe, daß der Lehrer sie durch Schläge, schnelle drohende Bewegungen mit der Faust, reize, sie dann wieder durch sanfte Worte (denen kein vollkommneres Thier wiedersteht) beruhige, durch langsame Kreisbewegungen der Hand (viele Thiere folgen dieser stets mit den Augen wie der Fechter, um zu sehen, woher der Schlag kommen könnte) aufs neue sanfter und nur psychisch reize, hierauf wieder durch sanfte Schläge (deren Bedeutung alle gescheidteren Thiere verstehen) ebenfalls wieder beruhige. Ist's beruhigt, so spielt er mit ihr wieder ein solches Manöuvre; oft, vollkommen gleich wiederholt. So weiß das Thier im voraus Alles, und richtet sich endlich darnach ein. Der Gaukler nimmt die Schlange aber auch in die Hand, hält den Kopf sich an die Stirne und fährt damit über sein Gesicht herunter. Es sieht dieses dem magnetischen Strich gleich. Es ist also höchstwahrscheinlich nicht nur der natürliche Zauber des Muths, der auch an dem vollkommnern Thier Unglaubliches vermag; nicht nur der Muth des Vertrauens zum Thier und des Wissens, das Thier brauche seine Giftwaffe nur sehr ungerne gegen den Menschen, und nicht nur die Gewandtheit und Kenntniß der Neigungen

und Sitten des Thiers im Allgemeinen, wie auch andere Menschen sie können und haben, sondern eine besondere Gabe dessen, der sie lehren, bezwingen, gehorsam machen, beschwören oder bezaubern will und kann. Es sind südländische Naturen dazu nöthig, so wie auch südländische Schlangen. Solche Beschwörer können die Schlangen sich ruhig auf den Boden niederlegen und aufs Wort wie einen Stock (die Gaukler vor Pharao) steif machen. Erfassen sie sie, so ist sie wieder beweglich. Auch andere, z. B. europäische Reisende, können diese Kunst nachahmen; sie deutet aber immerhin auf eigene Naturen. Es können nun einmal schlechterdings nicht alle Menschen Alles! Wenn der Psylle, indem er die männlichen und weiblichen Stimmen der Schlangen nachahmt, ihnen dadurch ruft, daß sie hervorkommen, so findet er vielleicht auch Mittel, sie zu verscheuchen, wenigstens sie zu bezwingen. Jedenfalls benutzt der Beschwörer den Blick, dem auch die Schlange folgt, und der Mensch ist hier die Klapperschlange. Das stärkere Auge tödtet das schwächere, doch kann nur ein geistiges Thier den Geist des Auges des Menschen merken. Plinius sagt wirklich, daß es in Afrika eine eigne Art Menschen gebe, die zum Beschwören tauglich sey. Wir sagen gewöhnlich, daß diese oder jene Kunst eine eigne Liebhaberei sey, eigne Liebhabereien deuten aber auf eigene Menschen. Gräßlich zu lesen ist (wie Riley erzählt), wie arg sich solche Beschwörer von den Schlangen zerbeißen lassen. Zu Allem braucht's eigene Leute, wenn's gelingen soll, und wenn Thiere dazu nöthig sind, auch eigene Thiere.

Wie völlig ist aber der Zeitsinn im Schlafwachen der Menschen ausgebildet. Und dieser Sinn als Tactsinn und als Zeitgedächtniß, wie stark ist er in diesen höhern Schlangen. Wie? Wenn wahr wäre, was schon oft von Vielen erzählt worden, daß Amerikaner, die irgend eine Schlange als Fetisch in einer Schachtel halten, ihr jährlich einmal Ferien geben, und daß sie dann wirklich nach Wochen oder Monaten wieder zurückkomme, und in die Schachtel krieche? Was bewiese dieses? Verstünden sie, wie ebenfalls erzählt wird, des Menschen Wort und Befehl, so wären sie allerdings gescheidter (nach Luther listiger) als alle Thiere des Feldes, die Vögel und Säugethiere ausgenommen.

Es ist der Magnetisirende der stärkere Theil. Männer magnetisiren Weiber, Männer ihresgleichen nicht leicht, Weiber Männer sehr selten. Es fragt sich, ob Weiber Schlangenbeschwörerinnen werden könnten? Es müßten männliche Psyllen seyn! In der Mythe vom Sündenfall erscheint die Eva als Minusgröße.

Wie Somnambule oder Schlafwachende erscheinen uns die Schlangen und die Amphibien überhaupt, darum die Möglichkeit eines besondern Rapports zwischen ihnen und andern, wenigstens einzelnen Thieren und Menschen. Gegen Thiere wären sie der positive, gegen Psyllen der negative Pol. In den unvollkommnern Thieren tritt noch weder der eine noch andere entschieden hervor. Unter den Bienen äußert sich noch beinahe nichts davon, über den Krokodilen nur noch wenig. Es wird diese Art zu seyn und zu wirken noch an mehreren, besonders Amphibien, entdeckt werden müssen; wirklich zeigt sie sich auch an den Fröschen, denn auch diese starren Würmer und Insecten eine Weile an, ehe sie ihre Zunge gegen sie schießen; auch sie erschrecken diese schon durch ihren Blick, so daß sie sich unruhig hin- und her bewegen. Wir führen selbst die Kunst zu zähmen und gezähmt zu werden auf einen Rapport zurück, weil alle Erklärung aus dem Gedächtniß u. s. w. noch zu mechanisch ist. Je höher oben, desto eher ist der Somnambulismus als Minusgröße genommen, Einseitigkeit, als Plusgröße Vielseitigkeit. Als erstere Krankheit, als letztere ein Heilmittel. Der Mensch kann Alles zähmen. Seine Geschicklichkeit ist in manchen Thieren sich ihrer selbst unbewußte Kunst geblieben, im wahren Erziehen aller Art hingegen zur bewußten geworden, was spätere Thatsachen anschaulich machen sollen.

Schlafwachende haben keine sehr weite Welt. Ihre Unterscheidungsgabe ist dafür scharf auf Einzelnes fixirt.

Die letzte Amphibienclasse sind uns die kleinen und großen Eidechsen (Krokodile). Die vollkommensten stehen den Menschen theilweise nur allzu nahe. Sie haben vier Füße, und sind schon wie Säugethiere gestaltet, legen aber Eier.

Zuvörderst heben wir ihren musikalischen Sinn, dieses auch am Menschen unauflösbare Räthsel, hervor.

Der Stink vereint sich oft mit seinen Cameraden zu einem Concerte. Den Kammeidechsen pfeift man. Sie hören es gerne. Sie kommen näher, lassen sich dann streicheln, und die Schlinge umwerfen. So wird er ihnen zur Falle. So wird auch die Kropfeidechse gefangen. Das Pfeifen macht sie so unachtsam, daß sie ins Netz hineinspringt. Concerte geben auch die Mopseidechsen, und die Kieleidechse nimmt Antheil daran. Sie geben sie aber nur bei Nacht.

Ebenso stellt sich ihre Menschenkenntniß, Zahmheit und Zähmbarkeit heraus. Die Kammeidechsen sind in der Gefangenschaft anfangs wild und tükisch; dann fügen sie sich in ihr Schicksal und werden zahm, sogar zutraulich. Obschon sie in Freiheit nur bei Nacht auf den Raub ausgehen, kann man sie doch an den Nachtschlaf und ans Tagwachen gewöhnen. Welche Umwandlung der Natur des Thiers, Umwandlung der Zeit- und der Lichtuhr im Thier! Welcher Sprung wieder einmal! Ungenirt kommt die Kieleidechse wegen der Insecten in Menschenwohnungen und Wohnzimmer. Sie klettert sogar auf den Tisch, während man speist, fängt Mücken vom Tisch, den Tellern, den Kleidern, und nimmt sie selbst aus der Hand an. Auch die Mopseidechse, die doch mit ihresgleichen im ewigen Krieg lebt, nähert sich dem Menschen ohne Furcht und gern, ist gegen ihn sanft und liebt seine Gesellschaft. Ein Thier, das den Menschen dem Thier vorzieht! So ist auch die häßliche Krötenеidechse von Natur zahm, und läßt sich, ohne zu beißen, herumkollern. Plagt man sie, so kriecht sie nicht schnellen Schrittes fort. Halbzahm ist auch unsre gewöhnliche Eidechse. Im Nothfall beißt sie zwar, allein nur schwach. Knaben halten sie oft in Schachteln und spielen mit ihnen. Auch die Krokodile, diese furchtbaren Thiere, können noch zahm gemacht werden. Die Bewohner der Gestade am Möris hielten immer ein zahmes, das sie köstlich zierten und fütterten. Aber eben an den Krokodilen finden wir wieder ein eigenes Verhältniß, einen sonderbaren Rapport zwischen Thieren und Menschen, ungefähr wie bei den Klapperschlangen, und auch sie scheinen einen Zauber auszuüben. Als in Sumatra in einem Fluß ein Krokodil unter einem Baume, auf dem eine Menge Affen saß, durchzog, geriethen diese alle in eine solche Angst,

daß sie haufenweise erst noch gegen das Ende des Baumes, auf die Zweige gegen das Wasser, dem Krokodil näher, stürzten, sich dem Thier zitternd und die Zähne fletschend immer mehr näherten und endlich herunterfielen. Sonst fliehen oder bekämpfen die Wesen, die Verstand haben, den Feind. Mehrere Thierarten, die in gar keiner naturhistorischen Verwandtschaft mit ihnen stehen, z. B. der Ichneumon oder wohl gar der Regenpfeifer, halten sich immer in ihrer Nähe und gehen gefahrlos mit ihnen um. Gerade zwei der vollkommensten Thiere: Hunde und Pferde, sind nicht durch die Erfahrung erst, sondern von Natur den Krokodilen abhold. Müssen sie in den Nil, so zittern sie angsthaft. Das Pferd will nicht hinein, und der Hund trinkt am Ufer laufend. Pferde schlagen zuerst mit dem Huf ins Wasser, den Hund muß man hintragen. Kann das Krokodil das Pferd am Maul fassen, so ist's verloren. Es fährt mit ihm hinab, daß noch ein Kampf im Reiche des Neptuns werde! Ein Rapport, den man Instinct nennt, bewirkt die Furcht. Dieser Rapport lehrt unterscheiden. Warum konnte Herodot, dessen Aussagen in unsern Tagen durch die französische Expedition nach Aegypten viele unerwartete Bestätigungen bekommen, sagen, daß die Bewohner von Tentyra eine Zaubermacht über sie haben, sich ihrer mit Leichtigkeit, beinahe gefahrlos, bemeistern, daß die Krokodile ihren Geruch fliehen, daß die Tentyrer ihnen nachschwimmen, sich auf sie setzen, wenn sie den Kopf zum Beißen aufheben, ihnen nur ein Querholz ins Maul stecken, dieses mit beiden Händen halten, und es so ans Land treiben — ohne daß es untertauchen wolle, was es doch augenblicklich könnte, wenn eine andere Art von Natur es nöthigte. Es scheint die Einwirkung eines Psyllen im Spiel zu seyn. Man sagt, die Tentyriten können am besten mit ihnen umgehen. Sie müssen eine Verwandtschaft zu den Krokodilen haben. Gegensätze verstehen einander nie. So wird Obiges bestätigt!

Für Kampflust, Zornfähigkeit und einige andere, höherstehende, Fähigkeiten sprechen noch folgende Thatsachen:

Sobald die Kammeidechse, durchs Pfeifen betrogen, den Betrug merkt, wehrt sie sich gewaltig, obschon man sie sanftmüthig und dumm nennt. Die Männchen vertheidigen die Weibchen biedermännisch. Keck schreitet die Mopseidechse auf eine andere los, und diese steht ihr Rede. Es entsteht ein Zweikampf. Sie können sich so in einander verbeißen, daß sie kaum mehr von einander loskommen können. Vermuthlich gilt der Kampf wegen der Weibchen und solche scheinen um die Kämpfenden herumzustehen und ruhig zuzuschauen. Eigenheiten, die hier zuerst auftreten, später sich oft wiederholen! Hartnäckig

soll sich die Fechtereidechse sogar gegen große Schlangen vertheidigen, zornig die Kropfeidechse gegen den Menschen springen und in ihn beißen. Nach jeder Ermüdung setzt sich die Mopseidechse auf die Hinterbeine, streckt die breite Zunge heraus und lället wie ein Hund; daher ihr Name. Träg ist das berühmte Chamäleon. Zum Zorne jedoch, als einer tief unten stehenden psychischen Eigenschaft, ist's sehr aufgelegt, und ändert dann, nicht wie der Mensch nur, seine Gesichtsfarbe, sondern die des ganzen Körpers. Das afrikanische wird vom Zorn schwarz. Daß ihr schneller Farbenwechsel von innen wirklich nur von der Seele komme, ist das Wahrscheinlichste. Angst macht ihnen eine andere Farbe als Zorn. Aehnliches tritt theilweise auch an andern vollkommnern Thieren, aber eben nicht an den vollkommensten auf. Sie sind immer gegen ihresgleichen und gegen Menschen übelgelaunt, eigensinnig. Nichts mögen sie vertragen. Arg beißen sie sich in der Gefangenschaft miteinander herum. Man will bemerkt haben, daß Kieleidechsen, die in Betten von Schillertafft sich aufhielten, schillernd gefärbte Jungen geboren haben, wie wenn beim Zeugen ihr Auge und ihre Einbildungskraft besonders ins Spiel gekommen wäre.

Auch mehrere Eidechsen erfassen ihren Raub oft lange vorher mit dem Auge, ehe sie den Sprung thun, und messen bedächtlich die Entfernung mit der Seele des Auges. Grause, schreckliche Thiere sind die Krokodile. Sie lauern im Wasser, nur die Schnauze über ihm. Schnell fahren sie schwimmend auf ihren Raub: Schafe, Schweine, Ochsen und Menschen. Flink packen sie an, schlagen ihn mit dem Schwanze wie mit einer Keule nieder, zerren ihn unter das Wasser und ertränken ihn. Sie fahren auf jedes Thier am Ufer los, ergreifen Weiber, die Wasser schöpfen, stürzen sich auf badende Kinder, erfassen den Arm des Menschen im Nachen, wenn er nachlässig über Bord hängt, und klettern am Nachen hinauf, einen Menschen herauszuholen. Sie kommen aufs Land, packen in Kähnen schlafende Fischer an, suchen in der Nacht Kinder auf dem Lande, in Dörfern, eilen mit ihnen davon und ertränken sie schnell, wenn sie schreien. Bestien, die den Menschen, wie wenn er ein Thier wäre, mit Menschenlist, Menschenbosheit und Menschengewalt überfallen, ermorden! Warum hilft hier die Natur dem Thier, nicht dem Menschen, nicht dem schuldlosen Kinde? Wie ein geschlossener Phalanx fest als Gesellschaft und wie in einem Bunde zusammenhaltend, treiben sie die Fische stromaufwärts. Im Kampfe mit Menschen zeigen einzelne wilden Zorn, nicht zu brechenden Eigensinn, lang anhaltende Verfolgungswuth. Der Tentyrer geht mit diesem Thiere schon wie mit einem

Menschen, aber das Thier mit dem Menschen als mit einem untergeordneten Thiere um.

Wir haben nun unsere Ansichten über die Lurche angedeutet, wir verlassen sie, mit ihnen die vier tiefer stehenden Classen, und erheben uns zu den noch vollkommnern aufs Land und in die Lüfte. Der Sprung scheint noch ein außerordentlicher, ein allzugroßer zu seyn, wenn wir sogleich an die vollkommensten Vögel und Säugethiere denken.

In unserm System als Stufenleiter nun einmal vom Punktthierchen bis zur Schlange und zum Krokodil hoch genug gestiegen, sollte klar geworden seyn, ob unser Princip überhaupt, und unser Eintheilungsprincip insbesondere, sich durch die lange Reihe von Thatsachen als wahr oder aber als unwahr, als einfach oder als erkünstelt herausgestellt habe. Wir hoffen, uns keiner Künste bewußt, das erstere sey der Fall. Doch dürfen wir einen Augenblick auf dieser Höhe ruhen, rück- und vorwärts schauen, und die Classe, bei der wir nun angelangt sind, vergleichend genauer bezeichnen.

Die tiefstehenden Würmer zeigten uns wirklich nichts, was die bildende und sorgende Natur nicht im Schlafe, der ja ebenfalls Leben, und zwar ein so wunderbares als das wache ist, könnte und thut.

In den Ringelwürmern fing der Organismus an, sich aus dem eigentlichen Schlafe herauszuwinden, d. h. Träumer zu werden. Welche Menge von Mittelstufen aber vom Anfange des Traumes bis zum Vollendeten hinauf. Der unerhörte, der Wunderdinge thut? Er geht durch die Insecten, und ging in diesen hinauf bis zum Schlafwandel. Als vollendeter Schlafwandel erscheinen uns die vollkommensten Insecten, die Bienen, Ameisen und Termiten. In jeder Vollendung oder Vollkommenheit liegt ein Anfang zu etwas Neuem und darum ein Unvollkommenes, im Schlafwandel der Anfang zum Somnambulismus, welchen wir mit seinem magnetischen Rapporte eben in diesen Insecten schon hervorbrechen gesehen haben. Stärker tritt dieser in der Classe der Fische auf. Für sie als Halbschlafwandler, dem Wachen näher, sind Licht und Metallreiz von größerer Bedeutung. Der Mensch kann schon ihren Sinn binden, sie abrichten. Ist der Somnambulismus höher, und stehen die Amphibien höher als die Fische, so muß die Fähigkeit zum Rapport besonders bei ihnen zum Vorschein kommen, und das wache Leben vorbereiten. Menschlich mit ihnen zu conferiren, muß schon leichter seyn.

Wir wissen auch, daß die Zahl der Schlafenden und Wachenden die größte, die der Träumer kleiner, und die der Somnambulen unverhältnißmäßig klein, die allerkleinste ist. Vögel

und Säugethiere gehören in aller Beziehung zusammen; beide wachen, aber die Insecten gehören nicht zu den Würmern. Langsam bereiten die Würmer die Insecten, langsam die Fische die Amphibien vor. Der Somnambulismus ist ein ganz eigener Zustand und Einseitigkeit. Nur Schlafen und Wachen sind, jedes in seiner Art, vollständig. Traum- und Schlafwandel und somnambules Leben sind unvollständige, einseitige, abnorme, und insofern kranke Zustände. Der Somnambulismus ist der abnormste, krankeste, weil er schon das wache Leben verspottet, und er scheint in manchen Amphibien als wahre Carricatur. Darum sind sie auch meist abschreckende Naturen, und die größere Zahl erregt Widerwillen. Sie haben viel Verstand, und sind doch durchweg traurige, kriechende Formen. Unser Widerwille gegen sie ist vermuthlich bar somnambulistisch. Sie empfinden, denken, sterben zum Theil wie die Wachenden und wie wir, und sind doch noch so tief unter ihnen und uns! Wie aber der Schlaf als scheinbarer Tod und als Abwesenheit, das Wachen als scheinbare ewige Lebensdauer Natur ist, so ist der Traum als Leben nur Eines Theils, so ist der Nachtwandel als Leben irgend eines Andern, und der Somnambulismus als solches in einem Dritten, Natur, wie der Wurm, das Insect, der Fisch, der Lurch und der Vogel Natur sind. Höheres, Menschlicheres des menschlichen Somnambulen muß der Lurch noch mangeln. Wie nun aber der Somnambulismus im Menschen nur ein Innerliches ist, nicht aus sich selbst heraustritt, nichts bildet, so ist auch derjenige des Lurchen. Darum in ihm keine Spur von Kunst nach außen, und äußerlich veredelndem Bildungssinn und Triebe. Die eigentlichen Künstler sind die Schlafwändler, und eben diese sind die vollkommensten Insecten.

Wie wohlgewählt war in Moses Mythe die Schlange als Symbol des Bösen und Halbmenschlichen! Vom Menschen noch so weit entfernt und ihm dennoch so nahe! Kein tieferes und kein höheres Thier hätte so gut gepaßt. Noch fällt uns hier in den Sinn, daß ebenfalls einem Lurch, und nur einem Lurch heuchlerische Thränen (Krokodilenthränen) zugeschrieben werden. Schlange und Krokodil aber repräsentiren die ganze Amphibienclasse.

Wir erinnern uns am Ende dieser Reihe und Reihen nur noch, daß die Erdpsyche, der große Erdgeist es ist, der dem Wurm im Schlafe, dem Insect im Traume und höher oben im Schlafwandel, dem somnambulen Fisch und endlich dem Lurch Alles vorhält, Jedes auf seiner Stufe schaut nach seiner Art, und Jedes, innerlich mit seiner eigenen Welt, könnte es sich aussprechen, ein eigenes Situationsgemälde müßte liefern können.

